Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1897.

Inhalt.



Berlin, den 3. Juli 1897.

Hofgeschichten.

Berlin, am sechsundzwanzigsten Juni.

Liebe Rina,

Du scheinst wirklich zu glauben, hier sei mindestens der Teufel los und Deine holde Anwesenheit unbedingt nöthig, um die schwebenden Sachen in Ordnung zu bringen; sonst würdest Du Deinen bei der Hitze doppelt geplagten korpulenten Bruder, Vater eines noch immer nicht unter die Generalstrebler versetzten Premiers und wüthenden Pferdenarren, nicht mit Briefen bombardiren und sogar, gegen märkisch sparsame Gewohnheit, kleine Kapitalien zinslos in Depeschengebühren anlegen. Lotte hat Dir doch Alles lang und breit geschrieben. Aber Du denkst offenbar, ich behalte das Beste für mich, spreche nicht einmal mit der theuren Gattin davon, wohl weil es sich um die bekannten strengsten Staatsgeheimnisse handelt, und drohst nun, wenn ich nicht endlich herausrücke, den nächsten Zug nach hier zu benutzen. Drohung nennst Du, mein Herz, diese Ankündigung, nicht ich; mir wäre es natürlich nur lieb, Dich mal wieder zu sehen, beim Herbergsvater Uhl einen anständigen Happen mit Dir zu essen und Alles zu beschwatzen, was sich in den altpreußischen Provinzen ereignet hat, seit das Heimweh nach Eurem Viehzeug Dich uns entriß. Aber ich bin ein zu guter Kerl, um meinen Nächsten, und wäre es der Allernächste, ohne Sinn und Zweck aus seiner Ruhe zu scheuchen, und deshalb rathe ich Dir, als brüderliches Gemüth, früherer Vormund und Vertreter des alten befestigten Grundbesitzes: bleibe auf dem Lande und nähre Dich redlich von jungen Schoten und dicker Milch oder packe die Koffer für Schwalbach! Hier findest

Du nichts als Hitze, Staub, Bierkonzerte, Buddelei und eklige Demokratenentrüstung, die fast so schweißig riecht wie die Friedrichstraße abends zwischen sechs und acht. Es ist wirklich nichts los und keine halbwegs vernünftige Christenseele bliebe bei dem Thermometerstand hier in dem Affenkäfig, wenn wir nicht Herrenhaus hätten und ein paar Schuster, die bei jeder Krisis zeigen möchten, daß sie auch noch leben, plötzlich höchst neckisch aufgetaucht wären ... In Eurem Biereifer vergeßt Ihr ganz, daß S. M. gar nicht hier ist, die sogenannte hohe Politik also jetzt nicht am Spreestrand gemacht werden kann. Richtet Eure kummervoll fragenden Aeuglein nach Kiel oder tippt bei Sendens Verwandtschaft an, ob Der vielleicht schon was weiß. Die Superklugen thun ja wieder mal, als ob sie das Nordseegras wachsen hörten, aber ich merke, daß sie keine Ahnung haben, so wenig wie ich. Seit damals, noch vor der Tauscherei, unser alter Chlodwig ganz tapfer das Entlassungsgesuch in die Rocktasche steckte, weil er an die gräuliche Vereinsgeschichte nicht heran wollte, wackelt so ziemlich Alles, trotzdem der gute Onkel sich am Ende doch wieder breit schlagen ließ und für das untergeschobene Kind wie für das eigene eintrat, mit 'ner richtigen Rede. Daß der Biebersteiner und der Ewige Staatssekretär endlich erledigt sind, weißt Du; sie waren à la longue unmöglich geworden, ordentliche Wahlen mit ihnen nicht zu machen und ich zweifle sogar, daß sie sich in ihrer jetzigen Beschaffenheit auch nur über den Sommer halten, selbst auf Eis. Was aber dann kommt? Bernhard Bülow: schön; gilt als gute Nummer, alter Kurs, Manieren, was gelernt und mit dem moabiter Organisator der Niederlagen jedenfalls nicht in einem Athem zu nenen. Schon ein Glück, daß mal wieder von draußen Einer kommt, der die Dinge aus der Entfernung gesehen hat und weiß, wie man anderswo über unseren Kram denkt; kennt außerdem Goluchowski aus Bukarest, Rudini und die Coulissenschieber des Vatikans aus Rom sehr genau und auch sonst eine schwere Menge nützlicher Beziehungen. ... Aber im Innern? Du glaubst, nach der Zeitung, an Miquel und hast Bedenken. Mein Engel, er ist nicht mehr der liberale Diskontomann und Gründerfreund, den der lackirte Hausknecht schlecht behandelte; hat sich mächtig gemausert und ist, trotz pupillarischer Unsicherheit, die ja nie ganz verschwunden, unser bestes Kaliber, — wenigstens in Sehweite. Ob ers aber thut? Richtiger Kanzler mit Eichenlaub wird er kaum — Kommunismus und Bodenkredit ist auf einen Hieb ein Bischen viel — und Das mit dem Vice scheint mir doch Kateridee. Er hat auch zu gräßlich viel in den Parlamenten geredet, kann von Richter immer gleich bei früheren

Aeußerungen gepackt werden und ist wohl froh, wenn er den Reichstag nicht sieht. S. M. hält ja große Stücke auf ihn (eigentlich merkwürdig!) und der Pfiffikus hat, scheinbar ohne sich zu rühren, Manches gemacht; aber mein Tip bleibt, weil ich Miquels Schlauheit zu schätzen weiß, doch: Posadowsky für Boetticher. Und meine Witterung war mitunter ganz gut; denkst Du noch daran, wie ich Dir im Januar, mitten im Krisengeschrei, schrieb, vor dem Sommer seien keine Veränderungen zu erwarten?

Uebrigens ist schließlich Alles Jacke wie Hose; es fällt mir nach den Erfahrungen und Fehlschlägen der letzten Jahre schwer, überhaupt noch an bessere Zeiten zu glauben, und manchmal fürchte ich, wir haben vorläufig ausgespielt und keinen Grand zu hoffen, nachdem wir unsere sichersten Trümpfe aus der Hand gegeben haben. Drei Wünsche hätte ich noch; und wer die erfüllt, soll mir bei Tag und Nacht willkommen sein. Erstens und hauptsächlich: S. M. muß aus der Schußlinie entfernt und dem Geträtsch der Leute entzogen werden, sonst endet die Geschichte nicht gut; es taugt heute nicht, wenn vom Monarchen immer geredet wird. Zweitens: Schluß der Liebäugelei und Geheimbündelei mit der liberalen Presse; kommt doch nichts dabei heraus und verwirrt uns die Geister nur noch mehr. Drittens: Pause in dem nachgerade langweiligen Kampf gegen den Umsturz; Friede mag unmöglich sein, aber wenigstens Waffenstillstand, meinetwegen für zwei, drei Jahre, um zu sehen, was aus der Sache wird, wenn man die Hände davon läßt. Wir brauchen alle Kräfte, können uns 97 nicht auf den Standpunkt von 50 stellen und gehen innerlich zu Grunde, wenn nicht die Möglichkeit einer Verständigung finden. Die Rothen sind heutzutage besser als ihr Ruf; daß sie in der Artilleriefrage Jahre lang dicht gehalten haben, hat selbst oben, wie ich höre, imponirt, weil es beweist, daß nicht in jedem Sinn vaterlandlos. Und am Ende erkennen doch die Helleren auch unter uns, daß sich da was sehr Merkwürdiges regt und unterrichtete und fleißige Leute, besseres Material als in meisten anderen Parteien, dabei betheiligt sind. Wenn man den Allerhöchsten Herrn nur zu dem Glauben bringen könnte, daß alles Gefährliche daran von selbst vergeht, zum größten Theil schon vergangen ist und wir verdrehte Kerle sind, wenn wir die Sache nicht einschlafen lassen! . . . Herrgott: Du willst Neuigkeiten und ich quäle Dich mit dem Entwurf der Rede, die ich über das Vereinsgesetz nicht gehalten habe. Da siehst Du deutlich, daß nichts zu berichten ist, und wirst die erregten Nerven und ähnliche Chosen beruhigen. Ja richtig, — Etwas weiß ich doch noch, aber es ist nur Gerücht und mit Vorsicht zu benutzen: der Ewige

soll von der Diskonto-Gesellschaft, mit der er via Stralsund ja schon lange Freundschaft geschlossen hat, geworben sein. Weiß zwar nicht, was mit ihm wollen, aber: Das wäre was für meines Vaters Tochter und für ihren uninformirten, uneingeweihten, aber gehorsam und zärtlich grüßenden Bruder

Moritz.

Kressin, am achtundzwanzigsten Juni.

Mein guter Moritz,

Das sieht Dir wieder ähnlich! So warst Du aber schon immer: spielst den Harmlosen, die Unschuld vom Lande, sagst dabei die sonderbarsten Sachen und ziehst Einen, wenn man für sein Leben gern was Genaues wissen möchte, an der Nase herum. Du entwickelst mir, die Du als Lieutenant in Deinen höflichsten Stunden ein blondes Gänschen nanntest, ein ganzes Programm — wovon später — und schweigst Dich in sämmtlichen verfügbaren Dialekten über meine Fragen aus. Ich glaube nämlich nicht, meine theure brüderliche Liebe, daß Du wirklich nichts weißt. Ihr erfahrt in der Fraktion unter der Hand immer Allerlei und für Euch führen viele Wege nach Kiel. Ich habe Dir vierundzwanzig Stunden Schonzeit gegönnt, verlange nun aber umgehende Antwort und bin ernstlich böse, wenn Du weiter den Diplomaten markirst. Sind die Ekels definitiv weg? Bleibt Chlodwig? Und wie lange? Wer ist sein Nachfolger? Wird im Auswärtigen Amt Musterung gehalten — Du weißt schon, wen ich meine — und ist Phili nicht etwa irgendwo in Sicht? Posadowsky muß inzwischen doch ernannt sein? Wer kriegt die Post? Und ist es wahr, daß Tirpitz so krank ist? Wenn Du, wie sichs für einen anständigen Bruder gebührt, pünktlich geantwortet hast, will ich mit Dir über Dein Programm reden, auf Wunsch sogar mündlich. Einstweilen nur: Punkt Eins und Zwei haben meinen Beifall, aber Drei —! Du bist ja beinahe schon reif für die Rothen, verherrlichst sie ja förmlich. Das könnte nett werden, wenn man sie ruhig gewähren ließe! Adolf, der munter, schüttelte auch den Kopf, als ich ihm Deine Wunderlichkeiten vorlas, und sagte dann, Du meintest es wohl nicht so schlimm, könntest doch nicht plötzlich vergessen haben, daß Du einen Jungen in der Armee hast und bei festlichen Gelegenheiten selbst den Rock des Königs trägst. Weißt Du: Ihr seid Alle schrecklich schlapp geworden! Ich sollte Eure Kanonen und kleinkalibrigen Gewehre haben, — in einem Nu brächte ich die Rasselbande zur Raison ... Und von der Hauptsache sprichst Du Scheusal gar nicht. So lange wir nicht Frieden

mit Friedrichsruh haben, wirds nicht besser; aber einen richtigen Frieden, nicht etwa nur Waffenstillstand. Steht dieser Punkt nicht mehr vorn auf Deinem Programm, seit Du unter die Anarchistenrotte gegangen bist? Bessre Dich schleunigst, Morchen, und vor allen Dingen schreib mir sofort und ausführlich, denn ich zapple vor Aufregung und kann, weil mein Fuchs lahmt, mich nicht mal ruhig reiten. Ich schicke Euch Schoten, grüße Lotte sehr innig und Dich . . . na, Dich auch, aber nur unter der Bedingung, daß Du gleich ordentlich antwortest und Dich endlich gewöhnst, die würdige Dame sehr ernst zu nehmen, die unter anderen Vorzügen auch den hat, zu sein und trotz Mißhandlungen zu bleiben Euer Hochgeboren treuestes

Rinchen.

Berlin, am dreißigsten Juni.

Madame und Rinette,

sonst hast Du doch hoffentlich keine Schmerzen? Mild bist Du ja nicht gerade gegen einen alten Mann. Aber ich will feurige Kohlen auf Deine Zöpfe sammeln und Dir treulich Alles berichten, was bisher bei dreißig Grad transpirirt ist . . . und was Du wahrscheinlich schon gestern Abend im Blättchen gelesen hast. Vielleicht noch ein Bischen mehr. Um mit Deiner Hauptsache zu beginnen, die natürlich noch immer auch meine Hauptsache ist: der Friede mit Friedrichsruh scheint geschlossen und kann, da die persönlichen Hetzereien von der bekannten Seite nun wohl wegfallen werden, von besserem Bestand sein als früher. Nach der Wedelgeschichte, der Handlangerrede und dem Schweigen am Wilhelmstag hätte ichs, offen gesagt, nicht gedacht. Aber es scheint, daß Miquel — siehst Du endlich ein, daß Du ihm Unrecht thatest? — das richtige Wort gefunden und an maßgebender Stelle bewiesen hat, welchen Zuwachs an Prestige nach außen und innen eine dauerhafte Verständigung bedeuten würde; soll eine Art Bedingung der neuen Leute sein. Die Folge war der unerwartete Besuch Chlodwigs und Bülows im Sachsenwald; die Bismarckfeinde fürchten schon, Herbert könne Botschafter werden, woran ich noch nicht glaube. Ueberhaupt, mein Schatz, liebe ich die Illusionen nicht und halte auch jetzt noch Rückschläge nicht für ausgeschlossen: der alte Herr fragt nicht nach persönlichen Freundlichkeiten und wird sicher nur eine Politik unterstützen, die er nach seiner Erfahrung für nützlich hält. Warten wirs also ab. Deine übrigen Fragen kann ich, da wir um zwölf Sitzung haben, nur im Depeschenstil beantworten, wie sie gestellt sind. Die beiden Vielgeliebten sind im Wurst-

kessel und Du ersparst mir wohl den Nekrolog; man hat sich mit den Leuten gerade lange genug beschäftigen müssen und hats dick. Dem Bieber-steiner ist Konstantinopel zugedacht, wo Saurma abgesägt werden soll. S. M. scheint aber noch keine rechte Lust zu haben, dem Sultan den Staats-anwalt auf den Hals zu hetzen, und wird für die Ernennung vielleicht nicht mobil zu machen sein. Köller, der unter den Beiden nicht dienen wollte — was ihn wirklich ehrt —, kann nun herein und soll ein unzweideutiges Telegramm bekommen haben, mit der Zoologie entlehnten Charakteristik der beiden Verblichenen. Posadowsky als Ersatz-Boetticher scheint sicher; in Preußen wird natürlich Miquel Vertreter und überall Hauptmacher. Daß Phili nicht als großes Thier nach Berlin will, habe ich immer behauptet, — von Anderem abgesehen, wäre Gehalt für ihn zu niedrig; er soll sogar bei Bülows Ernennung mitgewirkt und schon vor Wochen irgendwo in Italien mit ihm heimlich konferirt haben. Tirpitz, erste Panzerklasse, ist schwer krank, hofft aber, im Herbst wieder auf Deck zu sein; Diäten und Erfüllung einiger Centrumswünsche sollen die Marine flott machen. Ob der Hauptvergifter nun auch endlich fliegt oder, weil er zu viel weiß, behalten wird, wissen die Götter der Nordsee. Die Post soll bestimmt unser armer alter Freund Podbielski kriegen, weil S. M. zu glauben scheint, die Post-schweden seien ein sozialdemokratisches Heer, das nur ein forscher General mit Schneidigkeit bändigen könne. Also der alte Jammer, der alte gefährliche Irrthum! (Aber über Punkt Drei meiner Wünsche wollen wir heute nicht reden.) Und der neue Kanzler? Das ist des Pudels Kern. Ich habe ziemlich sichere Zeichen, daß Hohenlohe nicht über den Herbst hinaus bleibt. Vielleicht führt die Thatsache, daß er vor Friedichsruh mit Bülow in Altona zum Besuch war, auf die Spur seines Erben. Da ist offiziell noch nichts sicher gefingert, doch glaube ich, daß mit dem Altonaer verhandelt wurde und daß er nach Beseitigung der Hindernisse in das Geschäft hineinsteigen will. Vorläufig in unseren Kreisen Jubel, den ich nicht leisten kann; werde deshalb als Grillenfänger und Schwarzseher verhöhnt, fürchte aber, mit Marine und Umsturz kommen wir auch nicht weiter. Sehr lustig ist hier die demokratische Presse: die Kerls thun, als hätten sie ihre Herzallerliebste verloren, und dabei haben die zur Strecke Gebrachten doch Alles mitgemacht und hätten noch mehr mitgemacht, wenn länger geduldet worden wären. Ob die Neuen auch mitmachen werden? Davon hängt Alles ab. Wir brauchen feste Neinsager, sonst kriegen wir die Karre nicht aus dem Dreck. Entschuldige das üble Wort und glaube trotzdem an den tiefen Respekt Deines zärtlich schwitzenden Bruders Moritz.



Volksthümliche Hochschulkurse.

I.

Mit dem Wissen kommt das Denken und mit dem Denken der Ernst und die Kraft in die Menge.
A. v. Humboldt an F. v. Raumer.

Der Aufforderung des Herausgebers, in der „Zukunft" eine Sammlung von Gutachten deutscher Hochschullehrer über die Einrichtung volksthümlicher Hochschulkurse zu veröffentlichen, bin ich um so lieber nachgekommen, als ich glaube, daß die Bewegung für Ausbreitung des akademischen Unterrichtes daraus einigen Vortheil ziehen wird. Denn nach den mannichfachen Angriffen, die namentlich seit dem vorigen Winter gegen diese Einrichtung erhoben wurden und die sich meist auf die Ansicht von der Profanirung der Wissenschaft durch diese Kurse stützen, scheint es mir wichtig, zu zeigen, daß nicht nur einzelne Universitätlehrer in Deutschland, die schon seit längerer Zeit dafür thätig sind, sich der Sache annehmen, sondern daß die Werthschätzung einer solchen erweiterten Volksbildung auch bis in die Kreise der Professoren eingedrungen ist, die durch Beruf und Neigung nicht von vorn herein für sie eingenommen waren.

Es ist bekannt, daß im verflossenen Winter an vier deutschen Universitäten eine energische Agitation für die Ausbreitung des akademischen Unterrichtes begonnen hat. Nachdem man im Auslande, zuerst in England, seit mehr als zwei Jahrzehnten die Segnungen der Universität immer weiteren Volkskreisen zugänglich gemacht hatte, nachdem das sogenannte University Extension Movement einen wahren Siegeslauf über die Erde gehalten und fast alle civilisirten Völker in seinem Bereich gezogen hatte, wollte man auch in Deutschland nicht zurückbleiben.*) Jena, München, Berlin und Leipzig traten zuerst in die Bewegung ein; zwar ist die Einrichtung volksthümlicher Hochschulkurse bisher an keiner dieser vier Universitäten zum Bestandtheil des akademischen Unterrichtes selbst gemacht worden, sie wird vielmehr in München und Jena von dem „Volkshochschulverein München" und dem jenenser Zweige der Comenius-Gesellschaft durchgeführt, während von den leipziger Professoren einstweilen nur einzelne Vorträge veranstaltet werden und in Berlin der Plan in dem in diesem Jahre zufällig ungünstig zusammengesetzten akademischen Senate scheiterte. Aber es ist ja nicht unbedingt nöthig, daß die

*) S. über die Details mein Buch: „Volkshochschulen und Universität-Ausdehnung-Bewegung", mit einer Einleitung vom Professor Ed. Reyer in Wien. Leipzig, Verlag von G. Freund, erste und zweite Auflage 1897.

Universitäten gleich von Anfang an die Sache in ihren eigenen Pflichtenkreis übernehmen, wie es z. B. in Nordamerika geschehen ist, wenn auch eine solche Uebernahme durch die Universität selbst immer außerordentlich wünschenswerth bleibt. Man wird in den hier mitgetheilten Urtheilen, denen andere folgen werden, die widersprechendsten Meinungen über nebensächliche Punkte, wie namentlich die Honorirung der Kurse und den zu fordernden Eintrittspreis, finden; in der Hauptsache aber, in der Schätzung der Nützlichkeit der Volkshochschulkurse, sind alle einig. Möge die Sammlung zur Klärung der Ansichten beitragen, möge sie aber vor Allem helfen, ungerechtfertigte Befürchtungen zu zerstreuen und weite Kreise mit dem festen Willen zu erfüllen, für die neue Einrichtung einzutreten.

Ernst Schultze.

Bei neuen Maßregeln der sozialen Reform kommt es öfters nur darauf an, daran zu erinnern, daß in anderer Gestalt das Neue längst da ist. Die volksthümlichen Hochschulkurse sind in loserer Form lange vorbereitet durch die Vorträge, wie sie für den berliner Handwerkerverein, wie sie für eine große Zahl von deutschen Arbeitervereinen durch studirte und gelehrte Persönlichkeiten seit der Mitte dieses Jahrhunderts gehalten worden sind. Diesen wird man heutzutage kaum noch vorwerfen, daß sie zu viel gethan, sondern nur, daß sie zu wenig geleistet haben. Aehnliches ist in Form der gedruckten Sammlungen von wissenschaftlichen Vorträgen versucht worden, die vor einem Menschenalter begonnen und seitdem immer mehr Nachfolge gefunden haben. Wenn man jetzt in dieser Richtung mehr thun will, so wird sich dagegen nichts Erhebliches einwenden lassen. Ob es zu diesem Zweck ausschließlich Universitätlehrer sein müssen, ob nicht auch sonst eben so geeignete Lehrkräfte dafür zu haben sind, möchte ich dahin gestellt sein lassen. In England bedeutet University-Extension keineswegs blos den Unterricht durch Universitätlehrer, sondern durch Graduirte der Universitäten.

Daß durch solche „Kurse" für die Ausbreitung der wissenschaftlichen Bildung mehr geschehen kann als durch einzelne Vortragsstunden, ist gewiß. Ob aber dadurch irgend ein bestimmter Erfolg, zumal im Dienste der sozialen Reform, herbeigeführt werden wird, läßt sich natürlich nicht voraussagen. Auf diesem Gebiete muß man Vielerlei versuchen, „Gutes thun und nicht müde werden". In England, woher das Muster kommt, ist man von der Neigung frei, immer in einem einzelnen neuesten Projekt das Allheilmittel zu sehen. Wichtig ist es für sich allein, wenn durch ein neues Stück sozialer Arbeit dazu beigetragen wird, die Kluft, die zwischen den Klassen liegt, auszufüllen.

Manche Erfahrungen, die man in Deutschland während der letzten Jahre gemacht hat, zeigen den Eifer und den Ernst der Zuhörerschaft in solchen Kursen. Das reifere Alter und zum Theil der bescheidenere Stand zeigen einen bemerkenswerthen Kontrast gegen bekannte Auswüchse des Universität=

lebens, an denen die Söhne der vornehmeren Klassen sich vorzugsweise betheiligen. Wenn jene Beispiele auf diese zurückwirken sollten, so könnte Das sehr heilsam sein.

Göttingen. Professor Dr. Gustav Cohn.

Mit dem Plan der Hochschulkurse bin ich völlig einverstanden, sowohl was den Zweck betrifft, als was die Mittel anlangt. Die gefürchtete Verbreitung von „Halb-Bildung" ist doch — hoffentlich! — von Universitätlehrern weniger zu besorgen als von den zahlreichen anderen Leuten, die, ohne ein bestimmtes Fach zu beherrschen, überall in Deutschland Vorträge über alles Mögliche halten. Wo es nicht gelingt, daß die Universität als solche die Kurse einrichtet, was freilich das Erwünschteste wäre, da mögen die einzelnen Universitätlehrer, die der Sache geneigt sind, sich auf eigene Faust dafür zusammenthun. Zweifellos besteht ein dringendes Bedürfniß der Art: hier in Breslau hat der schon lange sehr erfolgreich wirkende „Humboldt-Verein für Volksbildung" in diesem Winterhalbjahr mit etwa sieben Universitätlehrern solche Vortragscyklen veranstaltet, die nicht nur sehr stark belegt, sondern auch musterhaft fleißig besucht wurden: der Erfolg war ein höchst erfreulicher und wird sich sicher im nächsten Winter wiederholen. Dabei ist nur darauf zu achten, daß möglichst mannichfache Fächer dargeboten werden und der nicht zu umfangreiche Stoff von jedem Vortragenden in zehn bis zwölf Stunden (höchstens) erschöpft werden mag.

Breslau. Professor Dr. Felix Dahn.

Was das Gutachten angeht, das Sie von mir wünschen, so erachte ich Ihren Wunsch als einen Wunsch nach Mittheilung unserer bisherigen Erfahrungen. Sie sind sehr einfach: Wir haben das größte Entgegenkommen gefunden bei den Dozenten sämmtlicher hiesigen Hochschulen. Ueber achtzig Dozenten haben sich mit der größten Opferwilligkeit bereit erklärt, als Lehrende mitzuwirken. Es sind alle Fakultäten, darunter die ersten Koryphäen der Wissenschaft, unter den Lehrenden vertreten. Nur die juristische Fakultät macht eine Ausnahme; sie ist lediglich durch einen, allerdings ausgezeichneten, Honorarprofessor betheiligt. Eben so ist die Theilnahme aller Klassen der Bevölkerung, mit Ausnahme des Ministeriums und einzelner vornehmen Kreise, der Art, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Das Ministerium verhält sich ablehnend. Doch macht uns Das keine Schwierigkeiten bis auf einen sehr wesentlichen Punkt. Während wir für alle Vorlesungen, die keines naturwissenschaftlichen Apparates bedürfen, von der Stadtverwaltung in liberalster Weise mit Hörsälen versehen worden sind, hat uns das Ministerium die Benutzung der für

den naturwissenschaftlichen Unterricht nöthigen Hörsäle der Universität und des Polytechnikums, mit Ausnahme des Hörsaales des hygienischen Institutes — und diesen nur gegen hohen Entgelt —, versagt. Sogar ein Hörsaal des Polytechnikums für Vorlesungen über Perspektive wurde uns trotz der Befürwortung des Direktors des Polytechnikums vom Minister abgeschlagen; trotzdem fand der Cyklus statt, allerdings unter sehr erschwerenden Umständen; er war dicht gedrängt besucht; die Leute kamen mit Reißbrettern und zeichneten mit und hielten nicht nur aus bis zum Ende, sondern der Besuch war am Ende noch stärker als am Anfang. Allein physikalische und chemische Kurse zu halten, wird uns in Folge jener ablehnenden Haltung des Ministeriums sehr schwer fallen. Doch ist es nicht aufgegeben.

Die Theilnahme an den Kursen ging weit über alle Erwartung. Die Gesammtzahl der Personen, die an den einzelnen Kursen theilnahmen, betrug 1440, davon 1087 oder 75,49 Prozent männliche, 353 oder 24,51 Prozent weibliche. Davon waren dem Berufe nach

Kaufleute und Bankbeamte	226 oder	15,70 %	Schriftsteller, Redakteure 2c.	26 oder	1,81 %
Technische Berufsarten und Fabrikanten	102 „	7,08 %	Lehrstand	83 „	5,77 %
Beamte	83 „	5,77 %	Studirende	111 „	7,70 %
Offiziere und Militär	28 „	1,94 %	Rentner, Privatiers	14 „	0,97 %
Gelehrte Berufsarten	33 „	2,29 %	Handwerker und Arbeiter	428 „	29,72 %
Künstler und Kunsteleven	50 „	3,47 %	Damen ohne bestimmten Beruf	256 „	17,78 %

Von diesen 1440 Personen ergingen 3908 Anmeldungen zu den Vortragscyklen, und zwar 85,36 Prozent von männlichen und 14,64 Prozent von weiblichen Personen. Es betheiligten sich die einzelnen Berufe an diesen Anmeldungen folgendermaßen:

Kaufleute und Bankbeamte	12,90 %	Schriftsteller, Redakteure 2c.	4,17 %
Technische Berufsarten und Fabrikanten	5,09 %	Lehrstand	3,79 %
Beamte	5,48 %	Studirende	6,55 %
Offiziere und Militärs	2,07 %	Rentner, Privatiers	1,77 %
Gelehrte Berufsarten	2,23 %	Handwerker, Arbeiter	43,10 %
Künstler und Kunsteleven	2,03 %	Damen ohne bestimmten Beruf	10,82 %

Die Anmeldungen zu den einzelnen Kursen betrugen bei den Herren: Haushofer 402, Buchner 515, Günther 419, Döhlemann 378, Hahn 186, Schmitt 590, Münsterberg 230, Schäfer 276, Adentino 645, Seitz 267.

Mit wenigen Ausnahmen entsprach der Besuch der Größe der Anmeldungen. Die Säle waren meist dicht gedrängt voll. Um Platz zu erhalten, kamen Viele schon eine halbe Stunde vor Anfang und lasen bis zum

Beginn des Vortrages in mitgebrachten Zeitungen und Büchern. Die Zuhörer folgten mit gespanntester Aufmerksamkeit den Vorträgen. Es war wie Regen auf einen ausgedörrten Boden. Nach den Vorlesungen konnte man beobachten, wie namentlich die Angehörigen der Arbeiterklasse in verständigem Gespräch über das Gehörte sich unterhielten. Auch wurden privatim noch Fragen an die Vortragenden gestellt. Die Fragen, die öffentlich gestellt wurden, gingen meist nicht von Arbeitern aus, sondern fast immer — anonym und schriftlich — von Studirenden, die in der Form von Fragen zur Geltung bringen wollten, daß sie ein Buch, das andere Anschauungen als der Vortragende vertrat, gelesen hatten und gläubig ihm anhingen. Es ist dabei keinerlei Unzukömmlichkeit zu Tage getreten. Wir können mit unserem Erfolge äußerst zufrieden sein. Er rechtfertigt unser Vorgehen vollständig. Namentlich war die Theilnahme der Angehörigen der Arbeiterklasse der Zahl wie der Art nach äußerst befriedigend. Aehnlich wie die Gewerkschaften hier im Keim-Saale vom Keim-Orchester sich schon dreimal Konzerte und im Deutschen Theater von dessen Truppe an zwei Abenden Vorstellungen nur für ihre Mitglieder geben ließen — Aufführungen, die sehr stark besucht wurden, von denen aber die Nichtarbeiterpresse gar keine Notiz nahm —, so kamen die Arbeiter in die Hochschulkurse und folgten athemlos dem da Gebotenen.

München. Professor Dr. Lujo Brentano.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe zu wenig Erfahrung im Gebiet der Volks-Hochschule, um Ihnen ein abschließendes Urtheil darüber abzugeben. Angeregt von dem Verein für ethische Kultur und veranstaltet durch die Pestalozzi-Gesellschaft, wurden hier zum ersten Male in Zürich diesen Winter solche Volkskurse versuchsweise abgehalten. Der Erfolg ist im Ganzen ermuthigend. Ich für meinen Theil habe in sechs Stunden (wöchentlich eine Stunde während sechs Wochen) einen Kurs über volksthümliche Psychologie vom psycho-physiologischen Standpunkt aus gelesen und bin damit besser fertig geworden, als ich fürchtete. Ich hatte etwa 400 Zuhörer, die mit gespannter Aufmerksamkeit bis zum Schluß ausharrten. Doch so sehr ich prinzipiell für die Sache eingenommen bin, weil ich die weite Kluft, die das Volk von den Gelehrten trennt, tief bedaure, muß ich erst einer längeren Erfahrung in der Sache mein definitives Urtheil überlassen; jetzt wäre es unreif. Sie können viel bessere, weil auf längerer Erfahrung beruhende Urtheile über diesen Gegenstand aus Dänemark, England und zum Theil auch aus Wien einholen.

Ich weiß, daß man in Deutschland sehr viele Vorurtheile gegen die Sache hegt. Man fürchtet eine Verflachung des Wissens. Ich will diese Gefahr nicht ohne Weiteres leugnen. Doch scheint es mir, daß sie vermieden

werden kann, wenn die Sache richtig inszenirt und begriffen wird. In dieser Hinsicht sind die Engländer, Skandinaven und sogar die Franzosen den Deutschen entschieden überlegen, — nehmen Sie es mir nicht übel! In Deutschland pflegt die Wissenschaft nicht nur durch Vertiefung — Das ist ja unstreitig der Fall —, sondern leider auch vielfach durch pedantischen Wust der Ausdrücke sich auszuzeichnen, wodurch die Klarheit nicht nur für den Laien, sondern selbst für den Gelehrten leidet. Es ist vollständig unnöthig, durch komplizirte Satzbildungen und Anhäufung von gelehrt erscheinenden Fachausdrücken — ich möchte fast sagen: von wissenschaftlichem Jäger-Latein — einem schwierigen Problem den Anschein noch größerer Schwierigkeit zu verleihen, als die wirklich bestehende ist. Ist die Vertiefung eine deutsche Tugend, so ist die zuletzt genannte Eigenschaft eine deutsche Untugend. Und es ist ganz wunderbar, daß vielfach, wenn der Deutsche populär-wissenschaftlich schreiben will, er dann ins andere Extrem verfällt und oft außerordentlich triviale und oberflächliche, ja sogar von Fehlern und Kritiklosigkeiten strotzende Aufsätze liefert.

Es wäre aber eine Injurie, eine ungerechte Beleidigung des deutschen Geistes, wenn man diese Mängel etwa als unheilbare nationale Charakter-Eigenschaften bezeichnen wollte. Die Klarheit des Ausdruckes hat im Ganzen in den letzten Dezennien in den deutschen wissenschaftlichen Arbeiten bedeutend gewonnen. Es scheint vielmehr die Sache daran zu liegen, daß der ernste deutsche Gelehrte prinzipiell die Popularisirung der Wissenschaft verpönt, sich in seiner Vertiefung vergißt und nur für Den schreibt, der auf seiner Höhe steht, so daß nur oberflächliche und nicht ernst zu nehmende Geister als Popularisatoren auftreten. Es wäre mir ein Leichtes, hier Namen zu nennen. Doch: nomina sunt odiosa!

Wenn man eine Synthese seines Wissens in gemeinverständlichen Ausdrücken zu geben sich bemüht und es dabei vermeidet, unsichere Thatsachen als sichere anzugeben, während man sich daneben bestrebt, dem Volke klar zu machen, wie viel Unbekanntes und Unsicheres noch zu erforschen bleibt, wie viele Dinge, die Jedermann für selbstverständlich hält, noch Gegenstände einer vertieften Forschung werden müssen u. s. w., so ist es meiner Ueberzeugung nach möglich, das Volk über viele Dinge aufzuklären, ohne ihm dem Größenwahn der Allwissenheit beizubringen. Ich glaube sogar, daß bei richtiger Popularisirung nicht nur ein tieferes Denken, sondern auch eine größere Bescheidenheit dem Volke beigebracht werden dürfte. Für den Vortragenden selbst ist es eine vorzügliche Uebung, sich daran zu gewöhnen, sein Wissen klar, kurz, wahr und gemeinverständlich, zusammenfassend zum Ausdruck zu bringen, ohne sich in Detailkram zu verlieren. Man würde damit auch erreichen, das Volk der Wissenschaft gegenüber freundlicher zu stimmen. Man macht manchmal die wunderbare Entdeckung, daß es sehr einfache Leute mit

geringer Schulbildung giebt, die viel richtiger urtheilen und auffassen als manche Akademiker und Fachgelehrte. Es giebt ja bekanntlich eine angeborene Verschrobenheit des Urtheilsvermögens, die mit Hilfe von etwas Gedächtniß und Sitzleder zu den höchsten akademischen Würden gelangt und nicht nur an den Universitäten, sondern überhaupt in der reinen Wissenschaft der Erforschung der Wahrheit großen Eintrag thut. Wie oft haben nicht Laien, sogar schlichte Bauern, schwierige wissenschaftliche Probleme gelöst, die der bisherigen Gelehrtenwelt verschlossen geblieben waren! Beweist Das nicht klipp und klar, daß im Durchschnitt eines ungebildeten Publikums doch eine ziemlich große Dosis gesunden Menschenverstandes und Intelligenz bestehen muß und daß es eine richtig popularisirte Wissenschaft auffassen, verehren und lieben lernen kann? Man braucht sich nicht einmal zu fürchten, rein wissenschaftliche Fragen zu erörtern. Man braucht gar nicht lauter praktische Fächer vorzutragen, deren Nutzanwendung sofort auf der Hand liegt. Ich halte es sogar für viel gesünder, dem Volke die Wege und Gesetze anzudeuten, welche die Grundlinien der Wissenschaft bilden und aus denen sich später die Technik von selbst herausbildet, damit das Volk sieht, daß die Technik, die ihm so wunderbar erscheint, einen sehr hohen Werth an und für sich nicht besitzt und ihre Haupttriumphe ursprünglich den Forschungen solcher Menschen verdankt, die ihren Geist der reinen Wissenschaft gewidmet hatten.

Ich halte es für ein dringendes Bedürfniß unserer Tage, die wissenschaftliche Forschung und ihre Bedeutung für die Welt dem gemeinen Volke näherzubringen. Freilich — mögen Sie mir Dies als das Reiten auf meinem Steckenpferde deuten — halte ich ferner für eine hauptsächliche Vorbedingung zum Gelingen der Sache die Bekämpfung der Trinksitten, des Alkoholgenusses; denn erst dadurch bekommt das Volk das Bedürfniß, sich geistig höher auszubilden. Die geistige Abstumpfung und die Tötung der Langeweile am Biertisch — durch Bierwitze, Bierzeitungen u. s. w. — ist der erste Feind der Volksbildung; und im hehren Lichte der Bierversimpelung erscheinen derartige Bildungversuche wie die Volkshochschule abgeschmackt und dumm.

Das ist, in wenigen Sätzen ausgedrückt, meine gegenwärtige, leider, wie gesagt, auf noch ganz mangelhafte Erfahrung begründete Anschauung über diesen Gegenstand.

Zürich. Professor Dr. August Forel.

Unternehmungen, wie die der volksthümlichen Hochschulkurse, soll man mit gläubigem Vertrauen zum Guten der Sache anfassen, — ohne viel Nachgrübeln über ihre etwa zu erweisende Nothwendigkeit und ohne viel Hinschielen auf fremde Einrichtungen. Die amerikanischen und englischen Hoch-

schulkurse lassen sich mit Dem, was in Deutschland als Drang und Absicht auftritt, nicht eigentlich vergleichen; denn die englischen und namentlich die amerikanischen Hochschulen sind ganz andere Institutionen als die unseren: bei ihrem Charakter liegt ihnen der Gedanke der Popularisirung viel näher.

Von dem Gedanken der Popularisirung allein und an erster Stelle, d. h. von dem Gedanken der Verbreitung von Wissen, sind, glaube ich, nur wenige der Versuche ausgegangen, Hochschulkurse auf deutschem Boden zu begründen. Zu Grunde liegt vielmehr wohl eine andere Empfindung und ein anderes Vertrauen. Die Hochschule wollte auch ihrerseits zur Lösung der bewegenden Frage der Zeit, zur Heilung der sozialen Schäden, ein Scherflein beitragen. Ganz gewiß war Das mit die Absicht in Leipzig, wo im verflossenen Winter eine Reihe von Hochschulvorträgen stattgefunden hat, über die ich — und Das scheint mir in diesen Dingen die Hauptsache — aus Erfahrung sprechen kann.

Man hat mit Recht bemerkt, daß die Bauernrevolutionen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, so sehr sie zunächst durch wirthschaftliche Bedrängniß und soziale Bedrückung hervorgerufen sind, doch ihre Schärfe vor Allem durch die Einsicht der Bauern erhalten haben, von den übrigen sozialen Schichten der Nation durch die aufgestiegene Bildung der besseren Kreise geistig getrennt zu sein. Der Bauer war nicht nur ein wirthschaftlicher und sozialer, er war besonders auch ein geistiger Paria. Wird man bestreiten, daß heutzutage trotz allem allgemeinen Schulzwange, Verwandtes doch auch von unserem vierten Stande gilt? Es handelt sich dabei natürlich nicht darum, daß der vierte Stand sich etwa im Vollbesitz der geistigen Kultur der höchsten Stände befinden könne — Das ist unmöglich —, sondern nur darum, daß er genug wisse und von oben her erfahre, um die geistige Verbindung mit den oberen Ständen und damit ein gewisses Verständniß für deren Ziele, deren Thätigkeit und Folgen behalten zu können. So viel aber an dem Leben der höheren Stände Theil zu nehmen, kann er eben so sehr als sein Recht verlangen, wie es Pflicht der höheren Stände ist, sich in das Leben der niederen Stände auf dem Wege sozialer Hilfeleistung bis zu diesem angeführten Verständniß zu versenken: denn so anerkanntes Recht und so empfundene Pflicht allein gewährleisten diejenige Durchflechtung sozialer Interessen, die für die Einheit der Nation und damit für das Wohlergehen Aller nothwendig ist.

Stellt man sich auf den Boden dieser Auffassung, so wird man die Motive der Universitätprofessoren begreifen, die sich an dem Volkshochschulwesen betheiligen. Der Universitätprofessor hat thatsächlich, Gott sei Dank, noch nicht vollen Beamtencharakter. Er befindet sich nicht in der Zwangsstellung einer bureaukratischen oder gar militärischen Hierarchie. Die Angehörigen seines Standes wie seines Wirkungskreises nehmen es ihm nicht übel, wenn er dritter, und schätzen es nicht hoch, wenn er erster Klasse fährt.

Sein Stand umfaßt friedlich neben einander Aristokraten und Demokraten der Anschauung und Fürsten und Subalterne der gleichen Bethätigung. So ist es ihm leichter als dem Angehörigen irgend eines anderen Standes, geistige und soziale Höhen und Tiefen zu durchmessen. Das heute beliebte Zeitungsgerede von dem der Praxis verschlossenen Professor, der die Welt durch eine noch nicht einmal sozial, sondern nur persönlich gefärbte Brille sieht, beweist nur die Richtigkeit der soeben aufgestellten Behauptungen, da es nur von sozial parteiischer Seite ausgeht. Ein deutscher Universitätprofessor, der den Willen hat, die Welt in ihren verschiedenen geistigen und sozialen Niveaus kennen zu lernen, kann Das besser als der Angehörige irgend eines anderen Standes in Deutschland. Eben in dem Benefizium einer so günstigen Stellung liegt aber auch für den Stand die Pflicht begründet, in seiner Weise, also zunächst auf dem Gebiete des Wissens, zur Ausgleichung unserer sozialen Gegensätze beizutragen, die schon bis zur Ablehnung, sich gegenseitig verstehen zu wollen, entwickelt sind. Und da bieten sich denn die Hochschulvorträge für Jedermann.

Befördern diese Vorträge nebenbei das solide Wissen — und sie thun es —: um so besser. Vor Allem aber sollen sie den unteren Ständen zeigen, daß die Professoren keine Staatshämorrhoidarien sind, sondern daß sie, loyal sich an die unteren Kreise wendende Vertreter der höheren Stände, in treuer, fester, oft genug geradezu aufopfernder Arbeit leben für Jedermann. Alles Wissen hat einen sozialen Zug, denn es liegt in seinem Charakter, daß es allgemein ist. Darum tragen auch alle Unterrichtseinrichtungen einen mehr oder minder gemeinnützigen Charakter: wer bezahlt das Studium jedes einzelnen Studenten mehr, der Staat, der die Universitäten erhält, oder der Student mit seinen Honoraren? Dieser gemeinnützige Charakter theilt sich auch dem Empfinden der Lehrerkollegien der Universitäten mit: man soll sich freuen, daß er vorhanden ist, und man soll ihn in jeder Form der Auswirkung gewähren lassen. Denn wo Wille und Absicht gut sind, kann das Ergebniß dem Staat und der Nation nicht schaden.

Was Leipzig betrifft, so haben die zwölf Vorträge des vergangenen Winters einen außerordentlichen Zuspruch gefunden, und zwar fast durchweg aus den Kreisen, auf die man gehofft hatte.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.



Deutschthum und Engländerthum.

Man hat Deutschland und England mit Rom und Karthago verglichen. Und man hat Deutschthum und Engländerthum mit Griechenthum und Römerthum in Parallele gesetzt. Der erste Vergleich nimmt die Wehrkraft beider Länder zum Maßstabe. Rom war die großartigste Landmacht des Alterthumes und Karthago bis zu den punischen Kriegen die erste Seemacht im Mittelmeerbecken. So besitzt Deutschland zur Zeit die stärkste Armee der Erde und Großbritannien beherrscht mit seiner Flotte die Ozeane. Der zweite Vergleich geht von der Annahme aus, daß Deutschland, wie Hellas, mehr die ideale, England, wie Rom, mehr die materielle Seite der Kultur entwickelt habe.

Ich finde, daß beide Vergleiche falsch sind. Nicht Karthago, sondern Rom schuf ein Weltreich. Wenn Deutschland Rom gleichen soll: wo ist sein Weltreich? In der neueren Geschichte hat nur Großbritannien eine Politik wie die römische auf der Erde durchgeführt. Es würden also in diesem Fall Rom und Karthago die Rollen vertauscht haben. Dann aber wäre Rom nicht mehr, was es ist und als was es gelten wird, so lange geschichtliches Leben auf unserem Planeten sich abspielt.

Rom war in Kunst und Wissenschaft durchaus abhängig von Hellas. Plato, Aristoteles und Zeno, Aischylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes, Herodot und Thukydides, Pheidias, Praxiteles und alle die anderen Denker, Dichter und Künstler Griechenlands waren die klassischen Vorbilder für Alles, was Römer in Literatur und Kunst geschaffen haben. Das Hellenenthum war durchaus das befruchtende Element für die Kultur der alten Welt, ohne das auch das Lateinerthum keine Früchte gereift haben würde.

Spielt das Deutschthum in der Gegenwart die selbe Rolle und steht insbesondere das Angelsachsenthum zu ihm in dem Verhältniß wie Römer zu Griechen? Wohl steht Deutschland mit im Vordergrunde der wissenschaftlichen Bewegung; und ich glaube, es hat das Verdienst, die verschiedenen Zweige der Wissenschaft zu klassischen Systemen für alle Zeiten entwickelt zu haben: in der Geschichte durch Niebuhr, Ranke und Mommsen; in der Geographie durch Humboldt, Ritter und Peschel u. s. w. Aber hat es in der Geschichte des Abendlandes die befruchtende Rolle Athens gespielt? Um diese Frage bejahen zu können, müßte man vergessen, daß der Begründer der modernen Empirie, Baco von Verulam, ein Engländer, nicht ein Deutscher war; daß Locke und Hume die auf der Erkenntnißtheorie beruhende neuere Philosophie begründet

haben, nicht Kant und Schopenhauer, die lange nach ihnen lebten und auf ihren Schultern stehen. Shakespeare hat das Drama für das Germanenthum geschaffen, nicht Lessing und Goethe, die ihn vielmehr zum Vorbilde nahmen. Newton hat unsere Anschauung des Weltsystemes auf feste wissenschaftliche Grundlagen gestellt; und unsere Auffassung von der Entwickelung des Lebendigen auf der Erde stützt sich auf Das, was in Darwins Kopf zuerst aufgedämmert ist. Engländer waren es, nicht Deutsche, Watt und Stephenson, die durch ihre genialen Entdeckungen die ganze Technik und das gesammte Verkehrswesen unseres Zeitalters umgeworfen haben. Wenn nach der Sage Rom von Athen seine Gesetze geholt hat, so würde zwischen dem vermeintlichen modernen Griechenland und dem neuen Rom das Verhältniß ebenfalls umgekehrt liegen. Denn das moderne Staatsleben der Völker Europas mit seinen Verfassungen leitet sich nicht von deutschen Einrichtungen her, sondern greift durchweg auf die englischen Institutionen zurück, die auf dem Kontinent in mehr oder weniger abgeschmackten Schablonen einfach kopirt worden sind. Und wenn man das hellenische καλὸσ κ'ἀγαθὸς in unsere Welt übersetzen wollte, — wie könnte man Das besser als mit dem englischen Begriff gentleman? Athen war der Sitz der guten Erziehung der alten Welt. Wer aber, der nicht selbst Berliner ist, sucht Feinheit der Mode und guten Sitte gerade im „Spree-Athen"? Im Sport, in Tracht, im highlife bis zu den Routs und afternoon teas herrscht der gute Ton von London auch am Rhein, an der Elbe und an der Spree.

Wenn also das charakteristische Verhältniß von Hellas und Rom darin bestand, daß Griechenland mit seiner Kultur das römische Weltreich imprägnirte, so wird man, bei nüchterner Zusammenfassung der Thatsachen, kaum Deutschland und England mit jenen Staaten vergleichen wollen. Wie kann man überhaupt das gediegene, schwere, tiefe Deutschthum neben das naive, lebensfrohe, plastische Griechenthum stellen mögen? Viel richtiger scheint mir schon der Vergleich mit dem Hinduthum. Kant, Schopenhauer und Wagner, auch Beethoven und die klassische deutsche Musik, weisen viel mehr auf die Gangeskultur als auf die heitere Welt der olympischen Spiele als Geistesverwandte hin.

Ich habe vor fünfzehn Jahren in meinem Buche „Deutsch-National" einen Vergleich zwischen Deutschthum und Engländerthum angestellt, der darauf hinauslief, daß im Verhältniß von Willen und Vorstellung beim Deutschen mehr das Vorstellung-, beim Engländer mehr das Willensmoment ausgeprägt sei. Ich halte Das auch heute noch für richtig. Nur muß man nicht daraus schließen wollen, daß alle Deutschen klüger, alle Engländer energischer seien als der andere Theil. Im Allgemeinen wird man sagen können, daß das deutsche Gehirn leichter gefügt und aufgelockerter ist als das englische. Daher die schnellere Auffassung beim Deutschen, die

größere Sprödigkeit und Stetigkeit beim Engländer. Hieraus entspringt der meiner Ansicht nach größte Vorzug des deutschen Geistes, nämlich seine ungeheure organisatorische Fähigkeit, in der die großen Institutionen Deutschlands, die Armee und das Beamtenthum, ihre Möglichkeit finden. Hier liegt auch der letzte Grund für die Leistungen der deutschen Industrie, die das „made in Germany" immer mehr gefürchtet für die ausländische Konkurrenz machen. Eine Riesenfirma wie z. B. die von F. Krupp in Essen konnte nur aus solchen nationalen Grundlagen emporwachsen. Hier findet das deutsche Wesen seine schönste und stolzeste Entfaltung.

Aber aus der selben Charaktereigenschaft entspringt auch die Anpassungfähigkeit unseres Volkes an fremde Nationen, der die durch die Jahrtausende nachzuweisende Entnationalisirung unserer Stammesangehörigen zuzuschreiben ist. Diese Anpassungfähigkeit Deutscher geht so weit, daß ich behaupten möchte, ein Deutscher, der dreißig Jahre in Paris gelebt hat, ist von einem Deutschen, der seit dreißig Jahren in London lebt, fast mehr verschieden als ein wirklicher Pariser von einem wirklichen Londoner. So übermäßig imprägnirt sich der normale Deutsche mit einer ausländischen Volksthümlichkeit, zu der er in der Regel nur durch Zufall gelangt ist.

In entschiedenem Gegensatz hierzu steht die vorzüglichste nationale Tugend des Engländers. Dieser, dank seinem stärkeren Willensgehalt, betont gerade im Zusammentreffen mit dem Fremden seine nationale Eigenart. Einen Engländer wird man überall und stets als Engländer erkennen: ob man ihn nun in Berlin, Paris und Rom oder in Rio de Janeiro, Peking und Yokohama sieht.

Ferner ergiebt sich aus diesem Charakterunterschied eine zweite wesentliche Verschiedenheit in der sozialen Entwickelung der beiden Völker. Der Deutsche, mit seinem geringeren Ichbewußtsein, klammert sich mit seinem Selbstgefühl an eine Abstempelung von außen. Er hat Rang, Titel, Korporationunterschiede nöthig, um sich als etwas Wichtiges zu fühlen. Er wird aus der Person zum „Herrn Assessor", „Herrn Lieutenant", „Herrn Kommerzienrath" oder gar zur „Excellenz", hinter deren Höhe und Würde Name und Persönlichkeit dann völlig verschwinden. „Onkel Excellenz", „Vetter Assessor", „Nun, Herr Kommerzienrath, wie gehts" u. s. w. Der Engländer bleibt stets Person, gleichviel, ob er Mr. Jones und Mr. Smith oder Mr. Chamberlain und Mr. Gladstone heißt. Dem selben Grunde entstammt der stärkere Unabhängigkeitsinn des Einzelnen hier, der sich zunächst als Erwerbstrieb äußert. Der junge Engländer will vor Allem unabhängig werden. Daher arbeitet er von vorn herein auf ein selbständiges Vermögen hin. Der junge Deutsche will „etwas Sicheres" mit Monatsgehalt und Alterspension haben. Daher drängt er sich zu den Staatscarrieren, die ihm

gleichzeitig auf sehr bequeme Weise auch eine von seinem persönlichen Werth ganz unabhängige gesellschaftliche Stellung gewähren.

Um diese Verschiedenartigkeit im Wesen der beiden Völker zu verstehen, muß man die Verschiedenartigkeit ihrer geschichtlichen Entwickelungen ins Auge fassen. Ich meine nicht die vielgenannte „nationale Zersplitterung" auf der einen, die Einheit auf der anderen Seite. Das ist schon Symptom und keine Ursache mehr. Jedes Volk hat diejenige geschichtliche Entwickelung, die seinen Fähigkeiten entspricht und die es verdient. Ich habe eine tiefer gehende Verschiedenheit vor Augen.

Deutschland ist eine Völkermutter, wie etwa Iran. Seit Jahrtausenden sind Ströme seiner Söhne und Töchter von ihm abgeflossen; und zwar waren es, wenn auch oft die roheren, doch in der Regel die energischeren und unternehmenderen Elemente, von den Gothen und Lombarden an bis zu den siebenbürger Sachsen und den Bauern Kentuckys hin. England dagegen ist seinen überlegenen natürlichen Verhältnissen nach stets ein Anziehungpunkt für die Auswanderer der Fremde gewesen. Hierhin drangen jene kräftigeren Elemente aus der Ferne als Eroberer: nach einander in historischer Zeit die Angelsachsen, Dänen und Normannen. Das ist, was man negative und positive Siebung eines Volkes nennen kann. In Deutschland blieb stets die bedächtigere Masse zurück; und aus diesem Residuum entstand der heutige Normaldeutsche mit seinen Vorzügen und Fehlern; nach England kamen die Unternehmunglustigeren der germanischen Welt, um sich hier zu vermischen und das welterobernde Engländerthum zu schaffen.

Aus diesen natürlichen Ursachen hat das Engländerthum die Eigenschaften einer Herrennation in sich entwickelt und deshalb greift die englische Herrschaft unaufhaltsam über unseren Planeten, sowohl kapitalistisch wie am letzten Ende auch immer militärisch. Das nationale Erbe schwillt unausgesetzt von Generation zu Generation an und in diesem Lande fühlt sich, wie im alten Rom, jeder Einzelne, bis herab zum Bettler, als Miteigenthümer des von den Vätern überkommenen Gesammtbesitzes. Daher der nationale Stolz jedes Engländers, die Liebe zur Flagge und zum Vaterlande. Daher auch die Dankbarkeit gegen Jeden, der am gemeinsamen Besitz der nationalen Größe mitschafft, — eine Dankbarkeit, die hier bis in die untersten Klassen der Bevölkerung hinabreicht. Die Helden der Nation finden in Westminster Abbey ihre letzte Ruhe und bleiben dem Volk stets vor Augen. Aber auch die Lebenden werden in England geehrt. Ich habe es selbst im vorigen Sommer mit erlebt, wie nach der Verurtheilung des Dr. Jameson, der mit seinem Transvaal-Zuge doch trauriges Fiasko gemacht hatte, gewöhnliche Arbeiter ihm ein „God bless You, Sir" zuriefen. Aus diesen nationalen Instinkten ergiebt sich auch die Sicherheit, mit der ein Engländer sich auf

jedem Punkt der Erde im Schutz einer großen Nation fühlt, — und Das ist nicht der letzte Grund, weshalb dieses Volksthum sich auf die Dauer jedem anderen im Wettbewerbe überlegen zeigt.

Die deutsche Welt ist groß durch ihre Organisationen, die nur durch das weichere Metall, aus dem sie gefügt ist, zu erklären sind. Hierin ist sie allen anderen Rassen, auch dem Engländerthum, überlegen. Es ist die große geschichtliche Leistung der Hohenzollern, diese Seite unseres Volkscharakters erfaßt und praktisch verwerthet zu haben, insbesondere in der Riesenschöpfung unserer Armee. Daraus ist Preußen und das moderne Deutsche Reich entstanden. Ob freilich diese Kraft den Wettkampf mit dem individualistisch stärkeren Angelsachsenthum ermöglichen wird oder, mit anderen Worten, ob darauf eine Weltmachtpolitik nach Analogie der römischen und englischen aufzubauen ist: Das ist eine andere Frage.

Augenscheinlich hat die Mehrheit unseres Volkes gar keine Lust und keinen Sinn dafür. Wollte der Kaiser sie doch unternehmen, so würde Das nur durch die gewaltige Maschinerie der Organisationen möglich sein, über die er verfügt, vor Allem durch seine Armee.

London. Dr. Karl Peters.



Das Schläfchen auf dem Semmering.

Das Mittagsmahl war vorüber. Den Rest der Milchsuppe hat der Kettenhund bekommen, der, dankbar mit dem Schweife wedelnd, die Schüssel so blank leckte, daß die rothen und blauen Blumen und die Zahl des Geburtjahres der geräumigen Thonschüssel klar zum Vorschein kam. Der Hund beleckte, gleichsam zum Danke, dann auch noch die Blumen und die Jahreszahl, — und gut wars. Den Rest der Schmalznocken hatte die Bäuerin dem alten Zottentrager (Lumpensammler) verehrt, der auf der Ofenbank saß bei seinem großmächtigen Bündel, in dem alle alten Fetzen von Alpel beisammen waren und der Papiermühle harrten. Der Zottentrager nahm weder die „Zotten" umsonst noch die Schmalznocken, er that ein Täschlein auseinander und bot der Bäuerin zur Gegengabe drei Ellen blaue Schürzenbänder und ein paar englische Nadeln. Der Großknecht nannte ihn trotzdem einen Lumpenkerl.

Als wir vom Tische aufstanden, um wohlgesättigt wieder dem Tagwerke

nachzugehen, steckte der Großknecht Rochus einen Ballen Tabak in den Mund. Trotzdem vermochte er noch zu reden und zum Hausvater das Wort zu sagen:

„Bauer, brauchst Du heute das Bendel?"

Bendel: Das ist nämlich der geringschätzige Ausdruck für einen nichtigen kleinen Buben, der den Leuten unter den Beinen umherschlumpft, wenn er beim Vieh nichts zu thun hat. Das Wort Bendel mußte auf mich passen, weil der Zieselhofbauer, bei dem ich damals als Schafhirt angestellt war, auf mich herabschaute und die Achseln zuckte. Er brauche mich nicht. Die Schafe seien ja in der eingezäunten Halde.

„Wenn Du ihn nicht brauchst, so brauch' ich ihn", sagte der Knecht. „Wenn ich morgen ins Oesterreichische hinaus soll mit dem Leab, so muß das Vieh heut ein paar Stunden umgetrieben werden auf dem Anger."

Der Leab: Das war durchaus kein „Vieh", wie der Knecht in seiner Grobmauligkeit sagte, sondern Das war unser falbes Oechslein, der Liebling des Hauses. Es mußte besonders brav sein, denn es wurde besser gehalten als die anderen Rinder, es bekam Heu statt Stroh und Salzrübenbrei statt Streufutter. Warum die Bevorzugung? Weil der Leab eben ein lieber Kerl war und so schön jodeln konnte. Wenn er satt war und vor dem Stalle stand, so begann er zu lauten und die Töne, die er in kurzen Zwischenräumen ausstieß, waren wie heller Juchhei, der drüben im Wald klingend wiederhallte. Die Anderen konnten es bei Weitem nicht so. Ich wußte damals noch gar Vieles nicht, unter Anderem auch nicht, warum der Leab so schön jauchzte. War es, weil es gar zu lustig ist auf dieser Welt, wenn man nicht an den Pflug muß und so guten Salzrübenbrei kriegt, oder war es, weil er Genossen und Genossinnen herbeirufen wollte von den Weiden, oder war es, weil der Wald sein Jauchzen so munter beantwortete? Kurz, es machte sich Alles so gut und nett mit dem Leab und Das war nicht bloße Höflichkeit, wenn es hieß, daß er sehr gut aussehe. Mit diesem kleinen Oechslein nun sollte der Knecht Rochus am nächsten Tage ins Oesterreicherland reisen, über den Semmering hinüber. Man sprach gar von Wien, wo der Leab, wie es hieß, sein Glück machen sollte.

„Sodl, jetzt komm einmal, Bendel, nichtiges!" Also hat der Knecht mich geworben. „Jetzt führ' den Leab aus dem Stall auf den Anger und treib' ihn ein paar Stündlein langsam herum. Na, hast mich verstanden?"

Nun war Das vom Leab eine besondere Gefälligkeit. Wenn ich ein gesunder, starker Ochs bin, wie der Leab, so lasse ich mich nicht von einem siebenjährigen Jungen, den sie noch obendrein das Bendel heißen, mir nichts, Dir nichts, auf dem Anger umhertreiben. Entweder ich gebe ihm einen Fußtritt mit dem Hinterbein, daß er mich in Ruh lassen soll, oder ich tauche ihn mit dem gehörnten Kopf zu Boden. Mein Leab aber erkannte mir die Oberhoheit zu; oder es war ihm nicht der Mühe werth, einem nichtigen Knirps sich zu widersetzen; er ließ sich gutmüthig treiben. Etwas schwerfällig trottete er auf dem Rasen dahin, ich hatschle barfuß hinter ihm drein, und wenn er stehen bleiben wollte, um sich zu lecken oder eine Schnauze voll Gras zu sich zu nehmen, so versetzte ich ihm mit der Gerte einen leichten Streich an den Schenkel, daß er weiter ging. So hatte es der Knecht angeordnet. Ich wußte nicht, was das Herumtrotten heute zu bedeuten hatte, und mein Leab wußte es wahrscheinlich

auch nicht. Der Mensch, wenn er Etwas nicht weiß, macht sich Sorgen darob; der Ochs nicht. Trotzdem kam der Ochs genau so weit wie ich, — etwa fünfzigmal um den Anger herum.

Am Abend, als wir müde und mit steifen Beinen in den Stall gingen, habe ichs erst erfahren, weshalb die Rundreise verhängt worden war. Der Leab mußte sich für seine bevorstehende Fußpartie ins Oesterreicherland eingehen, weil er das Marschiren nicht gewohnt war. Bei mir stand die Sache nicht viel anders, denn auch ich war auserlesen, die Reise mitzuthun.

— —

Am nächsten Frühmorgen hatten wir, der große Knecht Rochus und das kleine Bendel, unser Halbfeiertagsgewand angelegt, ich auch mein neues Paar Schuhe. Dann aßen wir Sterz und Milch und der Leab bekam noch einmal seinen Salzrübenbrei. Während er mit Behagen sein Frühstück verzehrte, ahnungslos, daß es das letzte war in der Heimath, striegelte ihm der Zieselhofbauer noch die Haare glatt und betastete mit Wohlgefallen den rundlichen Leib.

„Unter hundertsechzig treibst ihn wieder heim“, sagte er dann zum Knecht. Das war mir nicht ganz verständlich, der Rochus aber nickte mit dem Kopf. „Geh nur her, Oechsel!“ sprach er und legte dem Thier den Strick um die Hörner. Ich stand hinten mit der Gerte.

Als wir so zu Dreien durch das Hofthor hinaus davonzogen, brüllten die anderen Rinder des Stalles und der Leab stieß mehrmals sein helles Jauchzen aus. War ihm wirklich so wohl ums Herz, daß es jetzt in die helle Fremde ging, oder hatte der Arme nur einen einzigen Laut für Freud und Leid? Die Hausleute schauten uns nach, bis der Weg sich im Schachen verlor.

Anfangs ging es etwas rostig, es waren uns die Beine noch steif von der gestrigen Angerwanderung, aber schon über den Alpsteig wurden wir gelenkiger und im Mürzthale trabten wir zu acht Füßen ganz rüstig fürpaß.

„Sodl“, sagte der Knecht, „bis die Sonn abi geht, müssen wir z' Gloggnitz sein. Heimfahren können wir morgen auf dem Dampfwagen, ist sicherer mit dem Geld.“

Und kam es jetzt auf, was der Rochus im Sinn hatte. Den Leab wollte er verkaufen. Zu Gloggnitz an einen Viehhändler, der ihn dann nach Wien führen würde . . . Nein, Das konnte dem Knecht nicht ernst sein. Verkaufen, den Leab! Der selbe Knecht hatte früher einmal am Feierabend eine Geschichte erzählt, wie ein Mann seinen Bruder an den Juden verkauft hatte . . . Und stimmte denn Das mit Dem, was meine Mutter daheim oftmals gesagt hatte, nämlich: daß auch das liebe Vieh unserem Herrgott gehöre und daß Ochs und Esel die Ersten gewesen, die beim Christkind Wacht gehalten!

Weil die Straße so breit und glatt vor uns da lag und das Oechslein so willig fürpaß ging, so konnten wir plaudern. Daheim plaudert kein Knecht mit dem Schafbuben, am Wenigstens der ruppige Großknecht mit dem Bendel, aber in der Fremde schließen die Menschen sich nah an einander, selbst wenn ein Ochs dazwischen ist.

„Was wird er denn nachher machen, der Leab, z' Wien?“ fragte ich.

„Der wird totgeschlagen“, antwortete der Knecht. Ich lachte überlaut, weil ich das grobe Wort für einen feinen Witz hielt.

„Uebermorgen um die Stund' hängt er schon an den Hinterbeinen beim Fleischhacker," setzte der Knecht bei. Mir ward plötzlich bang, ich schaute dem Leab ins Gesicht: das glotzte harmlos drein; er hatte nichts verstanden, gottlob. ... Fleischhacker! Ich hatte den Namen übrigens schon gehört. Als daheim die Mutter einmal schwer krank gewesen war, hatte der Arzt ein Pfund Suppenfleisch verordnet, zum Kraftmachen. Das war auch beim Fleischhacker geholt worden.

„Hi, Leab!" sagte der Rochus und zog am Strick.

Dann fuhr er fort, wunderlich zu sprechen: „Das beste Fleisch geht allemal nach Wien. Wenn Unsereiner auf der Kirchweih beim Fleischhacker im Dorf ein Stückel kauft, kriegt man ein wiedenzähes Luder." Was er nur da redet!

— —

Als wir beim jungen Lärchenwald, am Anfang des Semmeringberges, waren, wußte ich Alles. Es war ganz unerhört. Zurückführen nach Alpel konnte ich den armen, armen Leab nicht, ich hätte mit dem Knecht darum bis auf den Tod raufen müssen. Der Knecht Rochus hatte vom Bauern wirklich den Auftrag, den Leab in Gloggnitz dem Fleischhacker zu überantworten. Dann sollte das gute Ochsl zur Schlachtbank geführt, dort mit einer großen Hacke niedergeschlagen und hernach mit einem langen Messer erstochen werden. Alsdann sollten ihm die schönen schwarzen Hörnlein vom Haupt geschlagen und die Haut herabgezogen werden. Dann sollten ihm die Eingeweide herausgerissen und das Fleisch in tausend Stücklein zerschnitten werden. Und diese Stücke würden gekocht, gebraten, von den Wienern verzehrt, — so wie der Wolf das Schaf frißt und die Katze die Maus! ... Mir ward blau vor den Augen, ich taumelte hin an den Rain. Der Rochus steckte mir einen Bissen Brot in den Mund.

Später, wieder zu mir gekommen, schaute ich den Leab an. Der biß einen Grasschopf ab und kaute ihn mit aller Behaglichkeit hinab. Ich hub an, laut zu brüllen.

Der Rochus lachte und gab mir zu bedenken, daß ich selbst schon Ochsenfleisch gegessen hätte. Ich selbst? Das war noch schöner! Ja! Am Leihkauftag, wie uns der Bauer beim Wirth Braten mit Salat gezahlt. Das sei so Etwas gewesen. Mir wurde übel. Braten hatte ich freilich gegessen — er war sogar sehr gut gewesen —, aber daß Das ein Stück Thierleib sollte gewesen sein! ... Daß es ein Stück von einem Ochsen sollte gewesen sein, der vorher gerade so warm gelebt und vielleicht so hell gejauchzt hatte wie der Leab! ... Und daß die Menschen so Etwas verzehren!

Als mir zum ersten Male die Gewißheit ward, daß alle Menschen sterben müssen, auch ich, — da war mir nicht so abscheulich weh ums Herz wie an diesem Tage, da ich erfahren, daß der Mensch das Thier aufißt, mit dem er vorher so zutraulich beisammen gelebt hat!

„Was ist denn Das?" fragte der Rochus und stupfte mit dem Stock auf meinen Fuß. „Ist Das nicht ein Schuh?"

„Das ist mein Feiertagsschuh," gab ich artig zurück.

„Gelt, und mit dem gehst Du in die Kirche und betest fleißig. Sag' mir schön, hast Du die Scheckige noch gekannt, die unser Bauer im vorigen Jahr für ein Kalb umgetauscht hat?"

„Die scheckige Kuh, die mit dem Melkstuhl geschlagen worden ist von der Stallmagd, weil sie keine Milch hat geben wollen?“

„Richtig. Und geben hat sie keine wollen, weil sie keine mehr im Euter hat gehabt, und deswegen hat sie unser Bauer fortgetauscht. Was meinst, Schafhalterbub, wo wird sie sein jetzt, die scheckige Kuh?“

Rieth ich: „Auf der Fischbacheralm.“

Sagte er: „O Tschapperl, auf der Fischbacheralm! Wo Du jetzt in ihrer Haut steckst!“ Und tippte wieder auf meine Schuhe. . . . Mich machten diese Offenbarungen ganz verwirrt. Inwendig Ochsenfleisch, auswendig Kuhhaut! Und so Einer will Kind Gottes sein?!

Auf der Semmeringhöhe, wo die grünen Matten waren, wollte unser Leab auf einmal nicht weiter, sondern setzte sich nieder.

„Das ist gar nit so dumm!“ meinte der Rochus und setzte sich auch in den Schatten einer Lärche, denn es war heiß geworden. Ich hockte ebenfalls hin und lugte heimlich auf das Oechslein. Das that gemüthlich wiederkauen, der Knecht thats auch an seinem Tabak und dabei kratzte er das Thier zärtlich hinter den Ohren. Der Leab war Dessen froh und streckte traulich den großen Kopf so zurecht, daß der Rochus gut krauen konnte. Und jetzt dachte ich: Wie doch der Mensch so falsch sein kann! Ich meinte damit den Knecht und mich und Alle, die ein Hausthier so lieb haben, daß sie es endlich zur Schlachtbank führen und aufzehren. Endlich hatte der Leab sein schweres Haupt auf den Rasen hingelegt und machte die großen, runden Augen zu. Der Rochus lehnte sich an den Baumstamm und duselte auch ein. Jetzt schliefen sie Beide, aber den Schlaf des Gerechten sicherlich nur Einer. Der Knecht hatte den Strick noch schlafend um die Hand gewunden, mit dem er das ahnunglose Schlachtopfer hielt. Ich war voller Betrübniß.

Kam des Weges her, den wir gekommen, ein großes, graues Bündel, darunter gebückt der alte Zottentrager, der tags zuvor in unserem Hause gewesen. Der stand still, streckte seinen langen braunen Hals nach mir vor und fragte flüsternd: „Was hats denn, Bübel?“

Schluchzend stand ich auf und vertraute dem wildfremden Menschen meine Noth an.

„Das Oechsl thut mir so viel derbarmen, weil es zum Fleischhacker muß.“

„So, so! zum Fleischhacker!“ flüsterte der Alte und verzog sein runzeliges Gesicht zu einer schrecklichen Larve. Aber ich konnte nicht lachen, mußte immer noch heftiger weinen aus Erbarmniß, weil der liebe gute Leab so arglos und unschuldig schlummerte.

„Ist Das nicht dem Zieselhofer von Alpel sein Knecht?“ fragte dann leise der Zottentrager, auf den Rochus deutend. „Ist schon gut. Der hat mich gestern mit einem Lumpenkerl angemurmelt. Lumpenkerl: Der bin ich, gewiß auch noch, daß ichs bin. Weil ich ein Kerl bin, der Lumpen tragt. Aber anmurmeln laß' ich mich nit so. Gesagt ists! Heut wird er die Lumpen nicht verachten, wenn sie ihm der Viehhandler als nagelneue Hunderter auf die Hand thut. Aber wart, altes Murmelthier, so gut sollst es nicht haben! Gesagt ists! Dem kleinen Edelmann da thut eh der Ochs leid. Mir auch. Schlaf' süß, Du holdseliger Bauernknecht, Du kotzengrober! Der Ochs soll in den grünen Wald gehen und

nicht zum Fleischhacker. Gesagt ists und —" mit dem Taschenmesser schnitt er den Strick durch — „gethan ists."

Das Alles war im Flüsterton herausgeflossen. Nun rüttelte er den Ochsen bei den Hörnern: „Steh eilends auf, Herr Ochs, und flieh!"

Der Leab glotzte ob solcher Belästigung etwas verblüfft umher, dann stand er schlotterig auf, zuerst mit den Hinter-, dann auch mit den Vorderfüßen und ließ sich vom Zottentrager in den Wald führen. Der alte Spitzbub zischelte mir noch zu: „Du schlafst auch, Jüngling, und weißt von nichts." Dann rückte er sein Bündel wieder auf und huschte davon.

— —

Ein junger Mensch ist bald verführt, wenn er verführt sein will. Ich streckte mich auf den Rasen, drückte meine Augen zu und wartete, bis der Knecht Rochus die seinen aufmachte. . . . Das wird ein schreckliches Erwachen werden! Ich bangte davor und war doch höllisch neugierig drauf. Ich blinzelte zwischen den Augenwimpern wohl ein Wenig auf ihn hin. Er schlief so arglos wie früher der Leab. Jetzt that mir der Knecht leid, wie früher der Ochs. Fest um die Hand gewickelt hielt er den abgeschnittenen Strick. Jetzt zuckte er ein Wenig mit der selben Hand, als wollte er das Thier an sich ziehen. Das gab keinen Widerstand. Er riß die Augen auf, warf den Kopf, sprang empor: „Der Ochs!" Ein wahrhaftes Angstgebrüll: „Bub', — wo ist der Ochs?"

Ich that, als wäre ich eben auch erst erwacht, streckte die Arme aus, gähnte und sagte mit der ganzen Niederträchtigkeit eines Zottentragers: „Hast Du den Leab schon verkauft?"

„Gestohlen! Geraubt! Weggeraubt!" schrie der Knecht und schoß umher wie ein scharf losgelassener Kreisel. Die Faust, um die der Strick noch geschlungen war, streckte er gen Himmel und an mir vorüberrasend schien es einen Augenblick, als wollte er sie auf mich niedersausen lassen. Mir war nicht zum Lachen und die Freude an dem geretteten Leab löste sich in eine schreckliche Angst vor dem schnaubenden Großknecht. Seine Fäuste lösten sich freilich bald in flache Hände auf, mit denen er sich jammernd den Kopf hielt. Das viele Geld! Auf Jahre hinaus der Dienstlohn weg, auf viele Jahre hinaus! Der Bauer werde ihm nichts schenken. Vielmehr strafen werde er ihn für die Fahrlässigkeit. Auf fremden Straßen einzuschlafen! Es sei auch zu pflichtvergessen! Zu pflichtvergessen! „Mein Bübel!" rief er mir zu, in seiner Verzweiflung zärtlicher als je, „lauf Du zurück auf der Straßen, wo wir hergekommen, vielleicht derwischest Du den Dieb! Ich werde auf die Oesterreicherseiten hinaus. Weit kann er ja noch nicht sein. O mein liebes Geld, mein liebes Geld!"

So wollten wir uns aufmachen zur Verfolgung des Wichtes, der uns den Leab gestohlen, — da hub es im nächsten Dickicht an, in hellen Stößen zu lauten. . . . O Ochs, Du jauchzest Dich in den Tod hinein! . . .

Drei Stunden später hat zu Gloggnitz der Händler den Leab übernommen und ihn dem großen Mastviehtransport einverleibt, der nach Wien ging.

Graz. Peter Rosegger.



Die dresdener Kunstausstellung.*)

Einst galt bei der Kritik der Grundsatz, daß das Moderne mit Vorsicht zu betrachten, nur das aus dem Alten Herausgewachsene beachtenswerth sei. Man feierte den inneren Zusammenhang der neuen Kunst mit der Ueberlieferung, man forderte Wurzeln in der Vergangenheit und man lächelte über die Versuche, über deren Dämme hinweg zu steigen. Heute geht die Schaar der Kritiker um und schnaubt, wenn wieder ein ganzes Ausstellungjahr vorüberging, ohne daß eine neue „Aera" angebrochen ist. Sie sucht nicht den Künstler, den sie zerfleische, sondern Den, an dem sie die ältere Kritik zerfleischen könne; sie sucht nach dem Manne, der ihr ermöglicht, den Anderen zuzurufen: Seht Den an! Ihr seid Alle noch nicht fortgeschritten genug, um ihn zu würdigen.

Es ist kein Wunder, daß sich das Urtheil kreuzt, wenn Alte und Neue eine Ausstellung besprechen: die Neuen wollen von ihr einen Ueberblick über das Beste, das Neueste, über das Eigenartigste, was im Jahre geschaffen wurde, ideale Förderung der verwöhntesten Ausstellungbesucher, Anregung selbst für die Kritik, ein Denkmal des Vorwärtsstrebens der Zeit. Die Alten wollen einen Ueberblick über das mittlere Können des Ausstellungortes, einen ruhigen Genuß, Ergötzen an Dingen, denen man nicht Kampf, sondern Versöhnung mit sich selbst anmerkt, Behagen, Befriedigung für das gebildete Publikum und vor Allem einen Markt für die deutschen Künstler.

Die Ausstellungen müssen verschiedenartig ausfallen, je nachdem Alte oder Junge an der Spitze stehen. In Dresden hat man es einmal mit den „Jungen" versucht, die nun auch keine Kinder mehr sind, indem man G. Kuehl an die Spitze stellte, und hat es daher zu einem ganz überraschenden Ergebniß gebracht, — zu einer Einheitlichkeit, wie sie seit langen Jahren noch nie zu sehen war, es sei denn in den Ausstellungen der londoner Akademie; denn in dieser dürfen nur londoner Akademiker und Jene ausstellen, die ihnen gefallen. Die Akademie will keine internationale Ausstellung, sondern besitzt eine Art Zunfthalle für die in die Innung aufgenommenen Meister und Gesellen und die Innung sorgt dafür, daß den die alte Produktion schädigenden Störern nicht die Wohlthat guter Verkaufsgelegenheit zugebilligt werde: Leute wie Rosetti, Burne-Jones und Andere hat sie sich stets thunlichst fern gehalten.

Schon hört man den Vorwurf gegen Dresden, daß das Komitee dort ähnlich verfahren sei. Es hat nur eine geringe Zahl von Kunstwerken aufgenommen, nicht aus Dem gewählt, was eingesendet wurde, sondern Künstler in befreundete Werkstätten geschickt und sie da auswählen lassen, was nach ihrer Ansicht nach Dresden paßt. Auch diese Ausgesendeten hatten kein unfehlbares Urtheil, sondern

*) S. „Zukunft" vom 12. Juni 1897.

vertraten gerade in ihrer Eigenschaft als Künstler bestimmte Kunstanschauungen, die man billigen oder ablehnen kann. Da sie aber Alle einer verwandten Richtung angehörten, gefiel ihnen Allen ungefähr das Verwandte. So kam eine Ausstellung zu Stande nicht nach dem Gesichtspunkt des offenen Wettkampfes, sondern nach dem des bestimmten Ueberzeugungen nachgehenden Kunstfreundes. Und weil nun die auswählenden Künstler zugleich den Raum zur Aufnahme vorrichteten, die Dekorationen schufen, so entstand jene Einheitlichkeit sonder Gleichen, eine wahre künstlerische That. Endlich wird einmal die moderne Kunst ausgeglichen, als ein in sich Fertiges, dem Beschauer vorgeführt: mit Staunen sehen Viele, daß sie gar nicht so schlimm ist, wie sie ihnen neben Altem erschien.

Daß Dies so geschehen konnte, ist ein Ergebniß der äußeren Verhältnisse. Zunächst des fast restlosen Zusammenbruches der alten dresdener Schule. Aus dem Kreise Hübners, Grosses, Hähnels, dessen Höhepunkt in den fünfziger und sechziger Jahren lag, ist nur noch Schilling übrig geblieben. Daß er kein Führer mehr ist, war nachgerade auch dem ältesten Dresdener klar geworden. Dresden hat Jahre der traurigsten künstlerischen Leere hinter sich. Zwar waren die Künstler meist mit dem durch geistige Kämpfe ungestörten Fortleben zufrieden: mit Stolz nannten sich lockige Grauköpfe noch Schüler dieses oder jenes großen Meisters. Sie wußten, wie die Kunst gemacht wird, und lächelten oder erzürnten sich über die kecken Burschen, die sie anders machen wollten. Man war empört über Jeden, der von einem Niedergang zu sprechen wagte, bis endlich einfach beim Ausbleiben aller Bestellungen der Hunger laut zu schreien begann gegen den behaglichen Stillstand.

Es gehörte Muth dazu, die Finger in die Wunde zu legen. Und daher ist es gut, jetzt des Mannes zu gedenken, der diesen Muth zuerst und anfangs fast allein besaß. Es ist der Kritiker des Dresdener Anzeigers, Dr. Paul Schumann. Wie er sich einst, weil er öffentlich aussprach und sachlich begründete, was im Grunde genommen Jeder empfand, eine wilde Meute gekränkten Künstlerehrgeizes auf die Hacken zog, jene Art Angriffe, in denen der Sachse keineswegs gemüthlich ist, so ist man heute gern bereit, zu vergessen, daß die böse, kränkende Kritik hier durch ihre Angriffe einem guten Werk den Weg öffnete, — die Kritik, in die Andere bald helfend eingriffen. Man muß die kühnen Worte nachlesen, in denen der Dezernent für die Sammlungen im Kultusministerium, W. v. Seidlitz, unlängst die „Entwickelung der modernen Malerei“ (Hamburg, J. F. Richter) darstellte, man muß sich Woermanns, des Galerie-Direktors, versöhnenden, aber durchaus auf das Fortschreiten gerichteten Buches „Was uns die Kunstgeschichte lehrt“ erinnern, um zu sehen, nach welcher Richtung die „Sachverständigen“ auf die Menge und also auch auf die Regirung zu wirken suchten. Wer je G. Treus neu eingerichtete Skulpturensammlung sah, wer Lehrs' Thätigkeit als Leiter des Kupferstich-

kabinets verfolgte, Der findet hier überall die Keime des Geistes, der sich auch in der Ausstellung äußert. In allen Kunststädten heimisch, haben Beide mit immerhin bescheidenen Mitteln verstanden, in ihren Sammlungen einen Ueberblick der modernen Kunstentwickelung aller Völker zusammenzubringen, wie kaum an einer anderen Stätte. Wie Treu schon längst in den Werkstätten Belgiens, Englands, Frankreichs, Italiens zu Hause ist, wie er Gipse nach den ersten Meistern aller Länder, oft mit schwerer Mühe, doch stets mit einem von Schulmeinungen unbeirrten Blick, zusammenbrachte, so gilt Lehrs als ein Entdecker junger Talente der Griffelkunst, ist er Einer von Jenen, die billig kauften, weil sie den Werth der Werke erkannten, ehe ihr Schöpfer Mode wird, und weil der Künstler ihnen gern verkauft. Man weiß in Paris und München, daß man im dresdener Kupferstichkabinet in beste Gesellschaft kommt: nicht nur in die der großen Toten, sondern auch in die der Lebenden. Treu ließ in seiner Skulpturensammlung freilich Hähnels Werken noch den bevorzugten Platz. Aber ich habe ihn im Verdacht, daß ihn hier mehr die Bosheit als die Liebe leitete: die furchtbare Langeweile, die — mich wenigstens — aus den „klassischen" Gestalten anfaucht, wenn man ihrer so viele beisammen sieht, lenkt den Blick auf die reichere, formengesättigte Kunst der Aelteren wie der Neueren.

Die sächsische Regirung hat eine vielfach erprobte Taktik den Bestrebungen Einzelner auf Volkserziehung gegenüber. Wird es juristisch verwalteten Behörden im Allgemeinen gleich schwer, dem Talent freie Bahn zu öffnen, hängt ihnen vielfach noch jener früher übermächtige Zug für „Billigkeit" an, der auch das Mittelmäßige schonen will und gerecht zu sein glaubt, wenn er Bedeutendes und Halbes zu gleicher Arbeitleistung vor einen Wagen spannt, so ist man in Sachsen doch stets bereit, Das, was aus sich selbst heraus sich regt, sachlich zu fördern. Die außerordentliche Blüthe des gewerblichen Schulwesens hat ihren Ausgang von dieser Politik. Man weiß im Lande, daß, wenn irgendwo eine Schule aus dem Bedürfniß entsprang, es gilt, zunächst durch die That ihren Werth darzulegen, um dann sicher zu sein, daß die Regirung den erwiesenen Nutzen nicht fallen lassen wird. Der kurze, aber inhaltreiche Aufsatz über gewerblichen Unterricht von C. Roscher, dem Dezernenten für gewerbliches Schulwesen im Ministerium des Innern, im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" giebt einen klaren Einblick in diese Vorgänge, — und Roscher war auch der in das Ausstellung-Komitee berufene Vertreter der Regirung.

So hat man denn zögernd den „Jungen" den Platz überlassen, nachdem Mißerfolg auf Mißerfolg die älteren Ausstellungen betroffen hatte. Berufungen wie die von Prell, Diez, Wallot mußten erst einem verjüngenden Geist festeren Boden an der Akademie schaffen, es mußte die Nothwendigkeit, mit stärkeren Mitteln für die Vertheidigung Dresdens in seiner alten Stellung als Kunststadt einzutreten, überall erkannt werden. Vorbereitende Kämpfe gab es genug.

Die Stadt Dresden hat sich eine Halle gebaut, — leider architektonisch keine glückliche Schöpfung, die innerlich völlig zu verdecken die eigentliche Aufgabe der neuen Dekoratoren war; die Stadt hatte sie im ersten Jahre den Innungen überlassen, die durch eine geradezu klägliche Vorführung ihrer Unfähigkeit, allein Etwas auszurichten, dem Bau einen schlimmen Anfang bereiteten: nun hatte auch sie den Muth, auf die „Jungen“ vertrauend, diesen das Auswetzen der Scharte zu überlassen. Und so sind denn Kuehl, Diez, Kießling und Bantzer Herren im Ausstellungpalast geworden, haben sie einmal freie Hand bekommen, zu zeigen, was sie eigentlich wollen, — und es ist ihnen gelungen, ein überzeugendes Bild von der Trefflichkeit ihrer Absichten zu geben. Sie sind voll des Rühmens gegen den Minister des Innern, von Metzsch, der, nachdem er ihnen einmal die Sache anvertraut hatte, auch dafür sorgte, daß sie sich frei entwickeln konnten, der ihnen die Ellenbogen frei machte.

So ist die dresdener Internationale Ausstellung entstanden. Sie hat das Ziel erreicht, das die münchener Sezession erstrebte, sie hat es erreicht, weil die dresdener Kunst selbst mit nur bescheidenen Aspirationen auftrat, — oder richtiger, weil man ihr eine ganz außerordentliche Selbstbeschränkung zu Gunsten einer weisen Auswahl unter der in ganz Europa als geeignet bekannten mehr oder minder gewaltsam auferlegte.

Nur Die werden ihr die Anerkennung verweigern, die in den Ausstellungen einen Kunstmarkt sehen. Man schimpft so gern auf die Kunsthändler, als die Vampyre der Maler und Bildner: will man ihnen die ganze Schaar der nicht zur Ausstellung Zugelassenen zutreiben? Man hadert mit dem Publikum, daß es Süßigkeiten verlange und daher oft herberer Kost vorzieht. Hofft man, es mit einem Schlage zu erziehen? So sehr ich die dresdener Ausstellung in ihrer Eigenart allen anderen vorziehe, so wenig möchte ich, daß alle ihr gleichen. Man müßte denn besondere Vorkehrungen treffen, um den Kunstmarkt zu regeln. Ich halte die Beschränktheit des Talentes für kein Verbrechen am Kunstgeist der Nation, ihre Werke nicht für verwerflich. Gelingt es ihnen doch oft leichter, die noch im Schauen Blöden zum Sehen zu bringen, als dem großen, weit vorn stehenden Meister. Wir haben zweifellos ein Interesse daran, daß auch die Handwerker in der Kunst leben, daß billige Kunst auf dem Markt erscheine und daß der bescheidene Beutel Etwas finde, das ihn halbwegs befriedige. Man „hebt“ ja mit Macht den Dilettantismus, weil man von ihm erhofft, daß er die Masse zur Kunst erziehe. Man soll nicht die kleine Kunst unterschätzen, die in die Breite dringt. Berlin z. B. hat hinter sich den von der Schönheit verlassenen Osten: ist dort nicht auch noch heute die Schule der Piloty und Bendemann ein Kulturträger? Ist diese Kunst nicht noch immer besser als keine Kunst?

Seit Jahren habe ich für einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck nachträglich die gesammte kritische Produktion eines bestimmten zurückliegenden

Jahres durchzusehen. Abgestandener Zorn und abgestandener Tabaksrauch riechen nicht gut. Es ist ja oft spaßig, kühlen Sinnes Das durchzublättern, worüber die Gemüther sich einst erhitzten; oft ist es auch lehrreich; meist aber langweilig, es sei denn, daß einmal Einer, der gar nicht zur kritischen Zunft gehört, mit tüchtig versohlten Stiefeln auf den Kampfplatz trampelt und, nachdem er sich fremd umgesehen, mit allen Gliedern um sich zu schlagen anfängt. Sieht man sich diesen Naturburschen aber genauer an, so ist er gerade in seiner anscheinend und nach seiner Ansicht ihm selbst entquollenen Weisheit auch wieder Aesthetiker aus irgend einer alten Schule, und sei es aus der, welcher des Jesuiten Jungmann sehr lesenswerthes Lehrbuch des Schönen das Wort redet, jener, die sich auf Grundlage der Philosophie des Thomas von Aquino aufbaut. Ueberall stößt man lediglich auf durchgesickerte Schulmeinung! Eigene Gedanken sind eben selten und schließen sich immer nur vorn an die Entwickelung an, wachsen nie aus verholztem Stamm. Aber es sind doch noch ein paar Dutzend ästhetische Systeme im Volksbewußtsein lebendig und jenes des Thomas von Aquino, dem im Grunde noch alle Theologen anhängen, nicht zum Geringsten. Noch heute erscheint Vielen nur der innere Mensch schön und das Aeußere nur so weit, wie es Jenen verkündet. Thut man gut, diesen Vielen nur eine Kunst vorzusetzen, die ihnen mißbehagt, ihrer ganzen Denkart nach mißbehagen muß?

Man wird mich vielleicht für altmodisch erklären, weil ich nicht unbedingt neumodisch bin. Oder bin ich es gerade erst recht? Die neuesten Leute sind der Meinung, daß alle Kritik nur ein Wägen nach persönlichem Gewicht, daß die Schönheit nur das glückliche Verhältniß zwischen Geschaffenem und Betrachtendem darstelle, daß also nicht das Werk an sich schön sei, sondern es nur durch Gleichgesinnung dem Betrachter so erscheine. Es giebt also kein sicheres Mittel, die Schönheit zu erkennen, und noch weniger, sie zu schaffen, da sie mit dem zustimmenden Verständniß auch wieder verschwindet. Was heute schön ist, braucht es morgen nicht mehr zu sein, da die Schönheit ein Verhältnißzustand, nicht eine Eigenschaft des Objektes ist. Mir scheint Das richtig, ich habe Gleiches, ohne Avenarius oder Karstanjen gelesen zu haben, mir ähnlich selbst ausgeklügelt. Mir hat diese Erkenntniß eine große Milde des Urtheils gegeben. Ich möchte auch Das noch leben lassen, was ich gestern für schön hielt, als ich noch ein Anderer war, und nicht Jene anrempeln, die ich damals zu meinem Urtheil zu überreden vermochte. Ich hatte ja damals Recht, das mir Angemessene für schön zu halten, und habe heute wieder Recht, — trotz den Gegensätzen in meinem eigenen Urtheil: denn ich änderte mich mit der Kunst und hoffe, mich noch öfter zu ändern. Aber es sollte mir doch leid thun, wenn mein Ich von heute in zehn Jahren wieder für das reine Banausenthum erklärt würde und wenn ich in zwanzig Jahren

ängstlich die Schande verheimlichen müßte, daß ich 1897 die dresdener Ausstellung in ihrer geschlossenen Zeitgemäßheit für ein Meisterwerk hielt. Mir haben ja auch Cornelius, Kaulbach, Makart, Munkaczy gefallen, — ich kanns nicht verheimlichen, es liegt der Beweis gedruckt vor! . . . Eines Tages schenkte mir ein begeisterter Böcklin-Verehrer alte Ausstellung-Kataloge, da ich solche sammle. Die sauber mit Tinte eingeschriebenen, also wohl überlegten Notizen in diesen Heften zeigen mir, daß auch Andere sich ändern. Zur Meeresidylle fand er vor zwanzig Jahren kein anderes Wort als „scheußlich“ und bei Liebermann keins als „Pfui Teufel!!“ Also ist das Aendern, die mangelnde kritische Prinzipientreue, nicht ein Privatfehler von mir. Nur in der Selbsterkenntniß sind vielleicht Manche noch nicht so tief gesunken wie ich. Denn wenn ich mich im Grunde des Herzens prüfe, freut mich mein Wankelmuth, fehlt noch ganz und gar die Vorbedingung zur Besserung, die Reue. Ich habe die Absicht, auch heute und morgen noch mir möglichst Vieles gefallen zu lassen: auch Solches von gestern! Ich halte, mit Seidlitz, Defregger für veraltet, aber ich halte auch Chodowiecki dafür. Ich fühle, daß der Münchener mir später einmal eben so wieder wird gefallen können wie der herzlich unbedeutende und vor Kurzem fast vergessene Meister der Goethezeit, der jetzt so hoch gepriesen wird. Schon kann ich mir den mit lächelndem Wohlwollen geschriebenen Aufsatz der Entdecker der Schönheit der münchener Kunst von 1870 denken, ja, ich habe schon einen solchen Entdecker gesprochen: 1887 sagte mir der Präsident einer ebenfalls vortrefflich gelungenen Ausstellung, jener zu Manchester, in Deutschland verstände man die besten Kostümbilder zu machen; seine Damen hätten solche aus Bayern und Tirol mitgebracht, die viel künstlerischer seien als Alles, was die englischen Mode-Journale enthielten. Und er langte aus der Tasche eine Anzahl Photographien nach Defregger heraus, dessen Namen er freilich noch nie gehört hatte. Und er war ein Mann, der sein Leben lang mit bester Kunst umgegangen war, eine weithin bekannte Persönlichkeit, ein Schwärmer für Walcker, der ja Defregger in so Vielem verwandt war.

Will man also eine Ausstellung haben, die selbst zum Kunstwerk sich rundet, so ist mit der Gerechtigkeit, die so oft von der Aufnahme-Jury gefordert wird, kein Heil zu erhoffen. Nur die Einseitigkeit, nur der geschlossene, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Kunstwille kann solches Werk leisten. Es wird ihm sicher alsbald der Geschmack der eben überwundenen und bald auch jener der kommenden Richtung entgegentreten. Wohl werden Einzelne die Biegsamkeit und Kraft, die Stahlartigkeit haben, dem Kommenden sich einzuordnen, es in sich zu verarbeiten und wieder emporschnellend an seiner Verwirklichung mitzuarbeiten. Aber die Zeit schreitet mit ehernem Schritt fort und dem Menschen ist in ihr nur eine Weile gegönnt.

So ist denn auch die dresdener Ausstellung vor Allem werthvoll als ein Zeitausschnitt, als ein Bild Dessen, was in einem Jahre bestimmte treffliche Männer als das beste Zeitgenössische, — oder als das für die Zeit Bezeichnendste — betrachteten, ein Bild internationalen Kunstwillens, gesehen durch das Auge Weniger, Geistesverwandter. Draußen steht die Menge und blickt mit Verwunderung auf diese Welt, die ihr so gar fremd erscheint, fragt sich mit ehrlichem, aber nur zu oft vergeblichem Bemühen nach Verständniß, was denn Jene eigentlich gewollt haben. Sie findet nicht die Schönheit, die Jene berückte, sie fragt sich nach den Gründen der Uebereinstimmung und wittert wohl gar persönliche Gunst und Gevatterschaft. Denn noch glauben Viele, und zwar gerade unter den Regirenden, man könne auch in der Kunst die Sache über die Person stellen, wie sie es von ihren Leuten in der Verwaltung, in der Politik fordern. Die Künstlervereine und Genossenschaften glaubten das Selbe. Viele Köpfe, alle Parteien in den Topf eines Komitees zusammenzuwerfen, so eine Gesammtweisheit, einen Allerweltgeschmack herauszukochen: Das ist, wie man in München wieder sah, ihre einzige Weisheit. Die Kunst geht ins Breite; und Künstler nennt sich eben so Der, welcher im Vordergefecht um die Darstellung eines innerlich Erschauten kämpft, unbekümmert um Hohn oder Beifall der Welt, — wie Jener, welcher das Gehirn nur danach fragt, daß es etwas recht „Gangbares" erfinde, dem es auf verkäufliche, nicht auf wahre Töne ankommt. Die Oeffentlichkeit hat zwar ein ernstes Interesse daran, daß auch diese Waare auf dem Kunstmarkt zu finden sei; die gute Stube auch der einfältigsten wohlhabenden Frau soll die zu ihrem Geschmack passende einfältige Waare finden können. Aber Das fällt unter den Gesichtspunkt des Waarenaustausches und der Staat hat nicht mehr Pflicht, in solchen Handel fördernd einzugreifen als in den mit jeder anderen Manufaktur. Die Künste sollen vom Staat unterstützt werden, nicht die Künstler. Es ist gut, wenn die Künstler die Sachlage in ihrer ganzen Härte erkennen lernen, daß nämlich ihr Beruf allein ihnen keinen Anspruch auf Theilnahme zusichert, sondern allein die in ihrem Beruf vollbrachte fördersame That.

Kunstpolitik ist Personenpolitik. Der einzelne Mann macht die Kunst, nicht die Menge der Produktion. Ein Vollmensch wird hier zum System, eine Kraft zum Grundsatz. Der unbedingte Widerspruch gegen alle Majoritätwirthschaft. Man hat es in Dresden diesmal verstanden, Männer zu finden, und man hat ihrer Kraft freies Feld gegeben. Dadurch hat man nicht die ewig giltige Kunst wie einen rocher von bronze festgesetzt. Morgen giebts neue Kunst, sie wird neue Leute fordern, die auch die Armfreiheit für sich zu fordern berechtigt sind. Ein Sieg ist erfochten, ein Friede geschlossen. Es lebe der kommende Krieg!

Dresden. Cornelius Gurlitt.



Selbstanzeigen.

Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke, 1897.

Der Aufforderung, die Leser der „Zukunft" durch eine Selbstanzeige auf das eben erschienene Werk hinzuweisen, glaube ich durch die folgenden Zeilen entsprechen zu sollen.

Im ersten Abschnitt meines Buches, der den Uebergang von präsozialen zu sozialen Zuständen zum Gegenstande hat, werden die Urformen des menschlichen Zusammenlebens, zunächst in ihrer festeren Struktur, dann in ihren loseren Formen, festgehalten und in ihrer Entwickelung skizzirt. Wir unterscheiden nämlich zwischen solchen Formen sozialen Zusammenlebens, deren Struktur stabil, und solchen, deren Natur labil ist, wobei die Stabilität keine absolute, vielmehr eine relative, nur für eine gewisse Zeitspanne oder Entwickelungphase jener Struktur giltige ist. Zu den vergleichsweise stabilen Formen der sozialen Gemeinschaft rechnen wir: a) Familie, b) Eigenthum, insbesondere Grundeigenthum, c) die Gesellschaft, d. h. das gesellschaftliche Zusammenleben und Zusammenwirken in den sich allmählich differenzirenden und verschärfenden Abstufungen, d) den Staat. Zu den labilen rechnen wir: a) die Sprache, b) das Recht, c) die Religion (mythologische und geschichtliche Traditionen), weiterhin Technik und Kunst, Moral und Philosophie. Das labile Moment der zuletzt genannten Formen gemeinsamer menschlicher Interessensphären besteht darin, daß sie, im Urzustande zumal, kaum dürftige Umrisse einer gegenseitigen Abgrenzung verrathen, vielmehr häufig in einander überzugehen und bis zur Ununterscheidbarkeit zusammenzufließen die Tendenz zeigen. Das soziale πάντα ῥεῖ dieser als labil bezeichneten Elemente prägt sich besonders auch darin aus, daß die Grenzstreitigkeiten zwischen Recht, Sitte und Religion, Technik und Kunst, Moral und Philosophie bis auf den heutigen Tag noch nicht überwunden, auch die Sprachgrenzen bis auf den gegenwärtigen Augenblick fließend geblieben sind, während die stabileren Elemente, wie Familie, Eigenthum, Gesellschaft und Staat, einmal schon an der Schwelle der Kultur ein leidlich festes Gefüge aufweisen, sonst aber im Laufe der sozialen Entwickelung die Lineamente dieses Gefüges in immer markigeren Zügen herauszuarbeiten die Neigung zeigen. Bei der tastenden Unsicherheit jener jungen Wissenschaften, auf die wir unseren soziologischen Calcul aufzubauen haben — Anthropologie, Ethnographie, Paläontologie, vergleichende Sprach-, Rechts-, Wirthschaft-, Kunst-, Sagen- und Religiongeschichte —, wird ein Operiren mit Hypothesen zur fatalen, aber unabwendbaren Nothwendigkeit. So reizvoll Newtons „hypotheses non fingo" auch klingen mag, so hat Newton selbst diese wissenschaftliche Lebensregel nicht streng einzuhalten vermocht. Für uns vollends sind die Hypothesen unentbehrlich, aber auch ungefährlich, so lange wir uns bewußt bleiben, daß es sich bei diesem Hypothesengewebe nicht um konstitutive Prinzipien, sondern lediglich um heuristische Nothbehelfe handelt. Kann man nun diesem unvermeidlichen Uebel

nicht entrinnen, so dürfte es doch wohl der Uebel kleinstes sein, wenn man unter den zahlreichen einander befehdenden Hypothesen über die Urformen von Familie, Eigenthum, Gesellschaft, Staat, Sprache, Sitte, Recht und Religion mit kritischer Umsicht die herausgreift, denen der Vorzug eignet, daß sie einmal nach dem gegenwärtigen Stande der erwähnten Wissensgebiete als die relativ einleuchtendsten anzusehen sind und ferner als leidlich mit einander harmonirend sich erweisen werden.

Der zweite Abschnitt sucht in einer kritischen Geschichte der sozialphilosophischen Ideen, von ihrem ersten Auftauchen bei den Griechen bis herab auf die Gegenwart, den bisherigen Ertrag des reflektirenden Menschenbewußtseins für die Lösung der uns beschäftigenden Probleme einzuheimsen. Dabei werden wir einen interessanten Uebergang von den praehistorischen zu den historischen Völkern beobachten können. Dort vollzog sich der Bau des sozialen Körpers als ein unbewußter Prozeß, der nicht von klaren Ideen, sondern von dunklen Instinkten geleitet war. Bei den ersten historischen Völkern hingegen, besonders beim begabtesten unter ihnen, den Griechen, erwacht in der Philosophie der menschliche Geist aus dem dumpfen Schlummerzustand und sucht bewußt nach Mitteln, wie man den sozialen Körper möglichst zweckentsprechend und gedeihlich einrichten und ausgestalten könnte. Es entsteht mit einem Worte die Politik als Wissenschaft: Xenophon, Platon und Aristoteles. In mehr als zweitausendjähriger Gedankenarbeit der besten Köpfe ringt man sich allmählich zur Einsicht durch, daß man den Bau und die Zusammensetzung der menschlichen Gesellschaft und des Staates nicht mehr dem mechanischen Ablauf einer unbewußten sozialen Entwickelung blindlings überlassen sollte, daß vielmehr Volk und Regirung die Resultate der Wissenschaften sich anzueignen und so in bewußter Weise eine möglichst zweckvolle Organisation der Gesellschaft anzustreben hätten. Dieser glückliche Fortschritt von der unbewußten Gesellschaftbildung zur bewußten, der sich darin ausprägt, daß der menschliche Geist als Korrektiv der Natur zu dienen hat, wofern er durch planvolles Erfassen des Zieles auf rascherem, weil direkterem Wege Das zu erreichen hofft, was die mechanisch wirkende, unbewußt zweckvolle Natur mehr auf Umwegen erstrebt: dieser radikale Fortschritt der menschlichen Gesellschaft ist noch kaum hundert Jahre alt, — ja, er vollzieht sich recht eigentlich erst unter unseren Augen.

Im dritten Abschnitt endlich soll uns ein Querschnitt durch sämmtliche uns beschäftigenden soziologischen Probleme — wenn wir zuvor mit dem Pflugschar der historischen Kritik das überwuchernde Gestrüpp sozialer Phantasmagorien ausgejätet haben — in den Stand setzen, diesen Problemen systematisch auf den Grund zu gehen. Unsere Untersuchung geht dabei von einer sozialen Statik aus, d. h. einer Fixirung der uns beschäftigenden Probleme im Rahmen jener Gesellschaftordnung, wie sie sich in vorgeschrittenen Staatswesen herausgebildet und mit einer kaum übersehbaren Fülle neuer sozialen Gebilde (das Vereinswesen in allen seinen Schattirungen, internationale Vereinbarungen, Aktiengesellschaften, kommerzielle Trusts und Syndikate, politische, religiöse und ästhetische Verbände und Parteien, das Genossenschaftwesen u. s. w.) komplizirt hat. Ferner können wir nicht umhin, in einem möglichst behutsamen Anlauf zu einer sozialen Dynamik, zunächst aus der von uns festzustellenden sozialen Thatsächlichkeit auf deren ontologische und historische Ursächlichkeit zurückzuschließen. Diese Auseinandersetzungen münden dann naturgemäß, den Sprung aus dem blassen Theoretisiren in die

lebensvolle Wirklichkeit wagend, in eine Reihe von sozial-philosophischen Reformvorschlägen aus, wie sie sich bei einem solchen systematischen Calcul aus den dargelegten ontologischen und historischen Prämissen als deren soziologische Resultante ungezwungen ergeben. . . Es wird philosophiefeindlichen Kritikern nach wie vor unbenommen bleiben, daran zu zweifeln, ob bei einer philosophischen Erfassung der sozialen Frage etwas Erkleckliches zu deren Lösung herausschaut. Ich habe aber in der ersten Vorlesung das Recht nicht nur, sondern auch die Pflicht der Philosophie, in dieser brennenden, weil in den Lebensnerv aller denkenden Individuen eingreifenden Frage das Wort zu ergreifen — selbst auf die Gefahr hin, daß ihr diese Kompetenz von unüberlegter oder direkt übelwollender Seite abgesprochen würde — ausführlich erörtert. Es kann sich daher für mich nicht mehr um das Ob, sondern nur noch um das Wie handeln. Wenn mit Hilfe der philosophischen Methoden doch einmal der Versuch gewagt werden soll, in das unheimliche Dunkel der uns schattenhaft umschwebenden sozialen Schwierigkeiten mit der Fackel der logisch-soziologischen Denkweise hineinzuleuchten, so kann Das wohl nur dann oder doch dann am Besten geschehen, wenn man die hinter diesen Schwierigkeiten steckenden soziologischen Probleme an ihrer tiefsten Wurzel faßt, Das heißt, in ihrem letzten Ursprung aufdeckt. Kontrolirt man nun vollends den Ursprung dieser soziologischen Probleme mit dem Richtmaß ihres geschichtlichen Werdeganges, so gewinnt man jenen Grad methodologischer Sicherheit, der auf einem so schwanken Gebiete überhaupt erreichbar ist. Ich bin mir bewußt, daß nur naive Freude am Gestalten, nur kecker literarischer Wagemuth es unternehmen mag, allen wirklichen und eingebildeten Schwierigkeiten der Materie zum Trotz den eben so spröden wie verfänglichen Stoff meistern zu wollen; aber seis drum! Wollte man stets in durchaus angebrachter Selbstkritik vor der Neuartigkeit gewisser Unternehmungen scheu zurückweichen, so würde alle Phantasie bald genug flügellahm werden und an unterbundener Schaffenskraft zu Grunde gehen.

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.



Hellas. Geographie, Geschichte und Literatur Griechenlands von Friedrich Jacobs. Mit einem Bilde von Athen. Stuttgart 1897. Verlag von Karl Krabbe.

Friedrich Jacobs, der liebenswürdige Volksschriftsteller und gründliche Kenner des klassischen Alterthumes, wurde während seines Aufenthaltes in München dazu ausersehen, dem Kronprinzen Ludwig von Bayern Vorträge über die Geschichte und Literatur der Hellenen zu halten. Diese Vorträge, die nach Jacobsens Tode von E. F. Wüstemann herausgegeben wurden und vielseitigen Beifall fanden, sind nicht für gelehrte Forscher bestimmt; sie wollen vielmehr einen weiteren Kreis von Alterthumsfreunden und die reifere Jugend für die hellenische Welt und ihre hohe kulturhistorische Bedeutung begeistern. Und wenn auch jetzt das klassische Alterthum nicht mehr so sehr im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses steht wie zur Zeit von Jacobs, so scheint das Buch doch wegen seiner ansprechenden Darstellung und der idealen Auffassung des Hellenenthumes eine weitere Ver-

breitung in einer neuen Bearbeitung zu verdienen. In dieser mußte natürlich an dem ursprünglichen Text von dem Herausgeber Vieles geändert und mit Berücksichtigung der neueren Literatur umgestaltet werden. Der in der vorliegenden Bearbeitung erweiterte geographische Abschnitt giebt ein Bild von Land und Leuten, von den Städten und Heiligthümern in Griechenland und den griechischen Kolonien sowie eine etwas ausführlichere Beschreibung der wichtigsten Kulturplätze, wie Mykenä, Delphi, Olympia, Athen, Milet, Samos, Syrakus, Agrigent. Hier kommen neben der geschichtlichen und topographischen Entwickelung jener Städte besonders ihre Bauten und Denkmäler in Betracht, die auf Grund der neueren Ausgrabungen und Funde beschrieben sind. In dem geschichtlichen Theil, wo an die Stelle der nur lose an einander gereihten Vorträge von Jacobs eine mehr zusammenhängende Darstellung getreten ist, werden die Hauptereignisse der griechischen Geschichte erzählt, die großen Gesetzgeber, Staatsmänner und Feldherren in kurzen Charakterbildern vorgeführt, während nebensächliche Dinge bei Seite gelassen sind. In ähnlicher Weise will der dritte Abschnitt nicht einen Abriß der Literaturgeschichte, sondern skizzenartige Betrachtungen über das Leben und die Werke der bedeutendsten Dichter, Geschichtschreiber, Redner und Philosophen bringen. Mögen denn die Vorträge von Friedrichs Jacobs, die von dem humanen Sinn und der warmen Begeisterung ihres Verfassers für die hellenische Welt Zeugniß abgelegt haben, auch in dieser neuen Gestalt den Freunden des klassischen Alterthumes willkommen sein.

Lübeck. Professor Dr. Karl Curtius.



Aus der Schule geplaudert. Militärhumoresken. Berlin. Freund & Jeckel.

Militärhumoresken sind von Hackländer und Winterfeldt an bis auf unsere Tage in ungezählten Mengen geschrieben worden und es dürfte auf den ersten Blick überflüssig erscheinen, der Menge noch mehr hinzuzufügen. Ich hätte es auch nicht gethan, wenn ich nicht glaubte, etwas Neues zu bringen: nicht Humoresken, wie sie, meist von Damen geschrieben, zur Manöverzeit überall zu finden sind, sondern Schilderungen aus dem Offiziersleben. Es scheint so ernst, so kommissig, — wer aber Augen hat, zu sehen, Der sieht in dem Verhältniß der Disziplin und der Subordination genug Komik. Die unnahbare Würde der Vorgesetzten, das stete Besserwissen jedes Aelteren: Dies und vieles Andere suchte ich mit einigem Humor zu beleuchten; ich wollte den Schleier lüften, der für Uneingeweihte über dem militärischen Leben liegt. Keine schimpfenden Unteroffiziere und keine groben Regimentskommandeure zeige ich, sondern einfach, „wie es gemacht wird“! Ob die Kritik Zeit finden wird, mein kleines Buch zu besprechen? Ich weiß es nicht, aber ich hoffe es; denn ich möchte, daß das Buch trotz seinem humoristischen Inhalt ernst genommen würde.

Freiherr von Schlicht.



Was Prospekte verschweigen.

Bei den vielen Gründungen, die jetzt auf dem deutschen Markt erscheinen, handelt es sich zur guten Hälfte um Fabrikunternehmungen. In den Prospekten wird Manches als aussichtvoll oder gar als ganz zweifellos günstig hingestellt, was einer Nachprüfung bedarf, und ich habe mich deshalb um die Aufhellung einiger wichtigen Punkte bemüht, an denen das kauflustige Publikum, wenn es klug ist, nicht achtlos vorübergehen sollte.

Da ist das Laboratorium, dessen Resultate durchaus nicht immer im Einklang mit dem Betriebe im Großen zu stehen brauchen; leider eilt die Phantasie auf Aktien der wirklichen Erfahrung oft voran. In chemischen wie in maschinellen Etablissements sollen die im Laboratorium angestellten Versuche recht oft besser als in der Praxis ausfallen, zuweilen aber von ihr doch auch überflügelt werden. Daraus ergiebt sich die Lehre, daß sich nach kleinen Experimenten fast nie Etwas voraussagen läßt und also solche Prophezeiungen auch möglichst aus Prospekten herausbleiben sollten. Manche chemischen Verbindungen lassen sich überhaupt nur in kleinen Mengen herstellen und der Verlauf der chemischen Reaktion soll oft so intensiv, die dabei frei werdende Wärmemenge so erheblich sein, daß eine völlige Zerstörung des herzustellenden Körpers eintreten würde, wenn nicht durch Abkühlung, mit besänftigenden Mitteln vorgebeugt werden könnte; solche Mittel sollen mitunter aber nur bei geringen Substanzmengen anwendbar sein. Wenn also ein Gramm irgend einer Substanz eine gute Ausbeute ergiebt, so bleibt das Ergebniß bei 100 Kilo noch immer zweifelhaft. Daß es aber auch gerade umgekehrt kommen kann, zeigt die vielen Laien bekannte Chloressigsäure, ein Aetzmittel, das auch in der Industrie begehrt ist. Hier ist auf Grund der Ausbeute bei der Herstellung in kleinen Mengen, also im Laboratorium, eine Gewinn bringende Fabrikation nicht herauszurechnen, während die Erfahrung zeigt, daß die Herstellung im Großen nur mit geringen Verlusten, z. B. an Chlor, verbunden und deshalb die Ausbeute wesentlich besser ist. Doch bleibt auch für später die Arbeit im Laboratorium wichtig, denn es handelt sich für den Chemiker darum, die Versuchsbedingungen gründlich kennen zu lernen. Es ist ja unmöglich, alle Versuchsbedingungen zur Herstellung einer beliebigen Substanz im Kleinen eben so festzuhalten wie im Großen; schwierig ist z. B. die Einhaltung einer stets gleichen Temperatur u. s. w. Ein anderes Beispiel habe ich aus Kreisen, die mit dem Kampf der verschiedenen Holzverkohlung-Verfahren nichts zu thun haben. Nimmt man ein Stück Buchenholz und erhitzt es unter Luftabschluß in einem Laboratorium-Apparat, etwa einer kleinen Glasretorte, so erhält man zwar Holztheer und Holzessig, aber die Ausbeuten sind außerordentlich schlecht, da es unmöglich ist, das Holzstück in allen seinen Theilen auf die selbe Temperatur zu erhitzen. Die äußeren Theile werden sehr hoch erhitzt und verkohlen sehr bald, ehe sie Zeit gehabt haben, ihre theerigen Bestandtheile herzugeben, so daß allein die inneren Theilchen für die Ausbeute maßgebend sein müssen. Wiederholt man aber den Versuch im Großen und leitet die Operationen geschickt, so hat man eine oft nicht

nur um 100, sondern manchmal sogar um 400 bis 500 Prozent bessere Ausbeute. Längst hat man sich deshalb in chemischen Fabriken gewöhnt, aus einem noch so glänzend gelungenen Laboratoriumversuch nicht gleich für die Fabrikation Schlüsse zu ziehen. Zwischen den beiden Etappen liegt die Herstellung in den sogenannten Betriebslaboratorien, wo ungefähr die Bedingungen der Praxis gegeben sind, — ungefähr, so daß auch danach noch Enttäuschungen möglich bleiben. Eben so hüten sich aber die Unternehmer auch, einen im Kleinen nicht befriedigenden Versuch stets als entscheidend anzusehen. Im Laboratorium, wo meist nur Theoretiker sitzen, probirt mans eben mit einem Gramm, im Betriebslaboratorium, wo man mehr praktisch arbeitet, mit 1000 Gramm und endlich, wenn Alles geglückt ist, bei der Fabrikation mit 100 000 Gramm.

Gerade so geht es in der maschinellen Technik zu. Auch da giebt es Versuchslaboratorien, die freilich viel mehr als die chemischen kosten. Kaum wird je eine sehr große Maschine gebaut, ohne daß vorher schrittweise die kleineren Modelle fabrizirt wurden. Früher, als auf diesem Gebiet noch die Erfahrungen fehlten, mußten sich z. B. beim ersten Gebrauch der sehr großen Gasmotoren Mängel ergeben. Eine Zwischenstation, ein Betriebslaboratorium, giebt es für Maschinen natürlich nicht; die Praxis selbst hilft da nach. Doch werden die meisten Maschinen erst dann an die Kundschaft geliefert, wenn die garantirte Leistung gemessen und festgestellt ist. So wird keine gewissenhafte Firma eine Dynamomaschine aus der Fabrik fortsenden, ohne sie vorher sechs Stunden lang mit der maximalen Belastung arbeiten zu lassen. Nun werden jetzt aber häufig Dynamos von solchen Dimensionen bestellt, daß es unmöglich ist, mit den vorhandenen Betriebsmaschinen einen Probebetrieb voll belastet durchmachen zu lassen. Dann muß freilich die Erfahrung des Konstrukteurs als Bürgschaft für ein sicheres Funktioniren im späteren Betrieb genügen. Wie unsicher aber solche Berechnungen sind, beweist der nicht unbekannt gebliebene Mißerfolg, den erst kürzlich eine große Maschinenfabrik des Auslandes bei einer von ihr erbauten Maschinenanlage erlitt. Die Kapitalsverluste sind dann ungemein beträchtlich; denn während in der chemischen Fabrikation ein unbrauchbar gewordener Apparat mit geringen Verlusten manchmal noch verkäuflich sein soll, weil er noch zu vielen Betrieben paßt, wird gewiß Niemand eine billige Dampf- oder elektrische Maschine kaufen, wenn ihr Kohlen- oder Wasserverbrauch auch nur um 10 Prozent zu hoch ist ... Wir haben Fabriken von Ruf, die heute noch keine neuen Häuser gebaut hätten, wenn der kluge Herr Direktor nicht allzu hastig die Meinung eines jüngeren Mitarbeiters verschmäht hätte, der ihm sagte, daß irgend eine Erfindung einstweilen noch im Laboratorium bleiben müsse. Diese Coulissengeheimnisse kennt natürlich das Publikum nicht, das die Aktien solcher Fabriken mit jedem Agio bezahlt.

Auch über die Patente und ihre Rolle bei Gründungen ist Mancherlei zu sagen. Es ist begreiflich, daß man sich angesichts der Kosten, die aus Versuchen und Vorarbeiten entstehen, gegen Nachahmungen möglichst schützt. Deshalb wird ganz früh schon ein Patent angemeldet, das die wesentlichen Merkmale der neuen Erfindung enthalten muß, so daß nach dem angezeigten Verfahren die neue Maschine oder das neue Präparat hergestellt werden kann. Scheint das Patent nach diesem Verfahren nicht ausführbar, so pflegt die Erbringung des Beweises verlangt zu werden; es wird wohl auch zur Prüfung eine Kommission in die Fabrik

entsandt oder man stellt den Erfindern den Prüfungraum im Patentamt zur Verfügung. Solche Untersuchungen dauern dann zuweilen Wochen lang, besonders bei chemisch-technischen Verfahren, da jede durch Modell oder Zeichnung darstellbare Erfindung schon eine Möglichkeit der Ausführbarkeit einschließt. Wichtig ist dabei, daß der Erfinder nicht verpflichtet ist, jede kleinste Einzelnheit in die Patentanmeldung aufzunehmen. Das Patentamt begnügt sich mit dem Nachweis, daß nach dem Verfahren des Erfinders irgend ein chemischer Körper überhaupt herstellbar ist; eine Schilderung, unter welchen Bedingungen die beste Ausbeute erzielt werden könne, ist unnöthig; sonst wäre ja auch der Nachtheil offenbar, da dann in einem Lande, wo kein Patent genommen wurde, eine Nachahmung ohne viele Vorversuche möglich wäre. Nehmen wir an, die Herstellung eines lange vergeblich gesuchten schwefelsauren Salzes wäre gelungen, etwa durch achtstündiges Erhitzen mit konzentrirter Schwefelsäure auf 140 Grad. Ist dieses Verfahren wirklich neu und von großer Wichtigkeit, so läßt man es natürlich patentiren. Sollte nun ein Gegner die Anmeldung anfechten, weil bei der Wiederholung des Versuches die Herstellung des Salzes mißlungen ist, so behielte der Erfinder immer noch Recht, wenn er nur nachwiese, die Herstellung könne gelingen, falls man etwa zwanzigmal mehr Schwefelsäure anwendete, als sonst für solche Operationen üblich ist. Gewöhnlich wird man die Angabe der genauen Mengenverhältnisse nicht fordern, — und allmählich pflegt sich ein Verfahren dann ja auch weiter zu entwickeln, so daß viele Fabriken der verschiedensten Branchen nicht länger mehr daran denken, nach ihrer früher patentirten Methode zu arbeiten. Deshalb ist es auch Heuchelei, wenn technische Gegner und Konkurrenten von ungünstigen Versuchen auf Grund irgend eines Patentes reden, während sie doch wissen, daß nach dem alten Patent schon längst nicht mehr fabrizirt wird. Nur in der Elektrotechnik, wo der Konkurrenzkampf besonders lebhaft ist, scheint noch jede Erfindung neu angemeldet zu werden. Das Patentamt genießt ein solches Vertrauen, daß, sobald man wissen möchte, ob eine Erfindung schon gemacht sei, sie einfach in der Luisenstraße angemeldet wird; dort kennt man die gesammte Literatur und der Frager erhält dann wohl den Bescheid, daß jenes Verfahren schon da oder da beschrieben sei. Nun zieht er die Patentanmeldung zurück, zahlt 25 Mark und hat dafür eine sichere Auskunft in Händen. Nur in Washington soll das Patentamt noch genauer prüfen als bei uns.

Alle diese Details wären bei industriellen Prospekten zu erwägen, wenn die Zeichner oder Käufer an etwas Anderes als an Kursgewinn dächten. Aber Jeder hofft natürlich immer, nur der liebe Nächste werde Schwarzer Peter werden. Pluto.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Mai war in einer Selbstanzeige des Herrn Bergmann hier die Aeußerung eines breslauers Amtsrichters angeführt worden. Herr Amtsrichter von Schlebrügge, dessen Name als der des vorsitzenden Richters genannt worden war, legt Werth auf die Mittheilung, daß er das erwähnte Wiederaufnahmeverfahren nicht geleitet, also auch die ihm zugeschriebenen Worte nicht gesprochen hat.



Notizbuch.

Mit dem Pomp, den die alte Sitte vorschreibt und der den ohne innere Theilnahme aus der Ferne Zuschauenden heutzutage immer ein Bischen komisch scheint, hat das britische Weltreich eben den Tag gefeiert, an dem vor sechzig Jahren die junge Prinzessin Victoria von Kent den Thron bestieg. Man müßte diesen langen Zeitraum im Geist rückblickend durchmessen, die europäische Geschichte und das Werden und Wechseln der Machtvertheilung auf dem Erdball mit der Akribie des zünftigen Forschers prüfen, wenn man auch nur andeuten wollte, was unter dem Szepter Victorias für Großbritannien erreicht, was verfehlt worden ist. Die Engländer, die politische Dinge sehr nüchtern nehmen, finden, daß der Gewinn den Verlust weitaus überwiegt, und jeder Unbefangene wird diesem günstigen Urtheil zustimmen müssen. England hat seit dem Jahre 1837 ungeheure, ungeahnte Fortschritte gemacht und einen Machtzuwachs erlebt, den Niemand für möglich gehalten hätte: es hat den indischen Besitz sich für absehbare Zeit gesichert, den vierten — und besten — Theil von Afrika an sich gerissen, in Egypten sich vorläufig festgesetzt, Australien in eine blühende Handelskolonie umgewandelt und in Kanada das stille und laute Streben nach staatlicher Selbständigkeit allgemach beseitigt. Die britische Kolonialpolitik hat, so weit das eigene Interesse es irgend erlaubte, den Tochterländern ein hohes Maß von Unabhängigkeit gewährt und gerade dadurch den Zusammenhang mit dem Mutterlande besser gesichert als durch bureaukratischen Zwang und unwillig erduldete Uniformirung. Damit dieses Ziel erreicht werden konnte, mußte einem Volkscharakter, der sich für politische Geschäfte besonders eignet, die psychologische Einsicht der Regirenden sich gesellen, die klar erkannten, was in jedem Augenblick für jeden der zahlreichen Volksorganismen, denen sie die Schicksalsbahn zu bestimmen hatten, möglich und nöthig war. Die merkwürdige Frau, die seit sechzig Jahren rüstig auf dem britischen Thron sitzt, hat diese Entwickelung nie gehindert, nie durch jähe Taktlosigkeit oder persönliche Launen das feine Spiel der Männer gestört, die sie berathen und unter denen Palmerston, d'Israeli, Gladstone und Salisbury waren, — und sie verdient schon für diese negative Tugend den Dank ihres Volkes. Aber sie besitzt auch sehr positive Tugenden; sie war nicht nur ihrem Albert von Coburg eine gute Frau und blieb ihren Kindern eine sorgliche Mutter, sondern sie zeigte auch im politischen Leben die besten Eigenschaften des angelsächsischen Wesens: Willenskraft, Zähigkeit, Selbstbewußtsein, ein starkes Gefühl für die Pflicht der Herrscher und das Recht des mündigen Volkes, einen festen, unbeirrten Glauben an die Zukunft des Vaterlandes und die seltene Gabe, alle sich bietenden Möglichkeiten kühl zu wägen und mit sicherem Instinkt daraus die beste zu wählen. Ihre weitverzweigten dynastischen Beziehungen haben sie leider häufig zu Uebergriffen verlockt und der Deutsche, der sich der Tage Friedrich Wilhelms des Vierten und des Generals von Caprivi erinnert, hat keine Ursache, in zärtlicher Liebe der Britenkönigin zu gedenken. Aber er wird gerecht sein und offen bekennen, daß England, in dessen Geschichte ihre Regirung die glücklichste, fruchtbarste Epoche bezeichnet, seiner Herrscherin wirklich Dank schuldig ist. Sie hat die Verfassung stets respektirt, dem Willen des Landes auch dann sich gebeugt, wenn er mit ihren innersten Wünschen nicht übereinstimmte, und sich still und bescheiden in der Einsamkeit gehalten, in Windsor, Balmoral oder Osborne. Den Königen, die begriffen haben, welche Form der Monarchie heute allein noch nützlich und möglich ist, giebt sie ein großes Beispiel:

weil sie vorsichtig immer im Dunkel blieb und nie im Vordergrunde der politischen Bühne erschien, konnte sie jetzt, an ihrem Ehrentage, ruhig hervortreten und sich der Ernte freuen, die Andere ihr bereitet haben. Und wenn, nach dem unverbrüchlichen Weltgesetz, auch für das britische Imperium einst die Nacht heraufzieht, wird das Dankgefühl für die Königin Victoria dennoch nicht schwinden, die Wohlthätiges wirken ließ, für das Schlimme nicht die lastende Verantwortung trug und in ihrem Volk keinen persönlichen Feind hatte, weil sie keinem Volkstheil jemals, ohne den Weiheschleier der dem Parteigetriebe entrückten Monarchin, persönlich entgegentrat.

* * *

Der unselige Einfall unserer sterbenden Regirung, in Preußen ein kleines Sozialistengesetz zu schaffen, hat zu einer Debatte geführt, deren Schauplatz das preußische Herrenhaus war und deren Ergebniß geradezu unvergeßlich ist. Daß Herr von Stumm, mit dem man, um seine krankhaften Dispositionen nicht zu steigern, sich nicht allzu viel beschäftigen sollte, seine übliche Rede hielt und seine Gegner mit Wörtern wie „Frechheit" und „Lausbuben" bedachte, ist nicht weiter wunderbar. Auffälliger war schon die Leistung des Grafen von Klinckowstroem; aber den Gipfel erklomm der Oberbürgermeister von Altona, der dem Hohen Hause mittheilte, er habe die Entdeckung gemacht, „daß von der sozialdemokratischen Partei der Kampf um die politische Macht auf das wirthschaftliche Gebiet hinübergespielt wird und daß durch diese Thatsache Gegensätze in unser wirthschaftliches Leben hineingetragen werden, die lediglich ihren Grund in politischen Tendenzen haben". Man muß diese Rede des Leiters einer großen, sozial wichtigen Kommunalverwaltung im Wortlaut lesen, um zu begreifen, was heutzutage noch möglich ist und wie begrenzt das politische und wirthschaftliche Wissen eines Mannes sein kann, der an verantwortlicher Stelle neuen Gebilden die Wege bereiten soll. Im Uebrigen liegen die Dinge recht einfach: kommt das unter dem Titel eines Vereinsgesetzes geplante Sozialistengesetz zu Stande, dann bringt es der Sozialdemokratie, der längst der agitatorisch zu benutzende Stoff ausgegangen ist, unermeßlichen Gewinn und stärkt mit Wunderkraft sogar noch einmal die fast schon vernichteten Glieder der bürgerlichen demokratischen Parteien. Das hätten, die nächsten Reichstagswahlen würden es beweisen, mit ihrer politischen Klugheit dann die preußischen Konservativen bewirkt.

* * *

Alle, die sich noch gewisser Enthüllungen aus den gegen den Kriminalkommissar von Tausch geführten Prozessen erinnern, wird ein Brief interessiren, den König Friedrich Wilhelm der Vierte im März des Jahres 1855 aus Charlottenburg an den berliner Polizeipräsidenten von Hinckeldey schrieb und der folgenden Inhalt hatte:

Liebster Hinckeldey,

Anliegende Allgemeine Augsburger Zeitung enthält eine Mittheilung aus Berlin, über deren Einsender, Absicht, Ursprung ich ganz positive Auskunft haben will. Sie werden den Polizeidirektor Stieber beauftragen, Dies zu ermitteln und zugleich sein Augenmerk auf die Einsender der Artikel in der Weser-Zeitung zu richten, die sub △, x/x, O immer ganz spezifische Nachrichten aus Berlin bringen, und zwar zu einer Zeit, wo Niemand ohne Verletzung amtlicher Discrezion Dergleichen wissen kann. Ich mache dem Stieber die größte Sorgfalt und Energie und die entschiedenste Treue und Wahrheit im Berichte über etwaige Entdeckungen zur besonderen Pflicht und sehe demnächst in möglichster Kürze Ihrem Berichte entgegen. Friedrich Wilhelm Rex.

⚓

Operette.

In Paris, wo man jetzt schon die Vorbereitung der Wundermesse begonnen hat, die im Sommer des Jahres 1900 die Völker der Erde herbeilocken und tributpflichtig machen soll, wo unter einem Ingenieurstab ein Arbeiterheer das Straßenpflaster aufreißt, Bäume fällt, Büsche köpft und den Flußlauf regulirt, zankt man, mit einem Eifer, den kaum die Hitze kühlt, noch immer um die clous, die Wunder, die im Ausstellungjahr die Pilger in der Universalkarawanserei blenden, bezaubern, entzücken könnten. Der Plan des Kommissars Picard, der ein prunkvoll blühendes athenisches Fest rüsten will — ein Fest aus dem alten Athen, nicht aus dem Jammerthal der Korinthen, die mit den Sultanrosinen im türkisch gestimmten Europa den Wettkampf nicht wagen dürfen —, scheint Manchem noch allzu lückenhaft und einem pfiffigen Mann ist neulich der Einfall gekommen, den Obelisken des Konkordienplatzes in einen Riesenleuchtthurm umzuwandeln: der alte Stein, den Mehemed Ali einst den Franzosen schenkte, soll von seiner Höhe an jedem Abend dicke Garbenbündel elektrischen Lichtes über die lustig schwelgende und tollende Ausstellungstadt strahlen. Der Vorschlag, die Pyramide von Gizeh mit einem Fahrstuhl zu versehen und dafür zu sorgen, daß die Beduinen, die den athemlosen Wanderer mit hastigem Griff jetzt zur steilen Spitze hinaufschleifen, künftig als Liftmaschinisten ihr Backschisch erbetteln können, klänge kaum wunderlicher als dieser Aufruf, aus der Mischung von ältester Tradition und neuester Technik einen Messenreiz zu bereiten. Und doch ist der Gedanke höllisch gescheit, denn er entsprang der Erkenntniß bourgeoiser Bedürfnisse und man muß lächelnd bei dem Anblick staunen, daß feinere Geister ihn beinahe entrüstet bekämpfen. Sie erinnern an Théophile Gautier, der vor einem halben Jahrhundert schon den Obelisken lyrisch stöhnen ließ, weil die Seine, noir égout des rues, fleuve immonde, fait de ruisseaux, seinen steinernen Fuß beflecke, den der Nil einst, der heilige Vater der Flüsse, mit sanftem Fluthen gekühlt hatte, und sie fragen zornig, was Gautier wohl sagen würde, wenn er die Nadel des Ramses, das ragende Wahrzeichen der Pharaonenzeit, zum leuchtenden Jahrmarktswunder verwandelt, entwürdigt sähe. Die guten Leute, deren Toben Herr Picard belächeln mag, vergessen, daß Weltausstellungen nicht für subtile Künstler veranstaltet werden, die immer ein Bischen außerhalb der Gesellschaft und des Gesellschaftempfindens leben und gewöhnlich nur durch ihre Schwächen und Fehler mit den innersten Zeittendenzen verbunden sind, sondern für die zahlungfähige Menge, die das Ungemeine, das niemals Erschaute, nie noch Vernommene heischt, — einen getrüffelten Reiz, der den verwöhnten Gaumen zu neuer Genußfreude prickelt. Für diese Kundschaft ist ein Ragout aus ältesten und neuesten Schaugerichten die pikanteste, passendste Kost: sie würde jauchzen, wenn man ihr die Mumie des Ramses

bis in die Knochentiefe mit Röntgenstrahlen erhellen könnte, und wird jubeln, wenn die ehrwürdige Nadel des Pharaos mit dem elektrischen Glanz des Eiffelthurmes konkurrirt. Solche Reizmittel haben noch stets den Erfolg der Weltausstellungen gemacht, vom Jahre 1867 bis auf unsere Tage, und sie erklären auch auf anderen Gebieten das Entstehen und die unumschränkte Herrschaft der Massenmoden. War Meyerbeers Große Oper nicht eine Mischung aus ältesten und neuesten stimulirenden Mitteln, aus Spuk und Raffinement, und war es für den vorher nie erreichten, nie nachher überbotenen Erfolg, den Offenbach sich in Lutetia gewann, nicht von wesentlicher Bedeutung, daß der von Genialität strotzende Hexenmeister die modernsten Lustmädchen von der Gasse fing und auf seiner Bühne mythologischen Gestalten den schönen, enthüllten Leib leihen ließ, dessen Topographie und Preis keinem Logenbesucher unbekannt war?

Dreißig Jahre sind jetzt gerade verstrichen, seit dieser Welterfolg seinen sonnigen Höhepunkt erreicht hatte. Der Fremde, der im Juli des Jahres 1867 zur Ausstellung nach Paris kam, amusirte sich wohl bei dem chinesischen Riesen, dem Mann mit den Hummerscheeren, der getigerten Grazie mit dem holden Namen Jaguarita, er bewunderte auch die Leistungen der Industrie und der Technik, — aber der Hauptreiz, der ihn ins pays de la rigolade lockte, ihn dort unwiderstehlich umfing und nicht eher losließ, als bis das Sehnen gestillt, bis die brennende Lust gekühlt war, knüpfte sich doch an den weltberühmten Namen des Zauberers von Paris, den Namen Jacques Offenbach. Von seinen Werken hatte das Gerücht Wundermären geraunt, von den ungeahnten Wonnen, die sie dem Betrachter, dem Lauscher gewährten, wußte Jeder, der den Makadam von Paris je betreten hatte, in der Heimath himmlische Ruchlosigkeiten zu erzählen und der Schöpfer der neuen, damals noch geheimnißvoll verführerischen Welt stand natürlich im hellsten Vordergrunde des Interesses. Was er gestern gegessen hatte und was er morgen komponiren würde, ward in den Boulevardblättern nicht nur, nein, auch in den ernsthaften Zeitungen sorgfältig verzeichnet, und wenn er eine niedliche Kleine fand, die, ohne zu entgleisen, ein gepfeffertes Couplet vortragen und dabei ein paar hübsch geformte Schenkel zeigen konnte, priesen die Chroniqueurs die bedeutsame Entdeckung in zwei Spalten, die von Einheimischen und Fremden gierig verschlungen wurden. Als im Juli 1867 die Schreckensnachricht vom Tode Maximilians, des Mexikaners, kam, die Truppenrevue abgesagt wurde, das Bois de Boulogne verödet blieb und Henri Rochefort die Narrenkappe, mit der er sonst vor den Lesern des Figaro erschien, mit dem Trauerflor vertauschte, schwirrte der offenbachische Cancan dennoch durch die von Klagechorälen verdüsterte Luft und die Menge drängte sich an die Kassen, um die holde Pfeife des Rattenfängers zu hören. Die Lechzenden brauchten nicht lange zu suchen: Offenbachs Musik beherrschte die Szene und es gab, außer den subventionirten Bühnen, kaum ein Theater, das sich dieses stärkste und

sicherste Lockmittel entgehen ließ. In dem heißen Sommerwettstreit um die Gunst des Publikums siegte damals die Großherzogin von Gerolstein, weil sie das jüngste, noch unbekannte Kind der frechen Kunst des Meisters war und weil der hellste Stern sie mit venerischem Glanz bestrahlte: Hortense Schneider, die schöne, schamlose Sängerin und Sünderin, die zu den Sehenswürdigkeiten, den verkäuflichen, der Ausstellung gehörte, von fast allen Potentaten, Prinzen, Großfürsten und Großbankiers begehrt und für kurze Kosestunden gemiethet wurde und auf dem Boulevard deshalb den Beinamen passage des princes erhielt. Die Schneider hatte als schönste Helena drei Jahre vorher die Schaaren in die Variétés gelockt, nun wirkte der Reiz ihres Leibes und Spieles, den eine sorgfältig geschulte, schmeichelnde und streichelnde Stimme unterstützte, in der heiklen Rolle der verliebten Großherzogin und sollte als Boulotte und Périchole bald weiter wirken. Und doch war die Bretterkönigin Hortense nur ein Werkzeug des Hexenmeisters aus Köln, der am pariser Konservatorium ernste Studien gemacht, dann — man muß lachen, wenn man dran denkt — in dem ehrwürdigen Hause Molières ein Weilchen den Taktstock geschwungen und 1855 die Bouffes übernommen hatte. Die zwölf Jahre, die dazwischen lagen, hatten ihn in schnellstem Marschtempo von Sieg zu Sieg geführt, er hatte bald ein größeres Theater miethen müssen, war als Triumphator durch das europäische Festland gezogen und stand, als die Ausstellung eröffnet wurde, auf der Sonnenhöhe des Ruhmes. Es war eine Apotheose: die Direktoren knieten vor ihm und erbaten winselnd sein neuestes, nächstes und übernächstes Werk, die Kritik flocht ihm täglich Kränze, Fürsten schenkten ihm ihre Gunst und das Publikum wandte allen anderen dramatischen Gattungen den Rücken und huldigte in Verzückung nur noch dem Genre Offenbachs, der Operette.

Wie entstand dieser ungeheure, betäubende Erfolg, diese Theatertyrannis eines deutschen Juden, der in Paris den Sitz einer Weltherrschaft zimmern durfte? Zola hat sich an den Siegen Offenbachs grimmig geärgert, die Operette als die öffentliche Feindin und als ein bösartiges Thier, das man hinter dem Souffleurkasten erwürgen müßte, in den Abgrund verdammt, aber er hat die Ursache des Sieges nicht klar erkannt. Er war nah daran, sie zu wittern, als er schrieb, Offenbach habe einer ganzen tanzlustigen Epoche zum Tanz aufgespielt, und von der Operette sagte: Tout le vice de Paris s'est vautré chez elle, et l'on peut nommer les femmes auxquelles une façon de souligner les couplets grivois a donné hôtel et voiture. Auch Rochefort ahnte die Wahrheit, da er meinte, die Menschheit stürze sich mit gieriger, brünstiger Hast, comme dans un mauvais lieu, in den Strudel des pariser Lebens. Beiden aber, dem großen Dichter und dem flinken, schillernden Pamphletisten, erschloß das Geheimniß dieses Erfolges sich nicht völlig, denn Beide bedachten nicht, wie die Gesellschaft aussah, die nach den Weisen der Zaubergeige den

Cancanschritt übte. Diese Gesellschaft bestand aus den Leuten, die dem Losungwort der Bourgeoisweisheit — Enrichissez-vous! — treulich gehorcht hatten, aus reich gewordenen Händlern, vom blinden Glück gekrönten Spekulanten und allerlei dunklen Existenzen, die sich aus dem lutetischen Sumpf ans grelle Licht des Imperialismus emporgearbeitet hatten. Ihnen fehlten die ruhmreichen Ahnen, aber sie wollten selbst Ahnen künftiger Adelsgeschlechter werden, die von der alten feudalen Aristokratie doch durch eine Welt getrennt sein mußten; sie hatten keine Traditionen, die sie ängstlich vor der Zugluft der Zeit bewahren konnten, aber ihr Ehrgeiz langte nach dem stolzen Gefühl, neue Errungenschaften und neue Sitten zu sichern, auf jedem Gebiet Schöpfer eines Neuen zu sein. Saß nicht, von Gassengrößen und Zufallsrittern umringt, ein Abenteurerpaar auf dem Thron, den so lange die reinen Lilien von Frankreich geschmückt hatten? Wurde auf Herrengeheiß nicht die alte Stadt Ludwigs und Bonapartes eben niedergerissen und unter Haußmanns Oberaufsicht ein neues, kaiserlich prächtiges Paris aufgebaut? Weshalb sollte eine Gesellschaft, der nichts heilig, nichts ehrwürdig war und die nur den einen, brennenden Wunsch kannte, das Zeitempfinden in ihrer Münze zu prägen, nicht auch in der Kunstmode neue Werthe bereiten? ... Jacques Offenbach war ein musikalisches Talent ersten Ranges, — gewiß; aber so lange er sich an die alten Formen des Vaudeville und der kleinen opéra-bouffe hielt, heitere und mitunter ein Bischen sentimental gefärbte Sächelchen komponirte, konnte er den Massenerfolg nicht haschen, trotzdem winzige Kostbarkeiten wie „Die Seufzerbrücke“ und „Fortunios Lied“ zu seinen feinsten Werken gehören und Ba-Ta-Clan, die chinoiserie musicale, schon 1856 bewiesen hatte, daß er eine besondere, vorher nie gesehene Physiognomie besaß. Den Sieg, einen Universalsieg, dessen Wirkung noch lange nach dem Tode des Meisters zu spüren war, konnte er nur dadurch an seine nicht gerade blüthenweiße Fahne fesseln, daß er, mit der wunderthätigen Hilfe Meilhacs und Halévys, ein neues Genre schuf, das Genre, das dem innersten Bedürfniß der lungernden Gesellschaft entsprach, das bourgeoiseste Genre, das je erdacht und verwirklicht ward. Dieses Genre verhöhnte Alles: Götter und Teufel, den Olymp und die Unterwelt, homerische Helden und hübsche georgische Weiber, Priester und Märchenprinzen, Monarchie und Moral, das pariser Leben und die verzopfte deutsche Kleinstaaterei. Nichts war ihm zu alt, zu heilig für schnöden Witz — einen Witz, den die Grazien als lachende Wehmütter entbunden hatten — und es schonte dabei doch zärtlich die Schwächen der Herrscher des Tages, deren Gunst es buhlend umwarb. Man braucht nicht einmal zu glauben, daß diese Schonung berechnet war; Offenbach, der sich nicht als Franzosen, als Deutschen oder gar frommen Juden fühlte und den die Denkmäler keines Volkes mit weihevollen Schauern anwehten, blieb doch immer — on est toujours le fils de quelqu'un — das Kind, vielleicht das gut behandelte Adoptivkind einer bestimmten Gesellschaft und die

Liebe zu dieser Schicht, der er das frohe Dasein dankte, lag selbst dem sonst so Pietätlosen im Blut. Er neckte die Pflegeeltern manchmal wohl ein Bischen, traf sie aber nie mit so harten, unbarmherzigen Streichen wie die Jupiter, Kalchas und Bum-Bum und sogar seinen komischen rastaquouères, dem Brasilianer und dem schwedischen Baron Gondremark, blieb die Sympathie des Zuschauers bewahrt. Er höhnte, was Alle von Herzen gern verhöhnt hören wollten, und hüpfte behend über die Abgründe hinweg, die nach dem Wunsch der gebietenden Allgemeinheit mit Blumengewinden verhüllt bleiben sollten. Er hatte die Weltanschauung und den Geschmack seines Publikums und das Genie eines glücklichen Finders. Die Kämpfe, die in fernen Tagen um der Menschheit große Gegenstände getobt hatten und von denen Sagen und Sänger die Kunde über den Erdkreis trugen, erschienen ihm wie lustige Schürzengeschichten und er kannte, ob des Orpheus grausige Wanderung, der trojanische Krieg oder das blutrünstige Märchen vom Blaubart ihm für seine Zauberkünste den Stoff bot, stets nur das eine bewegende Motiv: die Liebe, — sinnliche Liebe in ihrer derbsten, triebhaftesten Aeußerung, die Liebe, die in den Höhlen einst die Männchen zur Paarung drängte und heute noch, trotz der sozialen Zerklüftung, wenn die Sitte schläft und nächtiges Schweigen die Kastenunterschiede verschleiert, im Dienst der Gattung oft stille Wunder wirkt. Für irgend ein anderes Motiv war in dieser heiter welkenden Operettenwelt kein Raum; da gab es kein Ringen um Ehre und Macht, keinen festen, vertrauenden Glauben und keine bittere Noth, keine Andacht und keine verzweifelnde Klage, — nichts als hitzige Wollust und blanke Skepsis... Dieses Genre mußte den Parvenus des zweiten Kaiserreiches gefallen, mußte, als sie die goldenen Feldzeichen auf die verlassenen Wälle der alten Gesellschaft pflanzten, selbst mit ihnen sich leichten Sieg erstreiten. Was Jahrhunderten heilig gewesen war, sank zerbröckelnd in Asche und neue Reize riefen zu neuer Lust, zu der besonderen Lust, die das neue Bedürfniß ersehnte, die im tollsten Taumel noch genug Bewußtsein bewahrt, um sich selbst verspotten zu können. Kecke Eroberer, die an das Erobererrecht nicht innig glauben und im Stillen stündlich den Zusammenbruch ihrer Herrlichkeit fürchten, wollen gekitzelt, amusirt und betäubt sein und im lautesten Jauchzen doch den Ton der Persifflage nicht vermissen, der mit schrillen Noten die Tollheit durchbricht: Offenbach bot diese Mischung, Offenbach war der vom Schicksal gesandte, der repräsentative Held seiner Zeit. Ein witziger Kammerdiener hatte dem morschen Glanz des ancien régime das Grablied gepfiffen, jetzt stieß ein ehrfurchtloser Spötter, der mit der Geschicklichkeit eines erfahrenen Kammerdieners die Heroen aus den glänzenden Hüllen des Mythos zu schälen verstand, mit der muthwillig zuckenden Fußspitze die letzten Reste des Feudalismus in den Kehrichthaufen der Gasse. Freilich: Figaro war der Zeitgenosse Robespierres gewesen und Orpheus sollte Herrn von Rothschild zum Beifall reizen. Dadurch war ein wesentlicher Unterschied bedingt: wo Beaumarchais gekratzt

hatte, durfte Offenbach nur kitzeln, nur kichern, wo der große Vorgänger gegrollt und gedroht hatte; er durfte boshaft, nicht bösartig sein. Während in Franconis olympischem Cirkus die Militärlegende des ersten Kaiserreiches dem Massengeschmack mundgerecht gemacht wurde, fiel dem Gebieter der Bouffes und der Gaîté die Aufgabe zu, eine Gesellschaft zu amusiren, deren Glaube brünstig nur die siegende Macht des Goldes und das Glück der mit Gold erkauften Genüsse umklammerte. Daß er seinen Beruf begriff und erfüllen konnte, daß er aus alten Fleischsuppenresten und jungem Gemüse, aus Spuk und Raffinement, die Kost zusammenquirlte, nach der seiner Kundschaft der Gaumen stand: darin wurzelt der Welterfolg, den Jacques Offenbach sich und seinem Genre gewann.

Es war wirklich sein Genre und seine Nachfahren, auch die reichsten, zehrten von den Schätzen, die er gesammelt hatte. Er putzte, ehe ein Anderer daran dachte, die Operette zum Ausstattungstück, erfand immer neue Bilder, neue szenische Reize, und warb ein ganzes Heer schöner Weiber für seinen Harem, dessen Wunder nach dem Pascha auch die zahlenden Gäste genießen durften. Ihm dämmerte, als dem Ersten, der Plan, der Operette den Raum zu erobern, den früher das entartete Feenmärchen eingenommen hatte, und er verwandelte den vorher ärmlich ausgestatteten Orphée aux enfers in ein glitzerndes, buntes Prunkspektakel, das in hellen Haufen Pariser und Fremde herbeizog. Jeder wollte zusehen dürfen, wenn ein paar Dutzend Tricotmädchen von bengalischem Licht bestrahlt wurden, Cora Pearl beinahe nackt sich als Amor zeigte und Blanche d'Antigny, die im Preis gestiegene Straßenschönheit, die Oeffentliche Meinung sang. Dem Meister entglitt mählich der Erfolg und er mußte erleben, daß elf Jahre nach der Weltausstellung von 1867 nur sein Orpheus noch auf dem Repertoire erschien und neue Götter die anderen Bühnen beherrschten: Lecocq mit dem „Kleinen Herzog“ und Planquette mit den „Glocken von Corneville“. Aber war, was er da, neidisch und doch stolz, sah, nicht Fleisch von seinem Fleisch, nicht die Frucht seiner von gehäuften Wehen inzwischen erschöpften Lenden? Wäre ohne Offenbach Clairette Angot und Hervés allerliebste Faustkarikatur möglich gewesen und hätte uns der zweite Akt der „Fledermaus“ je erfreut, wenn „Pariser Leben“ nicht das leuchtende Vorbild geboten hätte? . . . Der Schöpfer erlahmte und starb, aber das von ihm geschaffene Werk wirkte fort und wird erst mit der Gesellschaft scheiden, deren Verlangen es, wie den Wünschen der sinkenden Hellenenwelt einst der Schlingel Aristophanes, den passendsten Ausdruck gab. Die von Offenbach begründete Gattung hat sich überall in die Landessitte geschickt und aus dieser Sitte die besondere Wesensform gewählt, aber sie ist in ihren wichtigsten Zügen unverändert geblieben. Strauß, Sullivan, Audran, Millöcker und ihre Rivalen stammen sämmtlich aus dem offenbachischen Geist und selbst in der anmuthig dem Talent des Mikado-Komponisten nachempfundenen Operette „Die Geisha“, die in London und Berlin Beifall gefunden hat, ist von der individuellen Art des Ahnen

noch Manches zu spüren, mag Herr Jones auch, der englische Komponist, der Verwandschaft sich kaum bewußt sein. Es war ja recht hart für den gealterten, von den Anbetern verlassenen Gott, daß während der Weltausstellung des Jahres 1878 die Bouffes, die Wiege seines Ruhmes, geschlossen blieben und die Menge nicht mehr nach dem abgesetzten Theatertyrannen fragte; aber er hatte das höchste Ziel des schaffenden — für den Markt schaffenden — Künstlers erreicht: er hatte ein poncif erfunden, ein neues, beliebtes Modell, das seinem Namen die Unsterblichkeit sichert. Diese Gewißheit durfte den Einsamen trösten.

Er war nicht als Musiker nur, als der glänzendste, geistreichste und zugleich liebenswürdigste Vertreter einer Richtung, die Wagner vorher schon so grausam als musikalisches Judenthum gehöhnt hatte, eine bedeutsame Erscheinung; er war, wie Wagner selbst, der unendlich Größere, ein europäisches Theaterereigniß ersten Ranges. Die Bühne war nach dem Abschluß seines Wirkens nicht mehr, was sie vorher gewesen war: eine neue Gesellschaftschicht hatte sie lärmend erobert und dieser dreiste Troß ließ sich die einmal erstrittenen Rechtsansprüche nun nicht mehr rauben. Der Luxus, die Ueberladung, der prächtige Requisitenkram und die Schaustellung schöner Weiblichkeit: diese Errungenschaften der Offenbachzeit waren von der Bühne der siegreichen Bourgeoisie seitdem nicht mehr zu verbannen und schlaue Spekulanten schmuggelten die Tricotdamen bald sogar in die Heiligthümer der klassischen Kunst. Der Meister, der in Meilhac, Halévy und Crémieux gallisch graziöse und ungewöhnlich begabte Helfer fand, lieferte feine Arbeit, sorgsam gefeilte Werke, die man, schon weil sie, all in ihrer sittlichen Unsauberkeit, so dirnenhaft ehrlich sind, die Feigenblätter der Heuchler frech verschmähen und durch künstlerischen Ernst für moralische Mängel reichlich entschädigen, noch heute bewundern muß. Seine deutschen Nachfolger, denen die Gründerjahre den Triumph brachten, konnten dem verwöhnten Geschmack wenig bieten — Johann Strauß steht auf seiner Höhe für sich allein —: sie vergröberten das Genre und suchten mit opernhaft lärmenden Effekten den geistigen Defekt zu verhüllen. Aber auch die Gesellschaft, der sie zum tollen Tanz aufspielten, war gröber, derber und grämlicher als die soignirte Protzenzunft des zweiten Kaiserreiches, die den Europäern und den rastas eine Weile den guten Ton angab. Die Operette war mit der Bourgeoisie, ihrer Pflegerin, jung, sie alterte mit ihr, stimmte sich, als die bourgeoiseste Gattung der Theaterkunst, gehorsam stets nach dem Geist ihrer Kundschaft und wird die Schicht, der sie entstammt, sicher nicht überleben. Wenn im Sommer des Jahres 1900 die Nadel des Ramses, das ehrwürdige Wahrzeichen der Pharaonenzeit, wirklich zum leuchtenden Jahrmarktswunder erniedert wird, werden die dicken Garbenbündel elektrischen Lichtes auf Reizmittel herabstrahlen, von denen Offenbach noch nichts ahnte, aber sie werden auch dunkle Winkel erhellen, in deren Enge wimmelnde Massen von einer neuen Kultur träumen, — von einer schon dämmernden Zeit, die der bourgeoisen Herrschaft und ihrer Lieblingsgattung ein schnelles und doch vielleicht recht schmerzliches Ende sinnt. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 10. Juli 1897.

Leichenbretter.

Seit Siegfrieds, des hehrsten Helden, entseelter Leib von den Spuren des unheilvollen Waidwerkes gereinigt und auf das Rechbrett gebreitet ward, kennt die germanische Welt, die im Mythos Sitte und Sittlichkeit fand, die düstere Feierlichkeit der Aufbahrung und den Brauch der geheiligten Leichenbretter. So lange, in heidnischer Zeit, der Leichnam in Tücher oder in Totenkähne aus Baumrinde geborgen und ohne festes Gehäuse in den Schoß der fruchtbaren, die eigene Frucht gefräßig verzehrenden Mutter Erde zur letzten Ruhe gebettet wurde, schützte das Brett den Leib vor den fallenden, beschmutzenden Schollen. Und als der Christenglaube mit anderen orientalischen Sitten auch den Brauch aus dem Osten brachte, dem leblosen Körper nach dem Muster der alten Sarkophage ein hölzernes Haus zu zimmern, bequemten die an eine Zeitwende gestellten Germanenstämme sich, wie auf manchem Gebiet, in ein Kompromiß: das Rechbrett, auf dem der tote Leib zuerst gelegen hatte, blieb auch ferner geheiligt, aber es wurde nun, da es nicht mehr als Schutzwehr gegen die Schollen zu dienen brauchte, mit Malereien und Inschriften verziert und auf belebten Wegen vor dem Volk zur Schau gestellt, damit es die Wandelnden an die Toten erinnere und die Gottheit den entflatterten Seelen günstig stimme. Die Sitte hat sich in manchen Gauen erhalten und im deutschen Süden und in einzelnen Kantonen der Schweiz kennt man noch heute die Marterln, Laden und Trudenbretter. Ihre Bestimmung ist nicht mehr, dem Seelenheil der Entschwundenen die Gnade der Götter zu gewinnen, denen der Christensinn sich verschließt, sondern, im Gedächtniß der

Lebenden theure Toten zu ehren und ihre Thaten späten Geschlechtern zu künden. Das war in den großen Tagen der Heidenheit der Zweck der Leichenreden gewesen, die an der Bahre, inmitten der Thränen und Trauer ganzer Völker, gehalten wurden und die namentlich in Roms Geschichte, wie das von Shakespeare verewigte Beispiel zeigt, auch politische Bedeutung hatten. Als Marcus Antonius den toten Caesar feierte, stieg aus rothen Nebeln der Römerfreiheit schon der letzte Tag herauf und bald wurde dem hochmüthigen Patriziat mit anderen Privilegien auch das Vorrecht geraubt, an der Leiche der Standesgenossen Rhetorenkünste zu üben. Augustus nahm den alten Brauch als ein Herrscherrecht für sich allein in Anspruch und seitdem bestiegen nur Imperatoren noch die Tribüne, um in Feierreden tote Sprossen der Kaiserfamilie zu verherrlichen. Das ließ sich ertragen, wenn ein Marc Aurel über Antonin sprach; da aber auch Nero mit eiserner Stirn auf offenem Markt um Poppaea zu klagen wagte, deren Tod er durch einen Fußtritt in den schwangeren Schoß selbst doch verursacht hatte, und da Domitian sich erfrechte, von seinem Schmerz über den Tod des Bruders Titus zu reden, wurde die ernste Sitte allgemach zur jämmerlichen Komoedie und verdiente immer mehr die Verachtung, die früher schon, als die Patrizier einander in schamlosem Panegyrikerstil beräuchert hatten, Cicero den Ruf entriß: His laudationibus historia rerum nostrarum est facta mendacior; multa enim scripta sunt eis, quae facta non sunt. Erst in der christlichen Zeit kam der entwürdigte Brauch wieder zu Ehren und die Leichenrede eroberte sich, da ihr starke Talente, wie Bourdaloue, Mascaron und besonders Bossuet, der Bischof von Meaux, erstanden, in der Literatur einen hohen Rang. Doch ihr Leben war kurz und blieb fast ausschließlich auf die romanischen Länder beschränkt; Bossuets Weihereden über Maria Theresia, den Prinzen Condé und den Kanzler Le Tellier gelten längst nicht mehr als geschichtliche Dokumente, und wenn Mounet-Sully um die Weihnachtzeit mit dunkel umschleierter Tragoedenstimme eine von diesen oraisons funèbres den Parisern rezitirt, dann freuen die Feinschmecker sich nur noch an dem literarischen Reiz. Was Voltaire im Siècle de Louis XIV. vorausgesagt hatte, wurde bald wahr: die großen Züge ursprünglicher Schönheit, deren Zahl in jeder Kunstgattung eng begrenzt ist, waren schnell erschöpft, und als ungewöhnlich begabte Männer von der Menschenschwachheit, der Nichtigkeit irdischer Größe und dem ins Leere hallenden Getöse des Ruhmes, vom Elend der sterblichen Kreatur und von dem Jammer der ver-

waist Hinterlassenen eine Weile in eindringlichen Worten gesprochen hatten, blieb den Epigonen kaum noch Anderes übrig als blasse Nachahmung oder schlimme Verirrung. Die Leichenrede verlor in ihrem Adoptivvaterlande zuerst den historischen, dann den literarischen Werth und wurde durch die wachsende Unwahrhaftigkeit schließlich zu einem überall verachteten und verspotteten Schaugepränge, das sich weit von der spröden Würde einer ernst gemeinten und ernst empfundenen Trauer entfernte. Dieses Gepränge mahnte recht unangenehm an die pomphafte Sitte, mit kosmetischen Künsten aus dem Gesicht entseelter Fürsten die fahle Häßlichkeit des Todes wegzuschminken und die stattlich Herausstaffirten, an denen kein Auge dann mehr die Runzeln, Warzen und Wundmale gebrechlichen Alters sah, unter duftenden Blumen und Kerzen zur theatralischen Leichenparade aufzubahren. Nur konnte der dreiste Versuch, auch an der geistigen Gestalt der Toten Fälscherkünste zu üben, noch eher Widerspruch wecken; und dieser Widerspruch blieb nicht aus, so oft geschäftige Leichenwäscher und Wickelfrauen sich bemühten, für die Nachwelt, die das täuschende Thun nicht auf Schritt und Tritt kontroliren kann, die Geister Verstorbener auf ein festlich umduftetes Paradebett zu strecken und in die Mausoleen dankbaren Gedenkens geschminkte und aufgeputzte Schemen zu schmuggeln. Es ging mit den Leichenreden wie mit den Rechbrettern: sie wurden nach und nach bedeutunglos; und der in korrektes Schwarz gehüllte Friedhofsbesucher, der einer weithin tönenden Grabrede lauscht, merkt, wie beim Anblick der einst heiligen Laden der ungläubige Wanderer, daß unter dem glänzenden Firniß nur selten ein echtes, wahrhaftiges und deshalb Wahrheit wirkendes Gefühl zu finden ist.

... Die Moden wechseln; und mit ihnen wandelt sich manchmal auch der Sinn der ältesten Sitten. Seit ein beträchtlicher Theil der Herrschaft, die früher die Kirche über die Geister übte, der Presse zugefallen ist, die nun für Zeit und Ewigkeit die sittlichen und die sinnlichen Werthe bestimmt, sie mit ihrem Stempel versieht, den Einzelnen und die Menge selig spricht oder verdammt und als eine kunstvoll gegliederte Hierarchie — die Chefredakteure gleichen den Bischöfen, die Reporter und Rechercheure den durch das Land streifenden Bettelbrüdern — über der weidenden Heerde der Profanen thront, wird, mit anderen Obliegenheiten der Klerisei, auch das Amt des Leichenredners von der neuen mystischen Großmacht versehen. Die Trudenbretter sind nur noch stumme, kaum mehr beachtete Zeichen der Trauer, die letzten Grüße aus fernen, mitleidig von den Modernen belächelten Tagen; sie sagen uns über den Werth und das Wesen der Toten

eben so wenig wie die pathetischen Reden, die in Trauerkapellen und vor offenen Grüften erklingen. Mit ihnen mag sich der Haufe begnügen, der still dem Geschäft nachgeht, Kinder zeugt und die Gesundheit und Kraft, das Rückgrat und den Inhalt eines Volksorganismus bildet. Allen, die je öffentlich wirkten, je für das Leben ihrer Mitbürger gute oder schlimme Bedeutung zu haben schienen, spendet die allmächtige Presse den Nachruf und Nachruhm: sie, die stets mindestens im Namen der Volkheit und nicht selten im Namen der ganzen Menschheit spricht, windet oder weigert den Abgeschiedenen Trauerkränze und wägt auf ihren geweihten Schalen der Toten Verdienst und Schuld. Man braucht nicht viel Phantasie, um zu begreifen, was entstehen muß, wenn der Reklametrompeter, den ein Kapitalist zu bestimmtem Zweck in den Sattel gesetzt hat, vom bunt aufgezäumten Roß herab plötzlich düster schwingende Grabchoräle zu blasen beginnt: die Weise klingt fast immer falsch, fremde, schrill dissonirende Töne zerreißen die Weihestimmung und in das Ohr des bestürzten Hörers drängt sich ein wüstes Fanfarengeräusch. Reitet ein Fähnlein Gewaffneter aus, um plündernd ringsum Beute zu machen? Verkündet ein Cirkusdirektor den Beginn seiner Spiele? Oder soll das Drommetengeschmetter einem Ramschbazar Kunden herbeilocken? ... Nein: eine Partei begräbt ihre Helden und die Parteiorgane blasen dazu den dröhnenden Trauertusch. Das ist, so lange es sich um innere Parteivorgänge handelt, ein harmloses, ungefährliches Kindervergnügen; ob von den politischen Glaubensgenossen da oder dort ein Zwerg ins Riesenmaß gereckt wird, braucht die Nation nicht zu kümmern. Gefährlich wird die Sache erst, wenn die Partei, um ein einträgliches Geschäft zu machen, sich nicht mehr damit begnügt, im engen Kreis die Leichenklage anzustimmen, sondern das nationale Empfinden in seiner Breite zu trüben, zu fälschen versucht. Solche Versuche, denen für eine kurze Zeitspanne wenigstens jetzt mitunter ein Erfolg beschieden sein kann, waren früher unmöglich; Leichenbretter und Leichenreden konnten dem Ehrgeiz, der ausschweifenden Eitelkeit, dem frevlen Uebermuth einer Familie oder Geschlechtsgruppe dienen, nicht aber das Urtheil einer großen Menschengemeinschaft bestimmen. Als Brutus an Lucretias Bahre, Antonius an Caesars Leiche die Massen entflammten, sprach ihr zündendes Wort nur aus, was Jeder dumpf fühlte, löste ihr widerhallender Ruf nur dem allgemeinen Leid endlich die schwere Zunge. Die Möglichkeit, das Massenempfinden zu fälschen und jeden Menschenwerth umzuwerthen, entstand erst mit den Fabriken, in denen von früh bis spät öffentliche Meinung gemacht wird, —

Meinung, die sich mit einer gewinnreichen Inseratenpolitik verträgt. Seitdem hat die alte Sitte, theure Tote in Rede und Schrift vor allem Volk zu feiern, ihren Sinn und Zweck vielfach verändert: der moderne Geschäftsgeist hat sich hineingemischt, die Toten als unbeträchtlich in den Winkel gestoßen und das Interesse der Lebenden, der Parteien und Klassen, zur Hauptsache erhöht; seitdem muß man deshalb auch den Nekrologen, die den Entschwundenen nachgerufen werden, mit geschärftem, mißtrauisch prüfendem Verständniß lauschen. Goethe, der den Tod einen sehr mittelmäßigen Portraitmaler nannte, liebte die „Paraden im Tode", die Ausstellungen geputzter Leichen, nicht, obwohl sie ihm manchmal nöthig schienen; er, der in der Persönlichkeit das höchste Glück und den wichtigsten Werth der Erdenkinder sah, würde unwillig das Olympierhaupt schütteln, wenn er schauen müßte, wie oft von der Händlerkunst heute der Werth einer Persönlichkeit entstellt und gefälscht wird, — um für eine Partei einen Vortheil zu haschen.

Ein lehrreiches Beispiel bietet sich gerade jetzt unserem Blick. Zwei Staatssekretäre, die im Nebenamt preußische Minister ohne Portefeuille waren, sind — ob nur vorläufig oder für immer, bleibe dahingestellt — aus dem politischen Leben Deutschlands geschieden. Noch sind nicht zwei Monate vergangen, seit Herr Eugen Richter, unter dem lärmenden Beifall einer Mehrheit, wie sie vorher nie seine Reden bejubelt hatte, ihnen zurief, sie hätten das Vertrauen des Volkes längst völlig verscherzt, seien „Handlanger im gewöhnlichen Sinne des Wortes", „ephemere Existenzen", die täglich zittern müßten, ohne Kündigung auf die Straße gejagt zu werden, und an deren Bleiben oder Gehen kein Mensch mehr irgend ein Interesse habe, abgehärtete, an ihrem Amt klebende Herren, die „ein Gefühl politischer Wurstigkeit" hoch über den Standpunkt selbständiger Politiker erhebe. Nie noch war in Preußen und im Deutschen Reich so zu Ministern gesprochen worden; und wer Herrn Richter nicht für einen Spaßmacher oder ins Blaue schwatzenden Narren hält, Der mußte glauben, des feisten Tribunen höchster Wunsch ersehne die Stunde, die das Land von den festesten Stützen der „homogenen reaktionären Regirung" befreien würde. Nun sind diese Stützen entwurzelt, — und nun erschallt aus den Reihen der Leute, die den Redner Richter eben noch begeistert priesen, ein Wehgeschrei, als sei dem deutschen Lande das Heil geraubt, nun soll, so verkünden dieselben Leute, die finsterste Reaktion der Mittelalterlichkeit das Reich in nächtiges Dunkel tauchen. Der hagener Löwe, dessen Gebrüll die Minister schreckte, führt, in Trauerflöre gehüllt, selbst den jammernden Chor und der ruhige

Bürger findet sich in diesen wechselnden Bildern nicht mehr zurecht und weiß nicht, ob er die Herren von Boetticher und von Marschall mit dem gestrigen Richter in den Abgrund verdammen oder mit dem heutigen Richter in den Himmel erheben soll. . . Des Räthsels Lösung ist einfach: man will, nach Bismarcks boshaftem Wort aus der Laskerzeit, mit den beiden Leichen ein Bischen krebsen. Kein halbwegs vernünftiger Mensch wähnt, das Scheiden der Herren, die gar nicht in der Lage waren, selbständig Politik zu treiben, könne für das Reich einen wesentlichen Verlust bedeuten; wer politischen Vorgängen mit wachem Sinn zu folgen vermag, weiß, daß sie dem vaterländischen Wesen nicht genützt, Schlechtes und Schädliches nie gehindert und nicht einmal blinzelnd wirthschaftliche und soziale Nothwendigkeiten rechtzeitig erkannt haben. Selbst das freundlichste Urtheil wird von ihnen nur sagen können, daß sie strebsame, jeder Wandlung der Umstände und jedem Wink des Monarchen geschickt sich anpassende Mittelmäßigkeiten waren — médiocre et rampant, et l'on arrive à tout, sagt Figaro — und daß schon ihre ungreifbare Aalglätte es ganz und gar unmöglich macht, sie für irgend eine Partei in Anspruch zu nehmen. Sie sind für die Aufhebung des Sozialistengesetzes, für die Umsturzvorlage und das Vereinsgesetz mit ihren Namen eingetreten, haben sich an den Februarerlassen des Kaisers und später an der nationalökonomischen Weisheit des Herrn von Stumm begeistert, für dreijährige und zweijährige Dienstzeit, für schutzzöllnerische und manchesterliche Maßregeln gestimmt, anglophile und anglophobe Politik getrieben, für und wider das Schulgesetz des Grafen Zedlitz und die Flottenpläne des Herrn Tirpitz Stellung genommen und sie hätten auch in den Fragen der Agrarpolitik, der Währung und der Exportindustrie sicher gern noch manchen Frontwechsel stramm mitgemacht, wenn ihnen in der Zeitlichkeit ein längeres Weilen vergönnt gewesen wäre. Daran zweifelt Niemand und Niemand glaubt ernsthaft, daß der Liberalismus oder gar die Sozialdemokratie in diesen Herren Helden verehren kann. Aber hat nicht die Presse die Macht, den Werth jeder Persönlichkeit nach Laune und Lust umzuprägen? . . . Alte Parteisünden sind zu vertuschen, neue Parteivortheile vielleicht zu erlisten: die Prägepresse arbeitet schnell, — und ehe mans ahnt, sind die neuen Werthzeichen justirt und gestempelt. So konnte es geschehen, daß den Entschwundenen ein Ruf nachtönt, wie er selbst nach Bismarcks Scheiden im deutschen Land nicht vernommen ward; so ist es gelungen, Unruhe zu stiften, weil zwei Unbeträchtlichkeiten nicht mehr im Reichsdienst stehen. Mit den alten, primitiven Leichenbrettern wäre diese Wirkung nie zu erreichen gewesen.

Es scheint das Schicksal der beiden Herren, die man jetzt schon mit historischem Blick messen kann, daß sie gemeinsam, wie Robert und Bertram oder Flick und Flock, als ein unzertrennliches Paar, durch die Geschichte schreiten sollen; ihre Namen wurden während der letzten Jahre fast immer zusammen genannt und nun hat ein heißer Tag Beider Leben vernichtet und sie sind in den Nekrologen wieder zu schönem Bunde gesellt. Der biologisch gebildete Politiker merkte längst, daß von diesen inséparables Einer nicht mehr ohne den Anderen leben konnte; und doch unterschieden sie sich in der besonderen Art ihres Wesens und Wirkens erheblich von einander und gemeinsam war ihnen eigentlich nur die dreifache Gabe der Schmiegsamkeit, Anpassungfähigkeit und Beredsamkeit. Herr von Boetticher wird bündig durch Bismarcks Wort charakterisirt, er sei wie kaum ein Zweiter geeignet, einen Hundertmarkschein in Kleingeld umzuwechseln. Das war, so lange er des großen Schöpfers bevorzugter Gehilfe sein durfte, seine Aufgabe und er erfüllte im Allgemeinen die oft nicht leichte Pflicht pünktlich und gut, machte sich daneben als stets vergnügter Sänger munterer Burschenlieder und gemüthlicher Plauderer im Hause des Gewaltigen beliebt, galt als bon enfant und genoß das volle Vertrauen des Meisters, der in der Beurtheilung der seinem Auge Nächsten sich so häufig und schmerzlich getäuscht hat. Als die kritischen Märztage dämmerten, war Herr von Boetticher der Erste, der das sinkende Schiff hurtig verließ: er war innerlich schon von Bismarck getrennt und dem heimlich geplanten neuen Kurs gewonnen, während er mit unterwürfiger Miene noch die Weisungen des Kanzlers entgegennahm, — mit dem stillen Entschluß, sie als nicht vorhanden zu betrachten und an einer höheren Stelle fortan das Losungwort zu erlauschen. Nach einer Weile erst spürte Bismarck den passiven Widerstand, das leise Wühlen in verborgenen Tiefen, und sein Verdacht wurde Gewißheit, als auf die erste Andeutung von der Möglichkeit seines Abschiedes der Mann, den er aus unerträglicher Verschuldung an Großkapitalisten erlöst, dem er das amtliche Leben gerettet hatte, mit unanständiger Hast im Bundesrath ihm die Leichenrede hielt. Ohne die behende, geheime Hilfe des Herrn von Boetticher wäre die weltgeschichtliche Entscheidung im März 1890 nicht so gefallen, wie sie fiel, hätte sie ihr Opfer wenigstens nicht so brüsk überrascht. Eines Tages wird man wohl erfahren, was damals von Geberdenspähern und Geschichtenträgern geleistet, wie das Vertrauen getäuscht und jedes Zufallswörtchen aus dem Familienzimmer weitergetragen wurde; schon jetzt aber darf man sagen, daß Herr von Boetticher als

Beamter und persönlich in Dankbarkeit gefesselter Mann die Pflicht hatte, den ihm genau bekannten Stand der Dinge dem lange arglosen Fürsten freimüthig zu enthüllen. Daß er sich dieser für das Wohl des Reiches so unendlich wichtigen Pflicht entzog, nicht, daß er nach Bismarcks Scheiden im Amt blieb, war sein unverzeihlich schweres Verschulden. Der schlaue Helfer mochte auf überschwängliche Dankbarkeit rechnen; er sah sich, vielleicht durch eine Damenlorgnette, schmunzelnd schon als preußischen Ministerpräsidenten, der den Feldmarschällen voranschreiten darf, und hoffte insgeheim wohl, auch den Grafen Herbert Bismarck, den er laut — allzu laut — als den einzig möglichen Nachfolger seines Vaters zu bezeichnen pflegte, sehr bald beerben zu können. Es kam ganz anders; und da nun der reiche Mann fehlte, der ihm Hundertmarkscheine zum Wechseln übergeben konnte, waren bedeutende Leistungen des Herrn von Boetticher seit dieser Zeit nicht mehr zu verzeichnen. Er drehte und wandte sich mit dem Wind, trug stets auch in Fährlichkeiten die heiterste Miene zur Schau, scherzte und schäkerte mit allen Parteien und befolgte treulich die Regeln, die Gustav Freytag empfahl, als er 1848 über „die Kunst, ein dauerhafter Minister zu werden", schrieb: „Vor Allem mögen die Kandidaten eines Ministeriums den Glauben abthun, daß eine gewisse Redlichkeit, feste politische Ueberzeugungen und Geschäftskenntniß hinreichen, sie zu solcher Stellung zu befähigen. Im Gegentheil: solche Eigenschaften helfen jetzt dazu, einen Staatsmann zu ruiniren, sobald sie ihn doktrinär und sicher machen. Von allen Schulen, durch welche das Leben für diese Kunst vorbereitet, weiß ich keine bessere zu empfehlen als die, auf ein Jahr Direktor einer Truppe von Komoedianten zu werden. Hier kann er lernen, finanzielle Verlegenheiten durch Diplomatie zu überwinden, Intriguen zu machen und zu vereiteln und Fächer mit passenden Subjekten zu besetzen. Der Hauptvortheil aber ist, daß er begreift, was unsere Minister sämmtlich nicht verstehen: die Kunst, durch dramatische Effekte die Masse zu leiten, und daß er die innigste Ehrfurcht vor dem Geschmack und den Launen des hochverehrten Publikums bekommt." In dieser Schule hat Herr von Boetticher Manches gelernt und, da er aus seinen himmelanstrebenden Träumen bald erwachte, sich weislich beschied und den Werth eines Jahreseinkommens von fast sechzigtausend Mark für einen Familienvater stets zu schätzen wußte, auch später noch als Mädchen für Alles leidliche Dienste geleistet. Trotzdem ihm jeder Ernst fehlte, trotzdem er immer an der Oberfläche haften blieb, mit kleinen Mitteln kleine Plänchen betrieb, nie einen fruchtbaren Schöpfergedanken fand und durch das böse

Beispiel seiner heiteren Bethulichkeit den Ton der Parlamente heruntergebrachte, war er doch ein für seine Ressortgeschäfte ungemein begabter, flink auffassender und prompt antwortender Mann und man thut ihm Unrecht, wenn man ihn ohne Weiteres dem Herrn von Marschall gesellt, dessen Thun und Lassen auf den dunkelsten Blättern der neuen deutschen Geschichte verzeichnet ist. Wer dieses Mannes bedauerlich langes Wirken würdigen will, braucht in der weiten Welt irgendwo nur einen Deutschen zu fragen, wie er im Innersten über die Entwickelung denkt, die das Ansehen des Vaterlandes in den sieben mageren Jahren unseres nationalen Daseins erlebt hat. Die Antwort wird überall gleich lauten: der Weg des Herrn von Marschall ist von Sansibar und Witu bis nach Moabit mit Trümmerhaufen besät und es war kaum noch nöthig, diesen Mann, der auf die Kolonialpolitik, auf die Besetzung diplomatischer Posten, auf die politische und tarifarische Selbständigkeit des Deutschen Reiches den unheilvollsten Einfluß übte und nur durch die Blenderkunst des forensisch geschulten Dialektikers mitunter flüchtige Wirkungen gewann, endlich auch einmal im grellen Licht der von ihm gepriesenen Oeffentlichkeit an der Arbeit zu sehen, um klar zu erkennen, was wir an ihm besaßen.

... Und um diese beiden Männer erhebt sich nun eine Totenklage, wie kaum je vorher an der Bahre der hehrsten Helden eine zu hören war. Den Grund wird der spähende Blick leicht entdecken: die Parteien, die das Volk Jahre lang über den wirklichen Zustand der deutschen Dinge getäuscht haben, hatten die nun Verblichenen zu Heroen erkürt und müssen sich jetzt eifernd bemühen, die Lüge am Leben zu erhalten. Deshalb wird der Werth der Persönlichkeiten hastig umgeprägt und der unkritischen Menge verkündet, das ungleiche Paar, das mit stockkonservativen Junkeransichten ergraut und von strebsamen Erwägungen erst in eine andere Richtung gedrängt worden war, sei als jammernswerthes Opfer des Junkerthumes gefallen. Ob der Gegenstand wirklich so groß und so wichtig ist, daß er den Versuch entschuldigen kann, das Volk mit Lügen zu füttern? ... Auf Holzpapier war der Ruhm der Gebenedeiten begründet, Holzpapier schützte ihn lange vor den fallenden, beschmutzenden Schollen, mit dem Holzpapier wird er über ein Kleines vergehen und nichts wird übrig bleiben als die Erinnerung an den modischen Brauch, durch täuschende, den wahren Werth der Persönlichkeiten fälschende Leichenbretter das dunkle, nach Klarheit tastende Gefühl ganzer Menschengemeinschaften schmählich zu verwirren.



Die Psychologie des Schweigens.

Von Plutarchs Zeit bis auf das Herrn von Talleyrand zugeschriebene Witzwort ist man nicht müde geworden, die Sprache als die Kunst zu bezeichnen, die Gedanken zu verbergen. Und doch sagt Maeterlinck mit Recht: „La parole est trop souvent, non comme le disait le Français, l'art de cacher la pensée, mais l'art d'étouffer et de suspendre la pensée en sorte qu'il n'en reste plus à cacher.“ Ihm gilt das Schweigen sogar als hauptsächliches Medium seelischer Verständigung ..... „Nous ne parlons qu'aux heures où nous ne vivons pas, dans les moments où nous ne voulons pas apercevoir nos frères et où nous nous sentons à une grande distance de la réalité. Et dès que nous parlons, quelque chose nous prévient que des portes divines se ferment quelque part.“ So spricht nun allerdings ein Dichter und Symbolist; doch bleibt mindestens Das wahr und wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt, daß wir häufig sprechen, um Gedanken zu verscheuchen oder nicht aufkommen zu lassen. Man schweigt nicht leicht bei der ersten Begegnung mit einem Fremden; und das konventionelle Gespräch dient ganz eigentlich zur Abwehr und zur Aufrechterhaltung der Distanz. Die meisten Worte verfliegen ohne Eindruck und Spur, bloße Formeln ohne tiefere Bedeutung, das Schweigen aber ist beinahe immer bedeutsam. „La parole est du temps, le silence de l'éternité.“ Das gesprochene Wort verhält sich zu einem gewissen Schweigen wie das Gemeine zum Seltenen, das Schwächliche zum Nachdrücklichen, das Oberflächliche zum Tiefsten. Die Sprache hat ihre unabänderlichen Werthe, die selbst den leidenschaftlichen Ausdruck beherrschen, ihre gegebenen Größen und festen Formen. In ihnen erstarrt der Fluß der Gedanken, um sie geprägt zu verlassen, wie das Gold und das Silber, um den Bedürfnissen des Waarenumlaufes zu genügen, zur Münzsorte werden müssen. Vielleicht macht das Verhältniß verschiedener Künste zu ihrem Gegenstande die Sache noch anschaulicher. Die Leistung der Sprachwerkzeuge verhält sich zu den Gefühlen und Gedanken einigermaßen wie die Reproduktion in der Skulptur und Malerei zum erdachten oder wirklich vorhandenen Vorbild. Wir werden durch Worte, wie durch Linien, Umrisse, Farben, Formen genöthigt, unsere Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Auffassung zu richten, nur zu hören, was man uns sagt, und nur zu sehen, was man uns zeigt. Die Wirkungen der Baukunst und Musik lösen sich dagegen stärker von ihrem Gegenstand ab, ihre Ausdrucksmittel gewähren allgemeinere Sensationen. Sie sind es, die je nach der Seelenstimmung unbegrenzte Labung und Begeisterung, Lust und Schwermuth bis zur höchsten Steigerung aller Lebensreize und bis zur tiefsten Herabstimmung der Empfindung mit sich führen. Beinahe Jeder hat selbst einmal an sich die be-

schwörende Macht der beiden Künste erfahren und gefühlt, wie alle Seiten seines Gemüthes stürmisch vibrirten und Gedanken sich erhoben, die bis dahin in die Tiefe seiner Seele gebettet waren. Solche Magie ist weder der Skulptur noch der Malerei gegeben, weil wir immer an die Statue, die monumentale Gruppe, an die gemalte Landschaft und die gemalte Szene, kurz, an einen Vorgang oder Zustand gebunden bleiben; sie legen der Phantasie Zügel an und zähmen den ungebundenen Wildling. Gleicht ihnen die Sprache, so gleicht das Schweigen der Baukunst und der Musik; die Sprache sagt Bestimmteres, aber sie kann nicht Alles sagen. Schopenhauer drückt Das so aus: „Worte und Begriffe werden immer trocken sein, denn Das ist ihre Natur. Das wäre thörichte Hoffnung, wenn wir erwarten wollten, die Worte und der abstrakte Gedanke sollten Das werden und leisten, was die lebendige Anschauung war und leistete, die den Gedanken hervorrief: er selbst ist nur ihre Mumie und die Worte der Deckel des Mumiensarges. Hier ist die Grenze der geistigen Mittheilung: das Beste schließt sie aus."

Jenseits dieser Grenze liegt das Schweigen, das uns abstößt und anzieht wie ein Geheimniß, abgründig wie alle tiefen und unbekannten Dinge, von denen wir nicht wissen, ob sie Leid oder Freude bringen werden. Auch verwenden die Meisten einen großen Theil ihres Lebens darauf, den Orten zu entfliehen, wo das Schweigen herrscht. „Dès que deux ou trois hommes se rencontrent, ils ne songent qu'à bannir l'invisible ennemi, car combien d'amitiés ordinaires n'ont d'autres fondements que la haine du silence? Et si, malgré tous les efforts, il réussit à se glisser entre des êtres assemblés, ces êtres tourneront la tête avec inquiétude du côté solennel des choses que l'on n'aperçoit pas, et puis ils s'en iront bientôt, cédant la place à l'inconnu, et ils s'éviteront à l'avenir . . . . ." Sie sind schon deshalb gesellig, weil sie an sich selbst nichts haben und daher das Alleinsein scheuen. Hingegen wird Der die Einsamkeit lieben und aufsuchen, der im Stande ist, sie mit seinen Gedanken zu beleben und die Stimme ihres Schweigens zu verstehen. Ganz erfüllt von dieser Erkenntniß ist Carlyle, der in seiner hero-worship von dem großen Reiche des Schweigens redet, das bis über die Sterne reicht, und von den edlen Vorkämpfern „scattered here and there, each in his department, silently thinking, silently hoping, silently working." Sie sind ihm „das Salz der Erde." Die Geschichte hat den Beinamen des Schweigsamen nur zweimal vergeben, — und doch: wie viele große Männer sind würdig, so zu heißen wie Wilhelm von Oranien und Moltke! Denn jedes große Beginnen wird schweigend geboren und eifersüchtig hütet der Denker und Künstler den heimlichen Schatz seiner Seele, bis das Werk gereift ist. Warum sprechen sie Alle, die forschen und schaffen, aber

nicht von dem Vorhaben, das sie doch ganz erfüllt? Wer uns allzu bereit zum Vertrauten seiner Liebe oder seines Liebeskummers macht, hat in der Regel nur armsälige und gleichgültige oder flüchtige Erlebnisse gehabt; je reicher und nachhaltiger unsere Eindrücke sind, desto weniger sind wir geneigt, uns mitzutheilen. Die große Leidenschaft ist ein Kristall, den jeder Hauch eines Wortes trüben kann, — eben so die große Idee. Nur der Don Juan der Vorstadtkneipe erzählt Jedem von seinen Liebesabenteuern und nur der schlechte Dilettant in Wissenschaft und Künsten unterhält und beschenkt alle Welt mit seinen Büchern, seinen Gedichten, seinen Bildern. Je geräuschvoller eine Person durch das Leben schreitet, desto gemeiner ist sie meistens; und der tägliche Umgang lehrt uns, daß unter gleichen Voraussetzungen Solche, die viel und unaufgefordert reden, durchschnittlich weniger werth sind als Solche, die mit Worten kargen. „Stets muß das Innere noch einmal so viel sein als das Aeußere. Dagegen giebt es Leute von bloßer Fassade, wie Häuser, die, weil die Mittel fehlten, nicht ausgebaut sind und den Eingang eines Palastes, den Wohnraum einer Hütte haben", sagt schon Balthasar Gracian. Wenn die Mittheilung kleine Schmerzen lindert und kleine Freuden erhöht, so verschließen sich große Schmerzen und Freuden der Aussprache. Nicht mit Unrecht bezeichnet man mit wortlosem Schmerz die erhabenste Aeußerung menschlichen Wehs und spricht von dem stummen Glück der höchsten Liebe. Für sich zu leiden und zu genießen, ist daher die Art tieferer Naturen; und Adel der Gesinnung prägt sich nirgends deutlicher als in dem stolzen Gefühl der Unzugänglichkeit aus.

Glücklicher ist allerdings die Mitleid und Mitgenuß heischende Menge, die überall leicht Zerstreuung und Trost findet. Carlyle vergleicht eine Nation, die wenig von Jenen hat, die ihm das Salz der Erde sind, mit einem Walde, der ganz in Zweigen und Blättern aufgeschossen wäre, ohne Wurzeln, und deshalb bald welken und aufhören müßte, ein Wald zu sein. Eben so ergeht es dem Einzelnen, der sich in Worten erschöpft; er gleicht einem blühenden Zweige ohne Wurzeln. Parlamentarier, Volksredner, Advokaten sind gewöhnlich die Opfer ihrer Eloquenz. Neben der Zurückerhaltung, die der Seelengröße entspringt, giebt es aber noch viele andere Formen des Schweigens. Die ganze Skala der Gefühle enthält keines, das nicht schweigend ausgedrückt werden könnte. Von der Verlegenheit der Schülerin, die, zum ersten Male in die Gesellschaft geführt, sich in der ihr ungewohnten Umgebung furchtsam und wortscheu verliert, bis zu dem unerschütterlichen Nein des politischen Märtyrers, der trotz Kerker und Strang die Namen der verfolgten Genossen zu nennen sich weigert, — welche Verschiedenheit der Empfindungen und Motive! Wie verschieden im Beweggrund, obgleich anscheinend nah verwandt, sind das behutsame Schweigen der Vorsicht und das insidiöse Schweigen der Arglist! Die gänzliche Stumpfheit ist eben so unmittheilsam wie die höchste Intelligenz,

„denn die Worte versiegen bald, wo keine Quelle von Gedanken fließt“. Das Schweigen dient gleichermaßen der Poesie wie der phantasielosen Gleichgiltigkeit, kurz, — es ist, wie Maeterlinck sagt: „Si toutes les paroles se ressemblent, tous les silences diffèrent.“ Ich erwähnte schon das Schweigen des Schmerzes und das Schweigen der Liebe. Der, dem das Leben nicht jede innere Einkehr versagt hat, kennt die Stunden, die sind wie die stillste Stunde Zarathustras: „Der Zeiger rückte, die Uhr meines Lebens holte Athem —, nie hörte ich solche Stille um mich: also daß mein Herz erschrak.“ Kein Wort vermag der Majestät des Schmerzes und dem Zauber der Liebe vollständig gerecht zu werden, die bloße Möglichkeit, zu wiederholen, was wir selbst odere Andere schon einmal gesagt haben könnten, verletzt; und jegliches Wort wirkt plump wie ein Abstreifen des Blüthenstaubes von der Blume oder des Schmelzes von einem Schmetterlingsflügel. Der Liebende braucht, um erhört zu werden, keine Worte: „dès que les lèvres dorment, les âmes se réveillent.“ Der Geist spricht stumm zum Geist.

Dem Schweigen des Einzelnen stelle ich das Schweigen der Massen gegenüber, — nicht weniger bedeutsam und verschieden, fast immer großartig wie alle Kollektiverscheinungen, manchmal schrecklich. Es liegt im Wesen der Menge, durch die Zusammenfassung des Einzelnen jede Empfindung zum Imposanten zu steigern. Die Uebergänge und zarten Schattirungen gehen verloren und nur die grellen Farbentöne bleiben. Es ist, als ob die Massen, im Guten wie im Bösen, im Enthusiasmus und in der Entmuthigung, in Edelmuth und in rücksichtloser Roheit zu jedem Aeußersten bereit, als ob die tausend Seelen, die hier zusammenstimmen, Körner eines Pulverhaufens wären, die, wenn die Lunte sie entzündet, alle zugleich in einem großen Schlage aufflammen. Pflegt sich die thätige Energie der Massen in der Regel geräuschvoll, unter Lärm und Toben, zu entladen, so ist ihr Schweigen gewissermaßen der Ausdruck ihrer ruhenden Energie. Es ist erstaunlich, wie sich eine tiefe Stille plötzlich über eine große Ansammlung von Menschen lagern kann, wie Hunderte plötzlich verstummen, wenn ein Redner die Tribüne betritt oder der Vorhang im Theater sich hebt oder die Hülle eines Denkmals fallen soll. Es ist das Schweigen der Erwartung. Diesem gespannten Schweigen nähert sich, unterschieden nur durch die accentuirte Furcht vor dem Unbekannten, die athemlose Beklemmung, mit der die Zuhörer im Gerichtssaal den Obmann der Geschworenen zur Verkündung des Verdiktes aufstehen sehen. Noch stärker wirkt die Vorstellung von der Gefahr, die jeden Laut erstickt, wenn ein Akrobat in halsbrecherischer Höhe seine Künste zeigt oder der Torero sich dem Stier entgegenstellt. Am Stärksten wirkt das Grauen vor dem Tode, wie es Goethe Gretchen als die letzten Augenblicke vor ihrer Hinrichtung visionär schildern läßt:

„Die Menge drängt sich, man hört sie nicht.
Der Platz, die Gassen

Können sie nicht fassen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie sie mich binden und packen!
Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt, wie das Grab!"

Von anderer Art ist das Schweigen der Ergriffenheit. Ich habe es einmal erlebt und werde es nie vergessen. Wir waren einige hundert Studenten, von denen ein allgemein verehrter Professor Abschied nahm. Die letzte Vorlesung war eindringlich und klar wie jede frühere und wir überließen uns dem sonnigen Zauber seines Wortes mit dem jugendlichen Enthusiasmus, der der natürliche Dank der Lernenden für die empfangene Förderung ist. Als der Scheidende mit dem Bedauern schloß, sich von uns trennen zu müssen, zitterte seine Stimme und sein Auge wurde feucht; eine tiefe Stille herrschte einige Augenblicke im Saale; dann erst brachen die Sympathiekundgebungen laut hervor. Mehr als diese hatte aber die Stille bewiesen, daß unsere Herzen von der gleichen Rührung ergriffen waren, — und in dieser Stille lag der Austausch eines unverlierbaren Gefühles. Endlich nenne ich noch das Schweigen der Drohung. Eine Menge, die dumpf über ihrem Groll brütet, gleicht dem dunkel aufgethürmten Gewitter, das schweigend am Himmel steht, ehe es in Sturm und Blitzen niedergeht. So läßt Zola im „Germinal" die durch den Hunger und die Gewalt besiegten Grubenarbeiter in die Kohlenschachte zurückkehren, stumm, eine geschlagene Armee, aber Alle von dem einen Verlangen erfüllt, wenn der Tag gekommen sein wird, von Neuem zu kämpfen, nicht sie allein, nein, alle Arbeiter gemeinsam, — und die Sieger fühlen die fürchterliche Drohung dieser schweigenden Resignation. .... „Cette fois encore, c'était un coup d'épaule donné à la société en ruines, et ils en avaient entendu le craquement sous leurs pas, et ils sentaient monter d'autres secousses, toujours d'autres, jusqu'à ce que le vieil édifice, ébranlé, s'effrondrât, s'engloutît, coulant à l'abîme." Ein historisches Beispiel bietet der Tag der schmählichen Rückkehr Ludwigs des Sechzehnten von Varennes, als die königliche Kutsche unter dem Schweigen von Hunderttausenden in die Tuilerien geleitet wurde, einer Menge, die geschwiegen hätte, auch wenn kein St. Antoine-Plakat androhte, „daß, wer Ludwig verhöhnt, durchprügelt oder ihm Beifall ruft, gehängt werden soll." Anderthalb Jahre später jubelten sie seiner Hinrichtung zu. Beauvais hatte schon in seiner Leichenrede auf den Vorgänger des Königs gesagt: „Le silence du peuple est la leçon des rois."

Rom. Professor Scipio Sighele.



Volksthümliche Hochschulkurse.*)

Ueber die Volkshochschul-Bewegung habe ich mich schon wiederholt öffentlich ausgesprochen, so daß ich mich heute kurz fassen kann. Prinzipiell stehe ich ihr durchaus sympathisch und zustimmend gegenüber; ich sehe darin eine Verwirklichung des pestalozzischen Gedankens vom organischen Zusammenhang aller Stufen der Volksbildung und die Erfüllung einer sozialen Pflicht, die wir an den Universitäten unseren bildungbedürftigen und bildungdurstigen Volksgenossen leisten dürfen und sollen. Darüber besteht für mich kein Zweifel: Das ist sozusagen das Moralische, das sich von selbst versteht.

Dagegen habe ich gegen die einfache Uebertragung des englisch-amerikanischen Vorbildes auf unsere deutschen Verhältnisse allerlei Bedenken, die ich hier nur andeuten kann. Die Gefahr der Halbbildung in jenem schlechten Sinn des Wortes scheint mir bei der Art, wie die Sache dort betrieben wird, nicht ausgeschlossen, zumal, wenn unsere Weise des Universitätunterrichtes mit dem vielfachen Vorwiegen des dozirenden Vortrages darauf angewendet wird. Für den schulmäßigen Betrieb aber, der hier allein wirkliche Dienste leisten kann, sind gerade wir deutschen Universitätlehrer nicht vorzugsweise geeignet und ausgerüstet. Und umgekehrt scheint mir die Vorbildung der künftigen Theilnehmer an solchen Kursen bei uns weit ungleichmäßiger als z. B. in Amerika. Die Folge wird sein, daß an Stelle der englisch-amerikanischen Form vielfach nur populäre Vorlesungen mit dem Zusatz uferloser Debatten treten würden, wirkliche intensive Mitarbeit aber bei den Theilnehmern ausbleibt oder rasch genug erlahmt und nachläßt.

Auf der anderen Seite giebt es in Deutschland ein weit durchgebildeteres Schulwesen als z. B. in England und so fragt es sich, ob nicht zur Erreichung des selben Zweckes bei uns hieran anzuknüpfen wäre. Ich denke dabei an Zweierlei: einmal an eine Ausdehnung und Erhöhung des Fortbildungschulwesens und dann besonders an eine Ausdehnung und Erhöhung der Bildung unserer Volksschullehrer. Diese könnte und sollte schon in den Lehrerseminarien gehoben werden, vor Allem aber wäre es Aufgabe und Pflicht der Universitäten, hier den Hebel anzusetzen und, etwa in der Form von Ferienkursen speziell für Volksschullehrer und Lehrerinnen, diesem Stand, der danach recht eigentlich lechzt, ganz energisch vorwärts zu helfen. Das ist meines Erachtens der Punkt, wo in Deutschland die Universität-Ausdehnung-Bewegung zunächst ansetzen sollte.

---

*) S. „Zukunft" vom 3. Juli 1897.

Das Wichtigste aber, was wir hierzu brauchen, ist Geld, — nicht nur zur Bezahlung der Dozenten, sondern auch, um den Lehrern einen mehrwöchigen kostenfreien Aufenthalt in den Universitätstädten, oder wo sonst die Kurse gehalten werden, zu ermöglichen. Und dieses Geld sollte besser nicht von den Regirungen erbeten werden, sonst ist auch sofort das Verlangen der Oberaufsicht da, die bei rückläufigen Strömungen, wie wir sie heute haben, leicht zu einer Einschränkung auf gewisse harmlosere Gebiete und zu einer Ausschließung gewisser freierer Richtungen führen würde. Endlich entspricht es unserem deutschen Individualismus und dem Anfangsstadium der Bewegung, daß sie nicht centralisirt werde, sondern daß man an verschiedenen Orten je nach den lokalen Bedürfnissen und den vorhandenen Kräften es bald so, bald anders mache und einstweilen einmal jede Einrichtung nur als eine vorläufige, als ein pädagogisches Experiment betrachte.

Straßburg i. E. Professor Dr. Theobald Ziegler.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ob Volkshochschulen berechtigt und mithin zu schaffen seien, hängt davon ab, ob sie ein Volksbedürfniß sind, — und diese Frage muß entschieden bejaht werden. Man hat längst eingesehen, daß der nur bis zum vierzehnten Lebensjahre der Zöglinge dauernde Volksschulunterricht für die geistige und sittliche Erziehung der Jugend nicht ausreicht, und hat deshalb die noch ein paar Jahre darüber hinausgehende Fortbildungschule eingerichtet. Aber was von den Schülern der Volksschule gilt, Das gilt auf höherer Stufe eben so von den Schülern der Mittelschulen und sogar nicht nur von den Studirenden, sondern auch von den Dozenten der Hochschulen, daß sie nämlich ausnahmelos Alle der Fortbildung bedürftig sind. Je mehr Einer sich seinem besonderen Berufe zuwendet, um so mehr kapselt er sich in sein „Fach" ein und kümmert sich nicht mehr um die anderen „Fächer". Den bekannten schlimmen Folgen einer einseitigen Fachbildung und eines bornirten Spezialistenthumes kann aber nur entgegengearbeitet werden, wenn eine dauernde Fortbildung auf allen Bildungstufen für alle Erwachsenen möglich ist. Diese nothwendige Fortbildung kann aber nicht durch Bücher, die zu lesen nur Wenige Zeit und Kraft haben, sondern wirksam und fruchtbar nur dadurch erreicht werden, daß kundige Männer in einfacher, klarer und lebendiger Rede die Errungenschaften ihrer Wissenschaft dem Volke immer wieder neu vermitteln. Wie weit aber das Bedürfniß nach einer solchen nicht blos den Geist aufklärenden, sondern auch das Gemüth über das gewöhnliche, kleinliche und selbstsüchtige Tagesinteresse hinaushebenden Belehrung verbreitet ist, beweisen die Erfolge der in Deutschland bestehenden verschiedenen Vortragsverbände, beweisen die von vielen Universitäten bereits ins Leben gerufenen

Ferienkurse für Lehrer, Aerzte u. s. w., beweist die von der deutschen Kaufmannschaft jetzt energisch betriebene Agitation zur Hebung der Handelsschulen und Gründung von Handelsfachschulen, beweisen Schöpfungen zur Volksbelehrung wie die Humboldt-Akademie in Berlin, beweist endlich das immer machtvoller hervortretende Streben nach Volkshochschulen selbst.

Aber auch in sittlicher Beziehung könnten die Volkshochschulen reichen Segen stiften. Wie manche Anregung zum Nachdenken würde durch sie geboten, wie manche Seele würde zu geistiger Thätigkeit erweckt, wie manches Talent entdeckt und zum Segen seines Volkes in Thätigkeit gesetzt werden! Und auch die Rückwirkung auf die Männer der Wissenschaft und damit auf die Wissenschaft selbst darf nicht vergessen werden. Es würde sich eine viel lebendigere Wechselbeziehung zwischen Wissenschaft und Volk einstellen als bisher. Die Gelehrten würden dem zumal in der deutschen Wissenschaft immer noch bestehenden hochmüthigen Aberglauben entsagen, daß die Wissenschaft nur um ihrer selbst willen da sei; sie müßten sich, nicht zu ihrem Schaden, herablassen, die Bedürfnisse des Volkes kennen zu lernen und die geistigen Heilmittel für seine Leiden zu finden und anzuwenden; sie müßten vor allen Dingen lernen, die Schwerfälligkeit und Dunkelheit ihres Stiles aufzugeben und die Resultate der Wissenschaft in geschmackvoller Form zur Darstellung zu bringen. Dann würden auch die Klagen verstummen, die ich in größeren Städten oft von gebildeten Kaufleuten und Fabrikanten gehört habe, daß die Universitäten wohl Studirte lieferten, aber unmittelbar für das Bildungbedürfniß des Volkes nichts leisteten. Die Dozenten, die den Trieb und die Fähigkeit zur Darstellung besitzen, sollten den Anfang machen und sich für die Fortbildung der Nation zur Verfügung stellen. Ihre Saat würde kräftige Frucht tragen und an begeistertem Dank würde es ihnen nicht fehlen.

Durch die Volkshochschulkurse, bei denen sich durch Befragen des Redners, durch gedruckte Zusammenfassungen des Vorgetragenen, durch mündliche oder schriftliche Lösung von gestellten Aufgaben die lebendigste Wechselwirkung zwischen dem Vertreter der Wissenschaft und seinen Zuhörern herstellt, würde dem Volke im weitesten Sinne des Wortes eine sich durch das ganze Leben erstreckende gediegene Fortbildung ermöglicht werden; man würde sich auf diese Weise dem Ideal einer alle Glieder des Volkes durchdringenden Allgemeinbildung wieder nähern und würde so Deutschland vor der Gefahr bewahren, von den anderen Ländern überflügelt zu werden. Denn es ist keine Frage, daß das mächtigste Volk stets das sein wird, das den aufgeklärtesten Geist mit dem gebildetsten Willen vereinigt.

Dresden. Professor Dr. Fritz Schultze.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Werth der Volkshochschulkurse ist bereits durch die vieljährige Dauer ihres Bestehens in verschiedenen Ländern erwiesen. Fortbildend kann nach meiner Meinung stets nur eine Reihe von Vorträgen (etwa zehn bis zwölf) über ein Thema wirken. In ihnen kann man dem Hörer und der Hörerin so viel Anregung bieten und kann sie zugleich über den behandelten Stoff so weit aufklären, daß sie nachher im Stande sind, auf dem besprochenen Gebiete sich mit Nutzen weiter zu bilden. Denn es ist doch selbstverständlich, daß Niemand in zehn bis zwölf Stunden auf irgend einem Gebiete der Wissenschaft wirklich ausgebildet werden kann, er kann doch immer nur in den Ideengang eingeführt werden.

Die Gegenstände, die sich zum Erörtern in einem Cyklus fortbildender Vorträge eignen, können den allerverschiedensten Theilen der Wissenschaft angehören; eben so wichtig wie das Was ist bei ihnen das Wie. An dieser Schwierigkeit werden die Kurse in Städten ohne Universitäten vielfach kranken. Während Universitätlehrer über Gegenstände, die sie zum Spezialstudium ihres Lebens gemacht haben, sprechen, wird es dort nicht genug Dozenten geben, die ein wissenschaftliches Gebiet mit solcher Sicherheit beherrschen, daß sie eine anziehende, von Irrthümern freie Uebersicht zu bieten vermögen.

Nach meinen Erfahrungen im Laufe der fünf Jahre, die ich im Vorstande eines Vereines für fortbildende Vorträge thätig bin, ist es eine durchaus nicht seltene Erscheinung, daß Vortragende mit Themen, die scheinbar wenig Interesse boten, durch die souveraine Beherrschung des Stoffes und das Heranziehen verwandter wissenschaftlicher Bestrebungen ihren Hörern so viel zu bieten vermochten, daß sie sie dauernd fesselten, dauernd ein vollbesetztes Auditorium — die größte Freude und den wichtigsten Ansporn für den Vortragenden — hatten, während Andere trotz den scheinbar besten Themen kaum genug Hörer fanden, um die Kurse aufrecht zu erhalten.

Sicher ist, daß Kurse über Kunst und Kunstgeschichte stets am Meisten besucht werden, obgleich auch hier der Einfluß des Dozenten sich über Erwarten geltend macht, — denn man darf nicht vergessen: solche Vorträge werden freiwillig gehört und kein Schlußexamen zwingt, nach Art der Universität, die Hörer, auch ihnen nicht zusagende Dozenten zu hören. Hieran schließt sich Geschichte; so war ein Cyklus über prähistorische Zeiten, der allerdings glänzend vorgetragen wurde, einer der bestbesuchten von allen bisherigen und nicht minder zog die Vorgeschichte der französischen Revolution an. Auch ein Vortragscyklus aus dem Gebiete der Theologie war sehr besucht. Es folgen mit Experimenten verbundene naturwissenschaftliche Cyklen, denen solche ohne Experimente sich anschließen, bei denen der Erfolg schon sehr von der persönlichen Begabung des Vortragenden abhängt. Was gar nicht in den Rahmen derartiger Kurse zu gehören scheint und wofür sich

trotz aller Mühe immer nur wenige Hörer und Hörerinnen finden, ist der Unterricht in den Anfangsgründen fremder Sprachen; was sollen denn auch z. B. zehn Stunden im Italienischen, auf zehn Wochen vertheilt, Dem nützen, der sich nie mit dieser Sprache beschäftigt hat?

Ein Krebsschaden der jetzigen Volkshochschulkurse, wie sie in Deutschland wenigstens üblich sind, ist, daß die jetzigen Einrichtungen es nicht gestatten, Fortsetzungen früherer Cyklen zu bieten, wenn man auf eine erwähnenswerthe Anzahl Hörer rechnen will. Jeder Cycklus muß jetzt so zugeschnitten sein, daß jeder mit einer Durchschnittsbildung Ausgestattete ihm folgen kann. Also dürfen auch nicht die geringsten Spezialkenntnisse, z. B. auf naturwissenschaftlichem Gebiete, vorausgesetzt werden. Eine ganz andere Möglichkeit, fortbildend und unterrichtend zu wirken, wäre natürlich gegeben, wenn man Fortsetzungen früherer Cyklen lesen könnte, und deshalb erscheint der gemachte Vorschlag sehr der Erwägung werth, das Programm von z. B. über vier Gesammtcyklen vertheilten Vorlesungen festzustellen, wodurch dann die Möglichkeit von Fortsetzungen, auf die sich die Zuhörer von vorn herein einrichten, erreicht wäre. Man wird nämlich, abgesehen von Berlin, nicht mehr als zwei Cyklen jährlich, einen vor und einen nach Weihnachten, abhalten können, wonach sich hieraus ein Programm für zwei Jahre ergiebt. Für den Vortragenden aber bedeutet eine solche Verpflichtung auf zwei Jahre eine so schwere Last, daß für ein größeres zweijähriges Programm unter den gegenwärtigen Bedingungen fast niemals eine genügende Anzahl von ihnen zu finden sein wird.

Zu einzelnen Vorträgen sind Vortragende in Masse zu haben; wenn aber solche Vorträge in manchen Städten als gleichwerthig mit den Bestrebungen der Volkshochschulkurse angesehen werden, so scheint mir Das eine durch nichts gerechtfertigte Auffassung zu sein. Was kann man denn in einem Vortrage mehr bieten als eine geistreiche Unterhaltung über ein Thema? Von einer Belehrung über irgend ein Gebiet des menschlichen Wissens kann doch da keine Rede sein. So leicht es ist, einen guten Vortrag zu halten, in dem der Vortragende eben über einen ihm persönlich besonders zusagenden Gegenstand spricht, so schwer ist es, eine Reihe von fortbildenden Vorträgen über ein ganzes Gebiet zu halten. Mancher, der Das leichthin übernimmt, wundert sich später über die Schwierigkeit der Aufgabe. Und daher ist es durchaus unbillig, eine solche Arbeit dem Vortragenden umsonst zuzumuthen.

Den Einzelvorträgen, die jetzt umsonst oder gegen ganz geringes Eintrittsgeld im Sinne von Volkshochschulkursen gehalten werden, kann nur ein sehr schlechtes Prognostikon gestellt werden. Das Niveau der Hörer wird, wenn die Angelegenheit erst den Reiz der Neuheit verloren hat, also in zwei bis drei Jahren, außerordentlich sinken und damit wird auch das Interesse der Vortragenden erlahmen. Beweisen aber die Hörer durch Zahlung einer

Gebühr für den Cyklus ein besonderes Interesse für die Belehrung durch den Vortragenden, der den ersten Vortrag seines Cyklus zur Informirung der Hörer ohne Entgelt zu halten hat, so wird auf beiden Seiten das Verhältniß ein ganz anderes und auch der Vortragende fühlt eine weit ernstere Verpflichtung, nur Gutes zu bieten. Hier in Königsberg liegen die Verhältnisse jetzt so, daß für den Cyklus vier Mark zu zahlen sind, von denen drei dem Vortragenden vergütet werden, der mindestens hundert Mark erhält, während eine Mark zur Deckung der nicht unbedeutenden Kosten dient. Außerdem hat der Verein noch Mitglieder, die jährlich drei Mark Beitrag zahlen und dann für den Cyklus nur drei Mark zu entrichten haben.

Meine Meinung ist also kurz die: Volkshochschulkurse sind in Form zusammenhängender Cyklen von Vorträgen eine zur Fortbildung der Hörer wohlgeeignete Institution. Die Vorträge dürfen aber weder vom Vortragenden umsonst verlangt noch den Hörern umsonst geboten werden, weil Das nur die Einleitung einer schnellen Versumpfung des ganzen Unternehmens wäre.

Königsberg i. Pr. Professor Dr. Lassar-Cohn.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe seit zwanzig Jahren hauptsächlich in Arbeiterbildung-Vereinen gewirkt und ich kann wohl sagen, daß meine Erfahrungen im Ganzen sehr günstig genannt werden dürfen. Es giebt keine dankbareren Schüler und Hörer (und Leser!), als wir sie unter den von harter Arbeit arg mitgenommenen Proletariern finden. Wohl wird da ja manches gesprochene Wort mißverstanden; kommt aber das selbe Wort in gedruckter Form wieder in diese Kreise, so trifft es auf besseres Verständniß als bei den oberen Zehntausend. Ich halte dafür, daß es eine Sünde am Geiste des Entwickelungsgesetzes wäre, wollten wir nicht den Wissensdurstigsten entgegenkommen, die eben zumeist dort zu finden sind, wo das Vorurtheil und der Standeshochmuth nur Barbarei und bestialische Roheit oder tötliche Indifferenz zu suchen gewohnt ist.

Die Bäche des Wissens werden erst recht leben- und segenbringende sein, wenn sie sich auszweigen in ein vollständiges Adersystem mit feinsten Kapillaren, die den ganzen Organismus Menschheit ernähren und drainiren, wie es die Kapillaren in unserem Hirn thun.

Zürich. Professor Dr. A. Dodel.



Erziehung.

Die Eintagsfliege liebt und stirbt; ihr Daseinszweck ist mit der vollzogenen Begattung erfüllt. Die Nachkommenschaft ist dem Wasser anvertraut und wird sich genau nach dem Muster der Alten entwickeln. In so einfacher Weise genügt der Mensch der Pflicht gegen seine Gattung nicht. Den Säugling nähren und warten müssen alle Säugethiere und so auch das höchste Geschöpf dieser Ordnung. Doch das Menschenkind verlangt die elterliche Obsorge und Hut sehr weit über die Säuglingsperiode hinaus und es scheint, daß, je höher die Gattung ist, um so später die Individuen zur Reife gelangen. Beim Menschen würde sich die längere Entwickelungzeit allein schon aus dem Umstande begreifen, daß er die Nahrung nicht einfach nimmt, wie sie von der Natur dargeboten wird. Aber er hat auch seine Nahrungmöglichkeiten immer mehr erweitert, unzählige andere Bedürfnisse entwickelt und befriedigen gelernt und er hat im Laufe einer unabsehbaren Reihe von Jahrtausenden eine Summe von Ideen aufgehäuft. Von den Fähigkeiten und Gedanken ist ein kleiner Theil Gemeingut aller Menschen in den kultivirten Ländern, so weit sie nicht durch körperliche oder geistige Mängel oder durch vollständige Verwahrlosung selbst von diesem Minimalbesitze ausgeschlossen sind. Andere Fähigkeiten und Gedanken werden nur von Bevorzugten erworben. Aber die große Mehrzahl solcher menschlichen Errungenschaften ist unter die Berufsklassen, dem Prinzipe der Theilung der Arbeit entsprechend, vertheilt. Welch ein Abstand gegen jene Ephemeride, die, wenn sie auch durch Verpuppung und Häutung geht, doch insofern vom ersten Tage an fertig ist, als Alles, dessen sie zur Existenz bedarf, schon in den Keim gelegt ist und ohne äußeres Zuthun aus ihm sich entfaltet! Wie wenig liegt dagegen im Menschenkeime, das nicht erst entwickelt werden müßte! Was aber solcher Entwickelung bedarf, dessen endliche Gestaltung wird vieltausendfach variirt sein, je nach der Sorgfalt und Zweckmäßigkeit der Heranbildung, nach Gunst oder Ungunst der Umstände, unter denen die Entwickelung verläuft, und nach den Zufälligkeiten, die sich dabei geltend machen mögen. So wird zwar der reife Mensch durch die Beschaffenheit seines Keimes mitbedingt, doch aber in weit geringerem Maße als irgend ein anderes Wesen. Das wird wohl nicht genügend von Denen beachtet, die gar so einseitig die Bedeutung der Rasse betonen. Auch scheint mir in den Folgerungen, die sich aus dem Vorstehenden ergeben, eine Korrektur der extremen Vererbungtheorie zu liegen.

Schon die Beschaffenheit des Menschenkeimes dürfte nicht nur durch die Eigenschaften der Eltern und ihrer Ahnen vorausbestimmt sein. Dafür ist der zeugende Mensch doch wohl zu sehr ein unter veränderten Umständen sich fortwährend wandelndes und wandelbaren Stimmungen unterworfenes

Wesen. Ziemlich gewiß ist, daß das Gedeihen des Embryo von solchen wechselnden Stimmungen der Mutter beeinflußt wird. Somit beginnt auch die Pflicht gegen die kommende Generation früher als mit deren Geburt; und die erste Probe der Erziehungskunst haben die Eltern an sich selbst abzulegen. Sie müssen lernen, auch in widrigem Geschick ihre Stimmung so weit zu meistern, wie es uns überhaupt gegeben ist. Ihrer Aufgabe als Erzieher der Kinder werden sie um so mehr gewachsen sein, je mehr sie sich zur Selbstzucht befähigt erwiesen haben. Die Eltern aber sind die in erster Linie berufenen Erzieher der Kinder in einer individualistischen Gesellschaft. Wenn Bebel die gemeinsame Erziehung verlangt, so ist Das bei ihm nur konsequent; doch scheint mir nicht die geringste der Schwächen des kollektivistischen Systemes darin zu liegen, daß ihm eben die gemeinsame Erziehung entspricht. Von solcher Erziehung ist uns ein Beispiel aus dem Alterthum bekannt, das nicht zur Nachahmung lockt. Während in den anderen hellenischen Gemeinwesen die Blüthe von Kunst und Wissenschaft durch glänzende und unsterbliche Namen bezeichnet ist, fragen wir vergebens nach den großen Männern, die Lakedämon hervorgebracht hätte. Daß diese Armuth Spartas an Geistesheroen nicht auf einer Inferiorität des dorischen Stammes beruht, dafür zeugen Korinth, Syrakus und die Dorer Großgriechenlands. Doch man könnte hier allerdings einwenden, die einseitig militärische, nicht die gemeinsame Heranbildung der Jugend habe Sparta mit Unfruchtbarkeit in Künsten und Wissenschaften geschlagen. So müßten aber die Spartaner wenigstens im Kriegswesen Außergewöhnliches geleistet haben. Thatsächlich waren sie auch auf diesem Gebiete nur Schablonenmenschen. Von der Masse der Drillmeister, die Lakoniens Mannschaften kommandirten, heben sich nur recht wenige Heerführer, wie Brasidas und Lysander, ab, die als genialere anzusprechen sein möchten. Ein neuer Gedanke, ein Fortschritt im Kriegswesen ist in Jahrhunderten von Sparta nicht ausgegangen. Und es wäre gefehlt, anzunehmen, die gemeinsame Erziehung habe einen kräftigeren Gemeinsinn bei den Spartanern entwickelt. Vielmehr scheint es, als ob gerade die einseitige Leitung der Erziehung nach staatlichen Gesichtspunkten und ihre Richtung auf staatliche Zwecke zu um so schrofferen Reaktionen des Egoismus geführt hätte. Eigensüchtige Bestrebungen einzelner Staatsmänner treten häufig in der Geschichte Lakedämons hervor, — und persischem Golde hat man sich in Sparta viel leichter zugänglich gezeigt als in Athen.

Der Doppelseitigkeit des Menschen als Einzelwesen und Gesellschaftwesen kann so wenig das Kaserniren der Jugend wie deren ausschließliche Erziehung im Hause gerecht werden. Vielmehr wird im Allgemeinen nur die Kombination von öffentlicher Schule und Haus tüchtige Menschen heranbilden können, wie sie gesellschaftliche und staatliche Organisationen verlangen, die sich vom Zwangsstaat eben so entfernt halten sollen wie vom manchesterlichen

Nachtwächterstaat. Ein Ursprüngliches im Menschen ist der Egoismus. Der Versuch, ihn auszutreiben, ist wider die Natur, und man wird, wenn man ihn unternimmt, nur wenige Thoren, mehr Heuchler und eine sehr große Anzahl ewig schwankender, unsicherer Halbmenschen heranzüchten können. Auch bedürfen wir des Egoismus im Kampf ums Dasein. Die Erziehung hat also gar keine Veranlassung, ihn unterdrücken zu wollen. Wohl aber ist es ihre Aufgabe, daneben den Altruismus zu entwickeln. Hierzu sind nach einer vieltausendjährigen Existenz des Menschen als Gesellschaftwesen, mit Ausnahme einiger moralischen Mißgeburten, in Jeden mehr oder weniger starke Keime schon bei der Geburt gelegt. Diesen Keimen soll man ein solches Wachsthum verleihen, daß später in der Menschenseele der Altruismus immer dem Egoismus die angemessene Grenze zu setzen vermag, ja, daß dieser auch einmal vorübergehend gänzlich zum Schweigen gebracht werden kann, wo es gilt, schwere Gefahr von Anderen oder vom Vaterlande abzuwenden. Die Sorgfalt der Erzieher muß sehr früh schon auf die Pflege der altruistischen Gefühle gerichtet sein. Unmerklich ist das Kind im Zusammenleben mit seinen Geschwistern dahin zu leiten, daß es auch den Anderen einen Besitz, die Theilnahme an einer Freude oder einen Lieblingsplatz zu gönnen hat. Wo keine Geschwister sind, sorge man dem Kinde bald für Gespielen, unter denen, so weit es möglich ist, auch jüngere sein mögen. Aber man soll es dann doch nicht als wünschenswerth betrachten, daß ein Kind in Allem und Jedem seinen Geschwistern oder Gespielen nachgebe. Wollte man Das begünstigen, so würde dieses Kind ein untüchtiger Mensch und schwacher Charakter, die Anderen aber nur um so egoistischer und eigensinniger werden. Vielmehr ist auf gegenseitige Verträglichkeit zu sehen. Gerechtigkeit soll schon in der Kinderstube walten, und zwar auch im Verkehr der Eltern mit den Kindern. Seinem Kinde gegenüber im Unrecht zu sein oder zu scheinen, davor soll man sich geradezu mit Aengstlichkeit hüten. Solche Besorgtheit erscheint nun leider sehr vielen Eltern ganz und gar nicht geboten. Sie wollen weniger erzogen sein dürfen als ihr Baby. Wenn sie ohne sorgfältige Prüfung geurtheilt, eine Beschuldigung oder einen Tadel ausgesprochen haben, so sind sie ja dafür die Eltern, mit von Gott gegebener Autorität bekleidet und zu erwarten berechtigt, daß das Kind Alles als wohlgethan ansehe, was von ihnen ausgeht. Ich halte Das für eine sehr irrige Auffassung. Die Kindererziehung ist kein Recht, sondern eine Pflicht, die ernsteste und höchste Pflicht, die dem Menschen überhaupt erwachsen kann. Diese Pflicht zu erfüllen, ist man nur in der Lage, wenn man eine wirkliche Autorität beim Kinde hat, nicht nur jene vermeintliche, angeborene. Man kann aber seinen Einfluß nicht sicherer untergraben als dadurch, daß man dem Kinde ungerecht erscheint, das dafür, wenn es normal veranlagt ist, ein gutes Gedächtniß neben seiner Em-

pfindung hat. Darum, wenn man einmal fehlgegriffen hat — und Irren ist ja menschlich —, so soll man wenigstens nicht im Unrecht verharren. Es ist weit besser und schadet der Autorität gar nicht, dem Kinde zu sagen: Heute habe ich mich einmal geirrt. Man gewinnt damit auch, daß dem Kinde die Wahrhaftigkeit eingepflanzt und es ihm natürlich sein wird, das erhaltene Beispiel im Leben zu befolgen. Und Das ist ein bedeutender Gewinn; denn es ist nicht wider die Ehre, vielmehr eines echten Mannes würdig, einen Irrthum, einen Fehler, ein Unrecht einzugestehen und da, wo Anlaß dazu ist, Entschuldigung und angemessene Sühne zu bieten. Das gegentheilige Verhalten ist durchaus unmännlich. Auch für die spätere Frau wird jenes dem Kinde gegebene Beispiel heilsam sein. Es gehört zu einer vollkommen glücklichen Ehe, daß beide Gatten die sittliche Würde besitzen, sagen zu können: Sei nicht böse, ich war im Unrecht. Denn wer von uns ist so sicher, so unfehlbar in seinem Reden und Thun, daß er nicht zuweilen Unrecht haben könnte?

Die Liebe zur Wahrheit ist auf jede Art zu pflegen. Wer sein Kind für einen Fehler oder für die Folgen eines Ungehorsams, die es aus eigenem Antriebe offen bekennt, dennoch hart schilt oder gar züchtigt, versündigt sich schwer an ihm. Nur eine leichte Rüge, aus der aber zugleich die Freude über die Aufrichtigkeit herauszuhören sein muß, mag in solchen Fällen erfolgen, damit es doch noch ein Verdienst für das Kind bleibe, die Wahrheit zu sagen, ohne daß aber ein Schrecken darin läge. Schrecken soll man die Kinder überhaupt nicht wollen; sie müssen nicht mit der Furcht regirt, sondern mit Liebe geleitet werden. Hierin, wie überhaupt bei der ganzen Erziehung, vergesse man nie, daß Kinder ja doch nicht immer unter den Augen des Vaters bleiben können. Wer seine Kinder nur mit Furcht in Ordnung hält, wird in der Regel keine Freude an ihnen erleben, sobald sie einmal dem Zuchtmeister entrückt sind. Schläge bedeuten einen Schiffbruch der Pädagogik. Es kann in Ausnahmefällen keine andere Wahl gelassen sein, als zu diesem „Erziehungmittel“ Zuflucht zu nehmen. Aber dann wird gewöhnlich schon vorher Etwas verfehlt worden sein. Ein Beispiel: Ein kleiner Knabe hat versäumt, hübsch guten Tag zu sagen oder eine andere Sitte zu beobachten. Es ist nun gewiß richtig, die Kinder frühzeitig an gute Sitten zu gewöhnen. Aber man darf nicht erwarten, daß ihnen Das gleich eingewurzelt sei, was Jahrtausende als gesellschaftliche Gesittung herausgebildet haben. Sie werden also zuerst öfter solche Dinge vergessen und dann soll man sie nur nachträglich kurz darauf aufmerksam machen, — am Besten so, daß ihr Ehrgeiz geweckt wird, in einem Brauch nicht zurückzubleiben, den die großen Leute üben. So ist aber gewöhnlich die Meinung der Umgebung nicht. Sofort und im Beisein Dritter wird das Kind korrigirt und soll gezwungen werden, Das zu thun, was ihm doch gewiß früh

nicht als lästiger Zwang erscheinen darf, wenn gesellige Sitte ihm später zur zweiten Natur werden soll. Oder: der Knabe soll Freunden oder entfernteren Verwandten als dressirter Pudel vorgeführt werden. Je mehr Stoff zu männlichem Charakter und je weniger vom Pudel in ihm ist, desto leichter wird es vorkommen, daß er sich dem Versuch versagt. Darob helle Entrüstung bei den anwesenden, mehr oder weniger bejahrten Kindsköpfen, die zu seinen Nächsten gehören. Je mehr und je heftiger sie dann befehlen und schelten, desto aufgeregter und widerspenstiger wird das Kind, während die lieben Verwandten gar nicht begreifen wollen, daß der Kleine nicht mehr Verstand und Gelassenheit hat, als sie selbst besitzen. Kommt dann ein Vater hinzu, der selbst vernünftiger denkt, so kann er doch nicht anders als mit Gewalt einschreiten, denn nun ist sein Söhnchen in eine solche Verfassung gebracht, daß Zureden nichts mehr helfen will und daß die Ordnung im Hause verlangt, vor Allem den kleinen Tobenden zur Ruhe zu bringen. Warum aber die ganze dramatische Szene? Weil ein Kind nicht gelehrig „Patsche Kuchen" gemacht hat. Ist der Sohn gebändigt, so sollte es die nächste Sorge des Vaters sein, sich ernstlich solche Dressurversuche an ihm zu verbitten; denn er muß wissen, daß bei öfterer Wiederholung solcher Auftritte Das, was unter gleichmäßiger und vernünftiger Behandlung Charakterfestigkeit geworden wäre, zu Eigensinn und Halsstarrigkeit entarten kann.

Ich habe bei dieser Art von Erziehungsünden absichtlich etwas länger verweilt, weil sie gar zu häufig sind und weil ich der Ueberzeugung bin, daß solche Episoden im Leben des Kindes, die durch thörichte Eitelkeit und Befehlshaberei der Erwachsenen hervorgerufen werden, nicht nur für seinen Charakter, sondern in sehr vielen Fällen auch für seine Nerven bedenklich weiterwirkende Folgen zurücklassen.

Andere Erziehungsünden entspringen aus der Nichtachtung der Individualität. Die Erziehung vermag viel, doch kann sie kein Täubchen aus einem Adler machen, noch wird aus Fichtensamen jemals ein Dattelbaum erwachsen. Der Pferdezüchter unterscheidet wohl, was dem Pferde gemeinsam ist, und die besondere Art jedes einzelnen Rosses. So auch der Gärtner mit seinen Pflanzen. Beide beobachten sorgfältig, welche Behandlung jede Art erheischt. Und beim Menschenschößling, der doch um so viel mehr und feiner differenzirt ist, sollte nicht mindestens die selbe liebevolle Sorgfalt angebracht sein? Sie wird leider noch von vielen Eltern und Lehrern für überflüssig gehalten. Alles soll sich über einen Kamm scheeren lassen. Wo Das nicht leicht und willig von Statten geht, sollen Strafen die Natur beugen oder ausrecken, — und zuletzt erscheint wohl die ultima ratio des pädagogischen Unverstandes: der Stock. Von einer Erziehung, die auf die sich zeigenden Keime von Charaktereigenthümlichkeiten und besonderen Fähigkeiten

nicht Rücksicht nimmt, können gute Resultate nicht erwartet werden. Es ist richtig, daß in der Schule die Besonderheiten der Kinder nicht ganz die selbe Berücksichtigung finden können wie im Hause. Die Schule ist auch in höherem Maße bestimmt, durch die Kameradschaft den Altruismus zu entwickeln, durch die Geselligkeit die Individualitäten etwas abzuschleifen und durch das gemeinsame Lernen die Fähigkeiten in einem gewissen, bescheidenen Grade auszugleichen. Aber sie soll weder die Individualität unterdrücken noch den Fähigkeiten Zwang anthun.

Was nahezu in allen Kindern von Hause aus entwickelt werden kann, ist Sparsamkeit und Ordnungsinn. Zur Sparsamkeit erzieht man sie, indem man ihnen, seinen Verhältnissen entsprechend, sehr frühzeitig ein regelmäßiges Taschengeld bestimmt, wovon sie selbständig kleine Ausgaben machen können. Sie gewöhnen sich so, mit ihren Mitteln hauszuhalten, sich nach der Decke zu strecken, und finden Freude am Ersparen. Ordnungliebe verleiht ihnen schon das Kassenbuch, das sie hierdurch zu führen veranlaßt sind. Aber noch in anderer Weise soll man ihnen diese Liebe zur Ordnung zu geben suchen. Meine eigenen Kinder begannen schon, als sie klein waren, über ihre Lecture, über ihre Vergnügungen (Theater) und später auch über ihre Besuche Buch zu führen, und diese statistischen Liebhabereien haben sie keineswegs zu Pedanten gemacht. Freilich läßt sich Dergleichen nicht befehlen. Eine gelegentlich hingeworfene Frage, eine Andeutung, ein kurz gegebener Rath wird zum Ziele führen. Es muß so sein, daß die Kinder fast glauben, Alles aus sich selbst zu thun. Das ist überhaupt die beste Art, zu erziehen, und sollte immer in erster Linie versucht werden. Wo es aber einer Ermahnung oder eines Tadels bedarf, muß man sich so kurz wie möglich fassen. Lange Straf- und Moralpredigten sind ein Gräuel. Fallen die ersten Worte noch auf guten Boden, so verdirbt die längere Rede, was der Anfang gut gemacht hat. Auch hier ist die Eigenart der Kinder zu beachten. Geduldige werden auch von Standreden mehr vertragen als sehr temperamentvolle Kinder. Aber auf kein Kind kann man endlos einreden, ohne die Wirkung der Worte im besonderen Falle und die eigene Autorität im Allgemeinen zu beeinträchtigen. Der Ordnungsinn muß sich auch darin bethätigen, daß die Kinder ihre Spielsachen nach dem Gebrauch wieder an ihren bestimmten Platz bringen. Aber während sie spielen, soll man ihnen volle Freiheit lassen. Den Kindern muß so viel Bewegungraum gelassen sein, wie die Verhältnisse der Familie nur irgend gestatten, und ein Kinderzimmer braucht ja nicht eine Staatsstube zu sein. Fremde führt man eben nicht hinein.

Man soll den Kindern gern ein Vergnügen machen. Es ist nicht wahr, daß wir zum Entbehren auf dieser Welt sind; wohl aber kommen die meisten Menschen nur zu häufig in den Fall, entbehren zu müssen, und

darum will das Entbehrenkönnen bei Zeiten gelernt sein. Meist bietet sich die Gelegenheit zu dieser Lehre ganz von selbst. Die Kinder verlangen, was ihnen zu gewähren den Verhältnissen der Eltern nicht entsprechen würde, — und da muß es ihnen versagt werden. Wo aber der Säckel des Vaters so groß ist, daß nicht leicht ein Kinderwunsch für ihn zu viel werden könnte, soll doch von Zeit zu Zeit ein solcher Wunsch unerfüllt bleiben, weil Niemand wissen kann, ob das ganze Leben seines Kindes unter eben so günstigen äußeren Bedingungen verlaufen wird, und weil eine Herrschaft über die Begierden selbst für den Reichsten von Wichtigkeit ist. Aber man soll es sich wohl überlegen, bevor man dem Kinde Etwas verweigert, und es jedenfalls nicht aus Laune thun. Denn hat man einmal versagt, so muß es unter allen Umständen beim Nein bleiben, auch wenn das eigene Verlangen, ein vergnügtes Kindergesicht zu sehen, noch so groß wäre. Wer hier aus Schwäche oder Bequemlichkeit nachgiebt, wird Trotz und zügellose Begehrlichkeit großziehen.

Die Spiele der Jugend sollen nicht nur zum angenehmen Zeitvertreib dienen, sondern so gewählt sein, daß zugleich die körperliche und geistige Entwickelung dadurch gefördert wird. Aber die Zweckdienlichkeit werde den Kindern gegenüber nicht betont; für sie sei das Spiel nichts als Spiel. Und erst recht darf es nicht zum Muß werden; denn gerade insofern es Das nicht ist, wird es als Erholung betrachtet und ist auch zum Theil nur darum Erholung. Zum anderen Theile kann die Erholung darin liegen, daß durch das Spiel die geistige Thätigkeit von der körperlichen abgelöst wird oder umgekehrt. Tritt dieses Moment des Wechsels in der Anstrengung hinzu, so ist eben die Erholung eine größere, als wenn sie nur durch jene rein psychische Ursache bedingt ist. Auf die Spiele und Vergnügungen, die dazu beitragen, den Körper kräftig, schön, gelenkig und elegant zu machen, ist eben so wie auf die Abhärtung, die ihn widerstandsfähig machen soll, ein großer Werth zu legen. Doch sorge man dafür, daß alles hierher Gehörige nicht in übertriebener Weise und auf Kosten der Geistes- und Herzensbildung geübt werde. Sport, der mit Leidenschaft betrieben wird und dem kein Gegengewicht in anderen Bestrebungen gegeben ist, fördert nicht selten Bummelei oder Roheit. Die Ausbildung der Jugend sei eine harmonische, nicht nur darin, daß die Körper- und Geistesanlagen gleichmäßig entwickelt, sondern auch, daß neben der Tüchtigkeit für einen Beruf Kräfte und Kenntnisse erlangt werden, die für diesen Beruf nicht erforderlich sind. Es gehört zum höheren Lebensgenuß und dient der Vervollkommnung der Art, wie es auch die Bereicherung ihres gesammten Gedankenschatzes fördert, daß Jeder das gemeinsame Erbe der Menschheit an Ideen zu einem möglichst starken Theile mitantrete. Allerdings aber muß er in erster Linie Das gründlich kennen und können, was ihm nach dem in der Gesellschaft herrschenden Prinzip der Arbeitstheilung zu thun obliegt. Das Gebiet

richtig zu wählen, auf dem der Knabe und eventuell das junge Mädchen seinen besonderen Lebensberuf zu finden hat, entsprechend seiner Begabung und den sozialen Möglichkeiten, ist eine ernste Sorge für die Eltern. Die Entscheidung bestimmt oft über das ganze Leben; ein Fehlgriff kann ein Leben unfruchtbar machen, ein ganzes Lebensglück zerstören. Und solche Fehlgriffe werden nur allzu oft gemacht. Wie Viele gehen zu Grunde, nur weil sie nicht an den rechten Platz gestellt sind! Oft ist ihnen der Zugang zu diesem Platz durch Geburt und soziale Verhältnisse gesperrt gewesen. Diese Fälle gehören nicht hierher; ich mag sie nur beiläufig der Beachtung Derer empfehlen, die im Ausscheiden der Schiffbrüchigen des Lebens ohne Weiteres eine heilsame Förderung der natürlichen Auslese erblicken. Was uns hier angeht, ist die Wahl innerhalb der für Jeden gegebenen sozialen Möglichkeiten. Um diese Wahl richtig treffen zu können, sollten Eltern früh beginnen, die Fähigkeiten ihres Kindes sorgsam zu beobachten. Die Erziehung, auch in der Schule, muß immer darauf gerichtet sein, diese Fähigkeiten zu wecken und hervorzulocken. Aber sie muß so lange wie möglich vermeiden, der späteren Entscheidung vorzugreifen. Darum sollte thunlichst lange in den Schulen nur Das gelehrt werden, was Allen zu wissen oder an Handfertigkeit zu besitzen nothwendig sein mag. Nach wesentlich unterschiedenem Lehrplan, den verschiedenen großen Berufskategorien gemäß, sollten die Schüler erst in einem Alter unterrichtet werden, in dem in der Regel ihre besondere Eignung schon beurtheilt werden kann. Erweist sich dann doch eine solche Vorentscheidung über den Beruf später als verfehlt, so soll nicht falsche Scham von einem Wechsel der Schule zurückhalten.

Für die endgiltige Berufswahl ist es wesentlich, wie der junge Mann oder das junge Mädchen selbst darüber denkt. Doch sollten Eltern den Wünschen der jungen Leute jedenfalls dann widerstehen, wenn sie überzeugt sein dürfen, daß deren Neigungen mit den Fähigkeiten nicht übereinstimmen. Daß gerade die Fähigkeiten den Ausschlag geben müssen, sollte doch eigentlich selbstverständlich sein. Aber leider werden oft statt Dessen allerhand gesellschaftliche Vorurtheile maßgebend. Ich habe an dieser Stelle*) schon der sozialen Verhältnisse gedacht, die die anscheinende Ueberfüllung aller Berufsklassen bedingen. Wenn bei uns in Deutschland in den sogenannten liberalen Berufen doch auch eine relative, wirkliche Ueberfüllung zu Tage tritt, so ist Das auf die besondere Ursache einer Ueberschätzung der akademischen Titel zurückzuführen, die sowohl mit unserer deutschen Rang- und Titelsucht im Allgemeinen als mit einem sehr mangelhaften Erfassen der Bedeutung anderer Stände zusammenhängt. Das ist uns ja nicht aus der Luft zugeflogen und es wäre leicht, historisch zu begründen, wie es sich so entwickelt hat. Aber so, wie es ist, ist es ein

*) S. „Zukunft“ vom 20. Juni 1895 und vom 5. Dezember 1896.

Schaden. Wenn die Lächerlichkeit so auf die Spitze getrieben erscheint, daß ein junger Fant, kaum von der Universität gekommen, den Gruß des älteren Kaufmannes erwartet und oft genug der Kaufmann nicht nur so schwach ist, dem jungen Herrn Doktor seinen Willen zu thun, sondern auch gar nichts Auffälliges darin findet, dann wird es einigermaßen begreiflich, daß ein Vater auf den gesellschaftlichen Vorzug des Akademikers für seinen Sohn ungern verzichtet. Und doch sollte so mancher Beamte, Pastor, Lehrer Das lieber thun, als seinen Sohn auf der Universität verbummeln und im Leben verkommen zu lassen. Auch bei Kaufleuten ist es oft nur eine recht unsinnige Eitelkeit, die sie ihre Söhne der Universität zuführen läßt. Da lobe ich mir den hamburger Großkaufmann Herrn Kunhardt, der stolz seine drei Söhne dem eigenen Berufe bestimmt, wobei man annehmen darf, daß er sich nicht aus vorgefaßter Meinung widersetzt haben würde, wenn etwa Neigungen und Fähigkeiten eines Sohnes nach anderer Richtung gewiesen hätten. Mit zwei Söhnen, die bereits in den Beruf eingetreten sind, hat er jedenfalls das Richtige getroffen. Darüber läßt uns ein sehr interessantes Buch keinen Zweifel, das den erstgeborenen Kunhardt zum Verfasser hat.*) Als der stattliche Band erschien, war der jugendliche Autor gerade bei den Garde du Corps in Potsdam als Einjährig-Freiwilliger eingetreten. Mit einundzwanzig Jahren hatte er seine Wanderjahre bereits hinter sich. Nicht als Globetrotter war er gereist, dem die Freigebigkeit eines Vaters einen Spazirgang um die Welt gestattet. Er hat sich seine Stationen selbst verdienen müssen, in Assuncion als Ladenverkäufer einer Schnittwaarenhandlung, in Buenos-Ayres als Lagerist und fremdsprachiger Korrespondent eines großen Importhauses, in Mexiko wieder als Landreisender für ein Spezereigeschäft, endlich in Australien in schwieriger Mission als Bevollmächtigter seiner väterlichen Firma. Dabei hat er jede Urlaubszeit benutzt, um Land und Leute Paraguays wie Argentiniens auch außerhalb der Hauptstädte kennen zu lernen. Auf seinen Reisen von Buenos-Ayres, die Westküste Südamerikas entlang, nach Mexiko, und von Mexiko über Kalifornien und die Inselgruppen des Stillen Ozeans nach Australien, von da über Südafrika nach der Heimath, hat er die Zeit, ohne damit zu knausern, vernünftig eingetheilt, um sich tüchtig umzusehen. Er interessirt sich für Alles und versteht, das Interesse seinen Lesern mitzutheilen. Das Kulturelle und Politische wird von ihm besprochen wie das Kaufmännische und das allgemein Wirthschaftliche, wobei die Reife des Urtheils oft geradezu überrascht. Er hat einen offenen Sinn für die Schönheiten der Natur, für die Eigenart des Volkslebens, sieht scharf und hält das Geschaute durch photographische Aufnahmen fest, wovon sein Buch eine große Anzahl in vortrefflichen Reproduktionen bringt.

*) Oswald Kunhardt: Wanderjahre eines jungen hamburger Kaufmannes.

Für das Thema „Erziehung" sind die Wanderjahre am Wichtigsten auf den Seiten 220 bis 229. Hier berichtet der Verfasser über seine Kindheit und die von seinem Vater verfolgten Erziehungsgrundsätze. Ich kann mir nicht versagen, wenigstens einige kurze Auszüge hiervon wiederzugeben:

„Er ging bei der Erziehung seiner Kinder von dem Grundsatz aus, daß nichts im Leben so nothwendig sei, nichts es in dem Maße verschönern könne wie das vollkommene Beherrschen vieler Sprachen der Gegenwart. Entgegen der allgemeinen Sitte vertrat mein Vater den Grundsatz, seine Söhne wenig Schulweisheit lernen zu lassen. Er pflegte sich darüber etwa so zu äußern: ‚Je mehr die Knaben und jungen Leute lernen, um so geringer wird ihre Fähigkeit, das Wissen nutzbringend zu verwerthen. Es kommt darauf an, das Wenige, frühzeitig Erlernte im Leben bis zum Ende weiter auszubauen. Wer seine Denkfähigkeit von Anfang an überbürdet hat, wird in späteren Jahren die Möglichkeit, den Verstand zweckmäßig zu entwickeln, nicht finden.' Planmäßig wurden mir und meinen Brüdern Lesebücher zugetheilt. Mit dem Beginn meines zwölften Jahres, also unmittelbar nach den Indianerbüchern von Cooper, wurde mir kaum Anderes gestattet als Schiller; darauf folgte Walter Scott und später Dickens, Beide in englischer Sprache. Mein Vater war der Ansicht, daß man nur aus Scott einen gewandten Stil erlernen könne. Auf Dickens folgte Reuter, dann Shakespeare. Diese Schriftsteller waren mir gewissermaßen als tägliches Brot zuertheilt. Später erhielt ich zur belehrenden Unterhaltung wohlfeile Auszüge (‚Lichtstrahlen') aus den Werken von Kant, Schopenhauer, Fichte und Moses Mendelssohn, neben diesen Darwins ‚Entstehung der Arten'. Eben so wie Kant, Schopenhauer und Darwin mich anzogen, langweilten mich Fichte und Mendelssohn. Noch während der Schulzeit und eben so in den folgenden Jahren schickte man uns, meinen Bruder und mich, ins Schauspielhaus zu jeder deutschen Klassiker- oder Shakespeare-Vorstellung. Als ich aber sechzehn Jahre alt geworden war, schickte mein Vater mich und meinen zwei Jahre jüngeren Bruder, während dessen Schulferien, auf dem Dampfer ‚Olaf Trygveson' an der norwegischen Küste entlang bis um das Nordkap herum nach Vadsö. Ohne Aufenthalt kehrten wir mit der selben Gelegenheit auf dem selben Wege nach Hamburg zurück. Welche Anweisungen dem Schiffsführer ertheilt worden waren, ist uns natürlich fremd geblieben. Jedenfalls genossen wir die ausgedehnteste Freiheit; nur waren wir verpflichtet, in jeder Stadt an der ganzen norwegischen Küste die Geschäftsfreunde meines Vaters aufzusuchen. ‚Ihr müßt selbständig werden', sagte er, ‚und zu dem Zweck müßt Ihr vor allen Dingen lernen, in früher Jugend zu reisen und Euch in der Welt zu bewegen.' Ich entsinne mich noch sehr wohl der verdutzten Gesichter der Norweger, wenn wir Buben, ohne jede Kenntniß der Landessprache, bei ihnen erschienen."

Wie diese zehn Seiten den Bericht über die Erziehung geben, so ist das ganze Buch ein einziges glänzendes Zeugniß für deren Zweckmäßigkeit und Vortrefflichkeit. Ich glaube, daß die „Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmannes" berufen sind, für die deutsche Jugend eine der populärsten Schriften zu werden. Ich selbst, der ich sehr stark über die Jugend hinaus

bin, habe das Buch von Anfang bis zu Ende mit großem Interesse gelesen. Daß die Erziehungmethode nicht nur zufällig bei dem Verfasser so guten Erfolg gehabt hat, ersehen wir aus Dem, was er von seinem jüngeren Bruder erzählt. Dieser, der schon mit siebenzehn Jahren hinausgeschickt wurde, hat einen großen Theil der Vereinigten Staaten und von Central-Amerika, Japan, China, die Philippinen, Hinterindien mit Einschluß der Halbinsel Malakka, Java, Sumatra, Vorderindien von Calcutta bis Bombay und Ceylon gesehen, meist, wie es scheint, in geschäftlicher Thätigkeit für seine väterliche Firma. Er ist jetzt wohl auf der Rückreise oder schon zurückgekehrt und soll uns mit einer Ergänzung der „Wanderjahre" beschenken. Ob diese beiden jungen Hanseaten in sich selbst und für ihr Vaterland weniger bedeuten als ein Referendar?

Was mich an Oswald Kunhardt besonders sympathisch berührt, ist der schöne Freimuth, womit er sich überall ausspricht, unbekümmert darum, ob er damit gegen in der Heimath herrschende Vorurtheile anstoßen mag. Und man sieht, daß Dies weder aus Unbescheidenheit noch aus jugendlichem Unbedacht geschieht. Die Offenheit und Wahrheitliebe, die uns da entgegentreten, sind Kennzeichen guter Art und guter Erziehung.

Frankfurt a. Main. Karl Hecht.



Eine neue Zeitrechnung.

Wenn Etwas für unsere Zeit bezeichnend ist, dann ist es der Umstand, daß ihr alle Kleider zu eng werden. Wer gesehen hat, wie sie die alten Produktion- und Verkehrsformen gesprengt hat, wie den Einzelnen ihre Stuben und Häuser, den Städtern ihre Straßen, Bahnhöfe und Städte, Völkern ihre Landesgrenzen, den Mittelländern ihre Erdtheile zu eng werden, Der wundert sich kaum noch, wenn er auf geistigem Gebiete das Selbe bemerkt. Da schweift das Denken weit hinaus über den Erdball in ungemessene Fernen, da fällt eine alte Anschauung nach der anderen, die einst dem Denken feste Grenzen zog, und Shakespeares Wort, daß an sich nichts gut oder böse ist, sondern es erst das Denken dazu macht, baut sich eine ganze moralinfreie Weltanschauung auf, die, sofern sie nicht in blinder Ueberhebung alle Schranken verwirft, die die Menschen ihrem eigenen Handeln gezogen haben, ihrem Thun und Lassen doch einen weiteren Spielraum gönnt als ehedem. Diese neue Auffassung steht in nahem Zusammenhang mit der Erweiterung des räumlichen Anschauungskreises, die den Menschen seine eigene Kleinheit so recht empfinden lehrt, da sie ihn neben Sterne stellt und ihm zu Gemüthe führt, daß für ihn im letzten Grunde die selben Gesetze gelten müssen, die sich aus dem sonstigen All herauslesen lassen. Sie nimmt ihm seine Sonderstellung und hebt ihn herab von dem moralinsauren Schwammsteinsockel, auf

dem er sich selbst einen Platz gebaut hatte, um sich selbst von da aus anzubeten. Neben dieser Ausdehnung des räumlichen Gesichtsfeldes steht eine gleiche Erweiterung des zeitlichen. Während noch bis zum sechzehnten Jahrhundert Alles, was hinter der persönlichen Erinnerung zurücklag, „vor unvordenklichen Zeiten“ geschehen war, reihen sich selbst in der Anschauung des Ungebildeten jetzt die Jahrhunderte reinlich rückwärts. Nach Goethes und Friedrichs des Großen Tagen kommt der Dreißigjährige Krieg und dann die Reformation. Dann kommt das „Mittelalter“, dieser gesegnete Begriff, in den man Alles hineinpfropfen kann, von dem man nicht weiß, wo es unterzubringen ist. Damals schlugen bekanntlich die Vorfahren des heutigen Adels täglich und stündlich Kaufleute tot und nahmen den Bauern so ziemlich den Gesammtertrag ihrer Feldarbeit weg. Weiter reicht der geschichtliche Blick des Ungelehrten kaum; aber für den Gebildeten beginnt dann die große germanische Volksgeschichte, dann die Zeit der großen Wohnsitzverschiebung der mittel- und südeuropäischen Stämme, noch weiter zurück die Zeit des kaiserlichen und republikanischen Rom, des republikanischen und königlichen Griechenland, und dann wandert die Geschichte hinüber nach Egypten und Asien, um sich etwa fünftausend Jahre vor dem Beginn unserer heutigen Zeitrechnung in hilfloses Dunkel zu verlieren. Bis zum sechsten Jahrhundert vor Christus rechnen wir noch mit Daten, dann unter Umständen noch mit Jahreszeiten, bald nur noch mit Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten, und vom dritten Jahrtausend vor Christus an muß schon das Jahrtausend bald allein den Dienst versehen, den eben noch das Jahrhundert, unterstützt vom Jahrzehnt, leistete. Dann beginnen sich rückwärts mitleidlos die Jahrzehntausende zu dehnen. Bei der letzten Eiszeit rechnen wir schon mit einem Jahrhunderttausend, — und dann giebts nur noch geologische Epochen, die auf ein Hunderttausend von Jahren Niemand mehr mit Sicherheit abzuschätzen vermag, die sich in der Gluthzeit unseres Planeten, in seinem Glühen im Sonnenschoße, im Ruhen unseres ungeborenen Sonnensystemes in unbestimmbaren Sternen- und Weltennebelwelten unwiderruflich verlieren und für die den Namen Zeit in Anwendung zu bringen, wie Hohn klingt. Das ist die rückwärts gerichtete Zeitanschauung unserer Epoche.

Und vorwärts? Da liegen vor uns noch die Jahrzehntausende und Jahrhunderttausende, vielleicht Jahrmillionen und Jahrbillionen, bis zur Abkühlung unserer Sonne, bis zu dem Punkte, wo ein thierisches, ein organisches Leben auf unserem Stern zur Unmöglichkeit wird, wo an unserem Aequator eine Eiswüste starrt und in unseren Erdenmeeren kein Tropfen Wasser mehr rinnt, und von da hinaus, immer weiter hinaus in der Kette kosmischer Geschehnisse, von denen wir eben so wenig eine Vorstellung besitzen, wie sie je ein Mensch besitzen wird.

Mitten zwischen diesen beiden Ewigkeiten, mit ihrer Gluth und ihrem Eise, dehnt sich wie ein Garten in der Wüste die Zeit, die Zeit, die wir die geschichtliche Epoche unserer Gattung nennen und die wir auf zehntausend Jahre veranschlagen können, wenn wir bis zu den frühsten Zeichen der Existenz des Menschen als eines deutlich über den Affen hinaus entwickelten und selbst bereitete Werkzeuge führenden Wesens hinabsteigen. Diese Zeit ist unser. Wir haben sie uns durch unsere Anschauung angeeignet und bestimmen mit lebendiger Vorstellung ihre einzelnen Punkte in ihrer wechselseitigen Lage zu einander. Und von allen uncivilisirten Stämmen unterscheiden wir uns durch den Ueberblick über diese Epoche. Es giebt keinen Stamm auf der Erde, der einen größeren Zeitraum geschichtlich übersähe als wir. Die Uebersicht über diese Aera und das geistige Bild von ihr ist ein Stück unserer Kulturerrungenschaften, — und ein recht wesentliches Stück. Es ist ein Stück unserer gesammten Weltanschauung, unserer heiligsten Ueberzeugung, deren Berechtigung wir nicht mehr diskutiren. Es ist ein Stück von unserem Geistesleben, unserem Wissen, unserer Literatur, von dem Boden, auf dem wir geistig stehen, und so gut eine Bekenntnißfrage, wie es nur jemals ein Dogma war. Wer diese Anschauung aus äußerer Rücksicht verleugnete, wäre in unseren Augen ein elender Tropf, nicht werth des Blickes, der auf ihn fallen könnte.

Und wie unterscheiden wir uns in diesem Punkte von dem Deutschen des Mittelalters! Dem war im Jahre fünftausend und so und so viel vor Christus die Welt geschaffen, erst das Licht, dann die Erde, dann der Garten Eden darauf und der Mensch, und mit dem Tage der Welterschaffung, dessen Datum die theologische Spekulation sogar ausgeklügelt hatte, begann die Ewigkeit, die ungemessene Ewigkeit sich wie ein ungeschlachter Riese rückwärts zu recken: zunächst die Zeit, wo es noch Engel gab, dann die Zeit, wo nur Gott und sein Sohn lebten, und dann die Zeit, in der Gott allein vorhanden war und sann, ob er nicht Jemand schaffen wollte, den er lieben könnte. Und einst, wenn die Erde plötzlich „untergehen" würde, dann würde das jüngste Gericht folgen, eben so plötzlich wie die Erde einst entstanden war, und dann würde es entweder eine ἀποκατάστασις τῶν πάντων geben oder nicht, entweder der sittliche Dualismus im Weltall für alle Ewigkeit fortdauern oder auch nicht. Darüber ist man nie völlig einig gewesen, wenn auch eine gewisse Entwickelung auf diesem Felde nicht zu verkennen ist. Geben heute doch selbst sehr dogmenfromme schottische Sekten den Glauben an die Ewigkeit der Höllenstrafen auf und erklärt doch die protestantische Kirche, daß der Glaube an den Teufel keine Frage sei, von der die ewige Seligkeit abhänge.

Der geschichtliche Ueberblick über den Zeitraum von zwölftausend Jahren, von heute an zurückgerechnet, ist ein Vorrecht des gebildeten Mittelländers und der wenigen Angehörigen anderer Menschenrassen, die unsere Kultur an-

genommen haben, und er wäre gewiß noch vollständiger und klarer, stände uns noch eindringlicher eingeprägt im Gedächtniß und lebendiger vor unserer Anschauung, wenn ihn nicht nur unser Wissen abstrakt, sondern auch formell unsere Zeitrechnung umfaßte. Unsere heutige Zeitrechnung ist im Grunde eine recht bescheidene. Nicht nur, daß sie nach der mohammedanischen die kleinste ist, die ein größerer Theil der Menschheit braucht, und daß der Chinese ganz mit Recht mitleidig auf unsere noch nicht neunzehnhundert Jahre herabblicken kann. Nein, auch sonst stehts mit ihr schlecht. Ihre Grundlage ist eine fromme Legende und ihr Begründer, der Abt Dionysius Exiguus, hat sich bekanntlich verrechnet. Hätte er etwas sorgfältiger zugeschaut, so würde er gefunden haben, daß der Rabbi von Nazara nach den Evangelien keineswegs in seinem Jahre 0, sondern im Jahre 4 oder 5 vor dem Beginn seiner Zeitrechnung geboren wäre, so daß wir entweder 1902 oder 1903 schreiben müßten; denn das Jahr 0 dürfen wir ja nicht vergessen, so oft es auch übersehen wird. Trotzdem hat sich unsere Zeitrechnung in mehr als einem Jahrtausend unter uns, in unseren Geschichtbüchern und in unserer gesammten Anschauungwelt, ein Heimrecht erworben, das sie sich nicht so leicht streitig machen lassen wird und das anzugreifen nicht gerade besondere Aussicht hätte. Und doch knüpft sich an sie ein arger Mißstand. Er besteht darin, daß sie inmitten einer geschichtlich uns genau bekannten Zeit beginnt, in der wir die einzelnen Ereignisse noch ganz häufig bis auf den Tag genau datiren können. Nun ist es ja ganz richtig, daß die Zeit sich in die Unendlichkeit vorwärts und rückwärts in gleicher Weise dehnt und daß man deshalb am Besten, um sich diese großartige Anschauung nicht zu verkümmern, von einem bestimmten Punkte an rückwärts und vorwärts zählt. Aber der Anfangspunkt für beide Zählungen müßte weiter zurückliegen, mindestens mehrere tausend Jahre zurück, und wenn er allen billigen Anforderungen genügen sollte, etwa zehntausend Jahre zurück. Giebt es nun einen Zählmodus, der die verflossenen 1896 Jahre in Frieden in ihren Gräbern schlummern läßt und dennoch jenen billigen Anforderungen voll Genüge thut? Gewiß giebt es einen, — und noch dazu einen überaus einfachen. Die erforderlichen zehntausend Jahre, die wir brauchen, entstehen in dem Augenblicke, wo ich unserer Jahreszahl 1897 eine einzige Eins vorsetze und schreibe 11 897. Diese Eins für gewöhnlich zu schreiben, wäre ganz überflüssig. In England und Amerika schreibt man die Eins unseres Tausend auch nicht, und wenn ich erzähle, ich sei im Jahre 66 geboren, so denkt kein Mensch daran, daß ich dann als vierjähriges Kind die Zerstörung Jerusalems mitgemacht haben müsse; so wenig wie Jemand aus einem 97 datirten Brief daraus schließt, daß Das eine Fälschung sein müsse, da man zu des Tacitus Zeiten doch noch keine deutsche Kursivschrift kannte. Nehmen wir diese neue Zeitrechnung an, so wird das Jahr 0 zunächst, wir sich Das nur schickt, zum Jahre 10 000, der Rabbi von

Nazara ist nicht mehr „4 vor Christus" geboren, sondern 9996. Ist Rom im Jahre „754 vor Christo" (wir können ja immer noch mit Lessing unseren casum poniren) entstanden, so hat es eben künftig 9246 das Licht der Welt erblickt. Die egyptischen Dynastien des dritten Jahrtausends vor Christus gehören eben künftig dem achten Jahrtausend an und die frühesten Reiche-gründungen Vorderasiens reichen eben dann, statt bis ums Jahr 5000 vor Christus, nur bis zum Jahre 5000 zurück. Die ersten Jahre und Jahrhunderte nach Christus mit unendlichem Nullenaufwand etwa schreiben zu wollen 10001, 10076, 10185, 10763, wäre eine Pedanterie; denn die wirklichen Jahre 1, 76, 185 und 763 unserer neuen Zeitrechnung kennen wir ja gar nicht hinsichtlich ihrer Geschehnisse und werden sie niemals kennen. Eine Verwechselung ist also ausgeschlossen. Der andere Einwand, daß dann der Laie leicht das neue Jahr 1 mit der „Erschaffung der Welt" verwechseln könne, trifft thatsächlich etwas Wahres. Aber die Erschaffung weicht immer mehr dem Begriff der Entstehung; und der Umstand, daß das jetzige Jahr 1 aufhört, als der Mittelpunkt der Menschheitgeschichte betrachtet zu werden, von dem aus rückwärts und vorwärts sich die Jahrtausende dehnen, ist doch auch nicht werthlos. Da die Neuerung das praktische Leben überhaupt nicht berührt, so macht sie keinerlei Umstände. Ein paar Lehrbücher der alten Geschichte müssen umgerechnet werden; Das ist Alles. Nach einmaliger Umrechnung wird jeder Historiker, namentlich, wenn er mit seinen Arbeiten zeitlich weit zurückgreift, den großen Nutzen der Sache einsehen. Daß sich der Geologe noch eine Eins vorsetzen und sich so ein Hunderttausend schaffen und der Astronom durch eine weitere Eins eine Million Jahre schaffen könnte, sei nur im Vorübergehen erwähnt. Allerdings ist anzunehmen, daß sich unsere klassischen Philologen niemals nehmen lassen werden, nach Olympiaden zu rechnen. Das ist ja selbstverständlich. Aber neben ihnen giebt es doch auch noch andere Menschen. Wenn man sämmtliche klassischen Philologen der Erde auf 30000 schätzt, würden sie doch immer erst ein Fünfzigtausendstel der Menschheit darstellen, ließen sich also zur Noth überstimmen. Und wie viel wäre gewonnen! Die Weltanschauung der weitesten Kreise würde mit Jahrzehntausenden, -hunderttausenden und Jahrmillionen in Berührung gebracht, denen sich im Zeitalter der Entwickelunglehre nun einmal nicht mehr aus dem Wege gehen läßt, wenn man sich nicht gerade ins Dogmenstübchen einschließt oder in Das, was man auf englisch a gospel shop nennt. Und alles Rückwärtsrechnen in geschichtlichen Betrachtungen wäre mit einem Schlage aus der Welt geschafft. Das „vor Christus", das „nach Christus" würde aufhören zu sein und es wäre Aussicht vorhanden, mit unserer — dann größten — Zeitrechnung alle anderen Zeitrechnungen der Erde aufzusaugen.

Bonn. Alexander Tille.



Ungarn und Rußland.

„Wie gut es sich leben ließe, wenn es möglich wäre, der oppositionellen Presse einen Maulkorb anzulegen": so denkt im Stillen die ungarische Regirungpartei. Bei den fortwährenden Enthüllungen der oppositionellen Blätter, daß dieser oder jener Regirungmann oder Abgeordnete das Inkompatibilität=Gesetz verletze oder sonst seine Stellung zum „Geschäfteln" benütze, verkümmert den Herrschenden ihr Dasein, weil sie ihren Profit nicht in Ruhe genießen können. Diese ärgerliche Einmischung der Opposition soll endgiltig beseitigt werden; zu diesem Zwecke wurde in der neuen Strafprozeßordnung der § 16 ersonnen, der bestimmt, daß über die privaten Beleidigungsklagen die ordentlichen Gerichte entscheiden sollen, diese Angelegenheiten also den Geschworenen entzogen werden. Außerdem kann in solchen Fällen über einen Journalisten auch die Präventivhaft verhängt werden. Sollte dieser Paragraph Gesetzeskraft erhalten, dann können die Herren „Geschäftlhuber" ihr Schäflein in Ruhe scheren, denn ein Journalist dürfte unter solchen Verhältnissen nie genug Beweise vorbringen können, um ein ordentliches ungarisches Gericht zu veranlassen, einen Regirungfreund zu kompromittiren; der Richter muß sich streng an den Wortlaut des Gesetzes halten und könne stets vorschützen, daß der Journalist seine Angriffe nicht genügend begründen kann, also sich einer Ehrenbeleidigung schuldig gemacht habe. Das kann ein lustiges Leben für die Herren werden, die im Dunkeln zu munkeln pflegen. Die Opposition scheut kein Mittel, um den § 16 zu Falle zu bringen, und Gabriel Ugron, der bedeutendste Führer der äußersten Linken, ist in einer Volksversammlung für die Preßfreiheit mit einer Rede eingetreten, der ich folgende Stelle entnehme:

„Im Abgeordnetenhause wüthet ein heftiger Kampf gegen den § 16, den der Ministerpräsident Banffy um jeden Preis aufrecht erhalten will. Doch ich glaube, daß es Banffy damit so geht wie jenem Dachdeckergehilfen, der, vom Thurme herabstürzend, rief: ‚Ich schreite prächtig vorwärts, — wenn es nur lange dauert!' Und dem Justizminister erging es wie dem blöden Tischlergehilfen, der den Baum mit Leim bestrich, um Tauben fangen zu können; als er aber vom Baum herabsteigen wollte, blieb er selbst kleben. Der Justizminister würde auch gern zur Erde herabsteigen, doch hält ihn schon der Leim fest. Man will uns die achtundvierziger Verfassung konfisziren. Lassen wir den konfessionellen Hader, den gesellschaftlichen Streit, widmen wir unser Leben nur der Vertheidigung der Verfassung. Beugen wir unseren Nacken nicht tiefer in das Joch, sonst werden wir unseren Nachkommen nur Sklavenketten hinterlassen. Die Klubs, die Banken, die Sparkassen, die Gewerbekammern: Alles dient der Regirung. Es giebt nur noch eine Macht, die für die Volksinteressen in die Schranken tritt: die Presse. Die Regirung will diesen Damm durchbrechen, damit die Fluthen Alles überschwemmen. Das dürfen wir nicht gestatten. Die Regirung hat Millionen geopfert, um einen Theil der Presse zu kaufen; den anderen Theil möchte sie nun erwürgen. Ohne Preßfreiheit giebt es kein Volksrecht, keine Verfassung."

Was hier Ugron sprach, fühlt jeder Ungar, der es mit der Politik ehrlich meint; der Versuch schon, ein Attentat gegen die Preßfreiheit zu üben, macht Banffy und die leitenden Männer der Regirungpartei für die nächste Zukunft unmöglich. Der wiener Hof möchte zwar Banffy so lange wie möglich am Ruder

erhalten, weil die wiener Herren den ungarischen Ministerpräsidenten für einen bornirten Mann halten, den sie in der auswärtigen Politik leicht dupiren können, und weil sie nicht zu befürchten haben, daß er ihnen als ungarischer Ministerpräsident in die Karten sieht, wie es gesetzmäßig seine Pflicht wäre. Der wiener Hof sorgt mehr für die Popularität Banffys als dieser Herr selbst; er gehört zu den unklugen Menschen, die eine gewisse Befriedigung fühlen, wenn sie dem Volke trotzen können. Man hat Banffy Alles gewährt, was die Opposition von Tisza und Wekerle vergebens verlangte, z. B. die Ernennung von liberalen Oberhausmitgliedern, die Schaffung eines ungarischen Hofstaates und die ungarische Militärakademie. Ein anderer Ministerpräsident hätte sich mit diesen Errungenschaften auf lange Zeit behaglich gebettet, während Banffy mit dem Attentat gegen die Preßfreiheit Alles verdorben hat und gänzlich unpopulär geworden ist. Falls sein Plan gelingt, könnte sich Banffy nur durch Anwendung von Gewalt am Ruder halten; die Einwilligung dazu ist aber bei Franz Josephs konstitutionellem Sinn wohl ausgeschlossen. Banffys Nachfolger aber, Szapary oder Apponyi, würden sich bemühen, ihre Popularität durch die Abschaffung des § 16 zu erhöhen. Mit Banffy ist das Experiment der Abnützung der Führer des protestantischen Kernmagyarenthumes — des alten Gegners der Habsburger — abgeschlossen und man wird in Wien auf die alten Freunde, die Führer des die habsburgische Dynastie stützenden Katholizismus, zurückgreifen. Apponyis Berufung zur Bildung des künftigen Kabinets ist ziemlich gewiß, da er durch die von ihm geforderte Bewilligung einer ungarischen Militärakademie regirungfähig geworden ist.

Das einzige Hinderniß könnte noch der Umstand bilden, daß vielleicht Apponyi nicht in allen Punkten mit dem Minister des Auswärtigen, dem Grafen Goluchowski, bezüglich der Leitung unserer Politik einverstanden wäre. Das ist aber unwahrscheinlich, denn Apponyi hat sich neulich zu einem Journalisten über die auswärtige Politik geäußert und diese Aeußerung, die in den Blättern veröffentlicht wurde, paßt ganz gut in den Rahmen der russenfreundlichen Politik Goluchowskis. Er sprach sehr befriedigt darüber, daß die Beziehungen der Monarchie zu Rußland auf die sichere Grundlage einer prinzipiellen Uebereinstimmung gestellt wurden; die Verständigung mit Rußland solle nicht hinter dem Rücken Deutschlands, aber ohne Deutschlands Vermittelung angestrebt und erzielt werden. Das Organ des Grafen Ferdinand Zichy, des Führers der Volkspartei, dessen intime Beziehungen zu den höchsten wiener Kreisen allgemein bekannt sind, sagt das Selbe, nur noch weit offener und rückhaltloser. Es läßt sich aus Paris schreiben, daß die Franzosen anfangs über die Bildung eines Drei-Kaiser-Einvernehmens sehr beunruhigt waren, denn sie glaubten, daß der Deutsche Kaiser an der Spitze des Drei-Kaiser-Bundes stehen und diese Spitze gegen Frankreich gerichtet sein werde. Sie wurden aber bald eines Besseren belehrt. Als gewandter Taktiker, so las man, wolle der Deutsche Kaiser Europa in dem Glauben erhalten, daß, wie zu Bismarcks Zeit, Deutschland der Vermittler zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn sei und also die Führung in dem Drei-Kaiser-Einvernehmen habe. Die französischen Politiker wurden von russischer Seite verständigt, daß der Besuch des Deutschen Kaisers in Wien vor dem Besuch Franz Josephs in Petersburg und daß der geplante Besuch Wilhelms des Zweiten in Budapest den Zweck verfolge, Europa in dem Glauben zu erhalten, daß auch jetzt noch Deutschland den festen Punkt

bilde, um den sich Rußland, Oesterreich und Italien schaaren. Das entspreche aber nicht mehr den Thatsachen, — und die Franzosen kennen diese thatsächlichen Verhältnisse; sie wissen, daß Franz Joseph und der Zar sich über alle möglichen Eventualitäten auf der Balkanhalbinsel verständigt haben und der Vermittelung Deutschlands nicht mehr bedürfen. In gewissen europäischen Fragen, auch in solchen, die die Kolonien betreffen, soll Oesterreich schon jetzt Rußland näher stehen als Deutschland, eben so in Handelsfragen, die die Interessen Rußlands und Oesterreich-Ungarns auf der Balkanhalbinsel berühren. Das erzählt Zichys Organ.

Auch die direkten Beziehungen zwischen dem russischen Hofe und den Ungarn sind wesentlich gebessert. Graf Eugen Zichy ist eben aus Petersburg zurückgekehrt, wo er ein Exemplar seines Werkes „Die Reise zur Auffindung des Ursprunges der Magyaren" dem Zaren überreichte. Das prachtvoll ausgestattete Werk ist dem Zaren gewidmet, der den Grafen mit großer Herzlichkeit empfing. „Ich höre", sagte er, „daß Sie demnächst eine neue Reise antreten werden; ich werde diese Unternehmung sehr gern kräftig unterstützen." Der Zar ließ sich eine Landkarte bringen und bezeichnete den Weg, den Zichy einschlagen solle. Er hat als Thronfolger vor einigen Jahren selbst Sibirien bereist und war deshalb in der Lage, dem Grafen im Interesse der Reisen und Forschungen werthvolle Winke und Rathschläge zu ertheilen; er behandelte alle diese Fragen mit großer Sachkenntniß. „Warten Sie noch drei Jahre", meinte er, „dann wird die Eisenbahn fertig sein; bis dahin können Sie manchen Ort nicht einmal mit Fuhrwerk erreichen und der Weg würde sehr ermüdend und anstrengend sein." Graf Zichy dankte und erklärte, daß ihn die Anstrengungen der Reise nicht zurückhalten würden. Er erhielt dann den Besuch des Ministers des Aeußeren, des Grafen Murawiew, den der Zar beauftragt hatte, seinen besonderen Dank für das überreichte Prachtwerk auszudrücken und gleichzeitig das Großkreuz des Annen-Ordens mit dem rothen Bande dem ungarischen Grafen zu überreichen. Bei Ignatieff war Zichy zum Diner geladen. Bei dieser Gelegenheit äußerte sich Ignatieff in folgender bemerkenswerther Weise: „Vor vier Jahren bekam ich von den österreichisch-ungarischen Slaven Vorwürfe zu hören, weil wir angeblich uns für ihr Schicksal nicht interessirten. Da antwortete ich meinen Widersachern: Was sollen wir denn eigentlich thun? Soll Rußland Oesterreich den Krieg erklären? Das wäre ein Unsinn, denn ein solcher Krieg kann im besten Falle für uns nur nutzlos sein. Ich nehme an, daß wir den Krieg erklären und in kurzer Zeit in Wien und Budapest sind. Was aber dann? Die besiegten Feinde können wir nicht wieder aufkommen lassen und an die Annektirung der eroberten Gebiete ist gar nicht zu denken; sie würden uns Juden und Ungarn bringen, die wir um keinen Preis haben wollen. Rußland hat genug heterogene Elemente zu verschmelzen, bevor es an weitere Eroberungen denken könnte. Jede agressive Politik widerspricht jetzt seinen Interessen. Was aber speziell Oesterreich-Ungarn betrifft, so möge dort die Devise der Habsburger Justitia erga omnes nationes auch für die Slaven Anwendung finden, wie es in Oesterreich den Anfang zu nehmen scheint, und man wird sehen, wie Rußlands öffentliche Meinung der habsburgischen Monarchie freundlich gesinnt sein wird."

Die Erwartung Ignatieffs hat sich erfüllt. Es giebt aber noch immer eingefleischte Chauvinisten, die noch zweifeln und die Worte Shakespeares citiren: „Den Bären fängt man mit Honig und den Menschen mit Schmeichelei!"

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.



Selbstanzeigen.

Geschichte der englischen Literatur. Vierte Auflage in neuer Bearbeitung. Leipzig, J. Bädeker.

Diese neue Bearbeitung meiner „Geschichte der englischen Literatur“ ist unter allen vorhandenen Darstellungen durch ihre Erstreckung bis auf die Gegenwart die einzige zeitlich vollständige. Der Zweck des Buches war nämlich nicht: zu den zahllosen Werken über einzelne Abschnitte der englischen Literatur eins mehr zu fügen, sondern: den Freunden schöner Literatur, den Lehrern und reifenden Schülern und Schülerinnen höherer Lehranstalten endlich ein Handbuch der gesammten Literatur englischer Sprache zu geben. Hierdurch verstand sich die Aufnahme der Gegenwart und der nordamerikanischen Literatur von selbst. Namentlich hat die Gegenwart, mit ihrer reichen Entfaltung im Roman, in der Lyrik und neuerdings auch im Drama, hier zum ersten Male eine ihrem Werth entsprechende Berücksichtigung erfahren. Zweifellos dürfen Erscheinungen wie Dickens, Thackeray, George Eliot, Carlyle, Ruskin, Rossetti, Browning, Swinburne, Kipling, Ward, Yeats, Pinero, Poe, Whitman, Hawthorne, Bret Harte, Thoreau, Emerson und manche Andere nicht mit wenigen Zeilen abgethan oder übergangen werden, während man viele Seiten opfert für unzählige Male behandelte werthlose und einflußlose Stümpereien des vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhunderts, nur weil diese zufällig gerettet sind und durch einige Verschiedenheit ihrer Pergamente der betriebsamen Handwerkerei zu schaffen geben. Daß auch die ältere Zeit mit ihren wahrhaft werthvollen Erzeugnissen gebührend berücksichtigt ist, beweisen z. B. die Kapitel über Chaucer und das Drama des sechzehnten Jahrhunderts, die zusammen den vierten Theil dieses Buches füllen. Auch ein Nachschlagewerk soll diese Geschichte sein: darum war eine gewisse Vollständigkeit selbst des weniger Werthvollen angezeigt. Entscheidend jedoch für die Raumvertheilung war, neben der geschichtlichen Bedeutung der behandelten Bücher, vor Allem ihr künstlerischer Werth. Einen Leitfaden sollte der Leser erhalten zum eignen Genuß der englischen Literatur: deshalb mußte ausgeschieden oder nur kurz erwähnt werden, was ohne allen künstlerischen oder zeitgeschichtlichen Werth ist. Freude an englischer Literatur und Lust zu ihrem selbständigen Studium soll dieses Buch wecken und fördern, nicht aber eine bequeme Brücke sein zur Halb- oder Viertelbildung. Absichtlich sind darum eingehende schülerhafte Inhaltsangaben, wohl gar von Romanen, unterblieben: denn nicht über Ungelesenes mitzureden, sondern aus eigener Kenntniß zu urtheilen, soll der Leser angeregt werden.

Die fast Menschenkraft übersteigende Hauptschwierigkeit eines solchen Buches liegt in der Pflicht seines Verfassers: nur über selbst gelesene Werke zu schreiben. Diese Schwierigkeit wurde gesteigert durch das gänzliche Versagen einer dürftigen Landesbibliothek, also durch die Nothwendigkeit, im Auslande den einfachsten Wissensstoff aufzusuchen. Dennoch darf versichert werden: in diesem Buche wird nur aus eigener Wissenschaft geurtheilt; es ist keine aus elf Literaturgeschichten

geschöpfte zwölfte. Ueber die andere außerordentliche Schwierigkeit: in einem einzigen handlichen Bande die gesammte englische und dazu die amerikanische Literatur bis zur unmittelbaren Gegenwart eingehend und mit Proben belegt zu behandeln, habe nicht ich zu sprechen; dafür rufe ich Einsicht und Nachsicht der allein zuständigen Kritik wirklicher Schriftsteller an. Zwei oder drei Bände zu füllen, wäre leichter gewesen.

Aus der pflichtmäßigen Selbständigkeit der Studien folgte die des Urtheiles. Wer es „subjektiv" nennt, erweist dem Verfasser eine Ehre; denn wenn jenes abgeschmackteste aller Schulwörter überhaupt einen Sinn hat, so bedeutet es: persönlich. Ich wüßte aber nicht, wessen Urtheil denn sonst der Verfasser eines solchen Werkes aussprechen sollte als sein durch eigenes Studium gewonnenes persönliches. Auch sind Bücher nicht nur zusammengeheftete Papierbogen, sondern Lebensäußerungen von Menschen.

Dieses Buch handelt von Kunstwerken! Es mag also entschuldigt werden, daß der Verfasser sich bemühte, eine des Gegenstandes nicht gänzlich unwürdige Sprache zu reden, selbst auf die Gefahr, daß sie deshalb von etlichen philologischen Kritikern „unwissenschaftlich" befunden werden sollte. Ich bin nämlich der Meinung, die wahre Wissenschaftlichkeit eines solchen Buches beruhe vor Allem in der Wissenschaft vom Gegenstande, nicht in einer besonderen philologischen Mundart noch in der Belästigung des Lesers mit den — ach! — so leicht hinzuzufügenden, gelehrt aussehenden Anmerkungen. Wo irgend es anging, habe ich die Schriftsteller selbst sprechen lassen. Ich hoffe, der Leser wird für die zahlreichen Proben dankbar sein. Wie in meiner „Geschichte der französischen Literatur", deren vierte Auflage in demselben Verlag erschienen ist, habe ich alle überflüssigen Fremdwörter vermieden und mich bestrebt, reinliches und klares Deutsch zu schreiben.

Eduard Engel.



Die Bildhauer. Schauspiel in vier Aufzügen. Leipzig, Reclams Universalbibliothek Nr. 3614.

Mein Drama hatte im November 1896 in Meiningen großen Erfolg und wurde später auch von einem reichshauptstädtischen Publikum sehr warm aufgenommen, von der berliner Kritik aber fast einstimmig und zum Theil mit einer tief aus dem Herzen kommenden ingrimmigen Entrüstung als eine kunstlose, durchaus unliterarische Bagatelle verurtheilt. Ich würde mich nicht versucht fühlen, diesem von der Tageskritik gefällten Urtheil meine mir besser scheinende Einsicht gegenüberzustellen. Nun steht aber für den Herbst die Aufführung meines Werkes am Hoftheater in Darmstadt bevor; man bringt ihm dort große Liebe und feines Verständniß entgegen und ich erwarte von dieser neuen Belebung meines in der Hauptsache aus dem Winter 1881/82 stammenden Dramas das Beste. Da liegt mir nun daran, vorzubeugen, daß das von Berlin aus in die Welt geworfene Mißverständniß nach Darmstadt hinüberwirke, — und so wage ich, ein paar Worte zum besseren Verständniß meines Werkes zu sagen.

Mein Drama hat nicht nur zwei in einander gewebte, zu einem gemeinsamen Endziel führende Handlungen, sondern auch, wenn ich so sagen soll, zwei

Seelen: es ist nämlich Realität und Symbol zugleich. Die Realität der Handlung besteht darin, daß ein sich nach dem lachenden Glück des Lebens, der Liebe, sehnender Genius entsagen muß zu Gunsten eines talentvollen jungen Mannes, in dem er schließlich seinen unehelichen Sohn erkennt, wodurch zugleich die Idee Ausdruck findet, daß Jeder da gestraft wird, wo er gefehlt hat, daß Jeder sein Geschick stumm, ohne zu murren oder den Vollstrecker des Strafgerichtes verurtheilen zu dürfen, erleiden muß. Zur Realität der Handlung gehört auch der Kampf zwischen Künstler und Philisterium, zwischen der keuschen Art des Genies und der Eitelkeit der Gesellschaft, für die der Künstler nichts, der klingende Name Alles ist. Aber diese Realität dient im Grunde nur als Symbol für ein Allgemeineres, Geistigeres: dem Genius steht die Welt lieb- und verständnißlos gegenüber; er mag ihr sein Bestes, sein Herzblut, hingeben, mag sogar zum schwersten Opfer sich entschließen: die Welt bleibt nach wie vor Welt und wendet sich dem fügsamen, gefälligen Talente zu, das immer ein Bastard des Genies und zugleich sein Zögling ist. Ob diese Symbolik dem Publikum in Meiningen und Berlin zum Bewußtsein gekommen ist oder ob nur die kräftige Körperlichkeit der realen Handlung gewirkt hat, weiß ich nicht, wohl aber glaube ich, daß das Ganze mit seiner vom Humor umspielten Tragik erst dann zur vollen Wirkung kommen kann, wenn der Geist dieser Symbolik über der szenischen Realität schwebt.

Eugen Reichel.



Theodor Storm als norddeutscher Dichter. Berlin 1897, Schuster & Loeffler.

Storm ist seit Jahren mein Lieblingsdichter und meine kleine Schrift ist ein Ausfluß meiner Liebe und Verehrung für den husumer Meister. Auf solchen Unterbau eine ästhetische Würdigung zu gründen, mag kühlem Verstande bedenklich erscheinen. Doch sollte nicht vielleicht die Liebe, weil sie am Tiefsten in eine fremde Seele einzudringen vermag, das allerschönste und wahrste Verständniß sein? Ich habe mich bemüht, Storm aus seiner norddeutschen Heimath heraus zu verstehen und zu erklären. Ich schildere, wie er im Verlauf seiner Entwickelung, die ein ununterbrochener Aufstieg zu immer höheren Zielen ist, die Welt der norddeutschen Seele in ihrer ganzen Weite durchwandert. Die Persönlichkeit des Dichters ist mir bei der Arbeit zu einem Typus geworden, der das norddeutsche Empfinden rein und klar wiederspiegelt. Ob und wie weit ich damit über das Ziel hinausgeschossen habe, muß ich fremdem Urtheil anheimstellen. Der Reinertrag meiner Schrift, die dem „norddeutschen Dichter" Detlev von Liliencron gewidmet ist und durch ein Gedicht von ihm eingeleitet wird, ist im Einverständniß mit dem Verlage für den Storm-Denkmal-Fonds bestimmt.

Waren. Paul Remer.



Rußlands Aufschwung.

Die deutsche Industrie macht jetzt eine jener Hausseperioden durch, wie sie in gewissen Zwischenräumen immer wieder bei uns einzutreten pflegen. Anders steht es um den jetzigen Aufschwung in Rußland. Da handelt es sich nicht um die Erneuerung eines gewohnten Verbrauches oder um das Wachsthum einer einzelnen Branche, sondern um die Nothwendigkeit, alle erdenklichen Kulturfortschritte des Westens schnell nachzuholen. Deshalb entfalten die Russen eine fieberhafte Thätigkeit, der, wie ich glaube, zum nicht geringen Theil die Beschäftigung unserer Hütten, Zechen, Walzwerke und Fabriken zu danken ist und die unsere Aufmerksamkeit verdient.

Rußland steht heute wirklich im Zeichen des Verkehres. In Folge der beträchtlichen Tariferleichterungen für die Beförderung der Personen und Güter ist ein großer Theil des Kaufmannsstandes dort beweglicher geworden. So ist besonders der Brauch, an der Quelle zu kaufen, zu einer ungeahnten Verbreitung gelangt; für zahlreiche Bedarfsartikel stellt sich die Nothwendigkeit von Fabriken heraus und eine neue Industrie zieht die andere nach sich. Ein Beispiel aus dem Eisenbahnwesen: in Rußland entstehen jetzt zahlreiche Waggonfabriken, bei denen nicht die sonst so beliebten Belgier, sondern Inländer die Hauptrolle spielen. Die großen Maschinen würde man einstweilen noch sehr gern in Deutschland bestellen, aber die Thatsache, daß bei uns neue Aufträge nur noch auf lange Fristen angenommen werden, hat die Ungeduld der Russen schon jetzt zu neuen Gründungen eigener Etablissements gedrängt. Dabei werden, trotz dem hohen Vertrauen zur deutschen Maschinenbaukunst, doch fast nirgends deutsche Beamte angestellt. Der Bedarf an Maschinen wächst ungeheuer, weil alle großen Städte des Zarenreiches sich erst jetzt zu modernisiren anfangen; Wasserleitungen, Kanalisation, moderne Beleuchtungarten, Markthallen u. s. w.: alle Errungenschaften der Hygiene und des Komforts müssen dort erst eingeführt werden. Zu diesen Zwecken erlaubt der Staat — was früher nicht geschah — die Aufnahme von Anleihen; denn die Minister des Innern und der Finanzen haben den Städten gerathen, keine Konzessionen zu vergeben, sondern nur in eigener Regie zu bauen. Und ein Rath der Regirung ist für den Russen Befehl. Ob schließlich die völlige Durchführung dieses Unternehmerprinzips überall gelingen wird, ist freilich eine zweite Frage; im „gottlosen Westen“ hat die Erfahrung bekanntlich gezeigt, daß es unter Umständen praktischer ist, sich zunächst mit einem beträchtlichen Gewinnantheil zu begnügen, statt auch das Risiko mitzutragen. Natürlich hat sich schon bei dieser Gelegenheit die einheimische Industrie nicht ganz auf der wünschenswerthen Höhe gezeigt; schon bei der kiewer Wasserleitung mußte man, trotz dem sonst vorzüglichen russischen Eisenguß, doch gewisse Röhren aus Amerika beziehen. Cementfabriken werden jetzt vielfach, meist mit russischem Gelde, errichtet; mit dem Fabrikat ist man recht zufrieden und so kann die allgemeine Baulust ungestört walten.

Die Eisen- und Stahlwerke werden stets an Kohlenstationen errichtet, wobei natürlich auch auf die billigen Transporte schlesischer oder englischer Kohle gerechnet wird. Eben so achtet man bei den in neuester Zeit sehr zahlreichen Gründungen von Glasfabriken auf die Nähe von Wäldern, wegen des Salpeters und der Asche. Gläser werden jetzt in Rußland für chemische und technische Zwecke und für die ganz neue Weinindustrie in Mengen gebraucht. Die noch sehr jungen, aber schnell

aufblühenden russischen Champagner-Fabriken verarbeiten allerdings ausländische Weine. Früher war die Einfuhr von Champagnerflaschen zollfrei, jetzt wird dieser selbst fabrizirte Artikel geschützt. Auch die sich stetig mehrenden Papierfabriken entstehen in der Nähe von Wäldern, wegen des Holzstoffes besonders im nördlichen Rußland. Hier kommen auch die verbesserten hygienischen Maßregeln in Betracht; die Verpackung in schmutziges Papier wird immer mehr eingeschränkt. Die vielen Tapetenfabriken bringen in die meisten russischen Häuser einen bisher gar nicht gekannten Luxus, der auch zu einer lebhaften Nachfrage nach Telephonen geführt hat. Deutschland hat auf diesem Gebiet bisher wenig geliefert, da die dynastischen Beziehungen das dänische Telephon sehr in Mode gebracht haben.

Ueberall entstehen jetzt auch neue Jutefabriken, die zwar meist mit englischem Gelde gebaut, aber nur mit einheimischen Kräften betrieben werden. Hier ist das Bedürfniß besonders dringend geworden, da für die erweiterten Transporte von Zucker, Kleesaaten, Mehl nicht genug Säcke aufgetrieben werden können. An dieser Stelle kann auch die großartige Entwickelung der russischen Mehlindustrie betont werden; während früher fast jedes Dorf seine Windmühle hatte, sind jetzt an einzelnen Punkten bedeutende Walzmühlen errichtet worden und da sind für die Beförderung der Mühlenprodukte natürlich Säcke nöthig.

Auf den Export von Getreide legt die Regirung selbstverständlich noch immer einen beträchtlichen Werth. Doch soll man auch in Petersburg erkannt haben, daß der Weltmarkt bei der heutigen Kultur des russischen Bauernweizens nur schwer zu behaupten sein dürfte. In der That strebt der neuorganisirte Landwirthschaftrath, in dem neben tüchtigen Kräften auch verbrauchte Adelsmarschälle paradiren, dahin, den deutschen und englischen Wünschen nach einem im Gewicht volleren Weizen entgegenzukommen. In Rußland ist noch nicht einmal der Dung allgemein eingeführt; der kleine Bauer braucht Geld und verkauft zeitig. Dabei sind die Bauerngüter unverkäuflich und untheilbar, was der staatlichen Agrarbank, bei der die Landleute Geld aufzunehmen pflegen, im Falle der Nichtzahlung theuer zu stehen kommt. Roggen wird jetzt besonders für die Fabrikbevölkerung, also sehr billig, eingekauft. Die Ernte wird amtlich als stellenweise ungenügend angegeben; von anderer Seite hört man, daß sehr ernste Befürchtungen vor einem Mißwachs bestehen. Darunter würde natürlich das Budget wieder stark zu leiden haben, wenn auch die Haupteinnahmeposten aus der Zuckerindustrie stammen: 50 Millionen Rubel jährlich, die von etwa 320 Fabriken aufgebracht werden. Angeblich sollen diese Fabriken „die vollkommensten der Welt" sein, weil sie als die jüngsten die rationellsten Einrichtungen hätten. Die Verhältnisse der russischen Zuckerfabrikation sind so interessant, daß die Deutschen in ihrer Uneinigkeit da viel lernen könnten. In jeder Saison, also zweimal im Jahr, bestimmt der Minister das Kontingent und den Preis. Auf Einschränkung der Produktion wird so streng gehalten, daß, abgesehen von einem Reservebestand von fünf Prozent, der Ueberschuß des Inlandsverbrauches nach dem Auslande abgeschoben werden muß, wozu die Fabriken im Grunde keine Lust haben. Persien, das früher die Engländer versorgten, gilt für den russischen Zucker jetzt als sehr aussichtreich.

Die Naphta-Gruben im Kaukasus werden noch sehr primitiv betrieben. Doch schreitet die Aufsaugung durch die großen Etablissements so rasch fort, daß die kleineren Zwischenhändler zu verschwinden anfangen. Das Ausladen besorgen

meist französische Firmen; deutsches Kapital ist bei Naphta wenig interessirt, scheint aber bei dem jetzt eifrig betriebenen Suchen nach Quecksilber betheiligt zu sein.

Mit allem Nachdruck wird die Seidenspinnerei begünstigt, die sich im Kaukasus und bei Moskau entwickelt. Der Einfuhrzoll ist so hoch, daß die Russen versichern, keine ausländische Seide mehr zu haben; nur leichte Foulards sollen noch eingeführt werden. Wo Herr Witte kann, protegirt er diese Industrie durch Gründung von Vereinen, regelmäßige Lehrvorträge und ähnliche Mittel. Die Pracht der russischen Kirchen kommt besonders der Herstellung von Sammetbrokaten zu Statten. Diesmal waren auch die russischen Krönungsgewänder zum ersten Male im eigenen Lande gewirkt. Immer weiter dehnt sich auch die einheimische Leinenindustrie, die ja schon längst einen bedeutenden Ruf besitzt. Webereien und Spinnereien vergrößern sich beständig und daneben auch die entsprechenden Färbereien; man arbeitet da für den Geschmack von China, Buchara und Afghanistan. Die alten Großkaufleute der Baumwollenbranche haben große Vermögen gesammelt und schreiten jetzt vielfach zu den in Rußland recht beliebten Familiengründungen.

Der Fischhandel benutzt den russischen Fischreichthum zur Herstellung von Konserven, wie man sie bisher aus Schweden bezog. Dagegen wurde mir auf meine Frage nach Fleischkonserven keine günstige Antwort ertheilt: da die Armee sie nicht gebrauche, so entstehe keine Fabrikation und es werde Alles aus Amerika bezogen. Die chemische Industrie ist noch immer in den Kinderschuhen, trotzdem Rußland schon lange berühmte Chemiker hat. Bisher haben namentlich die höchster Fabriken dort in aller Stille Niederlassungen zu kommanditiren gesucht. Neuerdings hat auch das Domänenministerium Chemiker in seinen Dienst genommen.

Für eine Ausbreitung der Schiffahrt soll das Bedürfniß zwar sehr stark sein, aber die organisatorischen Talente fehlen. Die alten Gesellschaften, die in allen Fluß- und Seestädten die guten Anlageplätze innehaben, herrschen tyrannisch auf diesem Gebiet. So ist z. B. in Odessa kein weiterer Platz für Naphta-Schiffe. In Deutschland wird für den Schiffsbau nichts bestellt, sondern lieber bei den theureren Engländern, die, wie man mir sagt, besser verstehen, der schlechten Behandlung der Schiffe durch die Russen Rechnung zu tragen. Die Tabakindustrie kommt, trotz der russischen Cigarette, nicht wesentlich in Betracht.

Die zahlreichen Gründungen sind gewöhnlich nur dann made in Russia, wenn sie nicht zu groß sind. Der reiche Russe sichert sich gern einen Einfluß in der Verwaltung und bei der Stimmenmehrheit, denn er hat von vorn herein ein Mißtrauen gegen jede Art von Verwaltung und traut deshalb nur den eigenen Augen.

Herr Witte, der große Zauberer, der dies Alles, da es die Zeit forderte, schaffen half, ist mächtiger denn je: ganz im Stillen hat er über alle seine Gegner gesiegt und mit fast jeder Initiative, die scheinbar vom Ministerium des Innern, der Verkehrswege, der Landwirthschaft, sogar der Volksaufklärung ausgeht, wird von den Eingeweihten seine Name in Verbindung gebracht. Auch darin sieht man einen Beweis seiner Macht, daß er seinen Bruder zum Kurator von Warschau ernennen lassen konnte. Augenblicklich soll besonders das neue Branntweinmonopol ihn beschäftigen, das, so gut auch seine moralischen Folgen sind, wirthschaftlich doch natürlich zweischneidig wirkt: viele Existenzen sind vernichtet, der Kampf mit dem unterdrückten Privatinteresse ist heftig und der Staat hat in die zahllosen neuen Depots, Destillationen u. s. w. viel schwer zu entbehrendes Geld gesteckt.

Pluto.



Die neuen Männer.

Vor drei Jahren, als die Herren Caprivi, Schelling, Heyden-Cadow und Goering dem trüben Blick entschwanden und die Namen Hohenlohe, Köller und Hammerstein-Loxten auftauchten, las man in den Zeitungen der Vollen und Ganzen furchtbare Mären: die finsterste Reaktion, so hieß es, ziehe herauf, das Wahlrecht und das Palladium der Verfassung seien von den schwersten Gefahren bedroht und es sei höchste, allerhöchste Zeit, das Bürgerthum, das in Stadt und Land unentwegt liberale, mit forckenbeckischem Mannesmuth auf die Schanzen zu rufen. Damals wurde hier gesagt: „Für eine ernsthafte Betrachtung fallen alle diese schönen und gruseligen Geschichten nicht ins Gewicht. Durch die Ministerien und Reichsämter weht seit einiger Zeit ein seltsamer Wind, der die bewährtesten Charaktere sehr rasch verändert und die sichersten Hoffnungen vernichtet. Wer hätte geahnt, daß ein preußischer General in einer Lebensfrage der Armee plötzlich seine Ueberzeugung wechseln und sich durch seine sozusagen politische Thätigkeit schließlich bei der Sozialdemokratie Ruhm erwerben würde? Herr Marschall von Bieberstein hat früher mit seinem Freunde Buol in Süddeutschland für die Schutzzollpolitik eifrig Propaganda gemacht und ist im Amt dann der Dalailama aller Freihändler geworden. Herr von Heyden-Cadow war ein ostelbischer Agrarier, wie er im Buche steht, bis er Minister wurde und mans anders las. Und Herr von Boetticher hat alle erdenklichen Kurse mit der gleichen jovialen Frühstücksberedsamkeit vertheidigt. Die Holzpapierprophezeiungen über neue Männer haben sich niemals bestätigt; es kommt immer anders, — und wir müssen geduldig abwarten, wie es diesmal kommt." Und als um die selbe Zeit berichtet wurde, Fürst Bismarck werde auf die Reichsgeschäfte nun wieder Einfluß gewinnen, der dritte Kanzler werde ihn besuchen und sei entschlossen, den Rath des Fortgeschickten „nicht unverwerthet zu lassen", da wurde hier geantwortet: „Fürst Bismarck ist nicht im Amt, also ist er für kein künftiges Geschehen und Unterlassen verantwortlich und der Wunsch, um jeden Preis wieder die Hand im unkontrolirbaren Spiele zu haben, wird ihn schwerlich verlocken. Hoffentlich regirt Fürst Hohenlohe so gut, daß auch Bismarck seine Freude daran hat; der Versuch aber, den Schöpfer des Reiches mit der geheimen Prokura für die noch unerprobte Firma Hohenlohe zu bebürden, spricht nicht gerade für die hohe Erleuchtung der dem Kurse dienstbaren Intelligenzen, den vorsichtige Leute weislich den neueren nennen, weil man sich heutzutage immer noch einen Superlativ aufsparen muß." Jetzt, da ein noch neuerer Kurs gesteuert werden soll, sind wir wieder gerade so weit wie damals; nur soll, nach der Verkündung der Unentwegten, die heraufziehende Reaktion noch pechschwärzer, das Verhältniß Bismarcks zu den eben geworbenen Handlangern noch viel inniger, sein Einfluß auf die Geschäftsführung noch viel beträchtlicher sein als im Herbst des Jahres 1894. Welche Verheerungen solches läppische Geschwätz allgemach in den Hirnen anrichtet, konnte man merken, als nach dem Sturz der geliebtesten Staatssekretäre in der Kölnischen Zeitung die blödsinnigen Sätze zu lesen waren: „Wenn jetzt beiden Staatsmännern gleichzeitig der Stuhl vor die Thür gesetzt wird, so können wir darin nur die schon wiederholt befolgte Politik erkennen, tüchtige, hochbegabte Männer, die sich hoch verdient gemacht haben, abzuschieben, weil sie sich kleinen, aber einflußreichen Kreisen verhaßt gemacht haben. . . . Unsere modernen Herodiasse sind in der That mit den Fortschritten unseres Verkehrszeitalters Schritt

für Schritt vorwärts gegangen. In alten Zeiten glaubte Herodias eine That gethan zu haben, als sie das Haupt des Johannes ihrem Herrn und Gebieter auf der silbernen Schüssel entgegenbrachte. Die moderne Herodias tanzt heute mit den Köpfen der Herren von Marschall und Boetticher ihren Siegestanz und mit sorgsamem Blicke läßt sie nicht den Kopf des Fürsten Hohenlohe aus den Augen, damit er ihr nicht entwische." Dieses Fiebergefasel ist kaum noch durch die Angst der Herren von Huhn und Fischer vor einem Verdorren der Nachrichtenquelle und durch die Wehmuth über das jähe Ende der intimen Konferenzen zu erklären, die einst im prangenden Garten der Wilhelmstraße zum Wohle des armen Reiches stattfanden; es läßt auf eine reizbare Schwäche schließen, die dringend psychiatrische Pflege verlangt. Aber auch verständigere und weniger persönlich interessirte Leute glauben leider noch immer, im lieben Vaterlande habe sich Wesentliches verändert, weil in und bei Kiel ein paar neue Staatssekretäre ernannt worden sind. Ach nein: selbst wenn den Vielgeliebten noch ein paar preußische Minister folgten — den Herren von Hammerstein, Schoenstedt und Brefeld, der in den Erörterungen über das Börsengesetz eine so merkwürdige Rolle spielt, brauchten wir keine salzige Thräne nachzuweinen —, bliebe einstweilen doch Alles beim Alten. Wirklich reaktionäre Maßregeln, wie die Umsturzvorlage und das noch thörichtere Vereinsgesetz, haben wir schaudernd ja schon unter den Größen erlebt, deren Scheiden jetzt von der Demokratie so laut bejammert wird, und die Reaktion, die nur in der Bekämpfung der Jobberauswüchse besteht, kann der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes nicht schrecklich erscheinen. Wir sind in der schweren Krisis, die in den ersten Monaten des Jahres 1890 — vielleicht auch schon anderthalb Jahre früher — begann und ihr Ende, wie es leider scheint, noch lange nicht erreicht hat, nur um eine kurze Etappe weitergekommen. Wie weit? Das kann vorläufig noch Niemand genau unterscheiden und das getroste Vertrauen auf die neuen Männer ist deshalb eben so albern wie das winselnde Klagegeheul, das den Geschiedenen folgt.

* * *

Der Versuch, den neuen Herren einen Augenblick ins Antlitz zu leuchten, ist dennoch nicht uninteressant. Von einer neuen Regirung wird man erst sprechen können, wenn der vierte Kanzler ernannt worden ist. Nun war es zwar auffällig, daß Fürst Hohenlohe und Herr von Bülow, bevor sie von Kiel nach Friedrichsruh fuhren, dem Grafen Waldersee, wie hier schon erzählt wurde, in Altona einen Besuch abstatteten; aber damit ist doch lange noch nicht bewiesen, daß der Generaloberst, der im Prozeß Tausch vernichtet werden sollte, bald in die Wilhelmstraße einziehen wird. Sicher scheint nur, daß der müde Onkel Chlodwig, dem Niemand ans Kanzlerleben will, nicht lange mehr auf seinem Posten bleiben wird; vielleicht hilft die stachelige Reform des Militärstrafprozesses ihm zu einem guten Abgang. Noch aber ist er Kanzler des Reiches, ist für die Wahl der Staatssekretäre verantwortlich und würde, wenn er die Herren von Marschall und Boetticher für gar so unentbehrlich hielte, sich ihrer Entlassung sicher widersetzt haben; wer diese Entlassung für unheilvoll hält, mag deshalb seinen Zorn gegen den Kanzler kehren. Nüchterne Beobachter werden finden, daß nur der Rücktritt des Herrn Boediker einen schwer zu ersetzenden Verlust bedeutet; und das Scheiden dieses für sein Amt außerordentlich begabten, mit Kenntnissen, Erfahrung und sozialer Einsicht wie kein Anderer ausgestatteten Mannes haben wir dem letzten Streich des Herrn von Boetticher zu verdanken. Sonst darf man mit dem Personenwechsel recht zufrieden sein, — immer

unter der Einschränkung, daß man heutzutage nie wissen kann, wie neue Männer sich in neuen Aemtern mählich entwickeln werden. Herrn Hollmann wird man vermissen; er ist ein gerader, aufrichtiger Mann, war im Reichstag bei allen Parteien beliebt und hätte die beiden Schmerzenskreuzer wahrscheinlich durchgesetzt, wenn einzelne verstimmende Aeußerungen des Kaisers und die Indiskretionen des Herrn von Stumm ihm nicht die Sache erschwert hätten. Aber auch Herr Tirpitz, sein Nachfolger, wird als ein fähiger, sogar ungemein begabter und sympathischer Mann gerühmt und kann, wenn er sich von seiner schweren Krankheit erholt, vielleicht bessere Erfolge als sein Vorgänger haben, dessen ernster Eifer so übel belohnt worden ist. Herrn Bernhard von Bülow, dessen Ruhm in den Zeitungen lauter verkündet wird, als dem Gerühmten lieb sein kann, braucht man nicht zu überschätzen, um zu erkennen, wie unendlich er schon nach seiner Vergangenheit Herrn von Marschall überlegen sein muß. Er ist in der besten Diplomatenschule erzogen worden, hat vieler Menschen Länder und Städte gesehen und eine weltmännische Bildung erworben, von der bei dem früheren mannheimer Staatsanwalt keine Spur zu entdecken war; Leute, die den künftigen Staatssekretär aus Rom kennen, behaupten, daß er sich auch im Charakter beträchtlich von seinem Vorgänger unterscheide, — und jedenfalls ist er an den Verkehr mit Monarchen und Diplomaten gewöhnt und wird nicht durch die gröbsten Sprachfehler in fremden Ländern bedauerliche Heiterkeit erregen. Ueber den Grafen von Posadowsky-Wehner, der Herrn von Boetticher beerbt hat, braucht nur wiederholt zu werden, was vor vier Jahren, als er ins Reichsschatzamt berufen und von der liberalen Presse als eine hohle Null bezeichnet wurde, hier zu lesen war: „Unbefangene Beobachter rühmen seinen Fleiß, verzeichnen seinen Ehrgeiz, auch wohl seinen Adelsstolz, sie glauben an sein Talent und sehen in ihm einen Utilitarier, der, weil er schmiegsam und klug ist und doch viel mehr Persönlichkeit hat als etwa die farblosen und indifferenten Herren Bosse und Thielen, bei den jetzigen Zeitläuften es noch weit bringen kann. Er soll zu den behenden Männern gehören, die jeder Lage gewachsen, in alle Sättel gerecht und nebenbei befähigt genug sind, um in blendender und doch geschmackvoller Verpackung anderer Leute Gedanken zu Markte zu bringen." Seitdem hat Graf Posadowsky ansehnliche Fortschritte gemacht; beim Tabak haperte es noch ein Bischen, beim Zucker gings schon viel besser und allmählich entstand das Bild eines Mannes, der mehr ist als nur behend und geschickt. Er nimmt die Dinge ernster als Herr von Boetticher, ist nicht der Allerweltfreund und spaßende Mächler und wird die Routine, die er im Bundesrath und im Reichstag braucht, wohl auch für sein neues Amt bald erlernen. Der ruhige Bürger hat nicht den mindesten Grund, die Ernennung dieses fürchterlichen „Junkers", der seine Tochter das Lehrerinexamen machen ließ, mit Mißtrauen und Furcht zu betrachten. Schlimmer steht es nun freilich um den General von Podbielski, der sich, ohne mit den Wimpern zu zucken, auf den von Stephan leer gelassenen Stuhl gesetzt hat. Zwar sind die Postbeamten froh, daß ihnen der verhaßte Herr Fischer als Staatssekretär erspart worden ist; aber ein heiterer Herr, der sich bisher vorwiegend mit Sport und mit der Veranstaltung von unnützlichen Ausstellungen beschäftigt hat und selbst im engen Kreise seiner Parteigenossen nicht allzu ernst genommen wurde, nimmt sich an der Spitze der Reichspost doch recht wunderlich aus. Er soll den Postassistenten und Briefträgern die sozialdemokratische Gesinnung austreiben und man munkelt schon, auch Herr Thielen werde nächstens von einem strammen General abgelöst

werden, damit in die größten Verkehrsanstalten des Reiches militärische Zucht einziehe. So lockt das leidige rothe Umsturzgespenst, dem jede greifbare Körperlichkeit fehlt, mehr und mehr in die Irre: Sachkenntniß und Erfahrung werden gering geschätzt, Schneidigkeit ist Trumpf und das Gefühl geht völlig verloren, wie kränkend es für tüchtige Beamte sein muß, wenn ein Bönhase ihnen als höchster Chef vorgesetzt wird. Als ein Troupier Reichskanzler, ein verbrauchter Staatsanwalt Leiter des Auswärtigen Amtes wurde, wollte die süße Presse von solchen Erwägungen nichts hören und die paar Frechen, die den neuen Steuerleuten ihre Vergangenheit vorhielten, wurden zum Auswurf der Menschheit gezählt. Jetzt erklingt eine andere Weise, weil ein munterer Husar zum General der Marken ernannt worden ist und diese Ernennung beweisen soll, daß auf der ganzen Linie das böse, gemeingefährliche Junkerthum triumphirt ... Triumphirt es wirklich? Herr Tirpitz ist bürgerlich geboren und bis heute noch nicht geadelt; Herr von Bülow ist kein Agrarier; Graf Posadowsky besitzt weder Ar noch Halm und Herr von Podbielski hat sich nicht einmal als ein wetterfestes Mitglied des Bundes der Landwirthe bewährt. Man muß, wenn man staunend jetzt dem Geheul lauscht, unwillkürlich der Worte denken, die Bismarck sprach, als Waldeck 1864 den Kampf gegen das Junkerthum die wichtigste Aufgabe der Monarchie genannt hatte: „Was verstehen Sie eigentlich unter Junkerthum? Ich will den Begriff nicht erschöpfen, aber ich glaube, unzertrennbar davon ist die Idee von der Ueberhebung in Ansprüchen auf Einfluß und Herrschaft, die gesetzlich nicht begründet sind, oder der Mißbrauch von Privilegien, die Einem gesetzlich zukommen; in diesem Sinne giebt es aber auch ein parlamentarisches Junkerthum — die Kasten sind wandelbar, sie gehen unter und es bilden sich neue —, und wenn ein solches parlamentarisches Junkerthum, wie ich behaupte, sich gebildet hat, so sehe ich auch dessen Bekämpfung als eine der wesentlichsten Pflichten der preußischen Krone an." Es ist möglich, daß gegen das Junkerthum, das Bismarck meinte, im nächsten Winter der Kampf entbrennt und daß in diesem Kampf Herr von Miquel, der ja schließlich auch kein Junker ist, die Führung übernimmt. Sein Stern soll, wie man behauptet, noch gestiegen sein und diesem Hexenmeister, der, trotz Colbert, sogar bei einer spottschlechten Politik für gute Finanzen zu sorgen vermocht hat, ist kein Hinderniß unüberwindlich. Er hat eben erst eine Probe seiner unübertroffenen Geschicklichkeit abgelegt: er hat sich sacht der lästigen Nachfolge des Herrn von Boetticher, die ihm zugedacht war, entzogen und ist dennoch im hellsten Licht der Gnadensonne geblieben. Das ist, da der Kaiser durchaus nicht gern sieht, daß ein Handlanger sich seinen Wünschen versagt, vor ihm noch Keinem gelungen und der Kluge mag heimlich kichern, wenn er liest, er habe eine Niederlage erlitten. Wir wollen hoffen, daß er nicht gar zu stolz wird und nie vergißt, daß selbst Colberts Meisterschaft an den Prachtbedürfnissen Ludwigs des Vierzehnten erlahmte, dessen Unersättlichkeit auch das erste moderne Finanzgenie nicht stillen konnte. ... Man sieht: wenn man die Front der neuen Männer aufmerksam abschreitet, zerflattern die schlimmen Gerüchte wie Spuk beim Grauen des Tages. Die Herren, die der Kaiser nach der Audienz neulich auf seiner Salonpinasse durch den Hafen steuerte und die trotz scharfer Brise nicht seekrank wurden, dürfen sich neben ihren Vorgängern immerhin sehen lassen und werden hoffentlich zeigen, daß sie auch selbst steuern können.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 17. Juli 1897.

Der Weiße Mann.

Um die Märchengestalt einer Herzogin von Meran, der Wittwe des Grafen Otto von Orlamünde, hat die preußische Dynastenlegende dunkle Kränze gewunden. Diese sagenhafte Frau Agnes, die mit der wirklichen Gattin des Orlamünders nicht einmal den Taufnamen gemein hat, soll nach dem Tode ihres lieben Eheherrn mit Albrecht dem Schönen, dem Burggrafen von Nürnberg, in Buhlschaft gelebt, ihre beiden Kinder gemordet und im Gefängniß schmählich ihr schlimmes Leben beschlossen haben. Seitdem, so raunt im Zwielicht die greise Magd den mit runden Augen angstvoll horchenden Kindern ins Ohr, soll die Arge, so oft ein für das Hohenzollernhaus wichtiges Ereigniß im Werden war, im weißen Gespensterkleide durch die Säle gehuscht sein, zuerst auf der Felsenfeste Plassenburg, dem Sitz der zollernschen Markgrafen von Kulmbach und Burggrafen von Nürnberg, und später im Preußenschloß an der Spree. Alte, im Sinn der Volkheit schlummernde Erinnerungen an Wodans Gemahlin Berchta, die Strahlende, Schreckende, die in Germanensagen oft als Ahnmutter ruhmreicher Geschlechter erscheint, mögen an der frommen Legende mitgewirkt haben, die noch Glauben fand, als die Plassenburg längst schon zum Männerzuchthaus erniedert und von den sieghaften Zollernsprossen der Thron der Deutschen Kaiser erstiegen war. Daß die Meranerin Beatrix hieß und nicht die Geliebte, sondern die Großtante Albrechts des Schönen war, kümmerte die Gläubigen nicht: sie hielten sich an die Sage, an die schöne Gespenstergeschichte von der spukenden Weißen Frau, und wollten von der minder romantischen Wirklichkeit nichts wissen. Denn die Masse, auch die aus dem Dunstkreis

des beglückenden Kirchenglaubens geschiedene, braucht die Legende, sie mag die vibrations inaperçues, mais toujours présentes nicht entbehren, von denen selbst der französische Sozialistenführer Jaurès mit bebender Andacht spricht, und will Vernunft und Wissenschaft lieber verachten, als von dem Wahn und den Wonnen scheiden, die der Glaube an Spuk und Gespenster gewährt. Sie klammert sich beinahe zärtlich an das Bischen Metaphysik, das sich unter den Spinnengeweben der Kinderstuben und Korridore noch erhalten hat, und merkt gar nicht, wie seltsam diese verspätete Neigung dem stolzen Bewußtsein der Entgottung widerspricht, in dem sie am hellen Tage sich zu sonnen pflegt. Sie drückte deshalb auch die Augen zu und verstopfte sich die Ohren, wenn von der derb irdischen Tante Beatrix gesprochen wurde, und glaubte unbeirrt, in erschauernder Brunst, an die Weiße Frau, die, so oft Wichtiges werden will, auf leisen Sohlen durch das Zollernschloß schreitet.

Mählich altern dem Sinn aber selbst die Gespenster; man gewöhnt sich nach und nach an die Vorstellung ihres heimlichen, unheimlichen Wirkens und die Gewöhnung schwächt den grausigen Reiz. Die alte Dame von der Plassenburg war wirklich zu sehr vieux jeu geworden, ihr spukhaftes Wesen schreckte kaum noch im dunklen Zimmer die bangen Kleinen, und da der einst hohe Ruf der geschlitzten Diplomatie ja auch schon lange gesunken ist, ersannen die Erwachsenen, die ohne Spuk nun einmal nicht leben können, sich ein neues, diesmal ein männliches Gespenst: einen Weißen Mann. Der hat nicht weniger schwere Verbrechen begangen als die Märchen-Agnes, hat gefrevelt, getäuscht und gemordet wie sie und kann wie sie deshalb nicht zur Ruhe kommen. Er sitzt in seinem finsteren Walde, sinnt rachsüchtig Unheil, besoldet ein wimmelndes Schergenheer, spinnt nach allen Richtungen feine Fäden und bricht, wenn er die Zeit der Rache erfüllt wähnt, drohend, mit wilder Geberde, aus dem dichten Tann. So sieht ihn der Haß, der die Großen gern bis zu den Schatten verfolgt. Der Liebe ist er ein wehmüthiger, mild blickender Mann, ein zimperlicher Riese, der über des Vaterlandes Geschick von früh bis spät salzige Thränen vergießt, in ewig gerührter Beschaulichkeit die schwere Last seiner Tage hinschleppt, mit gutem Rath und besserem Beistand gar zu gern in den Gang der Ereignisse eingriffe und immer bereit ist, auf den ersten Wink des Herrn, hilfreich und von so hoher Glücksgunst selbst beseligt, als Retter herbeizueilen. Beiden, dem Haß und der Liebe, ist er das gewaltige, Alles überragende Gespenst, dessen Erscheinen und Schwinden den für das deutsche Land wichtigsten Vorgang bedeutet und dessen Lebensregung der Kluge nie aus dem Auge verlieren darf: ruht es, dann stockt

auch der Zeiger der Schicksalsuhr auf seinem Stundenwege; schlürft es aus der düsteren Waldestiefe hervor, dann kündet ein neues Wollen und Werden sich an. Nichts kann bei uns mehr geschehen, kein noch so winziger Wechsel im Reich sich vorbereiten und endlich vollziehen, ohne daß alle Blicke sich, hoffend oder hassend, wie hypnotisirt auf den Weißen Mann richten und Aller Lippen die Frage entfleucht: Kehrt er zurück und sollen wir wirklich erleben, daß er mit schwerem, dröhnendem Tritt noch einmal, wie sonst so oft, im Zollernschloß durch die Säle schreitet? ... Seit ein paar Wochen haben wir die Frage besonders häufig gehört und die Knabenthorheit, die sie in der Heimath keck zu bejahen wagte, hat im Auslande ein lautes Echo geweckt. Man hat bei uns so lange von einem glänzenden, verhängnißvollen Siege des großen Gespenstes gefabelt, bis selbst in sauberen französischen Blättern die Schreckenskunde von diesem Sieg widerklang, die Angst aus dem Schlummer pochte und ein Schwätzer für den Figaro über den Gefürchteten einen Artikel schrieb, der, unter dem Titel Un revenant, Alles zusammentrug, was unsere Presse vorher an unsinnigen Märchen geleistet hatte.

Ach, — der Gewaltige, Schreckliche, von Haß und Liebe gleich unklug Verkannte kehrt nicht zurück, nicht in greifbarer Körperlichkeit und nicht als berathender Geist, der bei nächtlicher Weile wie ein Heinzelmännchen durch die Häuser huscht und für Andere, minder Behende, die Arbeit thut. In dem engen Rahmen, der heute die politische Entwickelung des deutschen Volkes begrenzt, ist für den Großen, er weiß es besser als irgend ein Anderer, kein Raum. Die Kleinen können ganz ruhig sein und brauchen sich in ihren kleinen Geschäften durch die Gespensterfurcht nicht stören, durch die Hoffnung auf gespenstische Wunder nicht lähmen zu lassen. Der Abschnitt unserer Geschichte, der von dem Empfinden und Wollen des Weißen Mannes das Wesentliche empfing, ist für immer beendet; und wer den Entschwundenen jetzt, da aus seiner Schöpfung die wichtigsten Wurzeln gejätet, die stärksten Stämme gefällt worden sind, zurückrufen wollte, würde erblassend das grausame Schicksalswort der Volkssage vernehmen müssen: Zu spät!

... Eine rührende Geschichte ward uns eben erzählt, eine Geschichte für die der Eierfibel entwachsene Jugend, für die bleichsüchtigen Leserinnen des Töchteralbums. Es war einmal, so lautet nach alter Weise die Mär, ein Mann, der trug stets das weiße Koller der Kürassiere, die hohen Reiterstiefel auch und den schweren Pallasch, und seine breite Brust war mit manchem Orden bedeckt, denn er hatte sich um sein Vaterland früher recht ansehnliche Verdienste erworben. Da er nun aber alt geworden war und heimgeschickt wurde,

auf daß er nach langem Mühen der Ruhe pflege, konnte er sich in den neuen Zustand der Dinge durchaus nicht finden; er saß in verbissenem Groll auf dem Altentheil, sann Gift und spie täglich Galle, konnte die Wuthregung darüber nicht unterdrücken, daß die Macht ihm, dem früher Allmächtigen, genommen war und Anderen herrliche Erfolge reiften, und zähmte höchstens den Zorn, weil er immer noch hoffte, dem geliebten Sohn, der seufzend mit ihm in die Verbannung gegangen war, eines schönen Tages eine fette Pfründe verschaffen zu können. Alles wurde versucht, um ihn zu versöhnen: er wurde zu Hofe geladen und mit Herrscherehren empfangen, er konnte die Greisenglieder in einen neuen Mantel hüllen, die Brust mit vergoldetem Stahl umpanzern und mit der starken Rechten den güldenen Korb eines Prachtpallasches umklammern. Aber den Eigensinnigen erweichten selbst so hohe Gunstbezeugungen nicht; er blieb hart, halsstarrig und verstockt und wartete nur auf die Zeit, wo er zurückgerufen werden und als Retter triumphirend in sein altes Besitzthum einziehen würde. Diese Zeit vorzubereiten, blieb sein einziges Bemühen; und als in dem großen Lande, dessen Geschäfte er so lange erfolgreich betreut hatte, Schwierigkeiten entstanden, sah er in heller Freude seine Saat aufgehen. Zwei Boten kamen, ein alter und ein junger, beriethen im verschwiegenen Waldhause lange mit ihm und schieden von einem völlig Versöhnten. Zwar würde er nicht mehr, wie er gehofft hatte, ins Amt zurückkehren — dazu war er doch schon zu alt —, aber er würde fortan der höchste Berather sein, nach seinem Willen wieder die Geschicke des Reiches bestimmen und für seine zween Söhne hübsche, behagliche Posten erhalten. Mehr konnte er wirklich nicht verlangen. Und so war mit einem Schlage Alles gut; und wenn die Helden dieser Geschichte nicht inzwischen gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Sie leben noch heute; und die Geschichte, die uns in dieser Fassung so kindisch klingt, soll sich, so wird mit ernster Miene behauptet, um die Sommersonnenwende in Friedrichsruh abgespielt haben. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der Kanzler, und Herr Bernhard von Bülow, sein Sekretär, sind aus Kiel in den Sachsenwald gekommen, haben dem einsam Grollenden die Reverenz erwiesen und ihm die folgenden Vorschläge gemacht: er selbst wird unverantwortlicher Rathgeber und geheimer Oberkanzler, vielleicht sogar mit entsprechend erhöhter Pension; sein ältester Sohn wird zunächst Botschafter und kann, wenn er ferner fein artig und folgsam bleibt und Herr von Holstein gute Berichte über ihn liefert, später am Ende noch höhere Stufen erklimmen; und der zweite Sohn wird, damit er dem Vater näher sei, von Königsberg schnell nach Hannover oder nach Schleswig versetzt. Diese

vortheilhaften Vorschläge habe Bismarck schmunzelnd angenommen; und nun sei endlich Alles wieder in schönster Ordnung, jubeln die Einen, nun breche über das arme Deutschland das schlimmste Verhängniß herein, jammern die Anderen ... Die politische Auffassung, die in dem Jubel und in dem Jammer zum Ausdruck kommt, ist wahrhaft betrübend, weil sie zeigt, wie wenig das Wesen des Mannes verstanden wird, der auch ohne äußere Macht noch im Vordergrund aller Erwägungen steht. Ob in Friedrichsruh wirklich Berathungen nach der Art eines creditors meeting stattgefunden haben, wie man es nach Bankbrüchen zu veranstalten pflegt, mag zweifelhaft sein; wahrscheinlich haben die beiden Minister nur eine angenehme Pflicht der Höflichkeit erfüllt, als sie den greisen Fürsten besuchten, unter dessen Leitung sie früher gearbeitet haben, und man wird annehmen dürfen, daß die Gäste so wenig wie der Wirth geneigt waren, das Gespräch muthwillig auf heikle Tagesfragen zu bringen. Auch darüber sind nur Vermuthungen erlaubt, ob an irgend einer Stelle jetzt der Wunsch besteht, den ersten Kanzler als geheimen Berather zu miethen, ihm also das Amt eines Chefs der Kamarilla zu übertragen. Ganz sicher ist nur, über jede zweifelnde Regung sicher, daß Fürst Bismarck sich solchen Anträgen mit der größten Entschiedenheit versagen und sie auch dann noch unzweideutig ablehnen würde, wenn die mystische Macht der öffentlichen Meinung sie unterstützte. Er hat nicht das allergeringste Bedürfniß, sich unter den unveränderlich obwaltenden Umständen in den Gang der Geschäfte zu mischen, hat Einflüsse, denen keine Verantwortlichkeit entspricht, sein Leben lang mit dem Aufgebot seiner ganzen Leidenschaft bekämpft und beinahe jedes Interesse an Namen und Art der Regirenden verloren, seit er erkennen mußte, daß es gleichgiltig ist, wer im Sattel sitzt, wenn, wie in der Reitbahn, auf Kommando geritten wird. Nur ein unerfahrener Thor kann wähnen, in der ewig wechselnden Gestaltung des politischen Lebens seien gute Rathschläge, deren Ausführung der Rathende nicht überwachen, nicht nach den Schwankungen der Stunde modifiziren kann, an sich schon von hohem Werth; Bismarck kennt sein Geschäft gut genug, um zu wissen, daß der beste Rath nichts, die beste Ausführung Alles bedeutet und daß dem verantwortlich schaffenden Politiker kein geheimer Einbläser die schwere Kunst ersetzen kann, nichts Unkluges, nichts unklug und nichts im unrichtig gewählten Augenblick zu wollen und zu vollbringen. Wer ihm nun gar zumuthet, sich von der Rücksicht auf das amtliche Wohlergehen seiner Söhne politisch stimmen, zu Lust oder Leid anregen zu lassen, Der mißt den Riesen mit den Maßen der ärmlichsten Epigonenzeit. Die Frage, ob es den Söhnen selbst wirklich an Beförderung fehlt, ob der

Eine sich nach der wärmenden Sonne der Gnade und den ihr unfehlbar folgenden klimatischen Schwankungen sehnt, der Andere eine Versetzung nicht als ein Zeichen zum Abschied betrachten würde, braucht uns nicht zu kümmern; daß der Vater keine Familienpolitik treibt und den Versuch, durch private Gefälligkeiten, mit denen ihm übrigens wohl nicht einmal ein Gefallen geschähe, auf sein politisches Urtheil zu wirken, mit lächelnder Verachtung abwehren würde, sollte nachgerade doch Jeder wissen, der gesehen hat, wie der Einzige, unbekümmert um Gunst oder Ungunst, bei jedem Temperaturwechsel unverändert der Selbe geblieben ist. Im Grunde weiß oder fühlt es auch Jeder; aber die Masse, die gern in Zerrbildern denkt, will sich den Bismarck der Legende nun einmal nicht rauben lassen und starrt, weil zwei höfliche Herren höflich aufgenommen worden sind, hoffend oder zitternd wieder auf den Weißen Mann, in dessen Empfinden nichts sich verändert hat, dessen dröhnenden Tritt sie jedesmal aber zu hören glaubt, wenn ein Neues werden zu wollen scheint.

Will im deutschen Land wirklich wieder ein Neues werden? Die nahende Zeit wird es lehren. Aber wir werden weder dem Alten noch irgend einem Neuen gewachsen sein, wenn wir an Gespensterkämpfe nützliche Kräfte verzetteln und immer noch die Frage umstreiten, ob Bismarck, als offizieller oder offiziöser Berather des Kaisers, leibhaftig oder als Geist, zurückkehren wird. Dem Großen, der still in seiner Loge sitzt und mit trübem Blick dem Trauerspiel folgt, der kein Söldnerheer zum Rachekrieg waffnet, keine feste Verbindung mit Zeitungschreibern hat und höchstens, wenn eine besonders ernste Gefahr heraufzieht, die Warnerstimme erhebt, wird durch solchen sinnlosen Narrenstreit sicher kein Dienst erwiesen... Caran d'Ache, der lustige Karikaturenzeichner, der politische Vorgänge besser als mancher ernste Politiker zu deuten weiß, hat uns neulich einen Bismarck gezeigt, der die ihm zur Reparatur übergebene stolze Puppe Germania prüfend betastet und gleich merkt, daß ein allzu heftiger Ruck das Innerste des Leibes zerrüttet hat. Solche Zerrüttung heilt man nicht mit guten Rathschlägen, mit Salben oder Latwergen: nur die stille, emsige Arbeit eines ganzen Volkes kann sie beseitigen und diese Arbeit wird unmöglich, wenn die Glieder der Volkheit an Spukgefahr und gespenstische Wunder glauben. Wir müssen uns selbst helfen und dürfen nicht thatenlos auf die Hilfe hoffen, die von der Plassenburg oder aus dem Sachsenwalde ein geheimnißvoll herschlürfendes Fabelwesen in dunkler Nacht, während wir schlafen, uns an das Lotterbett bringen wird.



Wie Gedanken entstehen.

Ja, wenn einmal diese allergrößte Entdeckung gemacht sein wird: dann, aber nur dann ist der gefürchtete „Umsturz“ da. Ein gräßlicher Umsturz! Denn wieder einmal wird der nackte Adam nach einer Hülle rufen, um seine Blößen zu decken, und das Gefühl der Scham wird ihn peinigen und vor sich selbst, vor seiner Vergangenheit, vor seinen thörichten Meinungen, vor seinen Ideen und Prinzipien, vor seinem Glauben und seiner Moral wird er flüchten wollen, sich verstecken wollen. Vergebens! Wie Furien und giftige Schlangen werden ihn die Erinnerungen verfolgen und es wird wohl kein anderes Mittel geben, als mit allen hergebrachten Traditionen zu brechen und die Geschichte der Menschheit — neu zu periodisiren. Nicht mehr Alterthum, Mittelalter und Neuzeit, nicht mehr Wildheit, Barbarei und Kultur, nicht mehr Heidenthum, Kirchenthum und Aufklärung und wie all die abgeschmackten selbstgefälligen Schematisirungen lauten: nichts von Alledem. Nur eine Eintheilung wird sein Gewissen beschwichtigen: Nacht wars und Tag soll es werden. „Eine lange Nacht voll Gräuel und Brutalität liegt hinter uns: das Zeitalter der Menschwerdung bricht an.“ So wird die neue Periodisirung der Menschheitgeschichte lauten, wenn einmal die Entdeckung gemacht wird: wie Gedanken entstehen. Davon sind wir aber noch sehr weit entfernt.

In neuester Zeit haben sie allerdings große Fortschritte gemacht in der Psychologie. Sie gestalten sie zu einer Psycho-Physik und zu einer physiologischen Psychologie und in den überall neu eröffneten psychologischen „Seminarien“ werden schrecklich viele „psychologische Uebungen“ getrieben. Man mißt die Entstehung der Gefühle nach Sekunden und Hundertsteln und Tausendsteln von Sekunden; man benutzt die komplizirtesten, ad hoc konstruirten Apparate, um die Entstehung von Vorstellungen und Gefühlen zu erforschen, ihre Stärke zu messen, ihre Dauer zu beobachten, ihr Entstehen und Schwinden zu kontroliren. Das ist „exakte Wissenschaft“ und die hohen Regirungen fördern dieses Studium mit großer Bereitwilligkeit; Psycho-Physik und physiologische Psychologie erfreuen sich entschieden großer Gunst von oben. Da der Materialismus ohnehin siegreich ist und das Terrain behauptet, so nimmt man das Bischen Materialismus, das in all diesen exakten psychologischen Forschungen steckt, schon mit in den Kauf, da doch dieses Messen, Wägen und Zählen psychischer Eindrücke und Aeußerungen einen nicht zu unterschätzenden Vortheil bietet, nämlich: es betrachtet die Gedanken und Gefühle nicht nach ihrem Inhalt, sondern nur nach ihrer mechanischen Form. Vom Standpunkt einer jeden Regirung ist Das nun eine ganz nette Wissenschaft: denn sie läßt Staat und Regirung in Ruhe. Sie kümmert sich nicht um den Inhalt der Gedanken: sie fragt nur, welche Nerven bei einem Gedanken vibriren; wie rasch die

Vibration vor sich geht; wie viel Zeit man braucht, um einen äußeren Eindruck ins Gehirn überzuleiten, u. s. w. Ist Das nicht eine wunderbare, eine „Ordnungwissenschaft“ par excellence? Um Eins aber kümmert sich diese ganz exakte Wissenschaft nicht: um die Frage, wie die Gedanken selbst, d. h. wie sie ihrem Inhalt nach entstehen? Mögen sie aber noch so wichtig sein, all die psycho-physischen und physiologisch-psychologischen Erkenntnisse: das Eine dürfte einleuchten, daß sie an die Wichtigkeit der Frage nicht heranreichen, wie der Inhalt unserer Gedanken entsteht. Denn nach dem Inhalt unserer Gedanken richten sich unsere Handlungen. Würden wir die Entstehungweise der Gedanken kennen, so könnten wir die Handlungen voraussehen. Denn was wir Willen nennen, ist doch nur ein bewußtes oder unbewußtes Ergebniß unserer Vorstellungen, Gedanken und Gefühle. Würden wir nun die eigentliche Quelle aller unserer inneren Zustände und Vorgänge kennen, dann würden wir auch das Entstehen des durch sie verursachten Willens begreifen und also auch die Ursache unserer Handlungen kennen.

Braucht es da nun noch einer Erklärung, welchen Umsturz eine solche wissenschaftliche Entdeckung in all unseren sozialen Verhältnissen herbeiführen würde? Wir würden wissen, woher jede Vorstellung, jeder Gedanke in das Hirn eines Menschen hineinkomme; wir würden begreifen, welche Gefühle und Triebe er in ihm wachrufe; wir würden sehen und beobachten können, wie diese Gefühle und Triebe die Willensimpulse im Individuum erzeugen und wie sie sich in Handlungen umsetzen. Dann erst könnte davon die Rede sein, Handlungen vorzubeugen, die der Gesellschaft schädlich sind, da man die gemeinschädliche Gedankenbildung verhindern könnte und die gefährlichen Gefühle und Triebe nicht aufkommen ließe, die sich in gemeinschädliche Handlungen umsetzen. Das Ideal der Anarchisten könnte dann verwirklicht werden. Wir würden die Menschen dadurch gut machen, daß wir die Quellen der schlechten Gedanken beseitigen, also alle bösen Handlungen unmöglich machen würden. Das goldene Zeitalter wäre angebrochen; das Zeitalter der Bestialität wäre zu Ende: das des Menschenthumes würde beginnen. Und das Alles hängt an einer Entdeckung: wie Gedanken entstehen?

Wenn man bedenkt, welche unwissenschaftlichen, von ärgster Ignoranz zeugenden Anschauungen darüber heutzutage noch herrschend sind, und ferner bedenkt, wie langsam eingewurzelte Vorurtheile aus dem menschlichen Geiste schwinden, so wird man begreifen, daß über den Prozeß des Entstehens der Gedanken eine Aenderung unserer herrschenden Ansichten noch lange, lange nicht zu erwarten ist. Felsenfest steht heute noch bei der allergrößten Majorität auch der Fachleute und Gelehrten der Satz, daß der Mensch „sich seine Gedanken mache“ über Welt und Dinge. Daß es vielleicht umgekehrt sich verhält, daß die Welt und die Dinge dem Menschen seine Gedanken machen,

ahnen heute wohl nur die Wenigsten. Doch immerhin: die Ahnung dämmert. Und wie die Sache in diesem Dämmerschein der Ahnung in verschwommenen Umrissen sich darstellt, will ich anzudeuten versuchen.

— —

Die Wahrheit lag ja schon in dem alten Spruche: nil est in intellectu, quod prius non erat in sensu. Richtig verstanden, sagt der Satz Alles, denn er sagt, daß es keinen Gedanken geben kann, der nicht von außen durch die Sinne vermittelt wurde. Allerdings enthält aber dieser Spruch erst dann die volle Wahrheit, wenn man das „erat in sensu" richtig dahin versteht, daß die Sinne die Vermittler zwischen Außenwelt und menschlichem Gehirn sind. Die wichtigste Frage aber, die noch zu beantworten bleibt, ist: wie beeinflußt die Außenwelt die Sinne, daß daraus im menschlichen Gehirn bestimmte Gedanken entstehen? Und zwar soll auf diese Frage nicht nur eine formale Antwort gegeben werden, sondern diese Antwort soll auch auf den Inhalt der Gedanken Rücksicht nehmen. Da ist nun in neuester Zeit die Thatsache des Einflusses des sozialen Milieus, der Umwelt, auf die Entstehung der Gedanken vermuthet worden. Die Vermuthung scheint begründet zu sein; es handelt sich aber zunächst um eine nähere Erforschung, welche Verhältnisse und Gestaltungen der Umwelt ganz bestimmte Gedanken in gewissen Gehirnen erzeugen.

Den formalen Vorgang kann man sich ja im Allgemeinen unter der Gestalt einer camera obscura versinnbildlichen. Die Umwelt wirft ihre Bilder in die Dunkelkammer des menschlichen Gehirnes und diese Bilder erzeugen da die Gedanken und erwecken gewisse Strebungen, die sich dann in Handlungen umsetzen. Das ist der formale Vorgang, über dessen Natur die ältere sogenannte sensualistische oder materialistische Philosophie nicht im Zweifel war und in dessen Beurtheilung ihr die moderne Naturwissenschaft zustimmt.

Schon aus dieser Erkenntniß des formalen Vorganges ergeben sich sehr wichtige Konsequenzen, die sich leider noch immer keine allgemeine Anerkennung verschaffen konnten. Wenn das Bild, das die Außenwelt in die camera obscura meines Gehirnes projizirt, nicht von mir abhängt und wenn dieses Bild, das heißt der Gedanke, mein Thun und Lassen bestimmt, so bin ich dafür nicht verantwortlich. Diese logische Schlußfolgerung wird bekanntlich seit Jahrhunderten nur von wenigen nüchternen, objektiven Denkern gezogen, von der „ganzen Welt" aber und von den „Gelehrten" nicht anerkannt. Um diesen Punkt bewegt sich noch heute der Streit insbesondere auf dem Gebiete des Strafrechtes, und da mein Kollege Vargha neuestens der Sache zwei dicke und sehr gelehrte Bände gewidmet hat,*) um die „herrschende" Strafrechts-

*) Julius Vargha: Die Abschaffung der Strafknechtschaft. Graz 1896.

theorie zu bekämpfen, so kann ich diese Spezialfrage, unter Hinweisung auf sein Werk, hier links liegen lassen. Es handelt sich für mich ja um weitere Perspektiven, um jenes Problem einer ferneren Zukunft, „wie Gedanken entstehen“, das zunächst noch nicht aktuell ist.

Von zwei Seiten her sind Schritte gethan worden, um der Lösung dieses Problems näher zu kommen. Gabriel Tarde leitet alles soziale Geschehen, also die Gesammtheit menschlicher Handlungen, aus Nachahmung weniger ursprünglicher Entdeckungen her. Die Nachahmung, meint er, spiele in den Gesellschaften eine ähnliche Rolle wie die Vererbung in den Organismen und das Kreisen (l'ondulation) in der unorganischen Welt.*) Danach wären es also immer fremde Handlungen und Gedanken, die in unserem Gehirn wieder Gedanken erregen und Handlungen erzeugen. Dabei denkt Tarde an Vorgänge, die sich nach allgemeinen Gesetzen abspielen und nicht durchaus der Dazwischenkunft der Reflexion bedürfen, obwohl er neben unwillkürlichen und unbewußten auch eine reflektirte Nachahmung gelten läßt (imitation naive et réfléchie). Neben dieser Theorie Tardes nimmt heutzutage bekanntlich die Frage der Suggestion einen breiten Spielraum in unseren gelehrten Forschungen ein. Ich brauche sie hier nicht zu erörtern, nur an sie zu erinnern. Ihr Wesen liegt darin, daß durch sie bewußt und unwillkürlich in einem zweiten Individuum gewisse Gedanken erzeugt und dadurch Handlungen hervorgerufen werden. Allerdings wird bei den meisten Suggestionen eine hierzu disponirte pathologische Individualität vorausgesetzt: es könnte also von einer Entstehung von Gedanken in normalen Köpfen durch Suggestion nur in figürlichem Sinne gesprochen werden und es kann daher Suggestion als normale Quelle von Gedanken und Handlungen nicht angeführt werden. Doch giebt es unzweifelhaft viele Fälle, wo von Suggestion die Rede sein kann und wo sie die Nachahmung hervorruft, ohne daß gerade der durch unbewußte Suggestion zur Nachahmung oder Wiederholung einer fremden Handlung Verführte ein ausgesprochen pathologischer Mensch zu sein braucht.

Wenn nun auch die Theorie Tardes und die Suggestionlehre zwei Versuche sind, die Entstehung der Gedanken zu erklären, so ist doch von da zu einer vollkommen befriedigenden und wissenschaftlich begründeten Erklärung dieser Erscheinung noch ein weiter, sehr weiter Weg. Wenn man einmal am Endziel dieses Weges angelangt sein wird, dann werden uns menschliche Handlungen in einem ganz anderen Lichte erscheinen als jetzt, dann werden sie den Charakter von einfachen Naturereignissen annehmen, die nothwendig und gesetzmäßig in Erscheinung treten und die man auch aus einzelnen Prämissen so wird vorausberechnen können wie heutzutage Sonnen- und Mondfinsternisse.

*) Les lois de l'imitation 1890, p. 12.

Man wird dann bei gemeinschädlichen menschlichen Handlungen nicht fragen: Wer ist daran schuld? sondern: Was ist daran schuld? Vielleicht werden dann bei Strafgerichtsverhandlungen staatlich autorisirte Soziologen — wie es heute mit Chemikern geschieht — den Auftrag erhalten, zu untersuchen und ihr Gutachten darüber zu erstatten, welche äußeren Umstände und Verhältnisse, welche Thatsachen und Zustände in dem Gehirn des N. N. den nichtsnutzigen Gedanken erzeugt haben, der zur gemeinschädlichen, so und so beschaffenen Handlung führte. Selbstverständlich werden diese Sachverständigen, wie immer auch ihr Gutachten ausfallen wird, nie zu einer so unvernünftigen Schlußfolgerung kommen können, daß man die Platte der camera obscura, Das heißt: das betreffende Individuum, schädigen müsse, damit das Bild in ihr sich nicht mehr spiegele, sondern ihre Schlußfolgerung wird lauten müssen, daß jenes äußere Objekt, jene Thatsache, jener Zustand, jenes Verhältniß der Außenwelt, das ein so nichtsnutziges Bild projizirt, womöglich beseitigt werden müsse, mindestens aber die einzelnen Individuen vor dem bösen Einfluß jener Unheilsquelle geschützt werden müssen. Wenn die Noth einen Menschen zum Diebe gemacht, so werden die Soziologen im einzelnen Falle feststellen, daß die Unmöglichkeit, sein Leben zu fristen, in dem Gehirn des N.N. den Gedanken, sich fremdes Gut anzueignen, erzeugte und daß der Mensch nur vor der Entstehung dieses nichtsnutzigen Gedankens durch Sicherung seiner Existenz geschützt werden müsse.

Das wird einmal der große Umsturz sein, wenn es — woran nicht zu zweifeln ist — der Wissenschaft gelingen wird, in jedem einzelnen Falle nachzuweisen, welche äußeren Umstände dem Individuum „seine“ Gedanken einflößten, die aber thatsächlich nie „sein“ sind, sondern immer von außen kommen und ihn nur „heimsuchen.“ Dann wird die große Umwerthung aller moralischen Werthe beginnen, denn Schuld und Verdienst wird aus dem Konto des Individuums schwinden und wird auf das Konto der Gesellschaft gesetzt werden. An Poesie werden wir dabei viel einbüßen. Keinem Genie wird man schöne Statuen setzen, denn man wird wissen, woher seine Gedanken stammten und daß seiner Person keinerlei Verdienst dabei gebührt; man wird daher das indifferente Gefäß, worin die Natur den köstlichen Ideentrunk uns kredenzte, nicht zum Fetisch machen. Für Künstler und Dichter, für Staatsmänner und Könige wird eine traurige Zeit anbrechen; man wird ihre Personen vernachlässigen, jeder Personenkultus wird aufhören.

Kein persönliches Verdienst, aber auch keine persönliche Schuld.

Man wird die Quellen und Ursachen der Verbrechen und gemeinschädlichen Handlungen in der Umwelt des Missethäters erforschen, durch deren Beseitigung der Missethat vorbeugen und also den Missethäter unmöglich machen. Wo Das aber menschlicher Voraussicht nicht gelingen wird, wo

ungünstige Verhältnisse ihr Opfer erwischen werden, da wird gegen das Opfer nicht in unvernünftiger Rache gewüthet, sondern es wird versucht werden, es zu retten und die Gesellschaft vor ihm zu schützen. Nicht unvernünftige Rache und Vergeltung, sondern Rettung und Schutz werden die Leitsterne des Verfahrens sein, für das die Bezeichnung Strafverfahren antiquirt sein wird. So lange uns der wissenschaftliche Nachweis, wie in jedem einzelnen Falle der zur gemeinschädlichen Handlung verführende Gedanke entstanden ist und den Missethäter bezwang, noch unmöglich ist, können wir von diesem künftigen Zeitalter nur erst eine vage Vorstellung haben. Damit ich aber meinen Gedanken, welche Formen dann ein Verfahren gegen Missethäter annehmen dürfte, wenigstens annähernd veranschauliche, will ich es an einem Falle demonstriren. Ich wähle zu diesem Behufe einen bekannten „Straffall“ aus der Gegenwart und lasse ihn vor einem Gericht des fünfundzwanzigsten Jahrhunderts, jedenfalls aber nach eingetretenem Umsturz unserer Anschauungen und nach erlangter Kenntniß des Vorganges der Entstehung der Gedanken, verhandeln. Nehmen wir einmal den jetzt noch bekannten Fall Koschemann.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gerichtspräsident: Nachdem wir in der vorigen Sitzung das Beweisverfahren zu Ende geführt haben, aus dem sich ergab, daß der beschuldigte Koschemann thatsächlich Der ist, der die Höllenmaschine dem Polizeiobersten Krause per Post zugeschickt hat,*) fordere ich jetzt die Herren Gerichtssoziologen auf, ihr Gutachten darüber abzugeben: welche Umstände diese gemeingefährliche Handlung des jungen Koscheman verschuldeten.

Erster Gerichtssoziologe: Hoher Gerichtshof! Nachdem wir die Aufforderung erhalten haben, den Fall Koschemann zu untersuchen, hielten wir zunächst Umschau, welche Thatsachen und Ereignisse des öffentlichen Lebens in den letzten Jahren in dem Kopfe eines jungen Menschen von lebhafter Empfindung und großer Empfänglichkeit für äußere Eindrücke den Gedanken, einen Vertreter der öffentlichen Macht durch eine Höllenmaschine aus dem Leben zu schaffen, erzeugen konnten. Wie in keinem anderen Falle sind wir in der Lage, die Ursachen, die diesen Gedanken und also die gemeingefährliche That erzeugten, klar und unzweifelhaft nachzuweisen. Die Handlung war keine impulsive, sondern eine lange und ruhig vorbereitete: schon daraus kann man schließen, daß es nicht ein plötzliches Ereigniß war, das sie hervorrief, sondern daß sie in einer längere Zeit andauernden ungesunden Atmosphäre ausgebrütet wurde, die durch eine längere Reihe von Thatsachen und Ereignissen in der Umgebung des unglücklichen Thäters verbreitet wurde. Da nun die That selbst im Sommer 1895 in Berlin verübt wurde, so verfolgten wir die Zustände und öffentlichen Ereignisse der Hauptstadt, in der das vorliegende Verbrechen sich ereignete, zurück bis ins Jahr 1893. Denn nach dem jugendlichen Alter des Beschuldigten müssen wir schließen, daß die Motive seiner Handlung in dieser Spanne Zeit von ungefähr zwei Jahren in seinem

*) Bekanntlich ist in der Wirklichkeit dieser Beweis keineswegs erbracht worden.

Geiste sich werden ausgebildet haben. In diesem Zeitraum nun, der der inkriminirten Handlung voransging, war die Aufmerksamkeit der ganzen Bevölkerung der Hauptstadt ganz besonders in Spannung erhalten durch fortwährende Zeitungnachrichten über geplante oder vollbrachte „anarchistische Attentate" in Berlin. Wir legen hier dem hohen Gerichtshof ein Verzeichniß aller dieser seit Anfang 1893 bis Anfang 1895 in den berliner Zeitungen gebrachten Nachrichten über angebliche anarchistische Attentate vor. Diese Nachrichten nun waren alle erlogen! Während sie die Bevölkerung in fortwährender Aufregung erhielten, bald von einem Bombenattentat, bald von einer böswillig herbeigeführten Dynamitexplosion zu erzählen wußten, ist thatsächlich während dieses ganzen Zeitraumes in Berlin nicht eine Kapsel losgegangen. Nun ließen wir es uns angelegen sein, den Urhebern dieser gemeingefährlichen Zeitungenten nachzuspüren, denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese abscheulichen Lügen die verpestete Atmosphäre erzeugten, in der der bacillus anarchicus sich prächtig entwickelte und etwas überempfängliche junge Köpfe bösartig infiziren konnte. Die Resultate unserer Untersuchung in dieser Richtung waren sehr traurige. Ende 1893 sind gewisse Kreise in Berlin aus Anlaß anarchistischer Umtriebe und Bewegungen in südlichen romanischen Ländern, die durch dortige Zustände hervorgerufen worden, in heillose Angst gerathen, daß diese Bewegungen vielleicht gar nach Berlin übergreifen könnten. In dieser Angst suchte man nach Vorbeugungmitteln, um vor jener vermeintlichen Gefahr sich nur ja ganz gründlich zu schützen. An die hochmächtigen Angstmeier drängten sich nun bald dienstfertige Geister heran, die ihnen ihre Hilfe anboten. Ein Gesetz sollte gegeben werden, um allen anarchistischen „Umsturzbestrebungen" vorzubeugen. Um aber für ein solches Umsturzgesetz die gesetzlich vorgeschriebene Zustimmung der Volksvertreter zu erlangen, war es nöthig, ihnen das erforderliche Gruseln beizubringen. Das konnte nur dadurch bewirkt werden, daß man den Glauben schuf, die brave Stadt Berlin sei an allen Ecken und Enden von den Anarchisten schon unterminirt und laufe Gefahr, mit Allem, was drin und drauf ist, in die Luft gesprengt zu werden. Zu diesem Zwecke ließen allerlei geheime Helfershelfer durch Vermittelung befreundeter, auf verschiedene Weise begünstigter oder direkt besoldeter Zeitungreporter alle zwei oder drei Wochen eine jener Enten in den Zeitungen auffliegen von geplanten, vollbrachten, vereitelten, nur durch Zufall oder Wachsamkeit der Polizei unterbliebenen anarchistischen Attentaten. Diese fortwährenden Nachrichten, deren aufregende Wirkung durch die hinterdrein immer nachhinkende Berichtigung keineswegs paralysirt wurde, mußten nun in den verschiedenen sozialen Gruppen und auch in den individuell so verschiedenen Köpfen die verschiedensten Gedanken erzeugen. Während die Einen über die lügnerischen Berichte und ihre Urheber entrüstet waren, geriethen die Anderen in fieberische Wuth gegen die vermeintlichen Bösewichte, die nur auf Mord und Verderben sinnen. Diese Leute waren es, die durch ihre sinnlosen Wuthausbrüche bei unerfahrenen und leichtblütigen jüngeren Menschen eine Reaktion gegen die gepriesene „Ordnung" erweckten, in der es möglich ist, durch Verbreitung falscher Nachrichten Haß und Erbitterung in die Bevölkerung zu tragen. Und so konnte es auch gar nicht fehlen, daß in dem einen oder anderen dieser jugendlichen Köpfe der monströse Gedanke erwachte, gegen die Urheber dieser Aufreizung zu Haß und Verachtung blutig zu demonstriren, einen der ver-

meintlichen Urheber jener falschen Nachrichten, eins der Polizeiorgane, aus dem Wege zu räumen. Wie ungeheuerlich dieser Gedanke an und für sich auch ist, so unfehlbar mußte er in Folge der fortgesetzten alarmirenden Nachrichten über fehlgeschlagene Attentate und als Reaktion gegen die dadurch ganz grundlos entfachte Erbitterung über harmlose Menschen in einem der Tausende jugendlicher Köpfe entstehen. Man malt eben nie ungestraft den Teufel an die Wand: es ist eine Erfahrungthatsache, daß er dann einmal leibhaftig erscheint. Das immer und immer wieder aufgetischte Märchen von Dynamit- und Bomben-Anschlägen mußte schließlich irgend einem jugendlichen Kopfe den Gedanken eines solchen Anschlages suggeriren. Denn Suggestion ist keine Marotte der Gelehrten: sie ist eine wirkliche, ganz reale Macht, die ihre Wirkung übt. Im vorliegenden Falle trat ihre unheilvolle Wirkung klar zu Tage. Auf die Anfrage eines hohen Gerichtshofes: was die Schuld trage an dem unseligen Anschlag, der zum Glück ohne Folgen blieb, können wir ganz bestimmt unsere Meinung dahin abgeben, daß diese durch zwei Jahre betriebene, eben so unvernünftige wie unehrliche Hetze gegen nicht vorhandene Dynamitarden schließlich im Wege der Suggestion den Gedanken eines solchen Anschlages im Kopfe eines jungen Menschen erzeugte. Es war das unvermeidliche Produkt jener gewissenlosen Machinationen, die den Zweck hatten, den Boden für ein Umsturzgesetz vorzubereiten: wer Wind säet, Der erntet Sturm. Dieser junge Mann aber, von dem man glaubt, daß er es gethan habe, wäre nur das Opfer jener Intriganten und Agenten. Jene gewissenlosen Umtriebe verhalten sich zu dieser That wie Ursache zur unvermeidlichen Wirkung.

Präsident. Ich danke Ihnen für Ihr eingehendes Gutachten; der Gerichtshof wird es bei Fällung seines Urtheiles gebührend in Erwägung ziehen.

Der Gerichtshof zieht sich zur Berathung zurück. Als er wiederkehrt, verkündet der Präsident: Der Gerichtshof hat in Erwägung aller Umstände und auf Grund des Gutachtens der Gerichtssoziologen beschlossen, den einer gemeingefährlichen Handlung als unmittelbarer Thäter schuldig befundenen Koschemann dem hierorts bestehenden Hilfsvereine*) auf ein Jahr zur Ueberwachung zu übergeben, und ertheilt den Herren Gerichtssoziologen zugleich den Auftrag, den Delinquenten mindestens einmal wöchentlich zu besuchen und ihn über das Thörichte und Unsittliche seiner Handlungweise aufzuklären. Gleichzeitig hat der Gerichtshof beschlossen, eine hohe Regirung auf das Unzweckmäßige und Gemeingefährliche des Vorgehens ihrer Polizeiorgane aufmerksam zu machen und vor Veranlassung ähnlicher Umtriebe und Machinationen in der Zukunft zu warnen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So ungefähr denke ich mir eine Gerichtsverhandlung der Zukunft, wenn einmal die große Entdeckung, „wie Gedanken entstehen", gemacht sein wird. Selbstverständlich haben wir heute über das Wesen einer solchen Entdeckung kaum eine dunkle Ahnung. Es ist ja möglich, daß der Nachweis, wie ein gewisser Gedanke in einem bestimmten Kopfe durch bestimmte Vorgänge in der Umwelt entstanden ist, auf eine ganz unzweifelhafte und klare Art

*) Ich nehme an, daß die von Vargha in seinem Werke projektirten „Hilfsvereine" bis dahin schon längst ins Leben getreten sein werden.

wird geliefert werden können. Dann natürlich wird das Gutachten der Soziologen sich nicht in so allgemeinen Ausdrücken und Wendungen, wie es hier angedeutet ist, bewegen, sondern den Zusammenhang zwischen der individuellen That oder ihrem individuellen Antrieb und dem geistigen Milieu, aus dem sie mit Nothwendigkeit sich ergab, ganz unzweideutig nachweisen. Dann wird aber auch Jeder es selbstverständlich finden, daß die armen Opfer gemeingefährlicher Einflüsse ihres Milieus nicht bestraft, sondern durch entsprechende Behandlung vor solchen Einflüssen geschützt werden sollen.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.



Selbstanzeige.

The real history of Money Island. Labour Press Society, Manchester.

Die zweite verbesserte Auflage ist nun in einer Penny-Ausgabe erschienen, um eine weitere Verbreitung der in dem Buche vorgeführten Ideen zu ermöglichen. Eine deutsche Uebersetzung ist bis jetzt noch nicht vorhanden. In einer imaginären, aber so ziemlich den Thatsachen der wirklichen Welt entsprechenden Geschichte einer Insel führe ich die Geschichte der ökonomischen Entwickelung der Welt und besonders Englands vor, zeige die Wurzeln der Kalamität, unter der wir leiden, und den Weg der Rettung. Wenn ich auch unbeirrt glaube, daß die private Aneignung des Bodens die Hauptbastion des kapitalistischen Forts bildet, habe ich doch in Folge einer vierzehnjährigen Agitation erkannt, daß ein Frontsturm an dieser Stelle zu schwierig ist und zu wenig Aussichten bietet, um für die heutige Generation einen Erfolg erhoffen zu lassen. Dagegen bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine andere Bastion, unsere Währung, bessere Aussichten eröffnet. Ich zeige, daß es zwei Geldarten giebt, das Waarengeld und das Zeichengeld. Das erste ist eine Evolution aus dem rohen Tausch von Waare gegen Waare. Der Tausch wurde dadurch erleichtert, daß eine oder mehrere bestimmte Waaren allgemein in Tausch angenommen wurden, also, da sie allgemein Geltung erhielten, Geld wurden. Ich zeige ferner, daß der Fortschritt, der mit der Wahl der Edelmetalle, ihrer physischen Eigenschaften halber, an Stelle anderer Waaren, wie Vieh, Felle, Tabak u. s. w., verbunden war, durch den Nachtheil aufgewogen wurde, daß die Edelmetalle nicht Gegenstände allgemeiner Erzeugung und daher den arbeitenden Massen nicht direkt zugänglich sind, wie es die genannten anderen Produkte waren, die gerade dem Umstand ihre Geldeigenschaft verdankten, daß sie Gegenstände allgemeiner Erzeugung waren. Die natürliche Folge war die

dem Kapitalisten gebotene Möglichkeit, die seltene Waare zu monopolisiren; die Kapitalisten konnten ihren Geldschuldnern einen in Folge des Zinseszinses ständig steigenden Tribut, ebenfalls in dem seltenen Gelde zahlbar, auferlegen, wobei ihnen unsere Bodengesetzgebung mächtige Hilfe leistete. So kam es dahin, daß heute die Geldschulden mehr als dreißigfach höher sind als der wirkliche Vorrath des gesetzlichen Zahlungmittels, daß der jährliche Zinstribut, den die Beherrscher des Geldreiches von den arbeitenden Volksmassen zu fordern berechtigt sind, allein größer ist als der ganze Metallgeldvorrath der Welt. Trotzdem rede ich dem heutigen Zeichengeld (ungedeckten Papiergeld) nicht das Wort, sondern zeichne scharf die Nachtheile einer Assignatenwirthschaft. Ich rathe zu einer Ausdehnung des Geldrepräsentationsystems, dessen rudimentäre Anfänge die gedeckte Banknote bietet. Während diese aber nichts ist als ein Gold-(oder Silber-)Warrant, schlage ich vor, den Geldrepräsentanten nicht mehr nur eine bestimmte Waare vertreten zu lassen, sondern den Werth einer Waare, realisirbar in irgend einer beliebigen Waare. Mit anderen Worten: ich will die Ausgabe von Scheinen, für die von den Leuten, die sie ausgeben oder von der Ausgabestelle erhalten, ein Aequivalent in Waaren oder Arbeitleistungen zur Verfügung des Scheininhabers gehalten wird. Nicht mehr einer oder zwei Waaren, dem Gold und dem Silber — ich halte jedenfalls Beide für immerhin besser als eines allein —, soll das Geldmonopol gegeben werden, sondern allen Waaren, so daß jeder Produzent sein Produkt als Geld verwenden kann, nicht in der überlebten Form des rohen Tausches, sondern in der spiritualisirten Form des Tauschgeldscheines, mit dem er sein Produkt in Geld umprägt. Das wäre die einzige wirklich freie Prägung, die bisher die Welt sah. Ich zeige, wie die Einführung dieses Geldes zugleich dem arbeitenden Volke ein Mittel zur Erwerbung des vaterländischen Bodens und damit schließlich zu seiner vollständigen Befreiung aus den Krallen des Kapitalismus bietet. Dabei spreche ich auch von Tauschbanken; und dieses Thema führt mich dazu, hier den Irrthum eines deutschen Gelehrten zu berichtigen.

Der heidelberger Professor Karl Knies erzählt in seinem bekannten Buch „Das Geld" von einer 1849 von dem Franzosen Bonnard in Marseille errichteten Tauschbank, die 1853 nach Paris übergesiedelt und 1859 — nach einem unsauberen Prozeß im Jahre 1857 — mit 308 000 Francs Verlust zusammengebrochen sei. Vergebens hatte ich in Bibliotheken und Antiquariaten nach Berichten über Bonnard gesucht, um Näheres über die Gründe des Hinscheidens einer Firma zu erfahren, der es gelungen war, sich so lange auf einem so unerprobten Gebiete zu halten. Vergebens. Schließlich mußte ich mich mit den dürftigen Nachrichten begnügen, die mir Professor Knies in seinem Buche gab, und damit war, so schien es, Bonnards Tauschbank für mich erledigt. Wie groß aber war meine Ueberraschung, als ich im vorigen Jahr in Paris Bonnards alte Tauschbank bei bester Gesundheit traf und von ihrem Direktor die Versicherung erhielt, daß seine Bank nie tot gewesen sei, sich sogar stets eines ungetrübten Wohlseins erfreut habe. Nicht 1853, sondern 1854 ist sie nach Paris übergesiedelt und nahm damals die Firma Comptoir Central de Crédit, V. C. Bonnard & Cie. an, einen Namen, den sie bis 1863 beibehielt. In diesem Jahre wurde Herr Bonnard, der erblindete, an der Spitze der Gesellschaft durch seinen Schwiegersohn Eduard Naud ersetzt, dem nach seinem

1894 erfolgten Tode sein Sohn J. Naud in der Direktion folgte, der selbe Herr, dem ich diese und die nachfolgenden Mittheilungen verdanke. Seit 1863 ist die Firma Comptoir Central de Crédit, E. Naud & Cie. Ihr Sitz ist Rue Mogador prolongée 4. In den prächtigen Bureaux steht ein großer eichener Aktenschrank mit geschnitzten Feldern und Herr Naud machte mich auf das mittlere Feld aufmerksam, das unter Anderem einen Schirm und ein Paar Stiefel darstellte. „Dies waren die ersten Tauschobjekte, die meinem Großvater gebracht wurden“, sagte lächelnd der Direktor. „Das Haus hat stets seine Unterschrift honorirt. Es ist wahr, daß nach einem sehr glänzenden Debut in Paris die Gesellschaft mehrere Jahre lang den Aktionären keine Dividende gab; aber Das hatte weder mit der Ehrenhaftigkeit des Geschäftes noch mit dem Waarentauschsystem Etwas zu thun, sondern mit Bodenspekulationen der Bank. Was den Prozeß von 1857 betrifft, so war er von uns aus nicht unsauber. Als das Handelsgericht 1857 unserem Gegner Recht gab, wurde der Prozeß vor den Appellgerichtshof gebracht. Die Advokaten der beiden Parteien haben seitdem einen großen Ruf erlangt; unserer war Herr Dufaure, der Siegelbewahrer gewesen ist; der unseres Gegners war Jules Favre. Der Gerichtshof hat auf das Gutachten des Generaladvokaten das Urtheil des Handelsgerichtes aufgehoben, die Firma Bonnard von der gegen sie ausgesprochenen Verurtheilung befreit, den Gegner unter Verurtheilung in die Kosten abgewiesen und die Ansprüche, die wir gestellt hatten, anerkannt. So hat also in letzter Instanz das Comptoir Bonnard den Prozeß gewonnen. Wenn es ferner auch richtig ist, daß die Bilanz der Gesellschaft im Dezember 1858 mit einem Verlust von 308 392 Francs 20 Centimes abschloß, so hat sich dafür die Bilanz des folgenden Jahres mit einem Nutzen von 392 944,51 Francs saldirt, so daß ein Ueberschuß von 84 552,20 Francs verblieb.“ Auf Wunsch des Herrn Naud theile ich hier also dem Herrn Professor Knies mit, daß er in seinem Buche sich mehrfacher Irrthümer schuldig gemacht hat, die einem ehrenwerthen Hause schädlich sind. Knies erzählt auch von einem Möbelhändler, der in jenem Prozeß „klagte, daß ihm für seine Anweisungen nicht etwa Anweisungen auf Holz, Roßhaare, Möbelstoffe u. s. w., sondern auf Buchdruckerschwärze, Panamarinde, Kaffeemühlen, Bruchbänder, Thierärzte, Schullehrer und Dergleichen gegeben worden seien“. Es handelt sich um den Möbelhändler, der in dem Prozeß abgewiesen wurde.

Der Umsatz der pariser Tauschbank betrug allein in den Jahren 1875 bis 1895 37 162 375,26 Francs. Das ist freilich wenig gegen die Summe, die zu erzielen gewesen wäre. Statt der nicht ganz zwei Millionen per Jahr hätten eben so viele Hundert Millionen umgesetzt werden sollen. Wir müssen aber bedenken, daß drei bis fünf Prozent Provision verlangt wurden und daß das System auf der Kreditbasis beruhte. Die Tauschbank, an deren Errichtung ich hier in England arbeite, wird in beiden Punkten wesentliche Reformen aufweisen. Ihr Erfolg auf genossenschaftlicher Basis — hoffentlich unter Betheiligung der Konsumvereine — wird auch Knies den Beweis liefern, daß seine an die erwähnten Mittheilungen geknüpften Schlußfolgerungen gegen das ganze System eben so falsch sind wie die von ihm berichteten Thatsachen selbst.

Brighton. Michael Flürscheim.



Die Novize.

Die schöne Novize ist sehr bekümmert, weil sie eine Sünde begangen hat. Nachts schläft sie nicht, am Tage lacht sie nicht mehr, — so gräßlich quält sie die Reue. Sie ist zerstreut während des Gottesdienstes, versinkt in gar trübe Träume während des Unterrichtes und im Refektorium vergißt sie, zu essen. Man begegnet ihr in den Alleen des Obstgartens: in kurzen Schritten trippelt sie daher, mit schlenkernden Armen, das Köpfchen gesenkt, aufseufzend, vergrämt, träg, — und sie war doch stets so muthwillig und so lustig! In ihrem schwarz-weißen Kleide gleicht sie einer verwundeten Schwalbe, die sich dahinschleppt, unfähig, emporzufliegen. Ihre Lippen sind wie eine Heckenrose, die dem Welken verfällt. Ihre Augen sind wie Immergrün und von Thränenthau umschleiert. Endlich sagt sie sich, daß sie den Frieden nicht wiederfinden würde und auch den guten Humor nicht, so lange sie nicht absolvirt worden von diesem so schrecklichen Vergehen; und eines Mittags nun, als sie eben die Schulstube verlassen hat, geht sie, am Halse noch den Tornisterriemen mit Stift und klappernder Schiefertafel, der Kapelle zu, um vor dem jungen Priester, der des Klosters Beichtvater ist, ihre Beichte aufzusagen.

„Ich will Sie anhören, meine Tochter.“

Er sieht durchaus nicht so furchtbar aus. Seine dicken, sehr weißen Hände machen eine segnende, gütige Geste; ein sanftes Leuchten gleitet ihm zwischen den Wimpern und unter den demüthig-gesenkten Lidern hervor; mit seinem rosigen, ein Wenig pausbäckigen Antlitz unter dem lockigen Haar gleicht er fast einem Cherub, der sich in eine Soutane gehüllt hat.

Er hat sich hingesetzt; er ermuntert die Bußfertige mit einer rührenden Stimme, deren Milde süß wie eine Liebkosung klingt.

„Ach, mein Vater, ich glaube, daß ich voll schwerer, schwerer Schuld bin und meine Sünde mag eine Todsünde sein!“

„Die Langmuth des Herrn ist ohne Ende, meine Tochter.“

„O, könnte sie mich freisprechen!“

Und nachdem sie nun das Confiteor hergesagt hat, beginnt die Novize das Bekenntniß ihres Fehlers: „In der letzten Woche wars. Ich verbrachte den Tag im Landhause meines Onkels, des Seneschals. Ich ging allein im Garten spaziren, guckte die Blumen an, lauschte den Vögeln. Die Sonne glühte so stark, daß ich unter meinem Wolltuch, in der entsetzlichen Hitze, die mich umfing, das Gefühl hatte, als wäre eine Hand aus Feuer auf meiner Haut. Ich dachte an nichts Böses — ich dachte an ganz und gar nichts —, aber erregt war ich, unruhig, wie am Rande einer Gefahr; und eine Weile lang konnte ich zwei Spatzen nicht aus dem Auge verlieren, die sich über dem Sande der Garten-Allee hin und her flatternd verfolgten. Plötzlich blieb ich stehen. Da, vor mir, — ein junger Knabe! Das Antlitz im Schatten, lag er schlafend im Grase unter einem blühenden Apfelbaum. Ich erkannte den Sohn meines Onkels, des Seneschals, einen sechzehnjährigen Schuljungen. Er hatte mich nicht kommen sehen, er schlief. Er war schön wie ein Mädchen mit seinem so blassen Angesicht; sein halb geöffneter Mund war wie eine Rose, die auf sein Antlitz gefallen. Ich trat näher, ihn fortwährend betrachtend, und bückte mich ein Bischen, da ich glaubte, daß es süßer sei, ihn etwas näher anzuschauen.“

Aber sie kann nicht weitersprechen! Seufzer schneiden ihr die Worte ab, — so fürchterlich schämt sie sich, die Kleine, Das auszusprechen, was doch nun zu beichten war. Sie versucht, sich aufzuraffen, Muth zu fassen. Vergeblich. Und nun wendet sie sich ab und weint heiße Thränen, das Köpfchen zwischen den Händen.

„Aber ich kann doch nicht", spricht der junge Priester, „über ein Vergehen richten, von dem ich nichts weiß, noch Absolution ertheilen von einer Sünde, die ich nicht kenne!?"

Zum Glück fällt ihm ein Mittel ein, wie er die Sache erfahren könne, ohne die schüchterne Scheu seiner Büßerin allzu sehr herauszufordern.

„Haben Sie nicht", spricht er, „Etwas, worauf man schreiben könnte, in dieser Tasche, die an Ihrem Halse hängt?"

„Ja wohl", sagt sie, „eine Schiefertafel und einen Griffel."

„Nun also! Gott sei Dank. Trauen Sie sich nicht, zu sprechen, dann werden Sie sich wohl trauen, denk' ich, Ihre Gedanken aufzuschreiben. Schreiben Sie also; ich will mich umdrehen, damit Sie sich gar nicht zu schämen brauchen."

Sie stimmt diesem Vorschlag gleich bei, zieht den Griffel hervor, zieht die Tafel hervor und beginnt nun, aufs Knie gebückt, ihre Beichte unter vielen, vielen Thränen niederzuschreiben, — so grausam scheint ihr das Geständniß, selbst das stillste. Da sie fertig ist, streckt sie die Tafel dem jungen Beichtiger mit zitternder Hand entgegen und verbirgt die Stirn unter ihrem Aermel.

Aber der Priester kann die Worte nicht lesen, die sie hingeschrieben; die Thränen haben das ganze Bekenntniß auf der Tafel verschmiert und verwischt.

„Wie soll ichs nun anstellen", spricht er, „um zu erkennen, ob Ihr Verbrechen so groß ist, wie Sie sagen, und ob da der Himmel barmherzig sein darf oder nicht?"

Bei diesen Worten wird sie sehr bleich: sie erschrickt vor dem Gedanken, nicht absolvirt zu werden, und weint von Neuem. Nun hat er Mitleid mit ihr. „Seien Sie doch nicht trostlos, meine Tochter. Alle Hoffnung ist nicht verloren und Gott giebt mir noch einen guten Gedanken ein. Was Sie mich weder hören noch lesen lassen können, Das werden Sie mir vielleicht dadurch zeigen können, daß Sie mirs vormachen. Erinnern Sie sich doch, denken Sie nach. Ist Ihre Sünde von jenen, die man durch Gesten ausdrücken kann?"

„Bei Gott, ja!" sagt sie.

„Das fügt sich also aufs Allerbeste. Ich werde mich auf diese Bank hinstrecken, just so, wie der Sohn des Seneschals damals lag; ich werde so thun, als ob ich schlafe, da er doch geschlafen hat; und damit sich nun Ihr Vergehen mir vollkommen offenbare, werden Sie Das mit mir thun, was Sie mit ihm gethan haben."

„Das werde ich mir niemals erlauben!"

„Diesmal, meine Tochter, befehle ich Ihnen, es zu wagen. Uebrigens werden Sie ja gar keine Scham empfinden, da ich doch die Augen nicht öffnen werde."

Sie zögert eine Weile, aber unter dem strengen Blick des jungen Priesters senkt sie die Stirn, fügt sich drein, stimmt zu. Dies Alles rascher, als es gesprochen ist.

Schon hat er sich auf die Bank gestreckt und fragt mit geschlossenen Augen, den Kopf an die Wand gelehnt: „Wars so? Hat er so gelegen?"

„Ja, genau so!" spricht sie.

„Beichten Sie also, meine Tochter."

Da nähert sie sich zitternd, schaut ihn an, neigt sich ein Bischen, schaut ihn wieder an, fühlt, daß der Mund des jungen Priesters, auch dieser Mund, das Aussehen einer Rose habe, die herniedergesunken ist, — und entblättert ihn, diesen Mund, mit einem plötzlichen Kuß, der zu entflattern scheint . . .

„Und dann?" fragt der Beichtiger.

„Aber, Das war ja Alles, mein Vater; ich schwörs Ihnen, Das war Alles! Dann bin ich nämlich davongelaufen, erschreckt, quer durch den Garten! Nicht wahr, mein Verbrechen ist entsetzlich und ich bin verdammt?"

„Es kommt ganz darauf an", antwortet der Beichtvater, nachdem er überlegt hat. „Die Sünde, die Sie begangen haben, heißt: Kuß. Aber es giebt Küsse von ganz verschiedener Art. Die einen sind sehr sündhaft, die anderen sind unschuldig."

„O, Sie geben mir Hoffnung! Meiner war vielleicht nicht von den sündhaften, mein Vater?

„Das kann ich im Augenblick nicht mit Gewißheit entscheiden. Ich bin ja überrumpelt worden. Ich hatte nicht Zeit, die Frage sattsam zu studiren. Es wäre gut, im Interesse der Wahrheit und Ihres Heils wäre es gut, wenn das Experiment wiederholt würde."

„Wie es Ihnen beliebt", spricht sie.

Ein zweites Mal neigt sie sich nieder, neigt sich über den jungen Priester mit den geschlossenen Augen, die zu schlafen scheinen; und mit den Lippen berührt sie seine Lippen.

„Es ist wahrscheinlich", sagt er nach einigem Stillschweigen, „daß der Kuß nicht absolut sündig war;... doch wäre es unklug, zu behaupten, daß er von vollständiger Unschuld gewesen sei. Der Fall bleibt unentschieden."

„Glauben Sie, daß ich noch einmal . . .?"

„Wirklich, Das scheint mir sehr nöthig!"

„Schließen Sie also die Augen, mein Vater."

„Sorgen Sie dafür, daß Ihr Mund — um mein Gewissen völlig zu beruhigen — meinen Mund etwas länger berühre, . . . viel, sehr viel länger."

„Ganz gern", spricht sie.

Sie bückt sich, berührt seinen Mund, berührt ihn noch und noch, mit einer langsamen und langen Innigkeit; . . . bis endlich alle Glocken der Kapelle die Nonnen zur Vesper rufen.

„Gehen Sie, meine Tochter, Sie sind absolvirt," sagt nun der junge Priester mit gewichtiger Würde. „Ich bin ganz und gar befriedigt. Ihr Fehler gehört zu denen, die da besonders sühnbar sind; als einzige Buße lege ich Ihnen die Pflicht auf, mit einem Tropfen geweihten Wassers Ihre unschuldigen kleinen Lippen zu heiligen."

„O, welch ein Glück!" ruft sie, in die Hände klatschend.

„Gehen Sie also! Und wenn Sie jemals in eine schwere Sünde verfallen, seis nun mit dem Sohn des Seneschals, seis mit einer anderen Person, dann verfehlen Sie nicht, so zaghaft Sie auch sind, zu mir in die Beichte zu kommen. Ich werde stets bereit sein, Sie in gleicher Weise anzuhören."

Paris. Catulle Mendès.



Der Allgemeine Deutsche Musikverein.

Im Kunstausstellungwesen ertönt auf der ganzen Linie der laute, energische Ruf nach Reform: man will entschieden keine „Kunstjahrmärkte“ mehr sehen; ja, über die münchener Internationale Ausstellung las ich in einem berliner Blatte unlängst: sie wirke in ihrer Anordnung wie das Programm eines guten Konzertes, das nicht ermüden, sondern erheben solle. Und im zeitgenössischen Musikfestwesen sollte noch immer Alles hübsch beim alten Wirrwarr der Stillosigkeit und einer schlechterdings unverdaulichen Generalabfütterung bleiben? Diese Frage wird eben jetzt in gewissem Sinne akut angesichts der ziemlich negativen Ergebnisse der diesjährigen Tonkünstler-Versammlung des „Allgemeinen Deutschen Musikvereines“ in Mannheim. Gegen diese Institution, die vor vielen anderen gerade zum beherzten Vorgehen auf diesem Gebiete von Haus aus berufen wäre, sind die Klagen in den letzten Jahren in einem mächtigen Crescendo bis zum ff angewachsen. So schreibt z. B. ein Fachblatt über die letzte Veranstaltung: „Den gemischten Programmen begegnete man mit eben so gemischten Gefühlen. Die Aufführungen des Allgemeinen Deutschen Musikvereines bedürfen dringend einer Reform. Die musikalische Abspeisung in der jetzt beliebten Art erregt bei den ruhigsten Beobachtern Protest.“ Ein anderes Fachblatt beginnt seinen Bericht mit folgenden Sätzen: „Mit hochfliegenden Erwartungen sind in diesem Jahre wohl alle Theilnehmer der Feststadt zugeeilt; aber ziemlich niedergedrückt und flügellahm wird die Mehrzahl der Besucher in die Heimath zurückgekehrt sein. Die Hoffnungen, die man auf das künstlerische Gelingen des Festes glaubte setzen zu können, sind in ziemlich bedeutendem Umfange zu Schanden geworden und ich glaube nicht, daß der Allgemeine Deutsche Musikverein mit besonderem Stolze die diesjährige Versammlung den voraufgegangenen wird anreihen dürfen.“ Auch im Rückblick der Kölnischen Zeitung heißt es: „Man vergesse doch nicht, welche großen Opfer an Zeit und Geld der Besuch einer Tonkünstler-Versammlung namentlich von den entfernt Wohnenden fordert! Die einzige Entschädigung für diese Opfer kann allein eine bedeutsame Erweiterung der künstlerischen Erfahrung sein, hervorgerufen durch die Vermittelung der Bekanntschaft mit bedeutenden Werken, die man anderwärts sehr selten oder gar nicht hören kann. An dieser Forderung muß festgehalten werden, sollen die Tonkünstlerfeste nicht auf den Standpunkt gewöhnlicher Musikfeste herabsinken.“ Und Ferdinand Pfohl spricht in seinem Rückblick auf die mannheimer Konzerte sogar mit einem gelinden Schauer von dem dort erlebten „ungeheuren musikalischen Massenmord“. Man täusche sich also nicht mehr darüber, daß der ehrwürdige Verein von so leuchtender historischer Vergangenheit trotz der eben erst pietätvoll beschlossenen monumentalen Gesammtausgabe der Werke Liszts, die uns nicht den Mund zu stopfen vermag, heute bereits vor der Alternative „Biegen oder Brechen“ steht und daß an Viele ernstlich die Frage herantritt: Ist das Direktorium (eventuell in anderer Zusammensetzung) einer besseren Einsicht noch zugänglich oder beharrt es so hartnäckig auf seinem unfruchtbaren bisherigen Standpunkt, daß der Verein in dieser Verfassung als „überlebt“ künftig zu gelten haben wird, die Losung zum Massenaustritt, eine innere Nothwendigkeit der „Sezession“ damit also an seine Mitglieder herantritt?

Es liegt in meiner Absicht, mit Nachfolgendem zu erweisen, daß sich der

Verein als Korporation der deutschen Tonkünstler, wenn er nur will, doch noch lange nicht überlebt hat und seine Bestrebungen noch immer, richtig verstanden, ihre schöne, würdig segensreiche Aufgabe auch in unserem modernen Musikleben vorfinden. Es scheint nur eben bei ihm zu gehen wie bei so manchen Stipendien- und Preisstiftungen, die oft wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht sich ungenutzt fortschleppen, auch wenn die Kulturanschauungen der Erblasser durch andere Zeiten längst überholt sind und die von ihnen zur Verfügung gestellten Mittel längst weit produktivere Verwendung im Dienste der Kunst oder Wissenschaft finden könnten. So klammert man sich auch im Direktorium unseres Vereines gern an den Wortlaut des Statutes und pocht gegebenen Falles mit einer gewissen Emphase auf den genau befolgten Buchstaben dieses Gesetzes, statt sich lieber zu erinnern, daß die Meisten, die bei seiner Gründung vor bald vierzig Jahren Gevatter gestanden haben, den Fortschritt beherzt auf ihr Banner geschrieben hatten und stets einer Auslegung im Geiste das Wort geredet haben würden. Die dresdener Deutsche Wacht hat schon bei früheren Gelegenheiten, stets mit dem selben ernsten Nachdruck, darauf aufmerksam gemacht, wo die ganz klaren Möglichkeiten einer Erneuerung von innen und die gangbaren, wie von selbst sich anbietenden Wege zu lebensvoller Wiedergeburt für den Verein liegen; ich will es hier möglichst prägnant, für weitere Kreise sichtbar, noch einmal kurz zusammenfassen und mich diesmal ganz deutlich ausdrücken, — um so deutlicher, als durch das diesjährige, schon kaum mehr zu vertuschende Fiasko die Thätigkeit der uns Allen ans Herz gewachsenen Vereinigung gleichsam öffentlich kompromittirt erscheint.

Allerdings hat sich der Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit unwillkürlich mit der Zeit einigermaßen verschoben und verschieben müssen. In Zeiten, da neueste Erscheinungen der Orchester-Literatur, wie z. B. Straußens „Also sprach Zarathustra", in allen größeren Musikstädten im voraufgegangenen Winter schon vorzüglich zu Gehör gelangt sind, hat der Verein eben unwillkürlich auch eine andere Mission zu erfüllen als ehedem, da die bedeutendsten Meisterwerke der Neuzeit noch von den konservativ taktschlagenden Leitern der Konzert-Institute einfach unterdrückt wurden. Hier kann es doch nicht seine Aufgabe bilden, diesen selben „Zarathustra" mit unzulänglichen Kräften nun so aufführen zu lassen, daß ihn Alle, die das Werk anderswo schon gehört haben, kaum mehr wieder zu erkennen vermögen. Umgekehrt aber dürfte der frühere Liszt-Schüler und unvergessene Verfasser der „Musikalischen Pflichten", Hans von Bronsart, die Selbstverleugnung auch wieder nicht so weit treiben, eine noch heute so viel verketzerte und so wenig gekannte Schöpfung wie des edlen und tiefen Liszt klassische „Dante-Sinfonie" unter Ueberantwortung an einen nach allgemeinstem Urtheil so geistverlassenen Dirigentenstab wie denjenigen Reznicieks in einer Weise herauszubringen, daß selbst eingeschworene Brahminen offen dagegen Einspruch erheben zu sollen glauben und nun gar die berliner Tageskritik wieder einmal in ihrer altbeliebten witzigen Schnoddrigkeit von ehedem über den schmählich verkannten Meister (der noch immer „warten" muß) herfallen darf. Aeußert sich doch ein so überzeugter Liszt-Anhänger wie Otto Leßmann kurz und bündig in seiner Zeitung darüber, daß das Werk durch die diesmalige Vorführung weit eher Gegner als Freunde sich erworben haben dürfte; und konnte doch einer der hervorragendsten Musiker Deutschlands in einem Fachblatt sogar sagen: „Die Wiedergabe war eine Grabesschändung

des Meisters, wie sie wohl schlimmer nicht gedacht werden kann. Wenn so Etwas im Allgemeinen Deutschen Musikverein jetzt, da Liszt zehn Jahre tot ist, da man Musteraufführungen erwarten könnte, geschieht, dann —" . . . Heißt Das etwa Liszts ehrwürdiges Testament und künstlerisches Erbe pietätvoll wahren, den von ihm dereinst eingeimpften neudeutschen Geist recht vertreten und wirklich propagiren? Ich dächte, gerade für diesen Abgeschiedenen gäbe es außer der philologisch getreuen Konservirung seiner Kompositionen in einer Gesammt-Ausgabe (die von mir gewiß nicht gescholten werden soll) weit Lebendigeres gerade genug noch zu thun, — wir brauchen ja blos in den zeitgenössischen Orchesterprogrammen gewissenhaft Umschau zu halten!

Es kann natürlich nicht mein Zweck sein, der Vereinsverwaltung ihre Versäumnisse im Einzelnen nochmals vorzurücken und das ganze Sündenregister jener letzten Versammlung hier von Neuem wieder aufzurufen. Ich weiß auch sehr wohl, daß besondere lokale Verhältnisse und unberechenbare technische Schwierigkeiten gewisse Pläne zuletzt, selbst beim besten Willen, unausführbar machen können und für manche Vorgänge ein psychologisches Eindringen zwanglose Aufklärung zeitigen mag. Ich gehe selbst so weit, die (freilich mehr dem mannheimer Hoftheater als dem Verein selbst zu dankende) Vorführung des „Gernot" von d'Albert und des in Berlin so schmählich verständnißlos zerzausten „Genesius" von Weingartner vor einem Parterre von sachverständigen Fachgenossen ausdrücklich hier als ein Verdienst dieser Tagung anzuerkennen. Auch die Erstaufführung des Tongemäldes „Die Gefilde der Seligen" von Weingartner, der Kompositionen von Vincent d'Indy und César Franck wird man als rühmliche Initiative, eben so wie das heikle Experiment mit Berliozs „Lelio"-Monodram, das doch einmal wenigstens gemacht werden mußte, als kühnes Wagniß gewiß nur loben, die Aufnahme eines Werkes des sich mühenden ortsansässigen Dirigenten sicherlich wohl begreifen können. Allein sine ira et studio, ganz unabhängig von allen Clique-Interessen, müssen doch einige besonders in die Augen springende Fehler noch einmal drastisch festgenagelt werden.

So erscheint es als geradezu unfaßlich, wie man — bei gleichzeitiger Anwesenheit van Meisterdirigenten wie Weingartner, Nikisch, Nicodé, d'Albert — Herrn von Rezniczek bona fide ernstlich zum „Festdirigenten" hat bestellen können. Das war nach Allem, was man davon liest, ein in jedem Sinne unverzeihlicher Mißgriff, der sich nur schwer und bitter rächen konnte. Dergleichen hätte also auf alle Fälle vermieden werden müssen; und es war zu vermeiden, denn schon im Voraus konnte dem Direktorium das jetzt offenkundige Resultat mit aller Bestimmtheit prophezeit werden: man braucht dem Mann und seiner Musikseele ja doch nur in der „Lustspiel-Ouverture" z. B. einmal tiefer auf den Grund zu blicken. Ferner hat Viele von uns das völlige Ignoriren des im vergangenen Dezember bekanntlich erst aus unseren Reihen geschiedenen hochverdienten Richard Pohl arg verletzt, dem inmitten der Versammlung unbedingt Worte des Gedenkens in Form eines ehrenden Nachrufes unter Hinweis auf seine Bedeutung für die Vereinssache zu widmen waren. Die Tonkünstlerversammlung kannte doch früher die Einrichtung fachwissenschaftlicher Vorträge unter den Genossen — ich habe selbst 1889 auf dem wiesbadener Tage über „musikalische Erziehung" im Sinne des geistigen Musikfortschrittes sprechen dürfen —: hier war Pohl einzureihen

und zu würdigen. Warum sind wohl diese guten alten Traditionen heute so völlig außer Acht gelassen? Was ferner das Fehlen von würdigen, die dankenswerthe Brahms-Feier ergänzenden Bruckner- und Ritter-Gedächtnißaufführungen anlangt (die diesmal entschieden angebracht gewesen wären), so haben schon Andere ihrem Befremden über dieses absolute Totschweigen in nicht mehr mißzuverstehender, sehr kräftiger Weise Ausdruck gegeben. Ich könnte noch die Frage stellen, wie es denn komme, daß neuerdings im Verein immer Brahms-Vorträge gerade, im Gegensatz zu Liszt- oder Strauß-Wiedergaben, so stilgerecht und stimmungvoll zu verlaufen pflegen; ich unterlasse Das aber lieber, zumal ich diesmal nicht persönlich mit von der Partie gewesen bin, und nehme mir zum Schluß nur noch die Freiheit, mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß Franz Liszt, der Stifter und Ehrenpräsident unseres Vereines, zu seinen Lebzeiten die Unterlassung einer solennen Schubert-Feier im Jubiläums-Jahrgang niemals verziehen haben würde. Kurz, wenn man neulich in den Preß-Ankündigungen las, daß der Ausschuß des schlesischen Musikfestes nicht nur für seine Theilnehmer bei den zuführenden preußischen Bahnen entsprechende Fahrpreisermäßigungen durchgesetzt, sondern auch außer Beethoven, Schumann, Kiel, Brahms, Händel, Weber, Schubert, Chopin, Raff den ersten Akt des Parsifal und statt einer Sinfonie Schumanns eben noch Bruckners große E-dur (Nr. 7) und von Berlioz die Ouverture „Le carnaval romain“ in sein Programm mit aufgenommen hat, so möchte man fast schon meinen, daß er die Prinzipien des Allgemeinen Deutschen Musikvereines weit taktvoller als schließlich dieser selbst vertrete. Aber selbst wenn das Programm diesen Verdacht einer ernstlich drohenden Konkurrenz erwecken könnte, würde auf alle Fälle noch ein gewichtiger Unterschied bestehen bleiben; und Dies bringt mich nun auf die Hauptsache. Die Gewinnung zugkräftiger Solisten vom Rufe eines Petschnikoff und vom fremdländischen Schlage einer Camilla Landi hat nämlich die grundlegende Thatsache mehr und mehr verwischt, daß die Jahrestage des Vereines — was immer übersehen wird! — zunächst und im Wesentlichen gar keine „Musikfeste“ sein sollen. „Tonkünstlerversammlung“ heißt vielmehr die maßgebende Bezeichnung, die im Worte selbst schon das Ziel weist und diese Vereinszusammenkünfte von allen ähnlichen Veranstaltungen so sehr charakteristisch sich immer wieder abheben lassen wird. Hier strömen eben die praktischen und theoretischen Vertreter der neudeutsch-fortschrittsfreudigen Musikpflege, die Tonkünstler und Musikschriftsteller, alljährlich zusammen, die sich da Stärkung ihrer künstlerischen Meinung und Gesinnung, erneute Kräftigung ihres Solidaritätgefühles im öffentlichen Kampfe gemeinsam holen und sichern wollen, für die diese Aufführungen, die zugleich Muster-Darbietungen sein müßten, gleichsam die Parole-Ausgabe zur nächsten Winter-Campagne abgeben sollen. Solche Parole-Ausgabe aber kann nachhaltig nur wirken, einen starken, tiefgehenden Eindruck nur ausüben, wenn der besondere Stil einer Erscheinung oder irgend einer neu auftauchenden interessanten Bewegung im Musikleben, interpretirt etwa von den notorisch dafür begabtesten Orchesterleitern oder Künstlern, genau und unverfälscht gleich beim ersten Male eindringlich genug erfaßt wird. Das aber kann wieder nur vollkommen oder wenigstens doch mit Aussicht auf Erfolg erreicht werden, wenn statt der heute üblichen Mischmasch- und Massen-Programme wohlabgerundete Individualität-Konzerte, nach dem bewährten Vorbilde eben der Sonder- und Kollektiv-Kunst-

ausstellungen unserer Tage, energisch einzuführen versucht wird, wo dann eine Persönlichkeit, ungestört durch ablenkende Zerstreuungen heterogener Natur und unbehindert in ihrer Eigenart durch allerlei fremde Zwischenfälle, als ein geschlossenes Ganzes unserem empfänglich gestimmten, in aller Sammlung darauf eingestellten Innern markant entgegentritt und allein für sich mit ihrer spezifischen Seelensprache zu uns redet. Nicht retrospektive Darstellungen und historische Restaurationen, mit Ausgrabungen und in zweifelhaften Bearbeitungen, bleiben für unsere Zeit das Ziel aufs Innigste zu wünschen; sondern gerade die zeitgemäßen „Streitfälle“ müßten hervorgesucht, auf diesem Wege geklärt, die Fragezeichen in der hier beschriebenen neuen Form unzweideutig beantwortet werden. Ich erinnere hier nur noch kurz an die Namen Gustav Mahler, Hugo Wolf, M. Schillings, H. Pfitzner, Hans Sommer, Humperdinck, Martin Plüddemann, Anton Beer (einen in München auf den Thron erhobenen Messias der Tonkunst!), auch an Gerh. Schjelderup, Mickorey, Sigm. v. Hausegger, Marschalk, Fr. Volbach, Jos. Reiter, außer den schon diesem Aufsatze zu entnehmenden, um bescheidentlich anzudeuten, in wie umfassender, reichhaltiger Weise sich der organische An- und Ausbau der echtesten Vereinstendenzen nach dieser Richtung hin denken und bewerkstelligen ließe. Wenn einmal die übrigen offiziellen Landes-Musikfeste dieses probate System vollgiltig übernommen hätten, erst dann ließe sich allenfalls die Frage wieder aufwerfen, ob der Allgemeine Deutsche Musik-Verein nicht endlich einpacken könne, — falls eben bis dahin sich nicht neue Probleme und Dem entsprechend auch neue, Zukunft verheißende Gesichtspunkte wieder ergeben haben.

Man verschließe sich an leitender Stelle doch nicht länger noch der Erkenntniß, daß es so wie bisher unmöglich mehr weiter gehen kann und daß wir auf diesem Wege günstigsten Falles in die leidige Sackgasse vollendeter Zwecklosigkeit gerathen müssen. Ich bin mir ja sehr wohl bewußt: man wird gegen mich heftig Sturm laufen und mich als Nörgler zu verdächtigen suchen. Aber Das kann mich nicht weiter anfechten noch irgend einschüchtern. Dank meinen ausgedehnten Verbindungen weiß ich als Feuilleton-Schriftleiter und Vertreter einer „öffentlichen Meinung“, der die Augen hübsch offen hält, nur zu genau, woher der Wind heute weht, — und ein Paragraph der Satzungen schreibt außerdem den Mitgliedern als „Pflicht“ ausdrücklich vor: „Die Zwecke des Vereines überall zu fördern und seine Prinzipien verbreiten zu helfen.“ Hier bin ich im Amt. Wie wir moderneren Kunstschreiber in Dresden als „unpatriotische Männer, die das eigene Nest beschmutzen“, Jahr aus, Jahr ein von gewisser Seite verschrien wurden, weil wir uns der Verpflichtung nicht entzogen, den Finger unbeirrt auf die offene Wunde unseres dresdener akademischen Ausstellung-Wesens zu legen, um dann in diesem Jahre an der kürzlich hier gepriesenen Internationalen Kunstausstellung schließlich doch in allen Ehren die Früchte dieses Vorgehens freudig zu ernten, so nehme ich auch jenes unbequeme Martyrium, das eigentlich nur ein Odium vorstellt, meiner Verantwortung voll bewußt, zaglos gern zeitweilig auf mich und zweifle keinen Augenblick: die Zukunft wird mir mit der so naheliegenden Reform des Musikfest-Wesens Recht geben.

Dresden. Dr. Arthur Seidl.



Pro domo.

Sehr verehrter Herr Harden,

Sie erinnern sich an den Witz, mit dem Heine mal über Hegel herfiel: Nur Einer hat mich verstanden, — und dieser Eine hat mich mißverstanden. Dieses Wort, dessen versteckte Tragik seine offenkundige Komik vielleicht noch überwiegt, fiel mir ein, als ich Ihren sehr freundlichen Artikel über mich in der „Zukunft“ las. Wie Hinz und Kunz über mich denken, was Krethi und Plethi schreiben, kann mir gleichgiltig sein. Ich kenne gewisse Leute zu gut, um mich über sie aufzuregen. Ich nehme von ihrer ohnmächtigen Zeitungwuth Notiz, freue mich über sie und gehe meinen Weg, den ich mir gewählt habe, ruhig weiter. Daß ein Köter, den man auf den Schwanz getreten hat, kläfft, ist am Ende sein gutes Recht. Und ist es gar, wie hier, gleich ein ganzes Rudel gewesen, — um so besser. Man braucht nur das richtige Ohr dafür zu haben und dies mißtönige Geheul klingt wie die schönste Musik. Sie ist das beruhigendste Certifikat, daß die Muskeln straff gewesen, daß das Ziel nicht verfehlt, daß der Hieb gesessen. Also darüber kein graues Haar und kein Wort weiter! Nur wird der Fall denn doch etwas komplizirt und auch die unempfindsamsten Nerven bleiben nicht mehr die alten, wenn Ueberzeugung gegen Ueberzeugung steht, wenn Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit tritt und man das Gefühl hat, ein Mann, den man hoch hält und an dessen Empfinden Einem liegt, der Einem menschlich wohl will, erwiesen wohl, und der doch aufrecht mitten im Lager der Gegner steht neben Beschränkten, die man bemitleidet, unter Opportunistengesindel, das man verachtet, dieser Mann würde über die Sache, der man dient und an deren Sieg man sein Leben gesetzt hat, nicht mehr urtheilen, wie er urtheilt, falls es gelänge, sich ihm besser verständlich zu machen. Und Dieses im Folgenden wenigstens versuchen zu dürfen, bitte ich Sie.

Zunächst, verehrter Herr Harden, irren Sie durchaus, wenn Sie annehmen, daß wir Jungen, damals noch nicht Dreißigjährigen, unser Ringen um ein neues Drama als letzte importirte Mode aus Frankreich her hatten. Die Herren Hennique, Ancey, Jullien, Alexis, Méténier und ihre Kollegen, die Sie heute gegen uns aufmarschiren lassen, mögen ja tüchtige Kerle gewesen sein, aber für Ihre Beweisabsicht hatten sie doch sammt und sonders einen bedenklichen Fehler: sie waren uns vollkommen unbekannt geblieben. Das Revolutionärste, das für unser Wissen das französische Theater damals besaß, war Therese Raquin. Und Sie werden gewiß jetzt lachend selbst zugeben, daß sich aus diesem alten Backofen die neuen Brote, deren Geschmack Sie so bedenklich fanden, nicht recht ziehen ließen. Nein: nicht in Paris hatte die verhängnißvolle Wiege gestanden, aus der das Unheil damals nach

seinem ersten Schnuller schrie, sondern Berlin ein paar Kilometer näher: in einem kleinen, um jene Zeit dick verschneiten Häuschen am stillen Schloßpark von Nieder-Schönhausen. In meinem späteren Buche „Die Kunst“ habe ich das kleine Idyll, das wir damals lebten — wir, nämlich mein Freund Johannes Schlaf und ich — nachträglich geschildert: „Unsere kleine Bude“, hieß es daselbst, „hing luftig wie ein Vogelbauerchen mitten über einer wunderbaren Winterlandschaft, von unseren Schreibtischen aus, vor denen wir dasaßen bis an die Nasen eingemummelt in große, rothe Wolldecken, konnten wir fern über ein verschneites Stück Heide weg, das von Krähen wimmelte, allabendlich die märchenfarbensten Sonnenuntergänge studiren, aber die Winde bliesen uns durch die schlecht verkitteten kleinen Fenster von allen Seiten an und die Finger waren uns trotz den vierzig dicken Preßkohlen, die wir allmorgendlich in den Ofen schoben, oft so frostverklammt, daß wir gezwungen waren, unsere Arbeiten schon aus diesem Grunde zeitweilig einzustellen. Denn mitunter mußten wir sie auch noch aus ganz anderen Gründen quittiren. So zum Beispiel, wenn wir aus Berlin, wohin wir immer zu Mittag essen gingen — eine ganze Stunde lang, mitten durch Eis und Schnee, weil es dort ‚billiger‘ war — wieder gar zu hungrig in unser Vogelbauerchen zurückgekrochen waren, wenn uns ab und zu um die Dämmerzeit, während draußen die Farben starben und in all der Stille rings die Einsamkeit, in der wir lebten, plötzlich hörbar wurde, hörbar und fühlbar, die Melancholie überfiel, oder wenn, was freilich stets das Allerbedenklichste war, uns einmal der ‚Tobak‘ ausging. Das war dann ein Herzeleid — gar nicht zu beschreiben! Von ‚Cuba‘ waren wir so allmählich auf ‚Caraballa‘ gesunken, von ‚Caraballa‘ auf ‚Paetum optimum‘. Ja, als die Noth am Größten war, entsinne ich mich, rauchten wir sogar das letzte Stück einer alten Guirlande auf. Honni soit qui mal y pense! Unseren schönsten runden Tisch mit bunter Veloursdecke, der eigentlich vor dem Sopha hätte stehen sollen — dem ‚Perserdivan‘, wie es offiziell hieß — hatten wir eigens zwischen unsere beiden Schreibtische gerückt, als würdige Unterlage für die lange Stricknadel, mit der wir unsere langen Pfeifen putzten, eine leere Liebigbüchse diente als Aschbecher. Schließlich, als dann endlich durch unsere Scheiben wieder blau der Frühlingshimmel brach, hatten wir die Genugthuung, konstatiren zu können, daß unser schöner schneeweißer Hermeskopf, der so lange quer über einem großen, rothgebundenen Don Quixote mitten unter einem Spiegelchen gestanden, aussah wie ein Niggerschädel. Veröffentlicht von uns, als das erste sichtbare Resultat dieser Campagne, wurde dann ein Jahr später, im Verlage von Karl Reißner in Leipzig: „Bjarne P. Holmsen: Papa Hamlet.“ Wie Sie, verehrter Herr Harden, noch heute diese Sammlung eine lichtlose nennen konnten, ist

mir unverständlich geblieben. Es hat meiner Ansicht nach selten ein Buch gegeben, durch dessen ernste Seiten zugleich so viel Humor ging. Selbst die Vossische Zeitung, die damals freilich noch nicht wissen konnte, daß sich hinter dem, wie es schien, harmlosen neuen Norweger neben einem Anderen auch noch der zukünftige Verfertiger der „Sozialaristokraten" barg, hatte keinen Anstand genommen, diesen Humor „grandios" zu finden. Na, sie thuts ja auch nicht mehr! Man muß verzeihen können. Mit kleinen, völlig absichtlosen Studien direkt nach der Natur, ohne uns sozusagen um Gott und die Welt zu kümmern, hatten wir angefangen und schließlich mit der „Familie Selicke", durch die man in ein Stück Leben wie durch ein Fenster sah, aufgehört. Der Erste, der zu uns stieß, der in alle unsere Arbeiten Einblick erhielt, noch ehe wir sie in die Oeffentlichkeit gaben, war Gerhart Hauptmann. Wir rissen ihn aus einem Roman, an dessen Niederschrift er noch Jahre setzen wollte, und als Resultat, bereits in kürzester Frist, war „Vor Sonnenaufgang" entstanden, oder vielmehr, wie es ursprünglich hieß — der neue Titel, der das Drama nicht mehr so grell in die leider noch immer vorhandene Tendenz rückte, stammte von uns — „Der Sämann." Wie schnell die Bewegung dann weiter um sich griff, ist bekannt. Schon im Spätsommer 1891, im Vorwort zu den von meinem Freunde Johannes Schlaf und mir gemeinsam herausgegebenen „Neuen Gleisen", die unsere Arbeiten gesammelt brachten, durften wir schreiben: „Kein Homunkulus war unserer Retorte entschlüpft, kein schwindsüchtiges, bejammernswerthes Etwas, dessen Lebenslicht man nicht erst auszublasen brauchte, weil es von selbst ausging, sondern eine neue Kunstform hatten wir uns erkämpft, eine neue Technik dem deutschen Drama, unseren Gegnern zum Trotz, die sich triebsicherer senkt in das Leben um uns, keimtiefer als die bisherige, uns überliefert gewesene, und wohin wir zur Zeit blicken in unserer jungen Literatur, überall bereits begegnen wir ihren Spuren." Aus uns und den Dingen selbst hatten wir geschöpft, das Ausland, so reich es auch um uns lag, hatte uns nichts bieten können. Sollen wir also nun schon einmal durchaus Narren gewesen sein, — schön, so viel jedenfalls wird man uns lassen müssen: wir sind dann doch wenigstens Narren aus eigener Methode gewesen!

Und nun, bitte, die Narrheit selbst. Diese bestand, behaupten Sie, darin, daß wir dem Lebensprinzip des Theaters selbst an den Leib wollten, dem ehernen Kunstgesetz, auf das seit ein paar Jahrtausenden die dramatische Dichtung sich gestützt hatte. „Daß dieses Gesetz", führten Sie aus, „nicht der Laune eines Despoten entstammt, nicht von einem ästhetischen Parlament beschlossen worden war, daß es fest in dem Boden wurzelt, dem in der Völkerkindheit einst das Drama entsproßte, daran dachten die jungen Herren nicht, als sie riefen: Fort

mit der Intrigue, den bunten Abenteuern, der Konzentration, fort mit der Handlung!" Verehrtester Herr Harden: Sie unterschätzen die damals jungen Herren! Nicht allein, daß die jungen Herren sehr wohl an dieses Gesetz dachten — die Konzentration und die Handlung hatten sie übrigens, nebenbei gesagt, nie in Abrede gestellt —, ihr ganzes Streben, dessen selbstloses Feuer Sie heute vielleicht nicht mehr ganz nach seinem gerechten, ich möchte fast sagen: historischen Werth schätzen, war sogar freudig darin aufgegangen, diesem alten Gesetz, um das Generationen, die sich mit anderen, für sie wichtigeren Problemen auseinanderzusetzen gehabt, sich nicht mehr hatten kümmern können, erst recht zum endlichen Siege zu verhelfen. Nur stellte sich eben die Frage — und Das ist der Drehpunkt —: Welches ist dieses Gesetz? Sie citiren einen Satz von Brunetière: „Ce qui n'appartient qu'au théâtre, ce qui fait à travers les âges l'unité permanente de l'espèce dramatique, si j'ose ainsi parler, ce que l'histoire, ce que la vie même ne nous montrent pas toujours, c'est le déploiement de la volonté, — et voilà pourquoi l'action demeurera la loi du théâtre, parce qu'elle est enveloppée dans son idée même." Sie hätten von Aristoteles ab eben so gut auch jeden beliebigen anderen Autor über dieses Thema ins Treffen führen können. Sie orakeln in rührendster Uebereinstimmung Alle das Selbe. Aber ich vertraue auf das Einmaleins und appellire an Ihre Logik: „. . . c'est le déploiement de la volonté, — et voilà pourquoi l'action demeurera la loi du théâtre." Wo, frage ich, ist die granitene Brücke der Nothwendigkeit, die von diesem Vordersatz zu diesem Nachsatz führt? Ich bedaure. Ich sehe nur einen Gedankenstrich und dahinter eine in der Luft zappelnde Behauptung. Gerade aus dem Vordersatz Brunetières, den ich mich hüte hier anzuzweifeln und den auch ich unterschreibe, ergiebt sich mit Folgerechtigkeit nur das Eine: die Menschen auf der Bühne sind nicht der Handlung wegen da, sondern die Handlung der Menschen auf der Bühne wegen. Sie ist nicht der Zweck, sondern nur das Mittel. Nicht das Primäre, sondern das Sekundäre. Mit anderen Worten: nicht Handlung ist also das Gesetz des Theaters, sondern Darstellung von Charakteren. Und dieses Gesetz, dieses Fundamentalgesetz alles Dramatischen, in aller Klarheit aus den Dingen als Erste empfunden zu haben, nachdem das gesammte Akademikerthum zweier Jahrtausende sich wie das Thier auf der Heide vergeblich im Kreise gedreht, war, ich gebe es zu, allerdings unser Pech! Daß man dann aber gleich das Kind mit dem Bade ausschüttete und uns unterschob, wir perhorreszirten nun überhaupt jede Handlung, als ob ein Drama ohne Handlung auch nur denkbar wäre, und wir wollten nur noch Stücke ohne Anfang, Mitte und Ende, fällt nicht uns zur Last, die wir solches Blech nie gewalzt haben, sondern war lediglich Folge der vielen, uns ach so überlegenen Intelligenzen auf den Re=

daktionsesseln, denen es natürlich ein Leichtes war, uns sofort besser und gründlicher zu verstehen, als wir uns selbst verstanden. Man kennt ja den Vorgang. Er wiederholt sich fast täglich auf allen Gebieten. Keine Kunstform darf leisten wollen, was eine andere Gattung durch die ihr eigenthümlichen Mittel noch wirksamer zu leisten vermag. Gewiß. Ich gebe Das vollständig zu. Nur eben, weil dieser Satz von so unwiderleglicher Wahrheit ist, deshalb, gerade deshalb, ich wiederhole, ist Handlung nicht das Gesetz des Theaters. In eine Novelle von drei Seiten ist es technisch möglich, mehr Begebenheit zu pfropfen als in ein Drama von zehn Akten. Und umgekehrt: durch eine Szene von fünf Minuten ist es selbst dem mittelmäßigsten Dramatiker, unterstützt durch eine Duse oder einen Reicher, technisch möglich, mehr unmittelbar wirkende Menschendarstellung zu geben als selbst dem genialsten Romancier in einem ganzen Kapitel. Den Einen hindern eben seine Mittel und den Anderen tragen sie. Das ist der Unterschied. Wäre die „Darstellung der Leidenschaften“, wie Brunetière behauptet, das Spezifikum des Romans, kein Zola hätte dann zwanzig Bände lang eine ganze Zeit in Athem halten können, ohne als Psychologe auch nur das Mittelmaß zu überschreiten. Es ist einfach unwahr, weil mit den Thatsachen in Widerspruch, wenn Brunetière behauptet, die größten Dramatiker seien nicht zugleich auch die größten Charakterschilderer gewesen. Ich erinnere nur an den einen einzigen, den größten von allen, Shakespeare. Sind es seine Handlungen, seine Fabeln — die er so sorglos nahm, daß er sie sogar fast durchweg von Anderen holte —, die uns überwältigen, noch heute überwältigen, oder seine Menschen? Wer wirklich so naiv ist, sich einzubilden, es seien die kleinen oder großen faits divers, Der thäte meinem Dafürhalten nach wahrhaftig gescheiter, gleich zu Jules Verne oder zu Ponson du Terrail zu gehen. Brunetière, der es vorzieht, ihm geschickt aus der Begegnung zu biegen, führt Bourdaloue und La Bruyère an. Kein Dramatiker der gallischen Welt, selbst Molière nicht, hätte sie als Charakterschilderer übertroffen. Nur merkwürdig dann, wage ich dagegen einzuwerfen, daß die Menschen, die Bourdaloue und La Bruyère geschaffen, bedeckt von dem langweiligen Zeilenstaub der analytischen Rhetorenprosa dieser beiden Herren, in ihren schweinsledernen Foliantensärgen hübsch mausetot liegen geblieben sind, ihrer definitiven Verschimmelung entgegenharrend, während die vielen Männlein und Weiblein ihres armen, so schmählich unterlegenen Konkurrenten in uns Allen noch heute lachen und weinen, lebendig wie am ersten Tag! Doch wozu die Beweise häufen? Entweder es genügt bereits einer oder es reichen keine drei Dutzend. Läge das Recht auf Brunetières Seite, keine vier Pferde zögen uns wieder in das selbe Stück, Sardou wäre größer als Shakespeare und Hamlet eine Stümperleistung gegen Charleys Tante. Und ferner, worauf es als Schlußfolgerung hier ankommt: wäre das von der alten Aesthetik

hypostasirte Gesetz, Handlung ist die letzte Absicht des Theaters, wirklich das richtige gewesen, das der Realität parallele: unsere technische Neuerung — die Sprache des Lebens, die wir an die bisherige von Papier setzten — wäre von absolut keiner Bedeutung gewesen. Denn eine Handlung bleibt naturgemäß die selbe, ob ich sie durch eine primitive oder eine differenzirte Ausdrucksweise begleite. Verhält es sich aber gewissermaßen umgekehrt und ist, wie ich behaupte, der Mensch selbst und seine möglichst intensive Wiedergabe das Kerngesetz des Dramas, so liegt auf der Hand, daß unsere Revolutionirung des dann centralsten Mittels dieser Kunst eine so tiefgründige war, wie sie als Basis einer neuen Entwickelungmöglichkeit tiefgründiger nicht einmal gedacht werden konnte. Und nun, verehrter Herr Harden, sieben Jahre später, schlage ich die „Zukunft" auf und lese: „Ewig geltende Regeln und Gesetze, die in der Idee des Dramas begründet sind und denen man, um sie einst zu beherrschen, sich zunächst gehorsam anpassen muß? Welches unsinnig akademische Gefasel! . . . Regeln, Gesetze, Ideen: das Alles haben wir, so mochten sie höhnend rufen, doch längst glücklich abgeschafft!" O nein. Solche gehirnlosen Vogelscheuchen, solche bejammernswerthen Gesellen sind wir nie gewesen. Unser ganzes Verbrechen — und ich bin stolz darauf, daß ich der Erste war, wie ich heute Ihrer Meinung nach, die ich nicht theile, bereits der Letzte sein soll — unser ganzes Verbrechen hatte im Gegentheil nur darin bestanden, daß wir diese ewig geltenden Gesetze und Regeln nicht blind von unseren Vätern übernahmen, die wir ja mit ihnen fest auf die trostlosesten Sandbänke gefahren sahen, sondern daß wir es für unsere Pflicht hielten, sie uns wieder aus den Dingen selbst zu suchen, um uns ihnen dann um so gehorsamer anzupassen, gerade je ehrfürchtiger wir an sie glaubten.

Daß dieser Glaube inzwischen bei den Meisten von uns wieder nachgelassen hat, beweist nichts. Denn er ist recht unbequem und nicht Jedermann ist es gegeben, eine Sache — noch dazu, wenn er sie, wie hier, nicht geschaffen hat — vor seine wie ein Idol geliebte Person gehen zu lassen. Aber auch ganz davon abgesehen: ein, wenn allerdings auch nur zeitweiliger, Rückschlag gegen unsere Technik, der heute unbestreitbar ist, hatte unbedingt kommen müssen. Denn die Aufgabe, die sie stellte — Auf- und Ausbau eines neuen, in sich durchgebildeten Stils, der den noch keineswegs toten eines ganzen voraufgegangenen Zeitalters verdrängen sollte — war eine zu gewaltige, als daß es möglich gewesen wäre, sie gleich auf den ersten Ruck zu lösen. Gerade gleich mit dem ersten Ansturm war es naturnothwendig, daß Leute liegen bleiben mußten. Und daß das Schicksal zu dieser leider nicht überflüssigsten aller Missionen vollends uns, die Urheber selbst, also meinen Freund Johannes Schlaf und mich, auserkoren hatte, die wir die allerdings unverzeihliche Dummheit besessen, weder zur rechten Zeit zu erben noch die Schwiegersöhne von

Millionären zu werden, war damals sicher nicht der geringste Schlag für unsere Sache gewesen. Aber Das thut nichts. Sie kann nicht untergehen. Sie kann wohl, wie jetzt, eins, zwei, drei, meinetwegen auch zehn Jahre und noch länger, gebunden, geknebelt, geknutet und in das letzte Kasemattenunterst geworfen werden, wo die mitleidigen berliner Herren Literaturreporter dann triumphirend um alle Kellerfenster hocken und höchlichst befriedigt das interessante Sterben der gehaßten Bestie konstatiren — thut nichts: die lieben Klugen in den Lackschuhen werden eines schönen Tages in die himmelblaue Luft fliegen, die neugierigen Literarhistoriker Anno Domini von der ehemaligen Existenz dieser dann glücklich legendär Gewordenen auch nicht das bescheidenste Schnipselchen mehr übrig finden und die angenehme Leiche wird dann ein Leben führen von solcher Vergnügtheit, daß auch die Spitzfindigsten sich vergeblich die Köpfe zerbrechen werden, wie man sich je um ihre Gesundheit hat ernstlich beunruhigen können. Sie verzeihen, daß ich die Sache so amusant nehme. Aber es ist mir nicht möglich, sie blos sub specie von heute auf morgen zu sehen. Auch scheint mir, offen gestanden, die Geschichte mit dem Kellerloch vorläufig noch nicht mal zu stimmen. Von einem Ruhen der neuen Technik, die allein selig machen sollte, in der Rumpelkammer kann meiner Meinung nach noch keine Rede sein. Etwa weil Gerhart Hauptmann, den die Welt, berathen vom Herrn Paul Schlenther, eine Zeit lang für einen Reformator hielt, im letzten Jahr die schlechten Verse der „Versunkenen Glocke" schrieb? Oh! Er hätte seine Feder nie anzusetzen gebraucht und die Bewegung, die ihn mit sich gerissen, wie sie Andere, die heute „auch nicht mehr so thun", ebenfalls mit sich gerissen, wäre doch gewesen. Er war nie ihr Grund, sondern immer nur eine ihrer Folgen. Eine „Schaar" von „konsequenten Naturalisten" hat es nie gegeben. Die Leute, die man, wenn man böswillig war, allenfalls so nennen durfte, ließen sich stets an den Fingern einer Hand herzählen. Und dann blieben einige Finger eigentlich immer noch übrig. Nicht durch „wenig stolze Namen" scheint mir also im Moment die Beantwortung dieser Frage möglich, sondern ausschließlich dadurch, daß man untersucht, ob diese Technik, deren derzeitige Beschaulichkeit in der von Ihnen behaupteten Rumpelkammer ich so überzeugt in Abrede stelle, sich nicht im Gegentheil längst derartig durchgefressen hat, daß man ihre Einflüsse, wenn vorläufig auch noch verschämt und undeutlich, ja zum Theil sogar ganz gegen den Willen der von ihr Beeinflußten selbst, bereits bis in die fernsten Winkel verspürt. Und da, bitte ich, sehen Sie nur zu. Sie werden die wunderlichsten Entdeckungen machen!

Sie bedenken uns mit Ihrem Mitleid und nennen uns „nüchterne Doktrinäre". Auf Grund welcher Thatsachen? Von Allen, die mit mir auf dem selben Boden standen oder noch heute stehen, war ich meines Wissens der Einzige, der seine Praxis zugleich auch theoretisch vertrat. Ihr Wort kann

also nur mich allein treffen. Die Anderen scheiden von selbst aus. Und da sehe ich mich denn leider nur im Stande, zu erwidern: Es giebt keine Titulatur, die geeignet wäre, mich weniger zu schrecken. Ich befinde mich mit ihr in einer zu erlauchten Gesellschaft. Ein solch nüchterner Doktrinär war auch Leonardo da Vinci, als er an seinem „Trattato della pittura“ schrieb, Albrecht Dürer, als er seine epochemachenden Opera abfaßte: „Underweysung der messung, mit zirkel vnd richtscheit, in Linien ebnen vnd gantzen corporen“, „Von menschlicher Proportion“ u. s. w., Schiller, als er seine Briefe mit Goethe wechselte, Wagner, als er über seinem „Kunstwerk der Zukunft“ brütete, Zola, als er seine acht Bände Kritik edirte, u. s. w. u. s. w. Sie sehen, verehrter Herr Harden, ich genire mich nicht! Die Kunst hat nie mehr profitirt, als wenn es den Künstlern einfiel, über Das, was sie thaten, und vielleicht, was noch wichtiger war, über Das, was sie nicht thaten, sich und der Welt Rechenschaft abzulegen. Was dann die Anderen murmelten, die Grünbefrackten wie Herr Brunetière, war entweder, wenn es einen gewissen Sinn hatte, gelehriges Nachgestammel oder aber, wenn es von ihren Gnaden selbst herrührte, leeres Gefasel. Blinde, die sich vom Hörensagen über Farben ergehen! Wie herrlich Ihr Satz! Ich würde schreiben, wenn ich wie Elise Polko schriebe: Ich küsse entzückt jeden Buchstaben! „Die selben armsäligen Herren, die als ‚Kritiker‘ vor sieben Jahren von der Genesis einer neuen Kunst greinten und sich furchtbar aufblähten, weil sie in der Wochenstube des Werdenden gesessen zu haben wähnten, sind munter mit der Mode gegangen, handeln jetzt mit Phantasie und holdem Märchengetändel, wie Andere mit Papierkorn, Goldshares oder alten Kleidern, fordern, der Dramatiker müsse vierspännig im Galopp über die Bühne donnern, und heischen heute wie damals Gehör.“ Bravo! Und ich setze hinzu: Wie der Orientale sagt: „Schmutz auf ihr Haupt!“

Daß Herr Brunetière, von dem ich eigentlich nicht verstehe, wie gerade Sie, verehrter Herr Harden, auf seine hierbei doch wirklich totale Nebensächlichkeit ein so betrübendes Gewicht legen können, daß dieser Steifleinene mit meinem Plan, Berlin in einen großen Dramencyklus zu sperren, wahrscheinlich nicht einverstanden sein würde, da ein derartiges Projekt nicht dem innersten Sinn eines Dramatikers entspringe, war mir ein ordentlicher Stein der Erleichterung. Ich glaubte an meine Idee zwar schon vorher, aber nun, ich kann mir nicht anders helfen, glaube ich an sie doppelt. Der Greis erklärt sich dagegen, folglich ist die Sache ausgezeichnet! Einen besseren Beweis für mich konnte es nicht geben. Die Bedenken, die Sie selbst äußern, entmuthigen mich nicht. Ob Berlin für die deutsche Welt heute typisch ist oder nicht, ist mir gleichgiltig. Berlin ist das einzige Milieu, das ich allenfalls einigermaßen kenne, und was ich aus ihm kenne, bietet mir immerhin, glaube ich, bereits eine gewisse Gewähr, daß ich die Kreise und Menschen, die ich noch

nicht kenne, vorausgesetzt natürlich, daß mein Pech mir nicht zu treu bleibt, mit der Zeit eben einfach noch kennen lernen werde. Eine Alternative war für mich gar nicht gestellt. Denn Menschen ohne Milieu, konstruirte, abstrakte, kann ich für meine Zwecke nicht brauchen. Wüßte ich die 99 Prozent, die ich noch nicht weiß, bereits heute —: der ganze Cyklus stünde da fix und fertig. Denn die Niederschriften selbst machen keine Umstände. Ich brauchte für die Materialiensammlung des bereits vorliegenden ersten Stückes, über dessen so erfreulich prompt erfolgte Niedermetzelung durch die von mir so verehrten Herren „Kritiker" ich hierdurch quittire, vielleicht unbewußt Jahre und schließlich, um es aufs Papier zu bringen, noch keine drei Wochen. Daß die Menschen, die ich in ihm auf die Beine gestellt, von den eben genannten höchsten Instanzen heute fast einstimmig als grobe Karikaturen denunzirt wurden, macht mich lachen. Grobe Karikaturen, wie wir Alle uns noch erinnern, waren ihrer Zeit auch die berühmten grünen Wiesen der ersten Freilichtmaler. Die Leute schimpften, wie die frechen Kerle sich erdreisten konnten, hellere Augen zu haben. Heute, nachdem sie ihnen nun endlich mit Mühe und Noth beigebracht sind, haben sie sie natürlich Alle. Hilft nichts; sie radauen bei jeder neuen Gelegenheit immer wieder! Aber Das muß ein Tropf sein, der, durch diese Sorte „Nörgler" aus dem Konzept gebracht, auch nur mit der Wimper zuckt. Wer den Anderen voraus will, darf sich nicht wundern, wenn die Uebrigen erst nach einer Weile kommen. Auch betrübt es mich keinen Augenblick weiter, daß die selben Scharfblickenden, die in meinem Stück keine Menschen entdecken konnten, diesem Manko entsprechend, natürlich auch keine Handlung entdeckten. Ich hoffe, es wird mir glücken, daß sie diese selben kleinen Schwächen auch bei meinen nächsten Stücken nicht zu vermissen haben werden. Ich denke an zwölf, vertheilt auf einen Zeitraum von vierundzwanzig Jahren. Denn nachdem ich mein Metier, dem ich so lange untreu gewesen, gegen wiederholtes Verlangen nun wieder aufgenommen habe, ist es keineswegs meine Absicht, mich durch meinen Plan wie in einen Käfig gegen jede übrige Produktion ab- und einzusperren. Mich locken zu sehr auch noch einige andere Aufgaben. „Es tickt mich", wie Hermann Conradi mal sagte, den vielen Leuten, die mich so lieben, die Gelegenheit, mir ihre Liebe zu bethätigen, auch noch auf verschiedenen anderen Gebieten zu geben. Man muß nicht abgünstig sein! Auf meine Phantasie aber, wie Sie, verehrter Herr Harden, mir zu rathen scheinen, möchte ich mich beim Fortgang meiner Arbeit denn doch nicht so verlassen. Denn ehe es möglich ist, daß lebendige Dinge sich durch die Phantasie geben lassen, müssen, meine ich, mit ihnen in irgend einer Weise korrespondirende erst in der Wirklichkeit gewesen sein. Und gerade, ob ich diese doppelte Arbeit werde leisten können, wird allerdings in erster Linie vielleicht nicht so von mir abhängen wie zu meinem

Kummer von meinem Portemonnaie. Nun, ich werde es jedenfalls versuchen. Bleibe ich auf der Strecke, ich darf wohl sagen zum zweiten Male —: thut nichts! Kein Wollen bleibt auf die Dauer vergeblich. Dann geht die Zeit und ein Anderer, den ein günstigerer Stern mit günstigeren Voraussetzungen segnet, nimmt die Arbeit von Neuem auf. Nicht darauf kommt es an, durch wen sie geleistet wird, sondern darauf, daß sie geleistet wird. Und sie wird geleistet werden. Wenn nicht in der, dann in einer anderen Form. Der Kern bleibt der selbe. Denn der Satz, verehrter Herr Harden, den Sie von Wagner anführen, bleibt bestehen, auch wenn wir an seiner Spitze nicht das Wort Irrthum, sondern das Wort Wahrheit lesen. Auch eine Wahrheit — „absolute" giebts ja nicht — wird nicht eher gelöst, als bis alle Möglichkeiten ihres Bestehens erschöpft, alle Wege, innerhalb dieses Bestehens zur Befriedigung des nothwendigen Bedürfnisses zu gelangen, versucht und ausgemessen worden sind. Und um einen solchen Fall, gleichgiltig schließlich, ob „Wahrheit" oder „Irrthum", handelt es sich hier. Auch nur seine erste Phase wird nicht ausgemessen sein, ehe an unsere Statt nicht mindestens bereits die nächste Generation gerückt ist.

Stets in Dankbarkeit

Ihr aufrichtig ergebener

Arno Holz.

Damit Herr Holz nicht über Ungebühr klagen und die Wirkung seines Briefes erproben kann, will ich ihm erst in einem der nächsten Hefte antworten. M. H.



Neue Geschäfte.

Im Reich der Deutschen Bank geht die — elektrische — Sonne nicht unter. Vielleicht glaubt der Direktor Siemens, bei der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft könne die Mittagshöhe des Verdienens schon überschritten sein: da sieht er bei der Gründung von Siemens & Halske das Morgenroth neuer Gewinne aufsteigen. Dieser Auszug eines großen Institutes, ohne das ein allererstes Industrieunternehmen bisher kaum zu denken war, ist eins der denkwürdigsten Ereignisse der modernen Finanzgeschichte und es wird noch denkwürdiger durch die Erscheinung, daß nun die selbe große Bank in das Lager der hartnäckigsten Konkurrenz abmarschirt. Das kommt davon, wenn man bei gemeinsamen Geschäften immer den Rahm abschöpft und sich gar nicht denken kann, daß die Nachfolger von Werner Siemens schließlich mit einer solchen Gesellschaft nichts zu thun haben wollen. Die A. E.-G. hat, wie mir scheint, eine Niederlage erlitten: sie, für die die

Verbindung mit der Nationalbank für Deutschland und der Handelsgesellschaft — beide Banken sind im Aufsichtrath vertreten — nicht ausreicht, muß jetzt an eine schwere Finanzgruppe Anschluß suchen, und da die einflußreichen Mittelbanken schon von Schuckert aufgesogen sind, so bleibt nur die mächtige Gruppe der Union übrig. Diese ist aber gerade das Unternehmen, das die maßgebenden Techniker bisher nicht als Verbündeten haben wollten; jetzt läßt sich an dieser unfreiwilligen Freundschaft nichts mehr ändern. Uebrigens sind alle noch so feierlichen Dementis des Planes, die wiener Tramway mit Loewes Hilfe in elektrischen Betrieb umzuwandeln, mit einiger Vorsicht aufzunehmen. Ich höre, daß Loewe in Wien zwanzig Motorwagen laufen hat; sollten diese 400 Pferdekräfte wirklich nur zu Probefahrten dienen? Jedenfalls zeigt der neueste Umschwung, wie gefährlich es ist, einen rührigen Mann allzu früh für der Ruhe bedürftig zu halten: ein großer Bankdirektor tritt mitunter eines Morgens frisch gestärkt hervor und stellt sich eine neue Aufgabe, die ihm für die nächsten zehn Jahre in Hülle und Fülle zu thun giebt.

Ein Glück ist, daß die Deutsche Bank bei den bevorstehenden Geschäften nicht auf die berliner Börse angewiesen ist; diese würde gewiß gegen das Siemens-Institut arbeiten, überhaupt, wo sie nur irgend kann, gegen das Interesse der Großbanken thätig sein. Nur für die von der Berliner Handelsgesellschaft angedeuteten Wünsche legen die Herren sich noch gern ins Zeug, weil sie die einzige ist, die zwischen Emission- und Privatpublikum streng unterscheidet und bei ihren Finanzirungen den Zwischenbankiers nicht ins Handwerk pfuscht; bei den anderen Banken ist ein nicht sehr lauterer Wettbewerb längst üblich geworden. Da man Deutsche Bank-Aktien kaufen wollte, ersann man sich vortheilhafte Verschmelzungen: zuerst die oft wiederrufene Fusion mit der Schlesischen Bank, dann die mit der Bergisch-Märkischen Bank in Elberfeld, die, trotz der Gemeinsamkeit einiger Verwaltungräthe, kaum in das Lager des Herrn Siemens übergehen, vielleicht aber, nach dem Vorbilde des allerdings expansionfähigeren Schaafhausenschen Bankvereines, sich in Berlin selbständig machen dürfte. Diese Bank hat unter ihren Direktoren einen Juristen, der in der Hochfinanz als der kommende Mann gilt; da scheint nun ein kluger Plan ersonnen zu sein, in der Reichshauptstadt gleich zu einem ersten Geschäft zu gelangen. Man kauft nämlich eine der dortigen größeren Firmen — sie mag nun mit einem B oder einem D. L. beginnen — und zahlt ihr etwa 20 Millionen, aber in bergisch-märkischen Aktien zu 130. Da die Aktien nun ca. 158 stehen, würde die Differenz von 28 Prozent schon gegen 6 Millionen ausmachen (mit Einrechnung eines entsprechenden Theiles der Reservefonds), — und Das verdient auch ein Großer heutzutage recht gern. So ungefähr dürfte sich die Transaktion wohl vollziehen, obgleich es durchaus unsicher ist, ob diese elberfelder Bank, die mit ihren wichtigen Filialen die Eisen- und auch die Textilbranche berührt, schon jetzt Berlin wirklich nicht mehr entbehren kann.

Die Aktien der Deutschen Bank erregen immer wieder Interesse; sie müssen besonders an den Seeplätzen in sehr reichen Händen sein, denn bei Prolongationen zeigt es sich, daß diese Aktien weit schwieriger zu haben sind als etwa Diskontokommandit. Sobald aber die Rothschild-Gruppe mit einer ihrer riesigen Staatsanleihen kommt, wirkt der alte Zauber wieder und die Kursphantasie fliegt den alten, geliebten Diskontoantheilen zu. Sonst konzentrirt sich die ganze Bewegung auf Industrie- und Bergwerkspapiere und der lebhafte Verkehr in diesen

Werthen ist, besonders im Hochsommer, sehr auffällig. Wenn das stürmische Publikum einmal den Saling durchblätterte, dann könnte es da auch viele Jahre finden, in denen alle möglichen Fabriken, Hütten und Zechen nichts gebracht haben. Rathschläge der Kommissionfirmen wirken bei jenen Käufen kaum mit; man räth überhaupt nur zu Pfandbriefen, weil die Hypothekenbanken den Vermittlern bis zu 1 Prozent Bonifikation geben. Mehr als $1/4$ Prozent über den Konsolszins machen die glücklichen Besitzer mit ihren neuen Pfandbriefen auch nicht.

Ganz richtig deutet jetzt das Gerücht die stillen Wünsche Miquels, da es von einer bevorstehenden Konversion der $3\,1/2$ prozentigen Preußen spricht. Dabei würde es sich — ohne die früher vierprozentigen Konsols — um etwa $2^1/_2$ Milliarden handeln und $1/2$ Prozent weniger würde eine Ersparniß von $12^1/_2$ Millionen jährlich bedeuten. Manches Schiff könnte man nach und nach dafür bewimpeln und bemannen. Diese älteren $3^1/_2$ prozentigen Konsols wären nun zwar jeden Tag gesetzlich kündbar, aber bei der heutigen Marktlage wäre Das doch ein unnatürlicher Schritt. Unsere 3 prozentigen Konsols stehen etwas über 98, die $3^1/_2$ prozentigen nicht ganz 104, während z. B. die $2^3/_4$ prozentigen englischen Konsols (freilich aus besonderen Gründen) 113 notiren. Alle Kenner des Geldmarktes stimmen darin überein, daß eine Konversion bei uns nicht angebracht und auch ganz unwahrscheinlich ist. Und es ist charakteristisch, daß das Gerücht von einer Spekulantengruppe verbreitet wurde, um das Publikum noch bereitwilliger für Industriepapiere zu stimmen.

Schweizer Aktien haben sich erholt. Es ist zwar keineswegs sicher, daß die Waadtländer, die bei der namentlichen Abstimmung im Ständerath für den Rückkauf eintraten, auch bei einer Volksabstimmung ihre leise, aber einschneidende Gegenagitation unterlassen müssen. Trotzdem die französische Schweiz, der früher ärgste Gegner, jetzt durch die Simplon-Subvention gewonnen ist, bleibt die Annahme der Eisenbahn-Verstaatlichung immer noch unsicher. Gelingt aber der große Plan des Bundes, so sind doch durch die Erklärungen von Männern wie Zempp und Scherff Garantien gegeben, daß die Rückkaufsbedingungen in allen streitigen Fällen nur vom Bundesgericht festgestellt werden. Erfahrene Eisenbahnmänner aus der Schweiz haben mir gesagt, sie seien jetzt ganz beruhigt. Meine Erkundigungen nach der schweizer Rente, die als Ablösungpreis zu geben ist, haben ergeben, daß dort an einen anderen Typus als den $3^1/_2$ prozentigen nicht gedacht werden kann. Das wäre etwa eine Milliarde Francs, ungefähr zum Pari-Kurs.

Den Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten haben wir beinahe schon; die Amerikaner werden ihren Vertragsbruch vor dem eigenen Gewissen wohl damit entschuldigen, daß sie auch zu einem Unrecht wirthschaftlich stark genug seien. Das kann uns natürlich an einer Gegenwehr nicht hindern; und da wir gegen die Vertragsbrüchigen so scharf wie möglich vorgehen müssen, so werden in diesem Augenblick auch die Gegner der Agrarier einsehen, daß wir wichtige Ausfuhrprodukte der Yankees empfindlich treffen müssen. Zwar gehören Fahrräder bei uns noch immer nicht zu den Lebensmitteln, aber auch sie könnten einen höheren Zoll zu tragen haben. Dabei wäre natürlich die starke Preisreduktion, die in Amerika die Fahrräder erlebt haben, nicht zu übersehen.

Recht verstimmt hat nach langer Pause wieder die Orientfrage, obgleich man aus der antitürkischen Rede Salisburys den Aerger darüber heraushören konnte, daß in Konstantinopel die Engländer allen Einfluß verloren und die

Russen ihn gewonnen haben. Die Hochfinanz ist aber durchaus über die Verhältnisse beruhigt, weil sie aus dem Wunsch der Pforte, Thessalien zu behalten, erkannt zu haben glaubt, daß diese reiche Landschaft ein sehr gutes Faustpfand für die griechische Kriegskontribution bildet. Auf diese 70 Millionen können die Türken ruhig warten; sie haben, wie man mich versichert, jetzt gar kein Verlangen nach Anleihen. Wahrscheinlich war dieses Verlangen auch früher weniger dringend, als es geschildert wurde; aber die früheren Finanzminister waren nicht so anständig wie der jetzige, der „in eigener Sache" von allen Unterhändlern sehr gerühmt wird. Diese Unterhändler reisen jetzt in Geschäften billiger, da das ganze Bakschisch-Wesen eine angenehme Ermäßigung erfahren hat. Nur bei Verhandlungen mit dem Sultan selbst erhalten sich die alten Klagen. „Der Padischah hat Brüder in Neapel," sagen die Bankiers aus der Zeit Meyer Karls von Rothschild, der, um Aufschub zu erlangen, stets den Vorwand brauchte: „Ich muß erst meinen Bruder in Neapel fragen." Die griechische Anleihe wird, wie es scheint, nicht unter Garantie der Mächte erfolgen; dagegen sollen gewisse Kontrolen, die freilich nicht mit einer fremden Administration zu verwechseln sind, die Zinseingänge sichern. Der Deutsche Kaiser soll stets von einer zunächst nöthigen Berücksichtigung der bisherigen ausländischen Gläubiger sprechen, die sonst in ernsthaften Verhandlungen keine Rolle spielen. Natürlich würde eine neue griechische Anleihe, selbst eine fünfprozentige zu fünfzig, in Deutschland keine Abnehmer finden, höchstens in Frankreich. Am Meisten rechnet man aber auf die reichen griechischen Bankiers, die außer den Spenden für die Verwundeten noch nichts hergegeben haben. Der Ottomanbank, die ja ganz gut abschließen konnte — 5 Prozent Dividende bei starken Abschreibungen —, zeigen sich neue Handelsaussichten, die um so mehr beachtet werden, als Sir Edgar Vincent und Herr Siemens wieder im schönsten Einvernehmen sind. Bei den Eisenbahnprojekten der Deutschen Bank handelt es sich nur noch um relativ kurze Linien bis zum Meere, da sonst die Ernte zu theure Transportkosten tragen müßte. Sir Edgar Vincent hat mit der Ottomanbank noch etwa anderthalb Jahre Vertrag; er, der ursprünglich nicht viel Vermögen hatte, ist an Goldhares inzwischen reich geworden und ich wiederhole hier die Ansicht englischer Kreise, daß seine Laufbahn in einem Botschafterposten gipfeln werde. Ein gewöhnlicher Bankdirektor war dieser Generalgouverneur nie und bei seinen Besuchen in den Hauptstädten Europas wurde er stets wie eine politische Persönlichkeit von den Ministern empfangen. Als sein Nachfolger bei der Ottomanbank wird mir ein fünfunddreißigjähriger Herr bezeichnet, der Sohn des ehemaligen Gouverneurs der Tabakregie, Aubronneau, der schon große Fähigkeiten gezeigt haben soll, besonders bei der Ueberrumpelung der Bank durch die Armenier. Turbanwerthe kauft das französische Publikum kaum noch; es hat freilich 8 Milliarden davon. Das stärkste Vertrauen scheint die solide Arbeit der Dette Publique zu genießen. Bei uns werden Türkenpapiere jetzt wieder ziemlich lebhaft gekauft, besonders in kleinen Beträgen. Mit den 5prozentigen Türken von 1896 macht man heute noch etwa 6 Prozent. Wichtig ist, daß in Konstantinopel das Agio ganz normal bleibt. Pluto.



Notizbuch.

Zwei unscheinbare, aber symptomatisch nicht unwichtige Ereignisse, die sich im Bannkreis der sogenannten orientalischen Frage abspielten, konnten in der vergangenen Woche den deutschen Beobachter nachdenklich stimmen. Lord Salisbury rief, als er im englischen Oberhause unwillig von dem schleppenden Gang der zwischen Griechen und Türken geführten Friedensverhandlungen sprach, seufzend aus, der europäischen Diplomatie fehle leider der große Staatsmann, der 1878 auf dem Berliner Kongreß als ehrlicher Makler den schwebenden Handel beizulegen vermochte, und wir würden auch jetzt uns schon sicher des Friedens freuen, wenn Bismarck noch im Amt wäre. Zwei Tage später erfuhr man, der Kaiser Franz Joseph habe an den edlen Abd ul Hamid ein Telegramm gerichtet, das den Großherrn in sehr ernster Tonart aufforderte, schleunigst mit Griechenland Frieden zu schließen, und das man in der Diplomatensprache wohl eine dringende Sommation nennen kann. Beide Vorgänge, die Rede des britischen Ministers und die Depesche des Kaisers von Oesterreich, entstammen dem selben Empfindungbezirk und müssen gemeinsam betrachtet werden. Die Anerkennung, die Salisbury, Beaconsfields Gehilfe vom Berliner Kongreß, ihm zollt, muß den Mann im Sachsenwalde, der das Lebensprinzip der englischen Politik stets bekämpft hat, erfreuen und ehren; aber diese Genugthuung wird durch ein banges Gefühl der Trauer einigermaßen beeinträchtigt werden, — durch die schmerzliche Erkenntniß, wie schnell das deutsche Ansehen gesunken ist, seit in unserer auswärtigen Politik der noch immer gefeierte Herr gewaltet hat, dessen größtes Diplomatenkunststück darin bestand, daß er allzu hastig in die Lützowstraße einbog und plötzlich auf dem harten Pflaster der Bülowstraße lag. Weil seit sieben Jahren bei uns die ungebrochene Kraft des größten und fruchtbarsten politischen Genies, das in diesem Jahrhundert geboren wurde, verschmäht wird, sind andere Kräfte zur Geltung gekommen und der südöstliche Wetterwinkel Europas erfährt nun, daß Oesterreich, das zu Rußland heute schon in einem innigeren Verhältniß als zum Deutschen Reiche steht, das Initiativrecht an sich gerissen hat. Die Folgen dieser Erfahrung sind unübersehbar; sie wird zunächst in den Balkanstaaten, wo unsere Handelsinteressen mit denen Oesterreichs zusammenstoßen, den Einfluß und die Machtstellung der habsburgischen Monarchie beträchtlich stärken und schließlich auch auf das Gesammtbild der europäischen Gruppirung nicht ohne Wirkung bleiben ... Die Russen haben ihr Spiel sehr schlau arrangirt: sie haben den Türken und den Griechen ihre Macht gezeigt, den Friedensschluß so lange verzögert, bis man auch in Athen eingesehen hatte, daß ohne den Beistand des Zaren nichts zu erreichen ist, und lassen sich nun von ihren österreichischen Freunden nach Wunsch bedienen, ohne selbst auch nur einen Finger zu rühren. Sogar der mächtige Batjushka Nikolaus konnte den uralten Türkenhaß seines Volkes nicht dadurch reizen, daß er direkt für das in den Fugen krachende Osmanenreich eintrat; deshalb nahm er die Hilfe, wo er sie fand: zuerst in Deutschland, dann in Oesterreich. Unser Meister Theodor Fontane hat einmal ein kleines Gedicht geschrieben, das in den Satz ausklingt: „All derlei Sachen, ich lasse sie längst durch Andere machen.“ Nach diesem klugen Satz haben sich auch die Russen in ihrer Politik gerichtet und sie sind bisher recht gut damit gefahren; sie haben die Balkanvölker nach der Reihe gekirrt und stehen, im Bunde mit Frankreich und Oesterreich-Ungarn, von England und Italien liebend umworben, auch in Europa jetzt auf dem Gipfel der Herrschermacht.

Wenn man — mit vollem Recht — sagen muß, die europäische Diplomatie habe seit dem Beginn der neuesten Verwickelungen im Balkan ihr Examen spottschlecht bestanden, muß man die Russen doch ausnehmen. Sie ließen die schwierigsten Sachen durch Andere machen, übten die wichtige Kunst des Wartens, die bei uns verlernt zu sein scheint, und pflücken jetzt die Früchte, deren Samen harmlose Sapadniki in den gelockerten Boden gesenkt haben. Lord Salisbury sprach nur allzu wahr, als er das Verschwinden Bismarcks beseufzte, und der Deutsche, der sich durch Zeitungweisheit nicht einlullen läßt und das stille Entstehen neuer Koalitionen und Gruppen spürt, wird bald mit noch tieferem Seufzer erkennen müssen, daß in Europa sich Manches verändert hat, seit der unbequem Große nicht mehr am Steuer sitzt.

* * *

Durch das Lipperland tönt lauter Jubel: in dem Erbrechtsstreit, der mitunter die Formen eines Operettenkrieges annahm und erst ernsthaft wurde, als hoch thronende Gewalten für den Schaumburger einzutreten schienen, hat nun Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld gesiegt und die „angestammte Dynastie" zieht triumphirend in das Ländchen ein. Wer Kahls ausgezeichnete Streitschriften gelesen hatte, wußte, daß nur ein offener Rechtsbruch diesen Ausgang hindern konnte, und wird dem Biesterfelder gern den Sieg gönnen. Für den Völkerpsychologen wäre ein anderes Ergebniß freilich interessanter gewesen; es hätte ihm vielleicht gezeigt, wie ein Volk, das jetzt einen geisteskranken Fürsten und einen gelähmten Regenten hat, sich geschwind auch an eine nicht angestammte Dynastie zu gewöhnen vermag.

* * *

Erleuchtete Vertreter des preußischen Volkes, deren eifernder Vaterlandsliebe das überaus vortreffliche Vereinsgesetz, dieser von der Sozialdemokratie sehnsüchtig erwartete Leckerbissen, noch nicht genügt, haben, um die bösen Kathedersozialisten und andere Verderber der deutschen Jugend endlich einmal mit der ganzen Schärfe des Gesetzes zu treffen, dem Landtag der Monarchie einen Entwurf vorgelegt, der sich ohne Umschweife gegen das gemeingefährliche Treiben der Universitätlehrer richtet und dessen erster und einziger Paragraph also lautet: „Die Verbündeten Regirungen verpflichten sich unter einander, Universität- und andere öffentliche Lehrer, die durch erweisliche Abweichung von ihrer Pflicht oder Ueberschreitung der Grenzen ihres Berufes, durch Mißbrauch ihres rechtmäßigen Einflusses auf die Gemüther der Jugend, durch Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ruhe und Ordnung feindsäliger oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren ihre Unfähigkeit zur Verwaltung des ihnen anvertrauten wichtigen Amtes unverkennbar an den Tag gelegt haben, von den Universitäten und sonstigen Lehranstalten zu entfernen, ohne daß ihnen hierbei, so lange der gegenwärtige Beschluß in Wirksamkeit bleibt, irgend ein Hinderniß im Wege stehen könne. Jedoch soll eine Maßregel dieser Art nie anders als auf den vollständig motivirten Antrag des der Universität vorgesetzten Regirung-Bevollmächtigten beschlossen werden. Ein auf solche Weise ausgeschlossener Lehrer darf in keinem anderen Bundesstaate bei irgend einem öffentlichen Lehrinstitut wieder angestellt werden." Jeder ehrliche Patriot, der dem tapferen König von Saarabien in dem heiligen Krieg gegen die revolutionären Irrlehren der Herren Schmoller, Wagner und Konsorten gehorsam Heeresfolge leisten will, wird wünschen, daß dieser Entwurf recht bald zum Gesetz erhoben wird, und es wird ihn in seiner frohen Hoffnung nicht weiter bekümmern, daß der prachtvolle Paragraph aus dem Heilsjahre 1819 stammt und zu den Maßregeln gehört, die unter dem Ehrennamen der Karlsbader Beschlüsse im dankbaren Gedächtniß des deutschen Volkes bewahrt worden sind.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 24. Juli 1897.

Cornelius Herz.

Herr Felix Faure rüstet zur Reise nach Rußland, zu der Triumphfahrt, die der staunenden Welt zeigen soll, daß die dritte Republik, die man die lockere Marianne zu nennen pflegt, am Sitz des starrsten und steifsten Absolutismus hoffähig geworden ist. Der Präsident hat mit Herrn Crozier, dem verhaßten Ceremonienmeister, jedes Detail des Reiseplanes erörtert — er wird im schwarzen Frack vor Nikolais Freundesauge erscheinen und die weißen Gamaschen zu Hause lassen — und auch für das nicht uniformirte Gefolge die Kleiderordnung geregelt, das Reisegeld ist bewilligt, die Geschenke sind angeschafft und die ersehnte Fahrt, die zum ersten Male den Repräsentanten einer durch eine Revolution entstandenen, auf den Grundsätzen einer größeren und blutigeren Revolution beruhenden Republik, eines atheistischen, demokratischen und im tiefsten Grunde jakobinischen Gemeinwesens, an den prunkvollen Zarenhof führt, diese von allen Gnomen und Kobolden der Weltgeschichte mit boshaftem Kichern begrüßte Fahrt kann, mit dem Segen der römischen und der griechischen Kirche, bald nun beginnen. Frankreich freut sich des friedlich errungenen Erfolges; keine Freude aber und kein stolzes Hochgefühl vermag im beweglichen Sinn der Pariser den alten, ererbten Hang zum Hohn und zu witziger Stichelrede zu dämpfen. Sie haben Thiers wegen seiner militärischen Leidenschaft, Grévy wegen seines Geizes, Carnot wegen seiner an die eckige Würde der Holzpuppen und Bleisoldaten erinnernden Steifheit verspottet und sie kitzeln mit spitzem Wort schon lange den armen Herrn Faure, weil er ihnen manchmal mit Monarchenmanieren zu liebäugeln scheint. Ob diese Neigung in Petersburg und Moskau nicht am Ende

noch schnell wachsen wird? So fragen die Argen, erzählen, schon sei beschlossen, die Tuilerien in kaiserlichem Glanz wieder aufzubauen, und wispern, der Präsident werde, wie einst der Erste Konsul, vom schmucklosen Elysée nächstens in den nach den alten Plänen des Meisters Philibert Delorme zu neuem Leben erweckten Herrscherpalast übersiedeln, — ohne freilich vorher nach Marengo zu gehen. Das Recht, dem Staatsoberhaupt unangenehme Dinge zu sagen, ist für den französischen Republikaner das wichtigste aller Grundrechte; er denkt, wie der nach Amerika ausgewanderte Deutsche, den ein neugieriger Landsmann nach seinen Eindrücken fragte, daß man immerhin Manches ertragen könne, wenn man mitunter den Präsidenten einen Esel nennen dürfe. Dieses anmuthige Kindervergnügen werden die Freiwilligen ein Weilchen entbehren müssen, die Herrn Faure in die Stadt Peters folgen, und die Furcht vor so schwerer Entbehrung läßt in den Hirnen allerlei wunderliche Wünsche entstehen. Die große Reise muß schließlich doch einen Zweck, irgend ein greifbares Ergebniß, haben. Vielleicht bringt der Präsident, den man dann in der Heimath sogar gern als Felix den Ersten begrüßen würde, den unterschriebenen und gesiegelten Bündnißvertrag mit, vielleicht importirt er auch fünfzigtausend rüstige Mushiks, deren Thatkraft Frankreich vor dem Schicksal bewahren könnte, mit seiner schwindenden Bevölkerungziffer in die Reihe der Mittelstaaten hinabzusinken. Aber diese möglichen Errungenschaften sind leider doch nicht sicher und deshalb richtet der suchende Sinn sich auf andere Ziele, die ihm leichter erreichbar scheinen. Warum soll Herr Faure, der Vertreter Allgalliens, nicht vor den gekrönten Freund hintreten und Gedankenfreiheit von ihm erbitten, — eine Verfassung nach westlichem Muster, mit zwei Kammern und einer aus der Seele der Abonnenten und Inserenten geschöpften öffentlichen Meinung? Wenn dieser Bitte Gewährung würde, dann wäre für immer den Spöttern der lose Mund gestopft, die das franko-russische Bündniß unnatürlich nennen, und dann brauchte auch der in das Reich des Palaeologenadlers verschlagene Gallier seinen Witz und sein Naturrecht auf Bosheit nicht mehr scheu in des Busens Tiefe zu bergen. Die Petersburger, deren Typus sich seit Gogols Tagen nicht allzu auffällig verändert hat, würden jauchzen und im ganzen Lande würde die Oberschicht, die sich, weil es ihr Interesse verlangt, schon längst nach westlichen Einrichtungen sehnt, nun erst völlig verstehen, welchen ungeheuren, ungeahnten Vortheil die Freundschaft mit Frankreich dem russischen Islam zu bringen vermochte. Und der Zar? . . . Er würde ja mit sich reden lassen, würde zuerst vielleicht Bedenken haben, am

Ende aber, trotzdem Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew nach menschlicher Voraussicht für den Plan nicht zu gewinnen wäre, sich wohl weislich fügen. Das ist die Hoffnung der Naiven; die Klügeren, die, weil sie Leroy-Beaulieu und Vogüé gelesen haben, Rußland nicht nur lieben, sondern auch kennen, fürchten, der Zar könne dem um Gedankenfreiheit und ähnliche schöne Dinge bittenden Besucher kurz, kühl und majestätisch erwidern: „Ihre Anregung, mein lieber Herr Faure, ist sehr interessant und ich will ihr nach den Manövern gern nachdenken; einstweilen, bitte, bringen Sie, wenn Sie wieder zu Hause sind, Herrn Cornelius Herz meinen kaiserlichen Gruß."

Ob der junge Herr Nikolaus wirklich eine so feine Antwort fände, wirklich wüßte, daß die Erinnerung an Herrn Cornelius Herz das stolze Bewußtsein der Republikaner in dichten Trauerflor hüllen muß? Cornelius von Panama, der seit fünf Jahren so oft Genannte, der auf englischer Erde recht behaglich lebt, ist ja nicht mehr als Träger der Korruption eine wichtige Persönlichkeit, etwa wie Arton und seine Genossen, er ist überhaupt kaum noch eine Person: er ist zum Symbol geworden, zum Symbol des Uebels, an dem lange schon alle modernen, mit erlesenen, nicht organisch gewachsenen Verfassungen begnadeten Staaten kranken. Er verkörpert die mystische Macht, um deren Besitz alle Parteien hitzig streiten, mit der man das Volk ködern, den Gegner vernichten und über Leichen zum Wahlsiege keuchen kann. Diese Macht trug schon manchen Namen und manche Fahne flatterte über ihrem Herrschersitz; aber sie erschien nie in so schwärzlicher, schmutziger Gestalt wie jetzt, da sie aus den schlauen Augen des jüdisch-deutschen Handelsmannes grinst, der Frankreich zuerst gemächlich ausgeraubt hat und Frankreichs erkürte Vertreter nun in Angst und Hoffnung hält. Die dritte Republik hat schlimmere Gegner gehabt als ihn; die Prätendenten wären ihr vielleicht gefährlich geworden, wenn das Wort, das Thiers einst zu ihnen sprach, sie nicht gehemmt und verwirrt hätte: Vous êtes trois et il n'y a qu'un trône, und Boulanger sah, als er von den Orleanisten auf Uzès-Aktien gegründet war, eine Weile fast wie ein kommender Caesar aus. Diesmal aber spukt die Gefahr im eigenen Hause umher und unbefangene Beobachter, die an politischen Geschäften nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren haben, erkennen entsetzt den Ursprung der konstitutionellen Erkrankung. Herrn Cornelius Herz, neben dem Balzacs Nucingen und Zolas Saccard harmlose Kleinhändler scheinen, ist gelungen, was den legitimsten Prinzen bisher nicht gelang: er hat den Erben der Jakobiner den Schreck über ihre eigenen Institutionen ins schlotternde Gebein gejagt und

10*

fragen mit bleicher, bebender Lippe nun, was aus dem Staat der Louis und Bonapartes eines Tages noch werden soll. Es ist ein lustiger Zufall, daß dieser Schreck gerade vor der Pilgerfahrt nach Petersburg über die eben noch Jubelnden hereinbrach, und der Selbstherrscher aller Reußen wäre sehr klug, wenn er jede Anspielung auf die verschiedene Wesensart der beiden befreundeten Staaten mit einem Gruß an Herrn Cornelius Herz beantwortete, der unter den Bündnißpfändern nicht das werthloseste repräsentirt.

Dem behenden Gehilfen der Lesseps und Reinach ist es in seiner dumpfen Krankenstube nachgerade wohl zu langweilig geworden. Er hörte, eine neue Gründerzeit sei draußen angebrochen, durch die Goldshares sei in fast allen europäischen Ländern die Aristokratie des Besitzes umgepflügt worden, neue Millionäre und Milliardäre seien ringsum aus dem Dunkel erstanden, und es ärgerte ihn gewiß nicht wenig, daß er nicht dabei sein, nicht mitmachen, seine Talente nicht ausnützen dürfe. Er war schließlich ja nicht schlimmer als alle die Anderen, höchstens geschickter, und sollte in Bournemouth bis an sein Lebensende nun nutzlose Tage verseufzen? Während er diesem Mißgeschick nachsann, traf sein lauschendes Ohr die Kunde von der neuen Panama-Kommission, die in Paris eingesetzt worden sei, um endlich Licht in die düstere Sache zu bringen. Er horchte ... und hörte bald Wunderdinge. Die von der Kammer gewählte Kommission hatte die Gewalt an sich gerissen, die unter normalen Verhältnissen nur den dem politischen Getriebe entrückten Gerichten zusteht, sie hatte die sämmtlichen Akten verlangt und erhalten, die über den Panama-Schwindel seit Jahren zu Stößen gehäuft worden sind, hatte Minister und Deputirte vernommen und sogar Herrn Le Poittevin, den seltsamsten aller Untersuchungrichter, vor ihre Schranken gezwungen. Eine allerliebste Tragikomoedie, die an die größten Tage des ruhmreichen Jakobinerklubs mahnte; vom Recht, dem angeborenen und dem erworbenen, war in diesem Gerichtshof natürlich nicht die Rede: jede Partei suchte die andere zu kompromittiren und jedes Grüppchen that, als sei das Wohl des Vaterlandes sein einziger Leitstern. Bis in den verborgensten Winkel, so wurde von allen Seiten gebrüllt, sollte diesmal das Licht dringen, ohne Erbarmen und Schonung sollten die Schuldigen entlarvt und verurtheilt werden ... Der skeptische Philosoph von Bournemouth lächelte leise, als er das Echo dieses Lärmes vernahm. Endlich, so dachte er bei sich, war die Stunde gekommen, wo auch er wieder eine Rolle spielen würde. Er nahm einen sauberen Briefbogen bester englischer Qualität und schrieb der Kommission, er wolle gehört werden, wolle Alles enthüllen, rückhaltlos offen sprechen,

müsse aber, da er bekanntlich seit Jahren schwer leidend sei und nicht reisen könne, bitten, daß die Kommission sich gefälligst in seine Matratzengruft bemühe. Der Brief platzte wie eine Bombe in die vergnügte Ausschußarbeit. Zuerst hoffte man, er möchte gefälscht sein; deshalb wurden, obwohl die Unterschrift des Herrn Herz in den Ministerien und Kammern bekannt genug ist, flink zwei Deputirte nach England geschickt: der Konservative Plichon und der wüthende Sozialist Rouanet. Diese Vertreter zweier Parteien, die an Wochentagen auf Tod und Leben verfeindet sind, reisten und speisten einträchtiglich mit einander, traten gemeinsam vor das Angesicht des Herrn Herz, der sie im fleckenlos weißen Flanellanzug auf seiner Chaiselongue empfing, und brachten die Botschaft zurück, Cornelius wolle, da es sich um seine Ehre handle, wirklich reden, — aber nur, wenn die ganze Kommission oder mindestens die Mehrheit ihrer Mitglieder an sein Schmerzenslager eile. Der erfahrene Menschenkenner wußte ganz genau, daß er sich ruhig die Hälfte abhandeln lassen durfte: die Eingeladenen würden doch Mann für Mann kommen. Thatlos zu Hause bleiben, während sich an der britischen Küste wohl gar das Geschick der Partei entschied? Nein, Jeder will dem Wunderbaren ins Auge sehen, der mit den höchsten Würdenträgern so innig vertraut war, Jeder will zu den Wählern sagen dürfen: Ich war dabei, ich war in Bournemouth, als wir die Verbrecher in ihren Schlupflöchern suchten! Und deshalb beschloß die Panama-Kommission, am zweiundzwanzigsten Juli um neun Uhr morgens sich am Waaterloo-Bahnhof in London zu versammeln und vereint den theuren Kranken in seinem Asyl zu besuchen.

... In Deutschland stellt man sich über den Vorgang furchtbar erstaunt, stöhnt über die Schmach, mit der er, allen Reaktionären zur Wonne, die geheiligten demokratischen Grundsätze beflecke, und winselt, als ob Kants moralischer Politiker, „der die Prinzipien der Staatsklugheit so nimmt, daß sie mit der Moral zusammen bestehen können", irgendwo noch leibhaftig zu finden wäre. Wenn aber bei uns erst die Wahlzeit näher gerückt ist, werden auch wir wieder erleben, wie man hurtig halb schon verweste Leichen plündert, um vor den prüfenden Wählern in einer Tugendpose paradiren zu können. Herr Cornelius Herz, der im Lauf der Jahre schon manchen Namen trug, hält in seiner fettigen Hand die Lockspeise, mit der man die Massen fängt: deshalb hätte er beinahe jetzt dreiunddreißig in den Wahlen geweihte Männer bei sich begrüßt und deshalb haben die Klugen wahrscheinlich Recht, die behaupten, der Weiße Zar werde auf die Bitte um Gedankenfreiheit mit einem Gruß an den Kranken von Bournemouth antworten.

Volksthümliche Hochschulkurse.*)

Die Vortragenden müssen Männer sein, die den zu behandelnden Stoff völlig beherrschen, aus dem Vollen schöpfen und als Fachleute gelten. Das Beste ist gerade gut genug für diese Kurse. Nur muß es in gemeinverständlicher Form vorgeführt werden. Handelt es sich um ein naturwissenschaftliches Thema, so sind Experimente, Demonstrationen u. s. w. von höchster Wichtigkeit für die Erläuterung des Vorgetragenen. Sehr erwünscht ist es, daß der Vortragende frei spreche. Er steht erst dann in der richtigen Beziehung zu der Zuhörerschaft und vermag gleichsam zu fühlen, ob er verstanden wird. Einzelne Vorträge, von verschiedenen Dozenten über verschiedene Themata gehalten, haben wenig Werth. Nur durch Cyklen von Vorträgen kann wirklicher Nutzen gestiftet werden. Dieser Nutzen ist erstens in der Erweiterung der positiven Kenntnisse des Zuhörers zu erblicken, dann aber auch darin, daß der Zuhörer durch die Vorträge über den Kreis der Alltäglichkeit erhoben wird und eine gewisse Vorstellung von höheren geistigen Bestrebungen und von deren Bedeutung gewinnt. Volksbibliotheken und öffentliche Lesehallen sind im Anschluß an die Kurse durchaus nothwendige Institute.

Jena. Professor Dr. W. Detmer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zunächst bin ich mit einem gewissen Mißtrauen an die Kurse herangegangen, in der Annahme, die ganze Arbeit sei verlorene Liebesmühe; ich dachte, es würden vielleicht dreißig bis vierzig Personen kommen, die sich eine Stunde lang etwas vorerzählen ließen, um dann beruhigt nach Hause zu gehen, ohne aus dem Gehörten Nutzen zu ziehen. Von dieser Annahme bin ich aber bald zurückgekommen; die Zahl der Hörer betrug gegen vierhundert bei einer Zahl von zehntausend Einwohnern. Die Hörer erschienen ganz regelmäßig und folgten den Vorlesungen mit großem Interesse. Von meiner Aufforderung, hingehörige Fragen zur späteren Besprechung auf das Pult zu legen, wurde ein ausgiebiger Gebrauch gemacht und aus den gestellten Fragen konnte ich sehen, daß dem Thema mit gutem Verständniß gefolgt war. Das Selbe bewiesen mündliche Anfragen, die nach der Vorlesung gestellt wurden; auch sind manche Anregungen in das praktische Leben übertragen worden. Der große Zuhörerkreis, der sich aus allen Gesellschaftklassen zusammensetzte und je zur Hälfte ungefähr aus Männern und Frauen bestand, beweist, daß durch die Vorlesung einem Bedürfniß entsprochen worden ist; allerdings war auch das Thema: „Die Verhütung der Verbreitung ansteckender Krankheiten

*) S. „Zukunft“ vom 3. und 10. Juli 1897.

im Hause" ein für das praktische Leben brauchbares. Ich möchte deshalb aus dem bei dieser Vorlesung erzielten Erfolge allgemeine Schlüsse nicht ziehen. Eins aber glaube ich folgern zu dürfen: es empfiehlt sich, dem Publikum, besonders in der ersten Zeit zunächst Praktisches zu bieten. Wenn das Publikum nur erst gesehen hat, daß die Wissenschaft nützlich ist, dann ist es viel eher geneigt, auch das Gute und Schöne in ihr anzuerkennen, dann ist es auch bereit, Theoretisches zu hören und ihm Interesse entgegenzubringen. Mir wurde gesagt, ich hätte gezeigt, daß die ansteckenden Krankheiten nur durch besondere Krankheitkeime hervorgerufen würden, ich möge nun mittheilen, wie man Das gefunden habe und wie sich die einzelnen Krankheiterreger von einander unterscheiden. Dadurch ist mir das Thema für einen folgenden Vorlesung-Cyklus theoretischer Natur gegeben und ich bin überzeugt, der Zuhörerkreis wird sich mit dem jetzigen so ziemlich decken. Zweifellos liegen nicht alle Fächer so günstig wie das der Hygiene, aber bei vielen sind doch die Verhältnisse sehr ähnlich und es wird möglich sein und sich vielleicht als nothwendig erweisen, durch — nur vorläufiges — Bevorzugen der „praktischen" Fächer allmählich dem Publikum ein Interesse für die geistige Ausbildung einzuflößen.

Jena. Professor Dr. A. Gärtner.

— —

Volkshochschulen können unserem Vaterlande reichen Segen bringen, wenn ihre Lehrer Verständniß für die deutsche Volksseele haben. Büchergelehrte aber, deren Horizont durch die Wände der Studirstube begrenzt ist, werden auf den Volkshochschulen wahrscheinlich eben so viel Schaden stiften wie auf den Universitäten. Die Wahl der Lehrer ist die größte Schwierigkeit: wo geeignete Männer gefunden sind, werden sich auch dankbare Hörer finden.

Greifswald. Professor Dr. Richard Schmitt.

— —

Die Ausgleichung allzu schroffer Verschiedenheit in den Lebensbedingungen der Menschen wird als Ziel aller sozialen Reformthätigkeit immer allgemeiner anerkannt. Möglichste Ausgleichung — nicht etwa undenkbare völlige Austilgung — der Bildungunterschiede ist das Ziel der volksthümlichen Hochschulbewegung. Unter den deutschen Universitäten hat Wien zuerst die hervorragende Wichtigkeit dieses neuen Weges der Volksbildung erkannt und ihn mit großem Erfolg beschritten. Zwei Umstände begünstigten das überraschend schnelle und glänzende Gelingen: die Gewährung eines Jahresbeitrages aus Staatsmitteln, wodurch es möglich war, für 85 Pfennige einen Kurs von je sechs Vorträgen zu bieten (Arbeiter zahlen sogar nur 42 Pfennige) und dem Vortragenden gleichwohl ein Honorar von 750 Mark zu sichern; dann die strenge Verpönung jeglicher Parteitendenz, die bewirkt, daß Angehörige aller politischen Richtungen mit gleichem Vertrauen zu dem Lehrer aufblicken. Nicht in dem unmittel-

baren Nutzen, der Erweiterung des Könnens, ist die Bedeutung volksthümlicher Hochschulkurse zu suchen; die Freude am Erkennen, an der leidenschaftlosen Erforschung des Wirklichen, wäre eben so hoch zu schätzen. Wer in Wissenschaft und Kunst den schönsten, vornehmsten Schmuck des oft so rauhen, ja harten Lebens erblickt, sollte bestrebt sein, solchen selbst gefühlten Segen, die Erhebung des Geistes über lastendes Mißgeschick, Allen zu Theil werden zu lassen. Im Volke lebt ein starkes Verlangen nach Antheil an den höchsten Kulturgütern; diese edle Begier müßte mit vollster Sympathie begrüßt und gefördert werden. Auch kunstfremd blieb die Menge meist nur, wo sie kunstfern gehalten wurde. Museen und Theater dem Volke zu öffnen, ist eine berechtigte Forderung; die Vorkenntnisse, deren die regste Kunstliebe zu ihrer richtigen Bethätigung und Steigerung nicht zu entbehren vermag, können am Besten in solchen kurzen Hochschulkursen erworben werden. Die deutschen Universitäten finden hier ein reiches Feld neuer Thätigkeit, das mit hundertfältiger Frucht lohnt. Nach saurer Tagesmühe folgen Tausende aus den von Noth bedrückten Ständen abends mit Eifer unseren Vorlesungen: ein erhebendes Schauspiel für jeden Menschenfreund. Nur wenn wir darin wetteifern, das Licht des Wissens und den Genuß der Kunst aus den Höhen in die Tiefen dringen zu lassen, kann aus getrennten, feindsäligen Volkstheilen ein gemeinsam fühlendes, einheitliches Volksganze werden.

Wien. Privatdozent Dr. Emil Reich.

Aufgemuntert durch die guten Erfolge der university extension an anderen Orten und besonders durch die glänzenden Erfolge der volksthümlichen Kurse in Wien, arbeitet auch hier in Graz der akademische Senat und ein von ihm eingesetztes Komitee an der Einführung solcher Kurse in Graz und in andere Orte der Steiermark. 65 Professoren und Dozenten der Universität haben sich bereit erklärt, sich an der Abhaltung solcher Kurse zu betheiligen. Ein Statut ist ausgearbeitet, nach dem der Senat die Oberaufsicht über die Kurse zu führen, ein aus Professoren gebildetes Komitee die Anordnung und Leitung der Kurse zu besorgen und die Wahl der Themata zu prüfen haben wird. Wir hoffen, im Herbst mit der Abhaltung der Kurse (zwölf, jeder zu sechs Vorlesungen im Wintersemester) beginnen zu können. Ich kann also noch über keine Erfolge unserer Kurse berichten, aber die Motive, die mich persönlich geleitet haben, mich eifrig an der Vorbereitung zu betheiligen, will ich gern darlegen.

Schon seit vielen Dezennien veranstalteten hier in Graz mehrere Vereine mit dem besten Erfolge gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge und die Männer, die solche Vorträge hielten, waren immer in weit überwiegender Anzahl Professoren und Dozenten der Universität oder der technischen Hoch-

schule. Volksthümliche Vorträge, gehalten von Universitätlehrern, werden also, wenn die geplante Einrichtung durchgeführt sein wird, für uns kein Novum sein. Aber mit der Einrichtung wird System in die Sache gebracht sein. Ein regelmäßig wiederkehrender Unterricht in planvoll geleiteten volksthümlichen Kursen wird uns aber sicherer die Zwecke, die wir früher durch die Einzelvorträge auch anstrebten, erreichen lassen. Dieser Zweck ist die Ausbreitung von Bildung über möglichst breite Schichten der Bevölkerung; denn nur Bereicherung der Kenntnisse befähigt zum Fortschritt, der das Ziel jedes Menschen sein soll, weil er ihn die erhabenen Geister verstehen lernt, welche die Leuchten und Führer der Nationen sind, und weil die Benutzung der durch ihn gebotenen Mittel immer reicheren Segen in alle unsere Lebens- und Verkehrsverhältnisse bringt.

Der Einwurf, daß die Verbreitung von Kenntnissen im Volke, wie erwünscht sie auch sei, nicht Sache der Universitäten sein könne, die Pflanz- und Pflegestätten der Wissenschaft in ihrer vollen Reinheit und Tiefe sein und bleiben müßten und die dadurch, daß sie nicht nur in die Tiefe, sondern auch in die Weite arbeiten sollen, in der Lösung ihrer erhabensten Aufgabe beirrt werden könnten, war für mich nie überzeugend. Schon darum nicht, weil die deutschen Universitäten geschichtlich erwiesen haben: sie wurden niemals dadurch in der wissenschaftlichen Forschung beirrt, daß sie auch den Unterricht und die wissenschaftliche Ausbildung für das Berufsleben der zahlreichen Jünglinge, die sich ihnen alljährlich anvertrauen, übernommen haben. Ja, es scheint mir, daß sie gerade dadurch immer in regem Kontakt mit dem Leben des Volkes geblieben sind und sich als lebensvolle Institutionen in immer neue Zeit- und Lebensverhältnisse hineingestaltet haben. Wenn nun heute Universitätlehrer, die Beruf und Neigung dazu haben, volksthümliche Vorträge für breitere Schichten der Bevölkerung halten, sollte dadurch der Einfluß der Universitäten auf das Leben des Volkes nicht noch gesteigert und die lebendige Rückwirkung nicht noch erhöht werden? Wird Das nicht dazu beitragen, daß das Thun und Treiben des forschenden Gelehrten einem besseren Verständniß in weiten Kreisen begegnet, zum Nutzen und Frommen der Wissenschaft und ihrer Pflege, die oft reiche Mittel aus den Beiträgen des Volkes zu den Lasten des Staates erfordert?

Verkehrt wäre es nur, allen Universitätlehrern die Abhaltung volksthümlicher Kurse auch als Verpflichtung aufzuerlegen. Nur wer Geschick und Neigung hat, wird eine gern gezollte, freiwillige Gegengabe dem Volke damit leisten. Und fern muß es bleiben, daß etwa in schwindelhafter Weise, in selbstsüchtiger Absicht eine Hintergehung Unberufener durch traumhafte Gedankenspiele und künstlich aufgesteckte Irrlichter versucht werde, anstatt dem Volke das geläuterte Gold wissenschaftlicher Erkenntniß zugänglich zu machen.

Probleme, deren Lösung erst aus der Tiefe geholt werden soll, Lehren, die noch nicht das läuternde Feuer der untrüglichen Kritik ihrer Wahrheit, welche die Wissenschaft aus sich selbst schöpft, passirt haben, sind nicht für die breiten Massen des Volkes. Wer sollte aber berufener sein, hier die sicheren Grenzen zu wahren, als die echten Männer der Wissenschaft, die an den Universitäten lehren? Auch der Einwurf, daß die volksthümlichen Kurse einer gefährlichen Halbbildung förderlich sein werden, kann mich nicht schrecken. Vielleicht mag Das im einzelnen Falle einmal zutreffen. Kann man aber glauben, daß durch gute volksthümliche Kurse eine größere Gefahr in dieser Beziehung heraufbeschworen werde als durch Romane, Flugschriften, Zeitungen, durch Reden und ungezügelten Gedankenaustausch in progressistischen Vereinen und Versammlungen? Werden die volksthümlichen Kurse nicht vielmehr ein Gegengewicht gegen die Anwendung von mancherlei falschen Mitteln bilden, mit denen dem Bildungbedürfniß des Volkes sonst zu genügen gesucht wurde?

Also weg vor Allem mit dem Widerstande gegen die Kurse, der nur reaktionären Gelüsten entspringt! Allem voran die reine Wissenschaft! Im Uebrigen spende man aber, wie die Zeit es fordert, mit jugendfrisch erhaltenem Herzen in der Brust immer neuen Segen nach kundiger Wahl, mit sicherem Empfinden und klarem Verständniß in alle Schichten des Volkes aus den reichen Schätzen, die man in ernster und unbeirrter Arbeit aus den Quellen des Wissens geschöpft hat, und hebe damit das Volk zu höherer Bildung empor. Dafür sprechen viele Gründe so laut, daß sie überall widerhallen und man nur lauschend diesen Widerhall in Worte zu bringen braucht.

In unserer Zeit ist der Ruf nach Verbreitung einer besseren Bildung im Volke nicht durch humanitäre Gründe allein gestützt, er macht sich immer mehr vernehmlich auch aus sozialen und politischen Gründen und vorzüglich darum müssen wir auf die Vermehrung der Mittel für die Ausbreitung der Bildung in den breiten Schichten des Volkes bedacht sein. Als ein eminentes Mittel dieser Art erscheinen mir eben die volksthümlichen Hochschulkurse. Vermehrte Bildung im Volke muß dazu beitragen, die Gefahren zu mindern, die dem Bestande der nach bestimmten Gesetzen entwickelten und aus bestimmten Bedingungen hervorgegangenen Gesellschaft drohen, weil Besitz und Gut so ungleich vertheilt sind. Nur ein aus Mehrung der Erkenntniß fließendes Verständniß des sozialen Menschendaseins kann im Manne des Volkes die Einsicht festigen, daß er für sich und die Seinen arbeiten, daß er gegen seine Mitmenschen in seinem Wirkungskreise Pflichten erfüllen muß. Wenn er darin Aufgabe und Zweck seines Lebens erkennt, werden Herz und Verstand versöhnend in Freud und Leid ausharren und sein Leben tragen und genießen. Die Maßnahmen des Staates und der Gesellschaft zur Milderung und Aussöhnung der gesellschaftlichen Gegensätze haben zu einer ge-

waltigen Erweiterung der politischen Rechte nach unten geführt und gerade diese Thatsache legt uns die Sorge für eine erweiterte Bildung des Volkes besonders eindringlich ans Herz. Es soll doch jeder mit politischen Rechten ausgestattete Mann erfassen, daß er Recht und Schutz und ein bestimmtes Maß von Freiheit nur genießen kann, wenn er sich auch ein bestimmtes Maß von Beschränkung und Pflicht auferlegt. Nicht zufällig ist es, daß mit den sozialen Reformbestrebungen der Neuzeit auch eine immer größere Ausdehnung der Volksbildungbestrebungen einhergeht: beide stehen in innigem Zusammenhange. Wer den Sinn dieser Bestrebungen erfaßt, wird unter den Mitteln, ihre Ziele zu erreichen, nach den vorliegenden Erfahrungen auch die volksthümlichen Kurse als ein ganz vorzügliches anerkennen.

Graz. Hofrath Professor Dr. A. Rollett.

Die Erfolge der volksthümlichen Hochschulkurse in England und Amerika werden von Jedermann zugegeben; dagegen behaupten die Gegner des Unternehmens, daß diese ausländische Schöpfung nicht ohne Weiteres auf unsere Kulturländer übertragen werden könne. Die Erfahrungen, die in Wien gemacht wurden, zeigen aber, daß die Kurse auch bei uns guten Boden finden. Im Jahre 1895/96 wurden in Wien 58 Kurse abgehalten, die von 6198 Personen besucht wurden. Im Jahre 1896/97 wurden (bei gleich bleibenden Subventionen) 63 Kurse gehalten, für die etwa 7800 Personen eingeschrieben waren. Die Abnahme der Frequenz in den späteren Serien (im Frühjahr) ist nicht bedeutend; die selben Personen, die sich im Herbst einschreiben ließen, besuchen auch den Frühjahrskursus. Man prüfe die folgenden Daten:

	1895/96.		1896/97.	
Serie	Zahl der Kurse.	Zahl der Hörer.	Zahl der Kurse.	Zahl der Hörer.
I.	24	2557	22	3107
II.	24	2232	18	2253
III.	10	1409	22	2420

Im Jahre 1896/97 entschloß sich das Komitee, einem mehrfach von den Hörern geäußerten Wunsche entgegenkommend, einen Kurs über lateinische Sprache abzuhalten, unter der Voraussetzung, daß sich eine namhafte Zahl von Theilnehmern melden sollte. Der Erfolg war durchschlagend. Man mußte in diesem wie in ähnlichen Fällen Parallel-Kurse schaffen. Die Aufmerksamkeit der Hörer ist tadellos, der Lehrerfolg sehr günstig. Ich beschränke mich auf die Vorführung dieser Thatsachen, die, wie ich glaube, beredtes Zeugniß zu Gunsten der volksthümlichen Kurse in unseren Kulturländern ablegen.

Wien. Professor Dr. E. Reyer.



Ein Arbeiterschicksal.

Selten habe ich ein Begräbniß mit so viel innerer Theilnahme vollzogen wie das heutige. Es war freilich nur ein armes junges Weib aus dem Volke, das wir zur Ruhe brachten. Und klein und schmucklos war die Schaar Derer, die sie auf ihrem letzten Wege begleiteten. Lauter kleine Leute, Proletarier, mit blassen, oft müden Gesichtern. Hinter dem Sarge schritten die drei Kinder der Toten, dann ich mit dem Gatten, einem Kutscher in meinem Alter, von großer, schlanker Gestalt, mit einem feinen, ebenmäßigen Gesicht und überraschend schönen, vornehmen Händen. Dann ein paar Verwandte, Hausgenossen, Bekannte.

Das arme Weib hatte sich selbst den Tod gegeben. Vor etwa drei Monaten lernte ich sie, den Gatten, die Kinder zuerst kennen. Ich war bei einem Kranken gewesen, der mit in ihrem Hause wohnte und mich hatte rufen lassen. Als ich von ihm wegging und die Treppen herunterkam, stand sie im Hausflur und wartete auf mich. Sie bat, ich solle doch auch bei ihr einmal eintreten, sie habe auch Krankheit bei sich, ein Knabe und zwei Mädchen seien halskrank; dabei flehten mich ihre Augen so dringlich und angstvoll an, daß, selbst wenn ich nicht gewollt hätte, diese Augen mich gezwungen hätten, mit zu gehen. Sie hoffte wohl Heil und Hilfe von mir für ihre Kinder, die Arme. Sie maß mir wohl besondere Kräfte, weil ein besonders enges Verhältniß zu Gott, zu! Man findet diese Anschauung noch häufig bei kleinen Leuten in gedrückten Verhältnissen, mit engem Gesichtskreis und einer Bildung, die allein aus der Lecture der Bibel stammt. Wehe dem Geistlichen, der diesen Irrthum nicht taktvoll und energisch zugleich zerstreut, sondern auf ihn eingeht, ihn vielleicht gar noch benutzt, seine Autorität damit zu stützen und zu festigen! Einmal kommt doch den Leuten das Erwachen und mit dem Irrthum schwindet dann aller Glaube und alles Vertrauen zum Geistlichen, zur Kirche, zu Gott.

Ich ging also mit zu der Frau. Ihre Wohnung lag im Souterrain. Acht Kellerstufen gings hinab, dann durch einen finsteren Gang, dessen Ende die Küche bildete. Wenigstens hing dort allerhand Küchengeräth und Kochgeschirr, sauber und blank gescheuert, so daß man es in der Dunkelheit noch blitzen sah. Dann trat ich in die Stube ein —: eine echte Arbeiterwohnung. Die Wände waren einmal grell blau getüncht gewesen; jetzt aber zeigten sie auch allerlei andere Farben und phantastische graue Streifen von der Feuchtigkeit, die stetig aus ihnen hervordrang. Die Stube hatte nach der Straße hinaus zwei Fenster, die mit einfachen weißen Vorhängen geschmückt waren; wenn man an eins der Fenster trat, sah man nichts als die Stiefel der Vorübergehenden und die Hosen der Männer, die Kleider der Frauen bis

etwa zur Kniehöhe. An der einen Seite des fast viereckigen Zimmers standen die besseren Sachen, die Vater und Mutter sich allmählich „geschafft“ hatten: ein rothbraunes Sopha, davor ein kleiner ovaler Tisch mit einer grünen Decke, auf der eine Fischglocke stand mit zwei kleinen, kümmerlichen Goldfischlein. Neben beiden, nach der Thür zu, ein sogenanntes Vertikow, mahagoni-imitirt, in dem wohl die Wäsche der Frau und die sonstigen Kostbarkeiten der Familie waren. Auf dem Vertikow ein abgegriffenes Photographiealbum und zwei Kaffeetassen mit breitem Goldrand und einer Widmung in Goldschrift darauf, das Hochzeitgeschenk von Freunden. An der Wand über dem Vertikow und dem Sopha je ein Oeldruckbild, Landschaften darstellend, Fabrikwaare, wie man sie billig auf Jahrmärkten kauft. Zwischen den zwei Fenstern eine Art Nähtisch der Frau und zwei Rohrstühle. Dem Allen gegenüber die zwei Betten der Eltern, längsseitig an der Wand. Die dritte Wandseite, den Fenstern gegenüber, war den zwei Bettstellen der Kinder eingeräumt; in der einen Ecke war quer ein Vorhang gezogen, hinter dem die Kleidungstücke der Familie aufbewahrt hingen; in der anderen Ecke stand ein Ofen und wieder etwas Küchengeräth; hier bereitete man die Speisen. In der Mitte der Stube stand noch ein großer, viereckiger gescheuerter Tisch, darum ein paar derbe Holzstühle. So war das Zimmer Wohnzimmer, Schlafzimmer, „gute Stube“ und Küche zugleich, — wie gesagt: eine echte Arbeiterwohnung, ein Typus für viele, die ich schon sah.

Eine häßliche Stickluft schlug uns entgegen, als wir die Stube betraten, ein Gemisch von Küchendunst, Kellerluft und Menschenausdünstung, die Stubenluft der kleinen Leute, die man meistens bei ihnen findet. Sie selbst sind nur zum geringen Theil an ihr schuld. Sie öffnen allerdings viel zu wenig die Fenster, theils aus Gewohnheit von Jugend her, meist aber, um Feuerung zu sparen. Denn frische Luft im Winter ist kalte Luft; und jeder kalte Luftzug von draußen kostet ein Scheit Holz, eine Schaufel der theuren Kohlen. Der eiserne Zwang zu äußerster Sparsamkeit ist stärker als alle Sehnsucht nach guter Luft.

In dieser unerträglichen Atmosphäre fand ich die Kinder. Zwei Mädchen in dem einen Bett, halb angekleidet, je einen dicken Shawl um den Hals gewunden, sich katzbalgend in dem Durcheinander der schon nicht mehr ganz sauberen Bettstücke. Ich sah sofort, daß sie auf dem besten Wege der Gesundheit waren. Anders der kleine dreijährige Knabe, der reglos, röchelnd, mit geschlossenem Auge im anderen Bettchen lag. Er war auf dem Wege zum Tode; er litt offenbar an einer schweren Diphtheritis. Kaum waren wir an das Bettlein getreten, als die Mutter mich wieder, wie vorhin, wortlos, flehend ansah. Ich nahm ihre Hand in die meine und sagte zu ihr das Wenige, das ein Mensch mit fühlendem Herzen einer

Mutter am Lager ihres sterbenden Kindes sagen kann. Sie hörte schweigend zu. Ich fragte, ob sie einen Arzt hätten. Sie nickte nur und wies mit der Hand nach dem Tisch, wo zwei Medizinfläschchen standen. Ich fragte sie wieder, was der Arzt wohl zu dem Zustande des Kindes meine. „Nicht viel", antwortete sie. „Sie wissen ja, wie Kassenärzte meist zu uns kleinen Leuten sind. Er zuckte nur mit den Achseln, als ich ihn gestern danach fragte, und erwiderte kurz: Abwarten..." Wir blieben noch eine Weile still an dem kleinen Bette stehen. Dann mußte ich weg. Sie gab mir die Hand und sah mich nochmals an: ein Blick unendlicher Trostlosigkeit traf mich; Thränen liefen ihr über die Wangen.

Nach zwei Tagen kam ihr Mann zu mir und brachte mir, wie nicht anders zu erwarten gewesen, wortkarg die Nachricht von dem Tode des Knaben. Ich sah ihn zum ersten Male: und gleich da, als er ins Zimmer getreten, fiel mir seine eigenartig vornehme, fast distinguirt erscheinende Gestalt und Art auf, die gar nicht zu der Kleidung und dem Beruf dieses Arbeiters paßte. Er bat mich, ich solle den Knaben beerdigen. Natürlich sagte ich zu; aber ich war erstaunt darüber. Sonst pflegen nur besser gestellte Leute Kinder in diesem Alter durch einen Geistlichen beerdigen zu lassen. Die Aermeren, die für Kinder meist weder Kranken- noch Sterbegeld erhalten, sind zu arm dazu. Ich deutete ihm mein Erstaunen auch an und fügte hinzu: „Sie müssen ihr Kind sehr lieb gehabt haben." „Ja," war die Antwort, „von Herzen lieb. Deshalb soll er auch nicht sang- und klanglos verscharrt werden. Er soll im Tode wenigstens haben, was die Lieblinge der Reichen auch haben, ein feierliches Begräbniß."

Wiederum nach zwei Tagen, vormittags, fand es statt. Ein Freund der Familie trug mit einem anderen abwechselnd, an einem über die Schulter gelegten Ledergurt, den kleinen, mit Blumen geschmückten Sarg. Dann folgten wir paar Anderen: der Vater, in seinem schwarzen Anzug und Cylinder noch stattlicher als sonst, die Mutter im schwarzen Kopftuch, die älteste Tochter von zehn Jahren, die ich bis dahin noch nicht gesehen hatte, ich und ein paar Frauen aus dem Hause der Familie. So patschten wir im Schneegestöber durch den Eisschlicker der Straße nach dem Friedhofe, — weniger ein Leichenzug als eine Familie, die still und behutsam ihr Kleinod in ihrer Mitte dahin trägt. So brachten wir den kleinen Leib zu seiner ewigen Ruhe. Lautlos, würdig, tiefverhalten war der Schmerz der Eltern.

In den folgenden Wochen war ich mehrmals bei ihnen. Meist abends, zwischen acht und neun Uhr, weil da auch der Vater von der Arbeit daheim war. Gewöhnlich fand ich sie im Dunkeln sitzend, um Licht zu sparen, wie sie sagten. Die Kinder lagen schon im Bett und schliefen ihren tiefen Schlaf. Von der Straße drang das Licht der Laternen und des Schnees

in die Kellerstube herein und erhellte etwas das Dunkel. Wir sprachen nicht viel. Aber wenn die Beiden redeten, dann wars von ihrem Knaben. Wie ein dunkler Schatten schien immer nur dieser eine Gedanke sie zu erfüllen, zwischen ihnen hin- und herzufliegen und das Band der Trauer zwischen ihnen immer breiter zu wirken. Dann erzählten sie in der kurzen und schlichten, eckigen und wuchtigen Art des einfachen Menschen aus dem Volke, wie lieb, freundlich, klug und folgsam ihr kleiner Paul gewesen sei, der Liebling des ganzen Hauses, heiter und hübsch. Wie er Sonntags morgens zum Vater ins Bett gekommen sei und auf seiner Brust gespielt habe, wie er unter der Woche des Abends mit dem Vater von einem Teller geschmaust habe, — und so fort, all die lieblichen Kindergeschichten, die alle Eltern mit ihren eigenen Kindern glückselig zu erleben pflegen.

In den folgenden Monaten sah ich die Beiden nur selten und dann — wie es so geht — nur von Weitem. Erst vor fünf Tagen traf ich die Frau wieder. Sie war noch so still wie sonst, nur lächelte sie seltsam. Und mit diesem seltsamen Lächeln im Gesicht bat sie mich, kaum daß ich sie begrüßt und ihr die Hand gegeben hatte, plötzlich um Entschuldigung. Ich war erstaunt und fragte, wofür. Sie antwortete, ich wüßte es schon. Als ichs verneinte, murmelte sie nur: Doch, doch. Und ehe ichs mir versehen, drückte sie meine Hand und ging, ganz gegen ihre Art, eilend davon.

Am folgenden Tage, heute vor vier Tagen, war ich mittags aus. Als ich am späteren Nachmittag heim kam, sagte man mir, daß die Frau des Kutschers krank geworden sei und nach mir verlangt habe. Rasch mache ich mich auf den Weg zu ihrer Wohnung, die sie unterdessen verlegt hatten: aus dem feuchten Keller waren sie in eine windige Dachwohnung gezogen. Auf dem Wege dahin kommt mir ihr Mann entgegen; man hatte ihn auch von der Arbeit weg geholt —: die Frau hatte sich eben erhängt.

Ich ging mit ihm zurück in seine Wohnung, die ärmlich ist wie die frühere, mit schiefen Wänden und nur einem Fenster. Es war schon halb dunkel geworden. Auf ihrem Bett, unter der schiefen Wand, lag das arme Weib, das Gesicht verzerrt, die Arme halb von sich gestreckt, die Kleider an der Brust aufgerissen, den feinen blauen Streifen, das Kainszeichen der Erhängten, um den Hals. Der Mann sagte kein Wort. Er zündete nur ein paar Streichhölzer an. In ihrem Lichte sah ich sie, — ein schauriger Anblick. Dann setzte er sich lautlos auf einen Stuhl an dem Bette der toten Frau, ich in die Nähe, an den kleinen ovalen Tisch. Lange saßen wir, nach alter Gewohnheit, stumm, während der böse Tag immer mehr verdämmerte. Dann löste sich ihm die Zunge und er erzählte, wie Alles gekommen:

„Sie war am Sonntag bei Ihnen in der Kirche. Sonntags nachts weckte sie mich, weil sie nicht schlafen könne. Ihr Gewissen lasse sie nicht

schlafen. Sie hätten ihr von der Kanzel herab, vor allen Leuten, zugerufen, daß sie ihr Kind getötet und den Herrn Jesus verrathen habe. Nun müsse sie sterben. Ich redete ihr zu und dann schlief sie beruhigt wieder ein. Gestern, Montag nachts, wiederholte sich das Selbe. Nur sagte sie, daß auch die drei Kinder mit ihr sterben müßten. Und heute hat sie ihr unseliges Wort wahr gemacht. Auch die Kinder hat sie töten wollen; aber die sind schreiend auf die Straße gelaufen. Unterdessen hat sie wohl das Gräßliche gethan." Nun war in der That Alles klar, auch ihr gestriges auffälliges Benehmen. Im Kummer um ihren verlorenen Knaben war sie irrsinnig geworden. Im Wahnsinn hatte sie die Hand an sich gelegt.

Der Mann hatte nach jenen Worten lange geschwiegen. Dann brach unter Schluchzen sein ganzer Schmerz los. Und unter Schluchzen erzählte er mir nun seines Lebens ganze trübe Geschichte: „Meinen Vater kenne ich nicht. Meine Mutter war eine Schauspielerin und soll noch leben. Nur als ich noch ganz klein war, hat sie sich um mich ein Wenig gekümmert. Dann hat sie mich vergessen, mich gänzlich als unbelohnte Last meinen Pflegeeltern überlassen. Unter Hunger, Schlägen und Arbeit bin ich aufgewachsen, einsam, glücklos. Bis ich endlich die Frau da fand. Sie war mit ihrem Kinde von ihrem ersten Manne schon im ersten Jahre der Ehe verlassen worden. So kamen wir zwei Verlassenen, Einsamen leicht zusammen und heiratheten uns. Da zum ersten Male bin ich in meinem Leben glücklich gewesen, zehn Jahre lang. Sie war eine treue Frau. Sie trug Alles mit mir. Sie arbeitete mit mir, wie ein Mann so tapfer, verdiente mit, sparte mit, freute sich mit mir an den Kindern. Bis im Dezember unser Paul starb. Seitdem wars nicht mehr schön bei uns. Und nun ists ganz aus."

... Endlich, als es ganz finster geworden, nahm ich ihn bei der Hand und führte ihn fort, zu Nachbarsleuten, bei denen seine Kinder, auf die Diehlen der Stube gebettet, schon wieder beruhigt, schliefen, während die Familie, Mutter und drei Töchter, noch ganz bestürzt von dem Unglück, stumm und emsig bei einer Küchenlampe wie gewöhnlich Düten klebte.

Heute haben wir nun die Tote zur Ruhe gebracht. Auf dem weiten Wege zum Friedhof kamen wir auch an einem kleinen, alten Häuschen vorbei, nur aus Erdgeschoß und Dach bestehend. Da sagte der Gatte trüb: „Dort haben wir auch einmal gewohnt. Damals gings uns noch schlecht. Damals mußten wir wie die Bären arbeiten. Und nun, wo es uns besser geht, muß sie sterben!" Ich fragte, wie viel er damals wöchentlich verdient habe. „Sieben bis acht Mark", war die Antwort. Und jetzt? fragte ich weiter. „Zwölf Mark!"

O deutsches Volk, wie genügsam bist Du doch! Und von wie tiefem Gemüth! Wie stark und still im Schmerz! Wie reich an leidvollem Schicksal!

Leipzig. Paul Göhre.



Der Astralleib.

I.

Im Tode verläßt die Seele den Körper und wird in ein Jenseits versetzt, um dort Lohn oder Strafe zu erhalten. So heißt es in den religiösen Systemen. Das irdische Leben wäre danach nur eine Uebergangszeit, in der man sich auf das künftige Leben um so mehr vorzubereiten hat, als jenes sehr kurz, dieses aber ewig währt. In dieser Anschauung ist also der Accent vollständig auf das Jenseits verlegt, und wo dieser Unsterblichkeitglaube zur allgemeinen Geltung kommt, wie im Mittelalter, muß davon die ganze Kulturform bestimmt werden, im guten wie im bösen Sinn. Ohne diesen Glauben können wir uns die hervorragendsten Erscheinungen des Mittelalters nicht mehr denken, nicht die hohe Entwickelung der christlichen Kunst, aber auch nicht die bis zu Inquisitionen und Scheiterhaufen sich steigernde Unterdrückung der Geister. Mit dem Aufblühen der Wissenschaft wurde auch jener Glaubenssatz der Kritik unterzogen und nach allen Versuchen, ihn zu retten, stehen wir heute vor der Thatsache, daß der Unsterblichkeitglaube mehr und mehr im Schwinden begriffen ist, mit ihm aber auch die Religion und die Macht der Kirche. Die Wissenschaft hat den Begriff der Seele untersucht und fand nichts. Die Seele ist bloße Funktion des Körpers, bestimmt, mit diesem zugleich zu vergehen. Die Wissenschaft analysirte den Begriff des Jenseits und fand wieder nichts. Das scheinbare Himmelsgewölbe war durch die Astronomie in einen unendlichen Raum aufgelöst worden. Das Dogma war also zersetzt und die Menschheit hat mehr und mehr den Accent auf das irdische Leben verlegt. Unsere ganze Kulturform mit allen ihren Licht- und Schattenseiten ist von dieser Idee beherrscht. Unter ihrem Einfluß hat die Verstandesbildung zugenommen; in moralischer Hinsicht aber sind wir in so entschiedenem Rückgang begriffen, daß die Frage, wohin wir treiben, uns immer bedenklicher macht. Wir sind uns klar darüber, daß Polizei und Staatsanwalt keine Moral erzwingen können. Das Problem der Moral ist ein metaphysisches. Begründet kann sie nur werden durch den Unsterblichkeitglauben, und da dieser zur Zeit nur im Rahmen der christlichen Metaphysik haltbar erscheint, ist es kein Wunder, daß die reaktionären Bestrebungen der Kirche immer wieder zur Geltung kommen und daß ängstliche Gemüther immer wieder auf sie als die Retterin der Gesellschaft blicken.

Die Accentuirung des Diesseits ist die Grundursache unserer sozialen Schäden, die nur gemildert werden können, wenn wir zum Glauben an ein künftiges Leben zurückkehren. Nur dann könnte man uns zumuthen, unser Leben so einzurichten, wie es nicht unserem diesseitigen, sondern dem jen-

seitigen Wohl entspricht. Der irdische Egoismus, der die Nächstenliebe ausschließt, wäre dann abgelöst durch den transszendentalen Egoismus. Das genügt aber für die sozialen Verhältnisse; denn der transszendentale Egoismus schließt die Nächstenliebe ein, und wäre es auch nur durch die Erwägung, daß, weil wir auch im künftigen Leben auf einander angewiesen sind, Der am Besten daran sein wird, der sich im Diesseits am Meisten Liebe erworben hat.

Zum Glauben an ein künftiges Leben könnten wir kommen durch Offenbarung, durch philosophische Besinnung oder endlich auf Grund von Erfahrungthatsachen. Aber die kritische Arbeit, die die Wissenschaft am Dogma vorgenommen hat, ist nun einmal gethan, in der Reaktion ist also kein Heil. Die philosophische Besinnung hat es bisher nicht vermocht, den Unsterblichkeitglauben zu retten, und die Vertröstung auf die Zukunft kann jene Hilfe nicht liefern, die für den Augenblick nöthig ist. Es kommt also nur noch die dritte Möglichkeit in Betracht, daß die Unsterblichkeit durch Erfahrungthatsachen bewiesen wird, und zwar durch neue, bisher unbekannte, da die bekannten bereits versagt haben, seit die Astronomie uns das Jenseits, die Psychologie uns die Seele geraubt hat. Die Naturwissenschaft ist nun aber in beständiger Entwickelung begriffen und schon darum darf sich unsere Zeit nicht rühmen, deren letztes, definitives Wort zu besitzen. Gewiß, für alle Zeiten gewiß ist nur das Eine, daß der Tod mit einer vollständigen Anästhesie unseres Körpers verbunden ist, der allmählich in seine Atome zerfällt. Das ist der Prozeß, den die Erfahrung uns verräth; aber es ist mindestens denkbar, daß er mit einer Kehrseite versehen wäre, die bisher unserer sinnlichen Erkenntniß entgangen und durch die die Fortdauer des Individuums garantirt wäre.

Den einfachsten Weg, die Unsterblichkeit empirisch zu beweisen, schlägt der Spiritismus ein: er verweist uns auf die Rückkehr der Toten. Ich unterschätze ihn nicht; aber gerade weil ich ihn kenne, bin ich der Ansicht, daß nicht er den Unsterblichkeitglauben uns wieder verschaffen wird, sondern nur, daß er dem anderweitig gewonnenen eine weitere Stütze geben wird. Der Beweis, dem die definitive Entscheidung zukommt, ist der experimentelle, und zwar muß es am lebenden Menschen gezeigt werden, daß der Austritt eines seelischen Prinzips aus ihm geschehen kann. Erst damit ließe sich begründen, daß im Tode der gleiche Prozeß, nun dauernd, eintritt, und wir hätten einen naturwissenschaftlichen Beweis, der den mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen spiritistischen Beweisen ohne Frage vorzuziehen wäre.

Analysiren wir den Prozeß des Todes, so lehrt der Augenschein, wie gesagt, die Anästhesie des Leibes. Es fragt sich nun: Ist diese Anästhesie eine Vernichtung der Empfindungfähigkeit? Der Beweis dafür ist noch nicht geliefert. Anästhetisch bis zu einem gewissen Grade macht uns auch der natürliche Schlaf, mehr noch der künstliche Schlaf, so daß darin die schwersten

Operationen schmerzlos vorgenommen werden können. Vernichtet aber ist die Empfindungfähigkeit nicht. Wir haben daher allen Grund, gerade den Vorgang, der bei diesem „Bruder des Todes" eintritt, genau zu erforschen. Das Problem, was bei der Anästhesie vor sich geht, ist untersucht worden und es hat sich herausgestellt, daß der „Bruder des Todes" allerdings eine Kehrseite hat, die, weil unsinnlicher Art, der Wissenschaft bisher entgangen ist. Der Naturforscher, der der Lösung dieses ungemein wichtigen Problemes bisher am Nächsten gekommen ist, ist Rochas, der Direktor des pariser Polytechnikums. Er hat die Anästhesie der Somnambulen zu seinem speziellen Studium gemacht und unwiderleglich bewiesen, daß die Anästhesie des Körpers nur die Hälfte eines Vorganges ist, dessen andere Hälfte sich zwar dem Augenschein entzieht, nicht aber dem Experiment. Er hat bewiesen, daß in der Anästhesie die Empfindungfähigkeit nicht vernichtet, ja nicht einmal unterdrückt ist, sondern nur verlegt, und zwar — nach außen! Im Somnambulismus treten aus dem Körper des Schläfers Odschichten, die die Empfindungfähigkeit bewahren, so daß z. B. ein Nadelstich, für den der Körper des Schläfers anästhetisch ist, dennoch empfunden wird, wenn er in die ausgetretenen Odschichten geschieht.

Ich kann die vielerlei Versuche, die Rochas vorgenommen hat, hier nicht einmal auszugsweise wiedergeben, muß vielmehr den Leser auf die Schriften dieses ausgezeichneten Forschers verweisen.[1]) Seine Versuche lehren: die Empfindungfähigkeit des Körpers beruht nicht auf seinen materiellen Organen, sondern auf den ihn durchdringenden Odschichten; diese Odschichten, wenn exteriorisirt, bewahren ihre Empfindungfähigkeit. Ein solcher Vorgang ist aber allerdings Etwas, das dem Austritt einer Seele aus dem Körper sehr ähnlich sieht. Es muß nun mindestens hypothetisch gestattet sein, diesen Vorgang auf die Anästhesie des Todes zu übertragen. Es ist denkbar, daß beim Sterben unsere empfindungfähigen Odschichten dauernd heraustreten, — und damit wären wir der Unsterblichkeit schon um einen guten Schritt näher gekommen. Wir hätten einen vom Leib trennbaren Träger eines von den körperlichen Organen unabhängigen Bewußtseins. Die gläubigen und die spiritualistischen Philosophen werden freilich von einer Seele, die einen odischen Leib besitzt, enttäuscht sein, da sie in der Seele nur ein denkendes Wesen, einen reinen Geist sehen wollen; aber davon abgesehen, daß wir uns einen reinen Geist überhaupt nicht denken können, giebt es auch keine Erfahrungbeweise für die Existenz solcher Wesen. Dagegen sind die außerleiblichen Existenzen, von denen der Occultismus Erfahrung zu besitzen behauptet, allerdings von solcher Art, wie sie sein müßten, wenn der vorübergehende oder dauernde Austritt der Seele aus dem Leibe nach dem Vorbilde der von

[1]) Rochas: Les états profonds de l'hypnose. — L'extériorisation de la sensibilité.

Rochas beobachtenden Vorgänge geschehen würde, d. h. wenn ein ätherischer Körper heraustreten würde. Vom Spiritismus ganz abgesehen, finden wir den nach dem Schema des materiellen Leibes gestalteten odischen Leib oder Aetherleib oder Astralleib beim Doppelgänger und in der Fernwirkung sterbender oder überhaupt seelisch erregter Personen, die so häufig vorkommt, daß die psychologische Gesellschaft in London aus neuerer Zeit etwa 700 Fälle sammeln konnte.[2]) In allen diesen Fällen zeigt sich die Seele mit gestaltetem Körper, der sich unter Umständen bis zur eigentlichen Materialisation verdichtet. Rochas selbst hat seine Untersuchungen noch nicht abgeschlossen; aber einige von seinen jüngsten sind schon jetzt dem deutschen Leser zugänglich gemacht[3]) und zeigen bereits das Endziel an, die photographische Darstellung des am lebenden Menschen exteriorisirten Doppelgängers. Ein solcher Unsterblichkeitbeweis würde alle anderen der Theologie und Philosophie übertreffen. Dem sichtbaren Vorgang im Prozeß des Sterbens, nämlich der Entseelung des Leibes, wäre dann ein unsichtbarer beigefügt: die Entleibung der Seele. Der Tod würde sich darstellen als die odische Essentifikation des Menschen.

Im Alterthum finden wir überhaupt keine Vorstellung von unkörperlichen Geistern. Götter, gute und böse Dämonen und die Seelen Verstorbener wurden nur leiblich gedacht. Eben so finden wir die Lehre vom Astralleib bei den Kirchenvätern; und Tertullian geht so weit, selbst Gott eine gewisse Körperlichkeit beizulegen.[4]) Origines sagt, daß kein geschaffenes Wesen ohne Körperlichkeit sei.[5]) Auch in der Philosophie, von Plato angefangen bis zum jüngeren Fichte und Hellenbach, ist diese Vorstellung immer wieder aufgetaucht und Leibniz sagt: „Ich glaube mit den meisten Alten, daß alle Geister, alle Seelen, alle einfachen geschaffenen Substanzen stets mit einem Körper verbunden sind und daß es niemals Seelen giebt, die gänzlich davon los sind.“[6]) Es ist immer das Selbe gemeint, wenn Paulus von einem geistigen Leib spricht, die alten Griechen vom Aetherleib, Hippokrates vom Enormon, die Seherin von Prevorst vom Nervengeist, die Spiritisten vom Perisprit. Die Occultisten des Mittelalters sind darin einstimmig: da der „Lebensgeist“ den ganzen menschlichen Körper durchdringt, so enthält der Mensch in sich seinen ätherischen Doppelgänger, einen Astralleib, durch den er in die Ferne wirken kann. Unsere Somnambulen wollen, wie z. B. die Seherin von Prevorst, die amputirten Glieder ergänzt sehen und die Amputirten selbst haben noch das Integritätgefühl der verlorenen Glieder. Endlich

---

[2]) Gurney, Myers, Podmore: Phantasms of the living.

[3]) Die übersinnliche Welt. 1896. Nr. 6—8.

[4]) Tertullian: adv. Prax..

[5]) Origines: de princ. I. c. 7.

[6]) Neue Untersuchungen über d. menschl. Verstand. Vorrede.

ist noch der Volksglaube zu erwähnen, daß die Gespenster keinen Schatten werfen, d. h. daß sie ätherischer Natur und darum durchlässig für den Lichtstrahl sind. Die naturwissenschaftliche Weltanschauung hat alle diese Vorstellungen beseitigt. Sie hat eben zwar den großen Vortheil gebracht, aus der Erklärung der Welt das Uebernatürliche zu verbannen, aber den Nachtheil, daß aus der Natur auch das Uebersinnliche gestrichen wurde. Uebersinnlich aber ist das Jenseits und die Frage nach dem Wo fällt ganz weg, wenn das Jenseits mit der übersinnlichen Seite des Diesseits zusammenfällt. Uebersinnlich ist aber auch im Prozeß des Sterbens die eine Hälfte des Vorganges, die Entleibung der Seele, das Heraustreten des Astralleibes. In gewissem Sinne ist also doch das Dogma wieder hergestellt: der Astralleib überlebt uns und für ihn, der nun auf eine neue Anschauung- und neue Wirkungweise angewiesen ist, kommt die diesseitige Welt, in der er verbleibt, einem Jenseits vollkommen gleich.

Als Rochas Laurent und Mireille seinen Experimenten unterwarf, sah Laurent den Doppelgänger von Mireille wie in leuchtendem Glanz. Für Rochas selbst war der Vorgang übersinnlich, er hatte nur die Empfindung eines kalten Windes, so daß er sogar aufstand, um die vermeintlich offene Thür zu schließen; aber Mireille sagte, diese Empfindung rühre davon her, daß sich der Doppelgänger neben Rochas gestellt habe. Die Empfindung eines kühlen Windes ist nun aber auch bei spiritistischen Sitzungen das einleitende Phänomen, beruht also wohl ebenfalls auf dem Auftreten von Phantomen. Die beiden Doppelgänger bei Rochas standen in der Höhe neben einander, gingen theilweise durch einander durch, wurden dann durch Magnetisirung der Versuchspersonen herabgezogen, und als diese erwachten, standen sie zu einander in magnetischem Rapport. Berührte man bei Mireille die rechte Seite, so empfand es Laurent auf der linken. Der selbe Rapport zeigt sich bekanntlich zwischen den Magnetiseuren und den Somnambulen, zwischen Medien und Phantomen, und zwar aus dem gleichen Grunde der Odvermischung. Wenn nun aber für die spiritistischen Phantome die selben Gesetze gelten wie für die Phantome Lebender, so wird es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die ersten der überlebende Theil verstorbener Menschen sind.

Daß uns im Tode etwas Neues, ein Astralleib, verliehen werden sollte, läßt sich zwar glauben, aber nicht beweisen. Der naturwissenschaftliche Unsterblichkeit-Beweis wird aber möglich, wenn wir im Tode Etwas bewahren sollten, das wir bereits besaßen: den Astralleib; und daß wir auch das transszendentale Bewußtsein bereits im Leben latent besitzen, geht aus den zahlreichen Phänomenen des Somnambulismus hervor.

Die Kirche, wie sie das Wo des Jenseits dahingestellt läßt, hat auch über das Wie des künftigen Lebens nie eine genaue Definition gegeben. Es

ist der Phantasie der Gläubigen überlassen, den christlichen Olymp auszumalen. Das ist nun aber gerade der Vorzug des naturwissenschaftlichen Unsterblichkeitbeweises, daß er über die Beschaffenheit des künftigen Lebens nicht auf bloße Vermuthungen angewiesen ist. Ueber das Leben immaterieller Geister lassen sich feste Vorstellungen nicht gewinnen, wohl aber über das Fortleben des Astralkörpers. Mag der innere Mensch odisch sein oder ätherisch, mag das Od ein modifizirter Aether sein oder den Weltäther als Vehikel benutzen: immer werden die physikalischen Fähigkeiten des Astralleibes von seinem Stoff bedingt sein, der ätherische Leib wird nothwendig die Fähigkeiten des Aethers besitzen. In dieser Hinsicht zunächst wird der naturwissenschaftliche Beweis über das Wie des künftigen Lebens ganz im Sinne des Occultismus ausfallen. Wenn Wärme, Licht, Magnetismus, Elektrizität, Schwerkraft, Schnelligkeit der räumlichen Bewegung und Durchdringung der Materie Eigenschaften des Aethers sind, so müssen es auch Eigenschaften des Astralleibes sein; und so gewiß es ist, daß ein leiblicher Mensch nicht durch verschlossene Thüren gehen kann, so gewiß ist, daß ein ätherischer Leib diese Fähigkeiten besitzen muß.

Wir Menschen empfinden alle Arten von Schwingungen des Aethers nur indirekt vermöge unserer Sinne; der Astralleib dagegen, weil selbst ätherischer Natur, muß sie direkt empfinden und muß direkt auf ihn einwirken können. Der Naturforscher könnte also a priori die Fähigkeiten des Astralleibes bestimmen und unser Glaube an die Phantome des Occultismus kann nur begründet werden durch die Uebereinstimmung ihres Verhaltens mit jenen apriorischen Bestimmnngen. Von diesen ätherischen Fähigkeiten müßte nicht nur die Wirkungweise, sondern auch die Erkenntnißweise bestimmt werden. Endlich werden wir aus der Existenz eines inneren Phantoms im lebenden Menschen schließen müssen, daß diesem die selben Fähigkeiten zukommen wie den spiritistischen Phantomen. Wenn es Ausnahmezustände geben sollte, in denen das innere Phantom des Menschen aktiv oder passiv, wirkend oder erkennend, in die Erscheinung träte, müßte diese Gleichheit der Fähigkeiten sichtbar sein. In dieser Hinsicht ist es nun jedenfalls höchst merkwürdig, daß wir in spiritistischen Sitzungen gerade solchen Phänomen begegnen, wie sie nur ausgehen können von Wesen, die die Fähigkeiten des Aethers besitzen. Und eben so merkwürdig ist es, daß wir auch in den unzähligen Berichten über Somnambule, Besessene, Hexen und Heilige wiederum den selben Erscheinungen begegnen wie im Spiritismus. Schon Hellenbach hat darauf in einer Studie aufmerksam gemacht, die längst verdient, in den Buchhandel gebracht zu werden.[7])

[7]) Sphinx Nr. 1—7. 81—86. 151—175: Der Aether als Lösung der mystischen Räthsel.

Zur Zeit können die Phänomene des Somnambulismus und des Spiritismus nur theilweise an unsere Naturwissenschaften angeknüpft werden. Die Experimente von Rochas werden aber dahin führen, sowohl die magische Wirkungweise des lebenden Menschen in abnormen Zuständen als auch die der spiritistischen Phantome als nothwendige Folgerungen der selben naturwissenschaftlichen Thatsache anzusehen. Wenn nämlich erwiesen ist, daß das innere Phantom des lebenden Menschen künstlich exteriorisirt werden kann, so wird es Niemandem mehr einfallen, den Parallelfall, die spontane Entsendung des Doppelgängers, zu leugnen, von der zu allen Zeiten die Rede war; es wird aber auch Jedermann zugeben müssen, daß wir im Sterben von unserer Exteriorisirungfähigkeit Gebrauch machen. So wird also der Spiritismus erst dann nicht mehr geleugnet werden, wenn er als eine logische Folgerung aus einer naturwissenschaftlichen Prämisse erkannt sein wird.

Es giebt Spiritisten, die es ganz unbegreiflich finden, daß die verblüffende Thatsache der Rückkehr der Toten noch immer nicht anerkannt ist. Aber der Spiritismus überschätzt eben seine Beweiskraft, wenn er in dem Auftreten menschenähnlicher Phantome bereits den Beweis sieht, daß diese Phantome verstorbene Menschen seien. Aus der Unsterblichkeit folgt noch lange nicht die Möglichkeit des Verkehres mit Verstorbenen. Es wäre ferner denkbar, daß der Spiritismus eine Wahrheit wäre, ohne daß doch die verstorbenen Menschen, wohl aber andere Wesen, daran Antheil hätten. Es könnte Astralwesen geben, die niemals durch die Phase irdischer Existenz hindurchgegangen wären. Behaupten, daß alle astralen Wesen nur verstorbene Menschen seien, heißt, den geocentrischen Standpunkt, den wir in der Astronomie glücklich hinter uns haben, in die Metaphysik übertragen. Der Spiritismus hat sich zwar mit dem sogenannten Identitätbeweis viele Mühe gegeben. Wenn wir ein Phantom sehen, das körperlich und geistig einem bestimmten Verstorbenen gleicht und wahre Mittheilungen macht, die nur dieser Verstorbene wissen konnte, dann wird es allerdings höchst wahrscheinlich, daß das Phantom mit jenem Verstorbenen identisch ist. Aber dieser individuelle Identitätbeweis wird nur selten erreicht und von seltenen Thatsachen lassen sich die Menschen nicht überzeugen; wir sollten uns daher vorläufig mit dem allgemeinen Identitätbeweis begnügen, daß die spiritistischen Phantome überhaupt verstorbene Menschen seien.

Diesen allgemeinen Identitätbeweis wird ebenfalls die Naturwissenschaft liefern; er besteht in dem Nachweis, daß die Fähigkeiten der Phantome identisch sind mit denen des Menschen im somnambulen Zustand, daß also die abnormen Fähigkeiten des Menschen identisch sind mit den normalen der Phantome. Diese sogenannten magischen Fähigkeiten der Somnambulen sind nun sämmtlich solche, die mit Hilfe des inneren astralen Menschen geschehen, und dieser Pa=

rallelismus mit spiritistischen Fähigkeiten läßt auf die Gleichheit des Agenten schließen, der im Somnambulismus ein Phantom mit körperlicher Hülle ist, im Spiritismus dagegen ein Phantom, das dieses Kleid abgelegt hat. Dieser Beweis wird noch durch den Umstand verstärkt, daß in der Phase der Materialisation die spiritistischen Phantome sich wieder körperlich verdichten, wobei sie auf Gewicht, Puls und Herzschlag geprüft werden können.

Wir Menschen haben den Astralleib in uns, und wenn wir ausnahmweise magisch wirken, so geschieht es durch seine Vermittlung und trotz dem irdischen Körper. Die Phantome haben — von der Materialisation abgesehen — überhaupt nur einen Astralleib und können überhaupt nur magisch wirken, aber nicht nach Art eines körperlichen Menschen. Sie können also sehr viele Dinge, die uns unmöglich sind, und Vieles, was uns körperlich möglich ist, können sie nicht.

Die abnormen Kräfte des Diesseits sind die normalen Kräfte des Jenseits. Die Identität der Kräfte bei Somnambulen und Phantomen läßt sich durch eine ganze Reihe von Analogien beweisen, sowohl in Bezug auf magische Erkenntniß- als Wirkungweise. Der Schluß ist in der That zwingend, daß, wenn der Kern des Menschen ein Astralleib mit astralem Bewußtsein ist, dieser, wenn er im Tode exteriorisirt wird, die selben Fähigkeiten besitzen muß, die zu Lebzeiten latent blieben und nur in somnambulen Ausnahmezuständen hervorbrachen. Weil nun aber nur auf diesem Wege sich eine wissenschaftliche Vorstellung vom Leben nach dem Tode gewinnen läßt, ist es wohl der Mühe werth, diesen Gedanken noch näher auszuführen.

Philosophische Lehrmeinungen über die Fortdauer nach dem Tode sind schon mehr als genug aufgetreten, sie haben aber zu nichts geführt und nicht gehindert, daß wir beim Materialismus angelangt sind. Sie konnten eben über das Wie des künftigen Lebens nicht den mindesten Aufschluß geben. Darüber ist jede Untersuchung abgeschnitten, wenn die Seele, nach der Definition des Cartesius, nur ein denkendes Wesen wäre. Jetzt aber, da durch die Experimente von Rochas der uralte Glaube an einen vom Menschen trennbaren Astralleib experimentell bestätigt ist, ist für die Lösung des Problemes wenigstens der Grund gelegt. Die Funktionen des Astralleibes lassen sich schon zu Lebzeiten bei Somnambulen beobachten und nur von diesen kann er auch nach dem Tode Gebrauch machen.

Eine Somnambule beschrieb einst ihren ekstatischen Zustand, bedauerte dabei, daß sie nach dem Erwachen Alles vergessen haben würde, und fügte hinzu: „Wenn ich gestorben bin, sehe ich dieses Alles zum zweiten Male.“[8])

---

[8]) Kerner: Magikon. Nr. 41.

Sie identifizirte also den somnambulen Zustand mit dem nach dem Tode. Ein ekstatischer Somnambuler sagte zum Hofrath Bährens, daß die materielle Welt nur für das Materielle existirt und daß der Vergeistigte das Wesen der Dinge, eine organisirte Lichtwelt in der Hülle des Materiellen, sieht; daß bei der wahren Vergeistigung die Materie aufhört, schwer und undurchdringlich zu sein, und nur das darin enthaltene Lichtwesen ihre Bedeutung ausdrückt und verschieden ist nach dem Maße der Bedeutsamkeit der Körper. Die größte Bedeutsamkeit hat der Mensch. Wie nichts untergeht, so kann auch ein Lichtwesen nicht untergehen.[9] Mit anderen Worten: der innere Mensch tritt im Somnambulismus in Verbindung mit dem odischen Inneren der Dinge und schaut es als Lichtphänomen, wie die Sensitiven in der Dunkelkammer; der Nervenäther tritt in unmittelbare Berührung mit dem Naturäther. Nun haben wir zwar allen Grund, wenn wir über die ekstatischen Zustände zunächst die Ekstatiker selbst befragen; sie geben uns den besten Aufschluß über einen Zustand, der mit dem jenseitigen die meiste Aehnlichkeit hat. Wir sind indessen dabei nicht sicher, manchen ungeregelten Phantasien zu begegnen; wir müssen also einen anderen Weg einschlagen; und einen zuverlässigeren giebt es wohl nicht, als wenn wir die Fähigkeiten und Wirkungweise der Somnambulen mit denen der Phantome vergleichen. Wenn die Behauptung der Somnambulen richtig ist, daß der ekstatische Zustand eine Antezipation des künftigen Zustandes sei, so müssen Somnambulismus und Spiritismus Analogien zeigen.

Die Somnambulen schauen in die selbe Welt, in der sie leiblich leben, aber sie stehen in einer anderen Verbindung mit ihr, in einer magischen Verbindung ohne Vermittlung der körperlichen Sinne. Sie sind hellsehend, und zwar um so besser hellsehend, je dunkler es ist, was schon Reichenbach von den Sensitiven sagt. Weiter sehen wir, daß auch die spiritistischen Phänomene häufig Dunkelheit erfordern, und dabei können wir die Erfahrung machen, daß auch die Phantome hellsehend sind. Wenn in Dunkelsitzungen Gegenstände durch die Luft schweben, vermeiden sie alle Hindernisse — gleich den geblendeten Fledermäusen des Spallanzani — und verletzen nicht die Zuschauer. Wenn wir in Gedanken den Wunsch äußern, an einer bestimmten Körperstelle berührt zu werden, so geschieht es nicht in unsicherem Herumtappen, sondern genau an der richtigen Stelle. Bei einer Dunkelsitzung in Wien wünschte ich in Gedanken, am linken Ohr gezogen zu werden, dann, als es nicht geschah, an der Nase, und als auch Das nicht eintrat, am rechten Ohr. Wenige Minuten später wurde ich zuerst am linken Ohr, dann an der Nase und schließlich am rechten Ohr gezogen, und zwar trotz der Dunkelheit mit großer Sicherheit des Griffes. Nebenbei bemerkt, beweist dieser Vorgang zugleich

---

[9]) Bährens: Animalischer Magnetismus und die durch ihn bewirkten Kuren.

die weitere Analogie, daß die Phantome, wie die Somnambulen, für Gedankenübertragung empfänglich sind.

Direkte Schriften entstehen im Spiritismus in geschlossenen Doppeltafeln, sind aber mit solcher Sicherheit geschrieben, daß wir abermals Hellsehen annehmen müssen. Crookes fragte in einer Sitzung die sich manifestirende Intelligenz: „Kannst Du den Inhalt dieses Zimmers sehen?“ Die Planchette antwortete: „Ja.“ „Kannst Du diese Zeitung sehen und lesen?“ sagte Crookes und legte, ohne selbst darauf hinzublicken, seinen Finger auf ein Exemplar der Times, das auf dem Tisch hinter ihm lag. Auch Das wurde bejaht. „Gut, schreibe das Wort, das jetzt von meinem Finger bedeckt ist, und ich will Dir glauben.“ Die Planchette begann sich zu bewegen, und langsam, mit großer Schwierigkeit, wurde das Wort however geschrieben. Crookes drehte sich um und sah, daß in der That dieses Wort von seinem Finger bedeckt war.[10]) Die Somnambulen, wenn sie einen verschlossenen Brief lesen sollen, verlangen sogar Dunkelheit und dieses Experiment würde häufiger gelingen, wenn man ihnen nicht in ungeschickter Weise zusammengelegte Briefe gäbe. Die Photographie eines zusammengelegten Briefes durch Röntgen-Strahlen würde alle beschriebenen Seiten durcheinander zeigen, es kann also eine Somnambule, die durch eben solche oder ähnliche Strahlen sieht, offenbar nur lesen, wenn eine einzige Seite beschrieben ist.

Bevor ich den Vergleich zwischen Somnambulen und Phantomen fortsetze, dürfte es lehrreich sein, zunächst zu zeigen, daß die Identität der transszendentalen und der transszendenten Psychologie schon in Bezug auf die Eintrittsbedingungen vorhanden ist. Zu diesem Behuf müssen wir die Wirkung von Suggestionen und Autosuggestionen bei Somnambulen und Phantomen vergleichen. Eine Suggestion unterscheidet sich von einer gewöhnlichen Vorstellung nicht im Wesen, sondern lediglich durch ihre größere Motivationkraft. Diese kommt dadurch zu Stande, daß die Suggestion monoideistisch, eine isolirte Vorstellung mit Ausschluß aller anderen ist, daher sich, mag sie den Impuls zu einer Handlung oder zu einem Erkenntnißakt enthalten, alle Kräfte und Fähigkeiten des von der Suggestion Beherrschten auf sie konzentriren. Was nun die Autosuggestion betrifft, so tritt eine solche spontan ein, wenn wir, aus einem Zustand in einen anderen übergehend, z. B. aus dem Wachen in den Schlaf, eine einzelne Vorstellung im Vordergrunde des Bewußtseins haben, die mit Hinterlassung aller anderen in den neuen Zustand hinübergenommen wird. Dieser Prozeß tritt um so leichter ein, je mehr das Gefühlsleben von einer solchen Vorstellung erregt ist. Nehmen wir eine solche Autosuggestion in den Schlaf hinüber, so wird sie verschiedentlich sich

---

[10]) Akfakow: Animismus und Spiritismus. 475.

äußern, je nachdem ihre Motivationkraft die Sphäre des Denkens oder des Handelns oder beide zugleich betrifft. War Jemand vor dem Einschlafen mit geistiger Arbeit beschäftigt, ohne die Lösung zu finden, so kann es geschehen, daß der Schläfer die Gedankenarbeit fortsetzt und die Lösung findet, und zwar meistens in dramatischer Spaltung, indem er die Lösung aus fremdem Munde vernimmt. Betrifft dagegen die Motivationkraft der monoideistischen Autosuggestion die Sphäre des Handelns, so wird ein solcher Schläfer zum Nachtwandler und übersetzt seinen Traum in Handlung. Endlich können Denken und Handeln auch zugleich monoideistisch angeregt werden; Das geschieht dem Traumarbeiter, der nachts aufsteht und entweder ein Gedicht verfertigt oder die Predigt, die er halten soll, oder ein mathematisches Problem löst, eine Zeichnung oder ein Gemälde entwirft und am Morgen vollendete Arbeit vorfindet. Beispiele sind ungemein zahlreich. Bei dieser monoideistischen Besessenheit werden nun zur Lösung der Aufgabe meistens nur die normalen Fähigkeiten geweckt, es können aber auch solche ausgelöst werden, die wir bei Somnambulen beobachten. Gerade der allerhäufigste Fall von Suggestion, nämlich die medizinische, beweist, daß von solchen auch der Träger der magischen Fähigkeiten erreicht werden kann; denn eine magische Fähigkeit, die weder in unserem Bewußtsein noch in unserer Willkür liegt, ist es, wenn wir bei einer schreckhaften Autosuggestion eine langjährige Lähmung verlieren oder in Folge erhaltener Fremdsuggestion ein künstliches Stigma entsteht, Nasenbluten eintritt oder eine Heilung bewirkt wird.

Gehen wir nun zu den Phantomen über, so zeigt sich, daß die gleichen psychologischen Gesetze auch für sie gelten. Bei Sterbenden kommt es häufig vor, daß sie von einem Gedanken monoideisirt sind, der, in den Todesschlaf hinübergenommen, seine Motivationkraft behält. Es giebt Hunderte von Erzählungen von Geistererscheinungen am Thatort eines geschehenen Verbrechens. Der Volksglaube sagt, der Verbrecher sei zur Sühne seiner That an den Ort gebannt. Die richtige Erklärung ist aber nicht metaphysisch, sondern psychologisch: der Tod ist für Jeden von uns mehr oder minder ein Sprung in die Finsterniß und der sterbende Verbrecher, der in diesem kritischen Augenblick sein Gewissen beschwert fühlt und vielleicht vor ewigen Höllenstrafen zittert, wird in einem Grade monoideisirt sein, daß es auf sein Phantom vererbt wird. Er kann also allerdings an den Ort des Verbrechens gebannt sein, aber nicht durch die jenseitige Polizeiordnung, sondern durch psychologischen Zwang, durch seine Autosuggestion. Daran würde selbst dann nichts geändert, wenn sogar das Phantom selbst die seinem Bildungsgrad entsprechende und durch den Tod auch gar nicht veränderte metaphysische Auslegung etwa durch automatisches Schreiben kundgeben und selbst sagen würde, es erleide seine Qual als Strafe für die That. Solcher Geschichten giebt es genug

und ein in der transszendentalen Psychologie nicht bewanderter Zuschauer würde sich einfach an die Aussage des Phantoms halten und danach seine Metaphysik entwerfen. Kerner berichtet von einem Gespenst, das an einem Thatort gebunden war, wo es Waisenkinder um einige Groschen verkürzt hatte.[11]) Daraus sind aber keine metaphysischen Schlüsse zu ziehen, sondern nur transszendental-psychologische und es folgt aus dieser Geschichte nur, daß selbst gelinde Vergehen, wenn sie im Augenblick des Sterbens schwer empfunden werden, zu posthumen Monoideismen werden können.

Nehmen wir an, ein Verstorbener verlange Seelenmessen. Ein anwesender Katholik hält die Botschaft für echt, weil sein Glaube darin bestätigt ist, daß Seelenmessen außer dem finanziellen Werth für die Kirche auch noch einen metaphysischen haben. Der anwesende Zweifler ist ganz anderer Ansicht und darum hält er die Botschaft für ein Werk des Mediums. Beide haben Unrecht. Die Botschaft könnte trotz dem sonderbaren Verlangen echt sein; denn es ist sehr möglich, daß ein Sterbender in seiner Todesangst an Seelenmessen denkt und diese Autosuggestion hinübernimmt. Wenn aber solche Autosuggestionen posthum fortwirken und das Verhalten von Phantomen beeinflussen, so folgt daraus nur das Eine mit Sicherheit, daß in jedem Gedanken eine Kraft liegt, die sich zu realisiren strebt; es folgt aber nicht daraus, daß der psychologische Zustand des Verstorbenen damit erschöpft sei; ja, es ist schon zweifelhaft, welchen Antheil sein Bewußtsein daran hat und ob es überhaupt einen daran hat. Jedenfalls hat in der Seele eines Verstorbenen Vieles Platz, was für uns nie zur Beobachtung gelangt; also dürfen wir aus dem mangelhaften Beobachtungmaterial noch keinen allgemeinen Schluß auf das Schicksal eines solchen Verstorbenen ziehen.

Nehmen wir einen anderen Fall. Am einunddreißigsten März 1890 starb in Neu-Stockholm (Kanada) ein gewisser Soen Strömberg mit Hinterlassung von Frau und drei Kindern. Wie der an seinem Sterbebette stehende Geistliche später mittheilte, waren seine letzten Worte eine Aufforderung an seine Frau, seine Verwandten in Jemtland (Schweden) doch ja von seinem Tode zu benachrichtigen. Sie unterließ es wegen mangelnder Adresse. Drei Tage später, am dritten April 1890, entstanden im Hause des Herrn Fiedler in Gothenburg durch automatische Schrift einer in seinem Bureau angestellten Dame die Worte: Soen Strömberg. Herr Fiedler, damals in England abwesend, erhielt davon erst am zweiten Juni Kenntniß und einige Tage später fand bei ihm eine spiritistische Sitzung statt, bei der Staatsrath Aksakow, Professor Butlerow, General Galiano, Dr. Elliot und Herr Fiedler mit Familie anwesend waren. Während das Gespräch eben

---

[11]) Kerner: Seherin von Prevorst 309.

um Geisterphotographien sich drehte, kam durch automatische Schrift folgende Meldung eines angeblich in Amerika Verstorbenen: „Strömberg wünscht, daß Sie den Seinigen mittheilen, er sei tot. Er starb am dreizehnten März in Wisconsin, so sagte er, wie ich denke. Ich vergaß vorher, es Ihnen mitzutheilen. Ich glaube, er sagte, daß er in Jemland gelebt habe. Giebt es da einen solchen Ort? Irgendwie starb er; und seine Frau und ein Halbdutzend Kinder befinden sich in Amerika." Als Antwort auf die Bemerkung, man müßte die Adresse dieser Frau haben, kam die weitere Mittheilung: „Nein, er starb in Amerika; aber seine Eltern leben irgendwo hier. Ich habe die Adresse vergessen. Ich werde sie mir morgen für Euch verschaffen. Ich habe nie vorher daran gedacht." Mit Bezug auf das weitergeführte Gespräch über Geisterphotographien kam die Weisung, morgen einen Versuch zu machen, man werde dann auch den Strömberg holen. Als bei dieser zweiten Sitzung der Vorhang des Kabinets weggezogen wurde, während gleichzeitig das Magnesiumlicht entzündet wurde, sahen alle Anwesenden voll und deutlich sowohl das Medium als auch Kopf und Schultern eines hinter ihm stehenden Mannes. Durch automatische Schrift wurde gesagt, Dies sei Strömberg gewesen, und zugleich wurde Einiges von den Mittheilungen des vorigen Tages korrigirt. Strömberg sei nicht in Wisconsin gestorben, sondern in Neu-Stockholm, auch nicht am dreizehnten März, sondern am dritten, — wieder falsch; seine Angehörigen seien nicht in Jemland, sondern in Jemtland; er habe drei Kinder. Ich kann hier, auf die Schrift des Herrn Fiedler verweisend, nur kurz erwähnen, daß die Mittheilungen verifizirt und die aufgenommene Photographie des Phantoms, nach Neu-Stockholm gesandt, als sehr ähnlich erkannt wurde, nur habe Strömberg keinen Bart gehabt. Für das Verständniß der Materialisationen ist dieser Umstand sehr merkwürdig: wie bei Amputationen zeigt sich das Fehlende am astralen Leib ergänzt. Der letzte Wunsch des sterbenden Strömberg zeigt sich also hier als Autosuggestion über den Tod hinübergenommen und das Verhalten des Phantoms bestimmend.

Ein Analogon des nachtwandlerischen Arbeiters bei einem Phantom bietet der folgende Fall: Ein ungebildeter Arbeiter James, der in Amerika die Schule nur bis zum dreizehnten Jahre besucht hatte, entdeckte 1872 zufällig seine mediumistische Begabung zum automatischen Schreiben. Am zweiten Oktober dieses Jahres schrieb er automatisch eine an sich selbst gerichtete Botschaft, angeblich von dem 1870 in England verstorbenen Charles Dickens, der ihn ersuchte, vom fünfundzwanzigsten Oktober an seine ganze freie Zeit Dickens zu widmen, der durch ihn seinen unvollendet hinterlassenen Roman „The mystery of Edwin Drood" vollenden wolle. Der fehlende Band kam so durch automatisches Schreiben zu Stande und erschien 1873 in Brattleborough. Da er vergriffen ist, konnte ich ihn mir nicht verschaffen; vielleicht

ist einer meiner amerikanischen Leser so gütig, mir ein Exemplar aufzutreiben. Ein von einer new-yorker Zeitung hingesandter Berichterstatter meldete in einem acht Seiten langen Artikel, die Feder von Dickens sei unverkennbar in Bezug auf Charakteristik der Romanfiguren, auf Stil, eigenthümliche Redewendungen und sogar Orthographie, wie auch die genaue Bekanntschaft mit der Geographie von London, Alles in Uebereinstimmung mit Dem, was Dickens hinterlassen hatte.[12]) Wenn sich nun auch dieser Fall meiner literarischen Beurtheilung entzieht, finde ich doch für die psychologische Beurtheilung die Nachricht auffallend, daß Dickens noch zwei Stunden vor seinem Tod an diesem Roman geschrieben haben soll. Sollte er den quälenden Gedanken, ihn unvollendet hinterlassen zu müssen, als Autosuggestion hinübergenommen haben?

Ein anderes Beispiel führt Goethe in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" an. Was er dort von einer italienischen Sängerin Antonelli erzählt, ist Thatsache; aber die Heldin der Erzählung war eine französische Schauspielerin, die 1803 verstorbene berühmte Clairon, die die Geschichte in ihren Memoiren berichtet. Sie hatte einen leidenschaftlichen Anbeter, den sie aber nicht erhörte und den zu besuchen, als er im Sterben lag, sie sich weigerte. Er starb mit dem verzweifelten Ruf: „Die Barbarin! Ich werde sie nach meinem Tode so lange verfolgen wie zu Lebzeiten!" Diese Verfolgung dauerte mehr als zwei Jahre, so lange wie die früheren Beziehungen zu ihr. Erst war es ein durchdringender Schrei, der — nicht nur von ihr — oft und plötzlich sich hören ließ; später wurde sie wie von Schüssen erschreckt; dann war es ein Beifallklatschen, wie der Verstorbene es so oft im Theater vernommen hatte, wenn sie spielte; schließlich waren es Töne wie das Echo ihrer einst gehörten Stimme.[13])

Die Bedingungen, unter denen sich Autosuggestionen realisiren, sind also die selben bei Somnambulen und Phantomen. Aber auch die magische Wirkungweise Beider ist identisch. In einer früheren Schrift[14]) konnte ich an zahlreichen Beispielen zeigen, daß das Auftreten und Verschwinden der Phantome in der selben Weise erfolgt wie beim exteriorisirten Astralleib der Somnambulen. Auch die sonstige Thätigkeitweise ist identisch. Man hört z. B. als einen der gewöhnlichsten Einwürfe gegen den Spiritismus, daß seine Phänomen läppische seien. Es gehört aber nur eine geringe Besinnung dazu, einzusehen, daß sie nicht anders sein können, als sie sind. Wir leiblichen Menschen können in die materielle Welt nur vermöge unserer An-

---

[12]) Hager, Mediumistische Lösung wissenschaftlicher Probleme. Aksakow: Animismus und Spiritismus. 386—382.

[13]) Journal de l'âme. II. 244—250.

[14]) Du Prel: Fernsehen und Fernwirken.

passung vernünftig einwirken. Diese Möglichkeit hört aber auf für den dieser materiellen Welt nicht angepaßten Astralleib, sei es von Somnambulen oder von Verstorbenen. Sie bedienen sich bekanntlich, um sich mitzutheilen, der automatischen Schrift der Medien. Auch die Fernwirkung auf das Gesicht mit gleichzeitiger physikalischer Wirkung kommt als animistische Leistung Lebender wie als spiritistische der Phantome vor. Der Neger Lewis magnetisirte einst in öffentlicher Vorstellung ein fremdes Mädchen und befahl ihm, sich in ihr Wohnhaus zu versetzen. Sie beschrieb die Küche, in der zwei Personen mit häuslicher Arbeit beschäftigt seien. Als sie aufgefordert wurde, sie zu berühren, erklärte sie, es gethan zu haben. Eine Deputation begab sich in das Haus und dort erklärte die eine der beiden Personen, von einem Geist berührt worden zu sein.[15]) Solche Fälle sind schon aus früherer Zeit berichtet. Die Autosomnambule Susette sagte, wie Daumer im „Geisterreich" erzählt, sie könne ihren Geist versetzen, wohin sie wolle. Zum Dr. Stuffli, dem sie einen solchen Besuch angekündigt hatte, trat sie im Nachtgewand ins Schlafzimmer und löschte seiner Frau das Licht aus. Man schickte zu ihren Eltern, die sagten, Susanne habe zur selben Zeit im magnetischen Schlaf wie eine Leiche dagelegen.

München. Dr. Karl du Prel.



In der Sommerfrische.

Ich gäb' sie Ruhe, die verwünschte Kuh —
Nun Stunden schon dies blöde Mäh und Muh!
Die Bretterwände lassen her vom Stall,
Als wär er nebenan, den dummen Schall,
Ich halts nicht aus. Herr Wirth, was ist denn los?
„Nichts, Herr, hab heut verkauft das Kalbel blos!"
Geht Das so fort? „Mag wohl die Nacht lang sein!"
Der Geier hols, wie schlaf ich dabei ein?

Sonst wird es still. Die letzten Gäste gehn.
„Gut Nacht!" Ein Bischen Spaß noch und Gesang.
Wirthsleute, Mägde tappen auf den Zehn
An meiner Thür vorbei den schmalen Gang.
Minuten noch, dann liegt das Haus im Stillen —
Vom Stalle her nur immer noch das Brüllen

---

[15]) Aksakow: Animismus und Spiritismus. 604.

In Pausen fort. Wie wandermüd ich bin,
Lärmts dennoch weg den Schlaf, dann kommt er wieder
Und kämpft damit, — und endlich drückt ers nieder
Und bleigrau nun umnebelt mirs den Sinn.

Da aus dem Nebel plötzlich springt herzu
Mit ihrem Kalbe eine große Kuh
In plumpen Sätzen hin am Zaune spielend.
Am Ende dort steht, um die Ecke schielend,
Ein Mensch mit seinem Beil. Das blitzt . . .
Ach, will —
Ich wache auf — nicht enden das Gebrüll!

Und wieder träum ich. Endlos seh aus grauer
Dämmernder Ferne eine Doppelmauer
Herlaufen ich, dazwischen Thier nach Thier
In lückenloser Reihe her die Bahn
Dumpf blökend rennen bis zum Ziele hier.
Da steht der Mensch mit seinem Beil und hackt
Mit schnellen Schlägen, wie die Uhr ticktackt,
In all die Stirnen. Wie er trifft, versinkt
Die Leiche rasch, — und weiter tickt und blinkt
Das Beil und weiter rennts mit emſ'ger Eile
In endlos langer Reihe her zum Beile . . .

Wieder erweckts mich, wieder kommt der Traum.

Da seh ich weit bis zu des Himmels Saum
Von Wies an Wiese grünes Hügelland.
Mitten darauf der Mensch. In seiner Hand
Zwei Thiere. Die zerschneidet er und macht
Aus ihnen vier und aus den vieren acht,
Und immer fort so mit geheimer Macht, —
Tötet und mehrt, bis rings das weite Land
Mit Thier um Thier gefüllt ist bis zum Rand,
Mordet und mehrt, und mehrt nur, um zu morden
Blutgierig ins Unmeßliche die Horden,
Erwürgt und mehrt und wächst vom Blut zum Spott
Des Schöpfers auf als rieſ'ger Aftergott —
Ein einziges Gestöhn dröhnt schaurig auf
Allüberall . . .
Und wieder weckts mich auf.

Dresden. Ferdinand Avenarius.



Ein Sträfling.

Es war am Abend des Charfreitages, als Graf R., ein junger Regirungbeamter, in den Straßen der Hauptstadt lustwandelnd, bei Einbruch der lauen Frühlingsnacht den massenhaft belebten Domplatz betrat, wo sich ihm ein überaus stimmungvolles, erhebendes Bild darbot. In der Kathedrale war eben die Auferstehung-Andacht beendet. Der mächtige, altehrwürdige gothische Bau, um dessen dunkle, verwitterte Mauern sich seit Jahrhunderten so viele epochemachende Ereignisse der vaterländischen Geschichte abgespielt hatten, ragte, vom Silberscheine des Vollmonds magisch umflossen, aus den sich vertiefenden Dämmerungschatten in ernster Majestät zum sterneschimmernden azurnen Aether empor. Das gewöhnlich geschlossene große Hauptthor des Domes gewährte, in beiden Flügeln angelweit geöffnet, den vollen Einblick in die von einem bunten Menschenstrome durchwogten düsteren hohen Säulenhallen, aus deren Grunde, vom Hochaltar her, sich ein greller Glanz strahlenden Lichtes ergoß. Vom Chore herab erscholl, von melodischer Orgelbegleitung getragen, ein frommes, Auferstehung verheißendes Lied, das, wenn auch von Hunderten Andächtiger mitgesungen, aus der Wölbung des weiten Raumes doch nur leise auf den bevölkerten Platz herübertönte, sphärenhaft, wie ein Engelgruß aus himmlischen Fernen, der den armen sündigen Menschen in ihrem irdischen Jammer und Elend die Erlösungbotschaft verkündet; dazwischen erklang feierlich, in langsam dumpfen Schlägen, das Geläute der Osterglocken, wie ein Mahnruf zum Glauben und zu gottesfürchtiger Ergebung. Graf R. stand, sich diesen seltsam überwältigenden Eindrücken hingebend, an einem in eine Sackgasse mündenden Bogen, unter dem abseits in einem Winkel eine in sich zusammengesunkene Jammergestalt lehnte, die seine Aufmerksamkeit fesselte.

Es war ein ärmlich gekleideter, hagerer, bleicher Mann, der trotz seiner offenbaren Jugend schon ergrautes Haar hattte. Er hielt seinen Hut, wie in stummem Gebete begriffen, in den gefalteten Händen und über seine abgezehrten Wangen rollten in schweren Tropfen die hellen Thränen herab. Das großartige Bild der vor ihm liegenden Kathedrale und die aus ihr hervordringenden frommen Gesänge schienen in dem armen, vom Leid gebrochenen Manne höchst schmerzliche Empfindungen wachzurufen. Ja wohl, sie erinnerten ihn — und Das war der Grund seiner tiefen Ergriffenheit — an die österliche Kirchenandacht seiner Heimath, der er einst als froher Knabe so oft mit seiner theuren Mutter beigewohnt hatte. Er sieht die gütige Frau vor sich, wie sie ihn — der nach dem frühen Tode des geliebten Gatten ihr Alles und Einziges auf der Welt war — wie ihren Augapfel sorgsam hütete und pflegte, wie sie ihn in Gottesfurcht und Rechtschaffenheit auferzog, wie sie ihm, da er — o Hohn! — „um sein Glück zu machen“, als ehrlicher und geschickter Bursche zum Wanderstabe griff, die Hände segnend auf das Haupt legte, und ihr Abschiedsgruß: „Bleibe brav! Auf Wiedersehen!“ klingt noch in seinem Ohre... Doch es war anders bestimmt. Sie sollten einander niemals wiedersehen. Er war nach der Hauptstadt gekommen, hatte dort als tüchtiger Schlossergeselle einen ansehnlichen Arbeitort gefunden und in kurzer Frist ein gutes Stück Geld verdient, von dem er reichliche Ersparnisse gewissenhaft der über sein Wohlgedeihen glücklichen Mutter heimsandte, die im Spätherbste, sobald sie ihre bescheidenen Angelegenheiten geordnet hatte, nach seinem neuen Wohnorte zu ihm über-

siedeln sollte. Da lud ihn eines Festtages ein ihm befreundeter Werkstattgenosse zu einem Ausfluge in die ländliche Umgebung ein, wobei sich ihnen noch mehrere andere junge Leute anschlossen. Einige von ihnen — nicht auch er, dem Unmäßigkeit fremd war — thaten hierbei des Guten ein Bischen zu viel, und als der angeheiterte Trupp abends nach der Stadt zurückkehrte und anderen, gleichfalls etwas bezechten Handwerksgehilfen begegnete, kam es zu einem Wortwechsel, der bald in Thätlichkeiten überging, wobei einer seiner Gesellschaft — welcher, ließ sich nicht feststellen — einen der Gegner zufällig mit seinem Stocke, zum allgemeinen Entsetzen leider tötlich, auf den Kopf traf. Alle an der Schlägerei Betheiligten wurden angeklagt, auch der junge Schlossergeselle. Obwohl er der sanftmüthigste, friedliebendste Mensch war, dem alle Gewaltthätigkeit fern lag, wurde er durch einen bloßen unglücklichen Zufall in einen Raufhandel verwickelt, bei dem er nur die Absicht hatte, seinen angegriffenen Freund und sich selbst zu schützen. Nicht er hatte den Streit, nicht er den thätlichen Angriff, nicht er den zufällig tötlich gewordenen Streich verschuldet, doch auch er wurde, als an der Schlägerei mit tötlichem Ausgange mitbetheiligt, nach den Buchstaben des Gesetzes (Oesterr. Strafg. § 143) des Verbrechens der schweren körperlichen Beschädigung schuldig erkannt und zu mehreren Jahren schweren Kerkers verurtheilt. Seine Strafzeit war eben abgelaufen, er war heute, aus dem Strafhause entlassen, nach der Hauptstadt zurückgekehrt und sah sich nun wieder vor der berühmten Kathedrale auf der selben Stelle stehen, von wo er sie vor Jahren mit frommer Scheu bewundert hatte.

Wie glücklich war er gewesen, als er zuletzt auf diesem Platze geweilt hatte, — und wie elend war er heute! Damals stand er im Bewußtsein seiner Arbeitstüchtigkeit und seines Fleißes, ein gesunder, des Daseins froher Jüngling, von berechtigten Hoffnungen erfüllt, an der Schwelle eines glücklichen, zufriedenen Lebens, das er in erneuter Gemeinschaft mit seiner theuren Mutter, der er ihre Liebe und Aufopferung endlich durch ein sorgenloses Alter belohnen wollte, in einer bereits gemietheten netten kleinen Wohnung schon in wenigen Wochen beginnen sollte. Und jetzt! . . O welch ein Jammer lag zwischen jenem Tage und heute! Seine Mutter, die gute, ehrliche Seele, war, nicht lange nach der Katastrophe, die für sie eine allzu schmerzliche Prüfung bedeutete, ihrem Kummer erlegen. Zu grausam war für sie der Schlag gewesen, ihren heißgeliebten Sohn, dessen Rechtschaffenheit ihr über alle Zweifel erhaben war, zum entehrten Sträflinge gestempelt zu sehen. Dieses namenlose Unglück und seine und ihre unauslöschliche Schande hatten ihr das Herz gebrochen. Sie starb, ohne auch nur wünschen zu können, daß ihr der einzige Sohn die Augen zudrücke, — denn welch ein Wiedersehen an ihrem Totenbette wäre Das gewesen! Sie ruhte nun draußen auf dem heimathlichen Friedhofe, nahe der Kirche, in der er sonst mit ihr den Osterglocken und dem Auferstehungliede gelauscht hatte, in einem seitab liegenden, verwahrlosten, verlassenen Grabe, an dem er nicht einmal niederknien und sich ausweinen durfte, weil er ihr auch im Tode nicht die Schmach anthun wollte, daß die Heimath ihren theuren, vergötterten Jungen als entlassenen Sträfling wiedersehen sollte. So stand er nun wieder hier in der großen, von Tausenden und Abertausenden bewohnten Stadt — die sich aber Alle fremd und herzlos von ihm abwandten —, noch jung an Jahren, doch ergraut, als entehrter, verachteter, hilfloser, von Gott und den Menschen verlassener Bettler, gebrochen an Leib und Seele von Elend und Verzweiflung! Und warum? . .

Walter — so hieß der Unglückliche — war so tief in sein schmerzliches Brüten versunken, daß er die ganze Welt um sich vergessen hatte. Da fühlte er plötzlich, daß sich eine Hand auf seinen Arm gelegt hatte, und als er aufsah, blickte er in das theilnahmevoll auf ihn gerichtete Auge des jungen Beamten, der, ergriffen von unwiderstehlicher Sympathie für den sein Mitleid herausfordernden Altersgenossen, ihm leise zuflüsterte: „Verzeihen Sie, wenn ich Ihre traurigen Betrachtungen störe, doch Sie scheinen krank und unglücklich zu sein! Ihr Leid lindern zu können, würde mir zu großer Befriedigung gereichen!“ Der aufgeschreckte entlassene Sträfling starrte, wie aus einem Traume erwachend, lange erstaunt den vornehmen jungen Mann an, doch er faßte endlich Vertrauen zu ihm und drückte dankbar die ihm dargereichte Hand. Welch tiefes Weh lag in seinem trostlosen Blicke, als er, anfangs nur zögernd, die ihm gestellten Fragen beantwortete, schließlich aber ganz offen seine Leidensgeschichte erzählte, welch herzzerreißender Ton durchzitterte seine einfachen und doch so rührenden Worte, als er von seiner theuren Mutter, von seinem so glücklichen Einst und elenden Jetzt sprach! Wie viel mußte der Arme gelitten haben, der, noch nicht dreißig Jahre zählend, schon ergraut war und dessen eingesunkene Brust und gebeugte Haltung befürchten ließen, daß, gleich seiner psychischen, auch seine physische Gesundheit eine vielleicht unheilbare Wunde davongetragen habe und daß auch er bereits von der Tuberkulose ergriffen sei, an der, trotz mannichfachen sanitären Vorkehrungen, ein ungeheurer Prozentsatz aller Sträflinge schon in den Strafanstalten dahinstirbt, ganz abgesehen von den Abertausenden, die, dort angesteckt, nach ihrer Freilassung ungezählt dieser verheerenden Krankheit verfallen und erliegen. Da der Beklagenswerthe noch keinen Entschluß gefaßt hatte, wohin er sich nun wenden solle, forderte ihn sein von Erbarmen erfüllter neuer Freund auf, einstweilen sein Gast zu sein. An der nächsten Straßenecke wurde ein Miethwagen bestiegen und eine Viertelstunde später sah sich der Schützling des jungen Grafen in dessen geräumiger Wohnung in einem schönen bequemen Gemache untergebracht. Der ihm so großmüthig Gastfreundschaft Gewährende ließ ihn durch einen freundlichen alten Diener mit frischer Wäsche versehen und ihm einen stärkenden Imbiß vorsetzen.

Das Alles hatte sich in einem so kurzen Zeitraume abgespielt, daß sich Walter wiederholt fragen mußte, ob er wache oder träume? Auch als er nach erquickender Nachtruhe morgens mit lange entbehrtem Wohlbehagen in dem fein ausgestatteten weichen Bette inmitten der ihm prunkvoll erscheinenden Umgebung erwachte, mußte er sich noch lange besinnen, ehe er sich die Kette der Ereignisse der letzten Stunden zurechtlegen konnte. Die Sonne war bereits aufgegangen und unzählige Morgenglocken läuteten den Ostersonntag ein. Die Fenster des schmucken Wohnraumes gingen nach einem großen Garten hinaus, wo zwischen den frischen Frühlingstrieben der Gesträuche Singvögel lustig zwitschernd umherhüpften. Sie erinnerten den entlassenen Sträfling an seinen einzigen Gefängnißfreund, den kleinen, struppigen Zeisig, den er sich — es war eine ganz besondere Begünstigung für seine gute Aufführung gewesen — in seiner Zelle halten durfte und mit dem er so gern seine kargen Sparpfennige des Strafhauserwerbes getheilt hatte, um ihn ja nur recht reichlich mit Futter zu versehen. Das herzige kleine „Hänschen“ war ihm aber auch erkenntlich dafür gewesen; die einzigen heiteren Minuten, die ihm in den mit so träger Langsamkeit hinschleichenden Jahren

seiner Gefangenschaft beschieden waren, hatte er ihm zu danken. Wie oft zwitscherte ihm das gute Vöglein in seiner Noth und seinem Jammer Trost zu, wie oft schüttelte es bei seinen Verzweiflungausbrüchen verwundert das Köpfchen und sah ihn mit den treuherzigen Aeuglein vorwurfsvoll an, als ob es sagen wollte: „Schämst Du Dich nicht, Du großer, starker Bursche, den Leiden und Prüfungen Deines Geschickes gegenüber so schwach und feig zu sein? Sieh mich kleinen Wicht an! Bin ich nicht auch ein Gefangener, der noch weit mehr an den Genuß der Freiheit gewöhnt war als Du? Nimm Dir doch ein Beispiel an mir, wie ich mich durch die Widerwärtigkeit meiner Lage durchaus nicht niederdrücken und um den nöthigen Lebensmuth bringen lasse!" Er hatte den kleinen Gesellen so lieb gewonnen, daß er es endlich für herzlose Selbstsucht erkannte, das Thierchen, das kein brutales menschliches Gesetz in eine Strafanstalt zwang, dort verkümmern zu lassen. Wenn er schon unglücklich sein mußte, — sein gutes Hänschen brauchte es ja nicht zu sein! Wie schwer ihm auch das Opfer wurde, er erschloß eines Tages, als ein Frühlingssonnenstrahl das Gitter seines geöffneten engen Kerkerfensters vergoldete, mit bebender Hand das Käfigpförtchen und erwartete, in Selbstverleugnung gefaßt, den Augenblick, wo der befreite kleine Gefangene seine Flucht in die weite Welt hinaus antreten sollte. Es dauerte lange, ehe der Vogel der Ueberraschung über den ungewohnten leeren Raum in der Drahtwand seines Häuschens ledig werden konnte; erstaunt wandte er sein Köpfchen hin und her und hüpfte aufgeregt von Sprosse zu Sprosse, bis er sich endlich — wie es schien — zu dem verhängnißvollen Entschluß ermannte und auf die Schwelle des geöffneten Thürchens sprang. Jetzt sah Walter den Augenblick der Trennung gekommen; es wurde ihm recht bang ums Herz. Schon bereute er fast seine Großmuth, — doch es war bereits zu spät. Mit grellem Gezwitscher und schrill flatterndem Flügelschlage, das struppige Gefieder voll aufgebläht, hatte Grünhänschen seine Reise bereits angetreten und saß jetzt, im Sonnenscheine sein zerzaustes Kleidchen schüttelnd, am Gitterstabe der offenen Fensterlücke. „Lebe wohl, Hänschen!" rief Walter wehmüthig aus; der kleine Flüchtling wandte sich noch einmal um, warf noch einen kurzen Blick nach ihm zurück, breitete dann, als ob er einen Anlauf nehmen wollte, die Flügelärmchen aus und . . . fort war er. Walter saß lange da, den starren Blick wie blöde nach der leer gewordenen Fensterlücke gerichtet, bis die Gitterrahmen, die sechs kleine, von der Sonne erhellte Vierecke umsäumten — mehr sah er ja nie vom großen blauen Himmelszelt —, nicht blos in Folge des blendenden Lichtreflexes vor seinen Augen immer dunkler wurden und endlich in Thränen verschwammen. Er begrub sein Antlitz schluchzend in seine Hände. So war auch sein letzter Trost dahin. Wie lange hatte er um die Gunst gebeten, sich einen Vogel halten zu dürfen, wie glücklich hatte ihn die endlich erreichte Bewilligung gemacht, wie ungeduldig und erregt erwartete er an jenem düstern Wintertage die Rückkehr des Aufsehers, dem er die kleine, für seine Verhältnisse aber sehr bedeutende Summe zum Ankaufe des Zeisiges sammt Käfig anvertraut hatte! Und als er dann die Schritte des Mannes nahen hörte, der mit dem ersehnten Gespielen seine Zelle betrat, wie vergnügt empfing er da das niedliche Kerlchen, das wahrlich nicht schön, doch in seinem struppigen Gewande so herzig und possirlich aussah! Damals hatte er, was ihm schon seit Jahren nicht wiederfahren war, wieder einmal gelacht! Nicht umsonst hatte er

sich von dieser unschuldigen Gesellschaft Zerstreuung und Trost versprochen. Klein Hänschen hielt treulich, was es ihm mit dem ersten Gezwitscher versprochen hatte. Und nun war es auch mit dieser einzigen und letzten Freude aus und zu Ende! Der stille, öde Käfig gähnte ihn traurig, wie ausgestorben, an, sein kleiner Freund und Trostbringer war fort. Doch siehe da, — nein, er war nicht fort! Als er aufsah, saß sein liebes Vöglein, das schmucke Gefieder im Sonnenbade putzend, auf der selben Stelle des Fenstergitterbalkens, von der es seinen Ausflug gewagt hatte, und als er es erstaunt betrachtete, flog es mit frohem Pfiffe auf die Dachsprossen seines leeren Bauers und wenige Minuten später saß es auch schon wieder wohlverwahrt auf seinem gewohnten Plätzchen: die Freiheit hatte ihm offenbar nicht gemundet, es war freiwillig in seinen Kerker zurückgekehrt. Wie gerührt Walter ob der bewiesenen Treue seines kleinen Leidensgefährten war und wie große Freude er über den Neugewinn des bereits verloren Geglaubten empfand: Grünhänschens Flucht und Wiederkehr wurde für ihn auch zu einer neuen Quelle schmerzlicher Gedanken

Sollte es ihm nicht etwa auch so ergehen wie dem der Freiheit entwöhnten Vogel, der, weil er mit ihr nichts anzufangen wußte, so bald wieder in seinen Kerker zurückgekehrt war? Geht es alljährlich nicht Hunderten und Tausenden von Sträflingen so, die, um die Voraussetzungen eines zufriedenen, freien Daseins gebracht, gar bald die schmerzliche Erfahrung machen, daß es für sie eigentlich noch das verhältnißmäßig Klügste und Beste sei, wenn sie unter Ihresgleichen in die Strafanstalt zurückkehren? Wird dieser Gedanke nicht für Unzählige die Hauptursache zur Begehung neuer Verbrechen? Wie oft hatte er Rückfällige erzählen gehört, daß das Fortkommen in der Freiheit für einen durch die Kerkerstrafe Entehrten ganz unmöglich sei, daß der beste Wille und redlichste Fleiß die Verachtung und Feindsäligkeit der Gesellschaft nicht zu überwinden vermöge! Als Walter, aus dem Gefängnisse entlassen, gestern vom Bahnhofe in die Stadt hineinging, schien es ihm, daß ihn all die kalten, fremden Gesichter, denen er begegnete, höhnisch angrinsten, als ob sie es ihm ansehen könnten, woher er komme und wer er sei; da verzweifelte er schier, daß er wieder als ein Freier unter Freien werde leben können, und da mußte er auch wieder an den mißlungenen Gefängnißausflug seines guten Hänschens denken, das er einem kranken Zellennachbar als Trost zurückgelassen hatte. Wie er sich nun aber in feiner Wäsche auf diesem prächtigen Bette in einem mit geschmackvollem Aufwande eingerichteten Gemache so wohlig liegen fand, fragte er sich, ob es wunderbarer Weise nicht vielleicht doch noch möglich sei, daß er bessere Tage erlebe? Doch daß ihm solche jetzt beschieden sein sollten, nachdem seine theuere Muttter an gebrochenem Herzen hatte sterben müssen, klang ihm wie bitterer Hohn, der ihm krampfhaft die Brust zusammenschnürte. Hätte er solch besserer Tage je froh werden können? Sollte der Schiffbruch, den ihr durch die zartesten Seelenbande verschlungenes Doppelleben erlitt, nur sie, die Heilige, allein unrettbar dahingerafft haben, er aber, der, wenn auch ohne Schuld, die Veranlassung ihres Unterganges war, sollte durch einen plötzlichen Umschlag seines grimmen Geschickes verschont werden? Auch nur eine solche Hoffnung zu hegen, schien ihm schon ein Hochverrath an dem Andenken seiner unglücklichen Mutter. Nach Dem, was sie einander waren, nach Dem, was sie vereint betroffen, erschien ihm als die einzige ihrer und seiner würdige Lösung der Tragoedie ihres armen,

gescheiterten Daseins, daß er hingehe auf jenen stillen heimathlichen Friedhof und sich ruhig zu ihr ins Grab lege, um dort bei ihr zu schlummern, Herz an Herz, auf ewig, — oder, wenn es eine göttliche Ausgleichung giebt, die dort belohnt, was Unschuldige hier erlitten, bis zu jenem Tage, wo sie Beide Hand in Hand hintreten könnten vor Gottes Thron, um ihn zu schauen als selige Geister. Nein, nein, er wollte gar nicht mehr glücklich werden hienieden ohne seine Mutter, er wollte nicht schwelgend liegen auf diesem von Reichthum umgebenen, warmen, üppigen Lager, während sie dort unten ruhen mußte in dem armsäligen, vernachlässigten, kalten Grabe! Und er sprang aus dem Bette, warf sich auf die Knie und stammelte, das Haupt gestützt auf die gefalteten Hände, mit lauter Stimme ein Gebet, dasselbe, das ihn einst seine Muttter gelehrt in glücklichen Kindheitstagen. So traf ihn sein Gastfreund, der ihm den Morgengruß zu entbieten kam.

Graf R. hatte die Nacht fast schlaflos verbracht, da er immer wieder das furchtbar traurige Geschick des nun unter seinem Dache weilenden merkwürdigen Sträflinges bedenken mußte. Kann es etwas Ungerechteres geben — sagte er sich —, als völlig schuldlose Menschen zu entehren und zu vernichten, wegen eines offenbaren bloßen Zusammentreffens unglücklicher Umstände! Welch ein wichtiger Rechts- und Nützlichkeitgrund spricht für ein Gesetz, das mit so rücksichtlos-derber Faust in die Schicksalsurne der Bürger hineingreift und deren Verderben von einem Ungefähr abhängig macht? Die naive Antwort auf diese Frage lautet in dem vorliegenden Falle: „Die Leute müssen von Raufereien abgeschreckt werden!“ Doch so lange es gesunde, lebhafte, starke und muthige Burschen gab, hat es immer zuweilen auch Raufereien gegeben und so lange solche Naturen nicht aussterben, wird es gewiß auch in aller Zukunft hie und da Raufereien geben. Das Uebersprudeln physischer und seelischer Kraft, das Einstehen mit seiner ganzen Persönlichkeit gegenüber Angriffen und Beleidigungen, ist bei der Jugend nicht nur natürlich: das Gegentheil wäre ein Beweis von körperlicher und geistiger Schwäche. Junge Leute, die vor den Angriffen von Altersgenossen als feige Memmen das Hasenpanier aufstecken, werden, wenn der Staat in der Stunde der Noth und Gefahr an den kriegerischen Muth der Bürger apellirt, verzweifelt schlechte Soldaten abgeben. Man frage einmal einen Offizier, man frage einen Studenten, man frage einen noch nicht zum verknöcherten Philister gewordenen Jünger jedes beliebigen weltlichen Berufes, ja man frage am Ende jeden Mann, der aus Fleisch und Blut und nicht aus Tinte und Fließpapier zusammengesetzt ist, was er unter solchen Umständen gethan, ob er seine Freunde und Genossen feig im Stich gelassen oder ob er es für seine Ehrenpflicht gehalten hätte, für ihren Schutz einzutreten? Die Antwort dürfte kaum in einem einzigen Falle im Sinne des Gesetzes lauten. Es wird gewiß keinem vernünftigen und unbefangenen Menschen einfallen, Raufhändel zu begünstigen und alle Schlägereien, besonders solche, die, wenn auch nur zufällig, Körperverletzungen oder gar Tötungen im Gefolge haben, ganz und gar ungeahndet lassen zu wollen; doch was das allgemeine Rechtsbewußtsein fordern darf, ist eine dem verhältnißmäßig geringeren Verschulden angemessene, zweckmäßige Strafe. Wer eine Rauferei benutzt, um absichtlich zu töten oder körperlich zu verletzen, verfällt dem Gesetze ja ohnehin wegen Verbrechens; doch wer absichtlos, blos aus pflichtwidriger Unachtsamkeit, tötet oder verletzt, macht sich nur eines mit Arrest bedrohten Vergehens

schuldig. Auf welcher logischen Grundlage kann man ihm hier ein entehrendes schweres Verbrechen imputiren? Ist das Gesetz berechtigt, dem rohen Abschreckungsprinzip zu Liebe, das Lebensglück und die Ehre unzähliger Bürger zum Spielballe des Zufalles zu machen, indem es von dem vernünftigen, längst allgemeine Anerkennung findenden Grundsatze, daß die böse Absicht niemals präsumirt werden dürfe, gerade für den Fall des Raufhandels eine Ausnahme statuirt? Nur leichtsinnige Sorglosigkeit kann bei einem solchen Stande der Dinge alle liebevollen Eltern des Reiches ruhig schlafen lassen; denn welcher Vater und welche Mutter ist sicher, daß ihr wackerer Junge, auf den sie die Hoffnungen ihres Lebens setzen — und je wackerer und tüchtiger er ist, desto größer ist die Gefahr —, nicht von einem gleichen Schicksal ereilt werde wie der arme Walter? Ein einziger Fall dieser Art beweist den Widersinn eines Strafsystemes, das einen Bürger, dem jeder Einsichtige die Tugendpalme reichen muß, zu einem Verbrecher stempelt und das unter dem Titel der Rechtsausgleichung mit schonunglosem Schlage das Lebensglück harmloser, braver Menschen vernichtet, indem es den heute nur mehr im Sinne eines plumpen Scherzes angewendeten Grundsatz: „Mitgefangen, mitgehangen!“ ganz im Ernste in brutalster Form zum Ausdruck und zur Geltung bringt. Damit der überlebte Wahn der Strafabschreckung triumphire, wird der Rechtschaffensten Einer aufs Gerathewohl aus der Bürgermasse herausgelost, um mit dem Brandmale des Verbrechers gezeichnet und mit der entehrenden Sträflingsjacke bekleidet zu werden, blos weil ihn der Zufall zu einer gewissen Stunde durch diese und nicht durch eine andere Straße seinen Weg nehmen ließ? Die Niedertracht stolzirt in Hunderttausenden von feisten Exemplaren gebläht und trunken von den Sünden des Müssigganges und der Bosheit unbehelligt einher und darf ungestört ihre Lasterwege wandeln, der Staat aber wirbt aus der kleinen Minderzahl der Ehrlichsten, Fleißigsten, Tugendhaftesten die zu bestrafenden Verbrecher? Er zerstört das Werthvollste, was er hat — denn der redliche und arbeitsame Bürger ist des Staates größter Schatz —, um einem veralteten Vorurtheile Opfer zu bringen, und macht zu diesem Zwecke das Strafgesetz selbst zu einer Falle für Rechtschaffene und zu einer der größten Gefahren für die bürgerliche Rechtssicherheit? Heißt Das nicht die Strafrechtspflege geradezu diskreditiren?

Graf R. suchte seinen verzweifelnden Schutzbefohlenen durch sanften Zuspruch aufzurichten. Er hatte sofort aus der ersten längeren Unterredung mit Walter erkannt, daß Dieser nicht nur ein ehrlicher, sondern auch ein intellektuell höher veranlagter Mensch sei. Das bewog ihn, dem Armen zugleich die Versicherung zu geben, daß er ihn nicht früher von sich fortlassen wolle, bis er eine gute Unterkunft für ihn ausfindig gemacht haben würde, wo ihm sein Unglück nicht als Unehre im Wege stehen werde. Der edle junge Mann ist diesem Versprechen gewissenhaft treu geblieben, doch er konnte es nach mannichfachen Enttäuschungen und mißglückten Versuchen schließlich nur dadurch opferwillig erfüllen, daß er seinem unglücklichen Freunde die Mittel zur Auswanderung nach Amerika vorstreckte, wo sich der rechtschaffene Walter durch emsige Arbeit eine neue, geachtete Existenz begründete. In der Heimath, wo ihm das Stigma der Gefängnißentehrung unauslöschlich anhaftete, wäre ihm Das nie und nimmer möglich gewesen.

Graz. Professor Julius Vargha.



Gründungen und Börsengesetz.

Einzelne Banken, Trambahnen, Elektrizitätwerke u. s. w. bieten uns jetzt fast täglich einen neuen Anblick; vielleicht findet man sich in dem Gewirr noch am Besten zurecht, wenn man voraussetzt, daß die Gebieter der Deutschen Bank sich vortrefflich auszuschweigen verstehen und daß ein Gerücht, zu dem sie nur stumm die Achseln zucken, noch immer für glaubwürdig gilt. Eine Weile glaubte man ja auch den Depeschen, die meldeten, die Deutsche Bank denke nicht an eine Fusion mit dem Schlesischen Bankverein; nun scheint die Fusion doch Wahrheit zu werden und der Deutschen Bank läßt sich dabei ein Gewinn bis zu etwa 14 Millionen nachrechnen. Der Schlesische Bankverein hat ein Aktienkapital von 27 Millionen; falls also die Siemens-Bank für drei schlesische Aktien zwei eigene zahlt, so wären Das 18 Millionen für 27 Millionen, — also ein Unterschied von 9 Millionen. Dazu die Reservefonds des Bankvereines mit 5 Millionen, macht 14 Millionen. Sicher ist zwar, daß man in Berlin recht gut weiß, was in Breslau bei der Fusion als reife Frucht abfällt; aber man muß doch bedenken, daß während seines vierzigjährigen Bestehens die Dividenden des Bankvereines durchschnittlich zwischen 8 und 6 Prozent betrugen; 12 oder 16 Prozent wurden nur einmal gezahlt. Der Bankverein hat intime Beziehungen zur schlesischen Kohlen- und Eisenindustrie (u. A. zum Kattowitzer Bergwerk, früher Tiele-Winckler), ferner zu der Cement- und Zuckerfabrikation und dem reichen schlesischen Hochadel. Vermuthlich sollen jetzt die Gruben des Grafen Schaffgotsch von den beiden Banken gegründet werden.

Es scheint aber, als ob die Deutsche Bank eine ähnliche Wohlthat auch einem rheinischen Institut erweisen wolle, — der Bergisch-Märkischen Bank, die vor Kurzem selbst eine große berliner Firma aufkaufen wollte, um von Elberfeld rasch nach der Reichshauptstadt zu gelangen. Wie die Entscheidung ausfallen wird, hängt vielleicht schließlich davon ab, zu welchem Plan der Direktor Jordan Ja und Amen sagt. Ins Blaue hinein pflegt die Deutsche Bank solche Operationen nicht zu planen. Nebenbei würde das Gelingen dieses Erweiterungplanes ein erneutes Zurückdrängen des israelitischen Elementes bedeuten. Vor Allem aber würde Deutschland dann eine Bank erhalten, die größer und mächtiger als die Reichsbank wäre. Ein Vergleich mit der Banque de France, die ebenfalls mit ihrem Aktienkapital und Wechselportefeuille hinter dem Crédit Lyonnais zurückbleibt, brächte schlechten Trost, denn der Crédit Lyonnais erreicht nicht entfernt die Vielseitigkeit und Großartigkeit der Deutschen Bank. Und wenn man auch zugeben muß, daß diese Bank bisher an allen inländischen Plätzen sich nützlich und beliebt zu machen verstand — in München wie in Hamburg —, und wenn man auch vor dem Wachsen der Großbetriebsformen auf allen Gebieten nicht die Augen schließen kann, so ist doch sicher, daß alle diese Vergrößerungen, Aufsaugungen und Centralisirungen ganz unnatürlich beschleunigt werden. Die Ursache dieser Beschleunigung ist während der Debatte über das Börsengesetz enthüllt worden, und zwar von dem selben Manne, der jetzt als der eigentliche Regisseur wirkt. Damals hat der Direktor Siemens unumwunden erklärt, die neuen Ankettungen des Börsenverkehres würden nur den kleinen und mittleren Bankmann lähmen, die Großen aber nur noch größer machen. An der Richtigkeit dieser Prophezeiung zweifelt heute Niemand mehr. Die Institute mit 15 und 20 Millionen

werden in ein paar Jahren verloren sein, die etwas höher begüterten suchen sich insgeheim mit anderen Firmen aus dem Mittelstande zu kartelliren. Nur so ist es z. B. der Genossenschaftbank und der Pfälzischen Bank noch möglich, bei größeren Finanzirungen nicht der Konkurrenz zu erliegen.

Gründungen sind heute so häufig wie kaum jemals früher. Nie hat sich das wichtigste Börsengeschäft so außerhalb der Börse abgespielt. Da ein wesentlicher Theil des Publikums in Konsortialgeschäften spekulirt, hat Das, was man früher die Kaufkreise nannte, ein völlig verändertes Gesicht erhalten. Mir wird erzählt, neulich habe sich eine Mittelfirma an das Finanzirung-Institut eines Industrie-Unternehmens wegen einer Betheiligung gewandt. Die Antwort lautete, zwar sei das Grundstück für die Fabrik noch gar nicht erworben, aber das Publikum habe sich im Syndikat um die Aktien so gerissen, daß sie bereits mit 20 Prozent Nutzen ausverkauft seien. Dem Provinzbankier, der diese neuen Neigungen seiner Kundschaft beobachtet, fällt es natürlich nicht ein, altmodisch zu bleiben. Früher ging er mit seinen Aufträgen an die Börsen, heute fühlt er sich verpflichtet, direkt an die finanziellen Unternehmer zu gehen, — bis dann eines Tages auch das Provinzpublikum seinen direkten Weg zu den Hauptbanken gefunden haben wird.

Nun sagen theoretisch angekränkelte Direktoren, man dürfe die neuen Gründungen nicht von der Bankseite ansehen; die Hauptsache sei die Ausdehnungfähigkeit unserer Industrie, die nach der Aktienform verlange und deren jetzige Blüthe nur durch unser Bankwesen möglich geworden sei. Das scheint auf den ersten Blick richtig, denn während unsere Hütten und Fabriken innerlich durch ihre streng methodische Thätigkeit groß geworden sind, ist ihre praktische Wirksamkeit erst durch das Kapital verzehnfacht oder auch verhundertfacht worden. Wie viele begabte Geschäftsleute mußten nicht früher die Hälfte ihres Lebens im Kampfe um die nöthigen Baarmittel verbringen! Auch wird durch die Aktienform jede Industrie, wegen der Dividende, zur Einsetzung kluger Leiter gedrängt; Nepotismus ist da viel seltener als früher. Aber die Kehrseite der Medaille ist auch zu beachten. Da man heute in der Lage ist, durch Kreditzugeständnisse die Konkurrenz zu schlagen, giebt man sich manchmal nicht mehr Mühe, durch bessere Qualität vorwärts zu kommen. Bei dem niedrigen Zinsfuß sind ja die Ausgaben für das Kapital nicht so groß wie die für Verbesserung der Fabrikation.

Einzelne unschuldig thuende Bankleute behaupten, um unsere Aktienindustrie, selbst in ihrer Ausdehnung auf alle möglichen Waarengebiete, zu tragen, reiche das deutsche Großkapital völlig aus. Das soll heißen, das sogenannte Publikum könne entbehrt werden. Ohne das Haschen und Jagen der „weitesten Kreise" wäre aber jetzt manche Gründung gewiß nicht gelungen; sie, nicht die kühlere Hochfinanz, bringen Leben in die Kurse. Vor dem Börsengesetz haben die selben Leute in Bank- und Bergwerksaktien spekulirt und der angebliche Hauptzweck dieses Gesetzes, das Spiel der Privatleute einzuschränken, ist bisher durchaus nicht erreicht worden. Es wird thatsächlich so stark wie sonst spekulirt, nur unter theureren Formen. Denn der Kommissionär, der seiner Kundschaft jetzt Alles per Kassa kaufen und dann belasten muß, kann unmöglich so einfach wie früher arbeiten. Auch das scheinbar kunstvoll verbotene Schneiden der Kundschaft soll in der neuen Aera noch leichter sein als früher. Wie soll denn auch eine Bank mit einem Viertel per Mille auskommen — denn da man zuerst $^1/_2$ und bei der zweiten Austragung

der Ordre nichts erhält, macht es ja zusammen nur $1/4$ — ? Es ist doch klar, daß davon nicht einmal die Spesen für das Personal gedeckt werden können. Auch ist wohl noch kaum jemals nach der klugen Weisung gehandelt worden, daß, falls eine Ordre günstiger, als es vorgeschrieben war, ausgeführt wurde, der Vortheil dem Kunden zu Gute kommen müsse; jetzt hat eben Keiner mehr ein Interesse daran, günstiger auszuführen. So versumpft ist heute das öffentliche und kontrolirbare Geschäft, daß gar nicht selten wegen 3000 Mark Harpener von wichtigen deutschen Börsen nach Berlin telephonirt wird und von dort die Antwort einläuft, es sei kein bestimmter Kurs zu erfahren. Das Publikum aber unterliegt heute in seinen Transaktionen einer Kontrole, weil durch die Belastungen jedes Postens man nicht wie früher im Zweifel sein muß, ob der eine Umsatz etwa der von zwanzig Vorhänden sei. Die großen Banken sind deshalb auch in der Lage, die Positionen des Marktes ziemlich genau zu übersehen und, sobald es ihnen oder ihrem Börsendisponenten beliebt, gegen die eigene Kundschaft zu operiren. Manche Leute glauben, die Versumpfung werde die Sommerferien nicht überdauern; solcher Optimismus ist in Berlin, nicht aber z. B. in Frankfurt zu merken. Auf diesen Platz soll auch die Lethargie des Hauses Rothschild drücken, in das die eigenthümliche Gemüthsart und Lebensgewohnheit des Chefs kaum glaubhafte Zustände eingeführt haben soll. Kann man z. B. noch einen Geschäftsverkehr ernst nehmen, wenn Auszahlungen erst gegen Mittag möglich sind, weil dann erst der Herr des Hauses angekommen ist und die Briefe durchgelesen hat? Die großen auswärtigen Firmen hüten sich nun natürlich, Rothschild noch eine Ordre zu geben, übertragen aber, um die alte Verbindung nicht zu verletzen, diese Ordres auch keinem anderen frankfurter Hause. In keiner Stadt wäre man so zaghaft, die hartnäckig festgehaltenen Willkürlichkeiten einer noch so großen Firma lautlos hinunterzuwürgen.

Die nächsten Wochen werden ein interessantes Schauspiel bringen: die Bewerbung von Siemens & Halske um die Umwandlung der wiener Tramway in elektrischen Betrieb. Die Erwerbung des großen Aktienpostens — 30 000 Stück — bedeutet eigentlich nur, daß die Aktien aus der rechten in die linke Hand gethan werden. Denn gekauft hat die Deutsche Bank von ihrer Konsortin, dem Wiener Bankverein, der nur die Belgische Bank vertritt, die einst die Deutsche Bank mit gegründet hatte. Dieses Institut wurde in Brüssel gegründet, um Herrn Reitzes in Wien seine Trambahn- und Gotthard-Aktien abzunehmen. An den Gotthard-Aktien werden jetzt bereits 30 Prozent verloren, während an Tramway die schöne Differenz von 415 bis 480 Gulden verdient wird. Reitzes hatte dieses Papier zur Zeit des Kraches vielleicht unter 50 gekauft und es dann vor wenigen Jahren zu etwa 250 Prozent an das brüsseler Institut abgegeben. Das bedeutete damals, daß Reitzes, der sehr herrschsüchtig auftrat, mit dieser Verkehrsgesellschaft nichts mehr zu thun haben wollte, vielleicht auch nach einer hinreichenden Deckung suchte. Es ist möglich, daß Siemens & Halske, die ja überall Freunde haben, die Konzession bald erhalten. Aber die Erwerbung eines so gewaltigen Aktienpostens hat doch ihre Bedenken; jedenfalls konnten Siemens & Halske ohne 30 000 Aktien leichter zurücktreten als heute mit diesen Aktien. Und Herr Lueger, der bisher die Tramway-Angelegenheit sehr eigensinnig behandelt hat, kann jetzt zu der Firma sagen: Ihr müßt meine Bedingungen annehmen, was wollt Ihr sonst mit Euren 30 000 Aktien machen? Vielleicht ist aber schon Alles für dieses große Schauspiel arrangirt, beiden Parteien der Platz angewiesen und nur die Galerie ahnt noch nicht, daß die Proben schon längst beendet sind. Pluto.

⚜

Theater.

Auf dem ehrwürdigen Père-Lachaise lauschten die Trauerweiden und die Cypressen, die das Wundern längst verlernt haben sollten, neulich doch ein Bischen erstaunt seltsamen, vorher nie vernommenen Reden. Einem berühmten Toten war in der Erde eben die letzte Bettstatt bereitet, ihn grüßte zum Abschied noch einmal die Schaar der Freunde und vor der offenen Gruft hörte man wunderliche Worte aus dem Munde der korrekten, in das ernste Kleid der Trauer gehüllten Herren, von denen Mancher das Monocle fallen ließ, um heimlich ein Tröpflein aus dem Auge zu wischen. Nicht von der hohen Sittlichkeit des Toten, der ein Theaterdichter gewesen war, wurde gesprochen, nicht die Kraft seiner Anschauung, sein reines Wollen und sicheres Können wurde gerühmt, — nein: man pries seine „elegante Popularität" und stimmte auf dem Friedhof den Frauengestalten des Entschwundenen eine frohe Jubelhymne an, à ces héroïnes amoureuses, curieuses, changeantes, froufroutantes, avec leur grain de vice, le vice aimable qui sied si bien à la femme d'aujourd'hui. Selbst den lutetischen Trauerweiden war ein so unheiliger, häßlich mondäner Grabrednerton neu und die ältesten Cypressen schüttelten, als er verklungen war, in beinahe schamhaftem Staunen das greise Haupt und fragten flüsternd die jungen Bäumchen, die ihre Kindheit draußen, in der Welt, verlebt hatten und vor Kurzem erst in den Kirchhofsfrieden verpflanzt worden waren, ob es jetzt etwa Sitte sei, von der Mode geweihte Sitte, in der stillen Stunde, da man an Gräbern klagt, Luxus und liebenswürdiges Laster wie Heldentugend zu preisen und dem Freund rühmend in die Ewigkeit nachzurufen, er habe Luxusthierchen und Lasterweibchen auf hübsche Beine gestellt. Die jungen Kirchhöflinge und Friedhofdamen kicherten erst ein Weilchen und meinten dann: nein, im Allgemeinen sei es wohl nicht Sitte, solche Grabreden zu halten, da zieme sich auch jetzt noch ein getragener, würdiger Ton, so zwischen Brisson und dem Pater Ollivier; mit dem Toten aber, den man heute bestattet habe, sei es eine besondere Sache. Ihm habe stets jeder Sinn für Feierlichkeit gefehlt, seine bunte Welt sei eine höchst merkwürdige Schöpfung gewesen, scheinbar schrecklich sittenlos, im Grunde aber nicht ganz so schlimm, von sehr seltsamen, reizenden und gefährlichen Luxusbestien bevölkert, und dem Schöpfer dieser wunderlichen Welt müsse auch der letzte Gruß aus einer besonderen Tonart erklingen, so zwischen Maupassant und Forain. Und sie erzählten, während der Abendwind leise und lustig über die Grabhügel wehte, von den zierlichen und starken, schlanken und üppigen, zarten und derben, dummen und klugen Weibchen, die seit vierzig Jahren die Schöpfung des Toten durchtollt hatten: von der Schönen Helena, Boulotte, der Großherzogin von Gerolstein, Metella, Gabriele, der Périchole, der kleinen Marquise, der Debutantin Mina, der Cigale, von

Margot, Mam'zelle Nitouche, der kleinen Mama, von den holden Heldinnen der Possen La Boule, Brevet supérieur, Décoré und endlich von der berühmtesten aus der parfumirten Schaar, von Frou-Frou. Die Alten, die erst entrüstet gerauscht, dann bedenklich gesäuselt hatten, wurden nach und nach ganz vergnügt, die Vögel, die an so heiligem Ort sonst kaum zu piepen oder gar zu trillern wagten, sangen nun, während sie sich im Wind auf den Zweigen wiegten, muntere, beinahe offenbachisch frech klingende Weisen und der Totengräber, der mit dem Spaten langsam die Schollen in die Grube warf, pfiff fröhlich den Mätzchen nach und dachte bei seiner Arbeit, so heiter sei ihm der Père-Lachaise noch nie erschienen wie an diesem warmen Juliabend, der scheidend mit röthlichem Glanz das letzte Bett Henris Meilhac bestrahlte.

Der düstere Trauerpomp, den der Philister nach der Taxe miethet, um sich für ein paar Stunden in „Stimmung" jammern zu lassen, hätte für den gallischen Schwankersinner ganz und gar nicht gepaßt; die Freunde konnten Meilhac leider nicht in einem bunten Maskenzuge zur letzten Ruhe geleiten, in einem der zum hoffenden Lenzgefühl sprechenden Leichenzüge, die Goethes frohen Heidenblick in Neapel entzückten, aber sie konnten ihm wenigstens das bezahlte Klagegeheul und die erkünstelten Leichenbittermienen ersparen. Warum sollte man das Schicksal des reichen Mannes auch beseufzen, der vierzig Jahre lang die guten Europäer erheitert hatte und an der Schwelle des Greisenalters ohne allzu schlimmen Schmerz nun gestorben war? Das Dasein hatte ihm keinen Genuß versagt und die Vorsehung zeigte sich ihm noch einmal gnädig, da sie den naschhaften Feinschmecker vor dem langsamen Welken und dem leidigen Ungemach der Vergreisung bewahrte und ihn an einem Sommerabend, während die prangende Natur ringsum in heißer Reife nach Schlummer lechzte, mit der scheidenden Sonne schnell ins Dunkel verschwinden ließ. Er war im Sinne der Zionswächter kein Frommer, aber er liebte die Schöpfung so innig, daß er auf seine besondere Weise wohl auch vor dem Schöpfer sich neigte, — schon um ihm für die Beseelung der Rippe zu danken. Denn von den vielen guten Dingen, die hienieden zu finden und zu genießen sind, hatte Meilhac keins so hoch geschätzt und so zärtlich, mit so unzerstörbarer Ausdauer und Kraft, geliebt wie das langhaarige und breithüftige Wesen, das bescheidene Männer gern laut die Krone der Schöpfung nennen. Wenn König Heinrich, sein Namensvetter, ihn vor die Entscheidung gestellt hätte, zwischen der Stadt Paris und seiner Trauten die Wahl zu treffen, dann hätte auch er, wie der Held des alten Liedes, das selbst dem Misanthropen ein seliges Lächeln entlockt, sicher das Liebchen gewählt. Weil er zur Wahl aber nicht gezwungen ward, schien es ihm nützlich, zuerst die Stadt Paris zu erobern und in der Stadt dann die Liebsten zu haschen. Der Mann mit dem breiten Schädel, dem aufgedunsenen, feisten Gesicht und dem buschigen Wachtmeisterschnurrbart sah nicht wie ein glücklicher Mädchenfänger aus und fing sie

doch sämmtlich, die hübschesten Frauenzimmer aus allen Ständen und Klassen, und sperrte sie, ehe sie sich noch wehren konnten, in seine weit und breit berühmte Luxusmenagerie. Sein Privatgeschmack richtete sich nur auf ein bestimmtes Genre: nur die niedlichen Theatermädchen gefielen ihm, die soignirten, in allen galanten Künsten erfahrenen Huldinnen, die seidene Unterröcke, Hemden mit echten Spitzen und Roben von Worth tragen, selbst wenn sie, wie Fräulein Cleo de Méraude, von dem Pächter ihres Talentes nur einen Monatslohn von zweihundert Francs erhalten. Als Dramatiker kannte er aber kein Vorurtheil und beschäftigte sich liebevoll sogar mit anständigen Frauen, ohne immer, wie im Fall der kleinen Marquise, das Opfer der geschlechtlichen Tugend von ihnen zu heischen. Er liebte die Weiber im Plural, er umfing das ganze Geschlecht mit Bräutigamsbrunst, malte die Zierlichen mit den zartesten, reizvollsten Farben, mischte aus Wollust — ein Bischen, gerade, was man fürs Haus braucht —, Neugier — schon etwas mehr — und Sentimentalität — in manchmal gefährlicher Dosis — ihnen die Wesensart und war, wenn sie schuldig wurden, unerschöpflich in Entschuldigungen. War, wenn man genau hinsah, nicht der Mann, der Liebhaber, die Gesellschaft, die Sitte Hauptträger der Schuld? War das arme süße Ding nicht durch die Dummheit, Gemeinheit, Kraftlosigkeit, Kälte und Kurzsichtigkeit seiner Umgebung förmlich in den Frevel hineingezwungen worden? Und durfte man den kleinen Schritt vom Wege wirklich Frevel und Verbrechen nennen? Jeder Topf sehnt sich nach seinem Deckel; und wenn auf dem heimischen Herd der Deckel nicht passen will...! So suchte und fand er seinen schönen Sünderinnen immer, auch in den schwersten Fällen, mildernde Umstände, so wurde er der Erfinder der modernen Frauenkomoedie, die den Mann beinahe nur noch als Käufer frischer Weiblichkeit, als gierigen Lustsucher oder gehänselten Narren vorführt, und so war es nicht mehr als billig, daß der verhätschelte Liebling der Frauen auch am Grabe noch als der berühmteste Portraitist der Pariserin von den Freunden gefeiert wurde.

War Henri Meilhac ein großer Dramatiker? Die Gaben waren ihm so reichlich zugemessen, daß er nach den kostbarsten Kränzen die Hand strecken durfte. Er hatte Phantasie, die Phantasie des Modernen, die ohne romantische Vermummung dreist ins Blaue zu flattern wagt, und diese furchtlose, bis zur Frechheit kecke Phantasie umklammerte den Lieblingsstoff der Romantik: die grausame, unerbittliche, beglückende und vernichtende Schicksalsmacht der Allerhalterin, Allverwalterin Liebe. Er zeigte, wie diese Macht die Menschen von heute, die komplizirten, gar nicht tragisch gestimmten, durch Bewußtsein und Selbstbeobachtung in ihren Trieben gesänftigten Bewohner einer Weltstadt des neunzehnten Jahrhunderts packt, im Wirbelwind einer rasch aufflackernden Leidenschaft an einander reißt und langsam, unter leisen Zuckungen, wieder trennt, ohne daß Blut fließt und Herzen brechen, und wie die Erwachenden dann erst fast froh merken, daß nur eine heiße, flüchtige Laune war, was sie für ernste, über Leben und

Tod entscheidende Leidenschaft hielten. Er zeigte auch die Enttäuschung, die sich immer einstellen muß, wenn die Phantasie mit der Wirklichkeit hart zusammenstößt, und die im schwülen Reich der Liebe dem Genuß, dem brünstig begehrten, so schnell auf dem Fuße folgt. Freilich wuchsen seiner Seele nur ganz selten Flügel; sie hielt sich in derber Lebenslust gewöhnlich an irdische Güter. Der Phantast Meilhac ist selbst der Masse seiner Landsleute ein Fremdling geblieben; er gab sich so gar nicht als trunkenen Dichter, verbarg so wenig die Ironie, deren Schatten um Mund und Augen huschten, daß der Oberflächenbetrachter glauben mußte, das Innerste dieses munteren und scheinbar robusten Spötters könne lyrischen Stimmungen nicht zugänglich sein. Er lebt im Gedächtniß als der Schilderer mondäner Wirklichkeit, — und für diesen Beruf fehlte ihm keine Gabe. Er vermochte, was die stärkeren, grausameren Ahnen nicht vermocht hatten: er umgab seine Geschöpfe mit der Atmosphäre, in der sie erwachsen waren, ließ sie von dem bleichen Gespensterheer der Vorurtheile, die ihr Werden und Sinnen bestimmt hatten, durch das bunte Dasein hetzen und bot dem Blick so die Bilder einer ganzen Gesellschaftschicht. Molière hatte in großen, bleibenden Typen das Allzumenschliche entdeckt, Labiche hatte lachend bei den komischen Situationen verweilt, in die der Spießbürger durch seine irrlichtelirenden Triebe gebracht werden kann, Meilhac zeigte, wie in einem deutlich bestimmten Lebenskreise individuell verschiedene und doch von der Macht gemeinsamer gesellschaftlicher Anschauungen beherrschte Menschen leben und — namentlich — lieben. Er hat fast in jedem erdenklichen Milieu die Liebe dargestellt und fast jede Lächerlichkeit, die solcher modischen Liebe zu entkeimen pflegt, sorgsam verzeichnet. Im Brennpunkt der Gattung griff der Kluge seine wimmelnde Menschheit und beleuchtete sie von dem einen Punkt aus, dessen Studium schon Mephistopheles dem Schüler empfahl, so scharf, daß die ganze Weite ihrer Lebensfunktionen vor unseren Augen liegt und wir genau wissen, wie sie sich in jeder Lage verhalten werden. Seine Menschen sind lebendig, sind Kinder ihrer Zeit und ihrer sozialen Schicht, sind selten mehr karikirt, als es die Komoedie erlaubt, und sprechen, wie sie in der Alltagswirklichkeit sprechen würden. Und doch war Henri Meilhac kein großer Dramatiker, weil der Mann, der so Vieles konnte, nie — nicht allein und nicht in der Gemeinschaft mit Halévy — die starke Handlung fand, die, wie keine andere, Wachsthum und Entwickelung der vorgeführten Charaktere, „illuminirt und fresko", nach Schillers Wort, zu zeigen vermag.

... Herr Arno Holz hat meine oft vertheidigte Ansicht, das Drama könne ohne Handlung nicht leben, neulich hier zu widerlegen versucht und mich dabei wie einen netten, wohlmeinenden Banausen behandelt, der über Dinge redet, von denen er eigentlich keine Ahnung hat. Das ist sein Dichterrecht, wäre auch dann noch sein Recht, wenn er nicht, wie er von sich sagen zu dürfen glaubt, „als Erster in aller Klarheit das Fundamentalgesetz alles Dramatischen em-

pfunden hätte, nachdem das gesammte Akademikerthum zweier Jahrtausende sich wie das Thier auf der Heide vergeblich im Kreise gedreht". Wer sich solcher Großthat nicht rühmen darf und außerdem noch so lästerlich unproduktiv ist, daß er die langende Menschheit nicht mit Dramen, Romanen oder Gedichten beschenkt, muß darauf gefaßt sein, von den Produktiven immer ein Bischen von oben herab behandelt zu werden. Ich habe schon in dem Artikel, der Herrn Holz zu meinem Bedauern keine Freude bereitet hat, gesagt, die Fragen, um die es sich handle, seien seit manchem Jahr so oft erörtert, oft beweint, daß eine neue Antwort ihnen doch nicht, selbst nicht von den Klügsten, zu finden wäre, und ich will mich auch jetzt darauf beschränken, aus dem dicken Strauß, den mein Kritiker mir gewunden hat, schnell ein paar Blümchen zu pflücken. Erstens meint er, ich „irrte durchaus", da ich annähme, die Theatermode von 1890 sei aus Frankreich gekommen, denn er, ihr Erfinder, habe die Dramatiker, von denen ich hier sprach, weil sie die Stützen der Freien Bühne Antoines waren, vor acht Jahren gar nicht gekannt. Das ist gewiß richtig, beweist aber gegen meine Annahme nicht das Geringste. Herr Holz hat, wie sein merkwürdiges Buch „Die Kunst" uns verräth, Zola damals nicht nur gekannt, sondern sogar mit löblichstem Eifer durchstudirt und in Zolas theoretischen Schriften sind, wie ich schon neulich erwähnte, die Grundzüge der Dramatik zu finden, die uns vor sieben Jahren aufgebaut werden sollte. Uebrigens fliegen die Keime neuer Ideen heutzutage so schnell durch den Raum, daß ein Mann, der jetzt nach japanischer Mode zu malen begönne, nie eine Silbe in den Werken der Brüder Goncourt gelesen zu haben braucht und dennoch unbewußt von ihnen beeinflußt wäre. Zweitens behauptet Herr Holz — ich übergehe die Mißverständnisse, die ihn zur bündigen Verurtheilung des Herrn Brunetière verleiten —, nicht Handlung, sondern Darstellung von Charakteren sei das Gesetz des Theaters. Das ist, mit Verlaub, ein betrübender Irrthum; das Gesetz des Theaters fordert, daß die Handlung gefunden wird, die der Summe des Wollens oder, wenn es meinem Kritiker lieber ist, dem Charakter den stärksten, deutlichsten Ausdruck giebt und in deren vorwärts führendem Lauf die dargestellten Charaktere sich vor dem Zuschauer entwickeln, vielleicht auch, im Sturm der Begebenheiten, sich umgestalten. Es kommt also nicht darauf an, mühsälig, mit kleinen und feinen Strichen, „ähnliche" Menschenbilder zu zeichnen und „eine möglichst intensive Wiedergabe" des Lebens zu bieten — dazu brauchte man, wie schon Lessing gelehrt hat, nicht erst Schauspielhäuser zu bauen, nicht Coulissen zu malen, Männer und Weiber zu schminken und die Massen herbeizuladen, denn Das vermögen auch andere, zu intimerem Genießen rufende Gattungen der literarischen Kunst —, sondern die Aufgabe ist, handelnde, vom Handeln Anderer bestimmte und auf fremdes Handeln reagirende Menschen zu zeigen, kämpfende, nicht ruhende Menschen. Daß Herr Holz beiläufig Zola einen mittelmäßigen Psychologen nennt und von La Bruyère sagt, seine Menschen seien

„in ihren schweinsledernen Foliantensärgen mausetot liegen geblieben“, hat mich recht traurig gestimmt; ich dachte, der Dichter des von keinem Modernen noch übertroffenen Meisterwerkes L'Oeuvre verdiente eine bessere Censur, und ahnte nicht, daß es in der Literatur Leute giebt, denen der selbst von Voltaire bewunderte Verfasser der Caractères nicht mehr lebt. Freilich mißt Herr Holz auch den Werth seiner Zeitgenossen mit einem nur für seinen Privatgebrauch geaichten Maßstabe; Brunetière, einen Kritiker von einer Bildung, Gewissenhaftigkeit und Schärfe des Geistes, wie er in Deutschland heute nicht zu finden ist, behandelt er wie eine komische Figur und nennt ihn, wahrscheinlich, um ihn völlig zu vernichten, einen Greis, dessen Widerspruch ihn in seiner Ueberzeugung nur bestärken könne. Dieser Greis wird an dem Tage, der, während ich diese Zeilen schreibe, zu Ende geht, gerade achtundvierzig Jahre alt ... Was wird mein Gegner, dem ich von ganzem Herzen wünsche, sein starker Glaube möge ihn über alle Hindernisse hinweg ans Siegerziel tragen, nun erst von mir denken, da ich ihm Meilhac vorführe, der wirklich fast schon ein Greis war und ein Possenschreiber und Operettenlibrettist obendrein? Er wird über den unsinnigen Einfall wohl mitleidig lächeln und sagen, daß man unverständigen Leuten, wenn sie nur ehrlich sind, Manches verzeihen kann.

Dennoch darf ich ihm nicht verschweigen, daß Meilhac einmal — es ist noch nicht lange her — für sehr modern, für einen kecken Neuerer im Bühnenreich galt, daß Zola seine satirischen Schilderungen sehr fein, seine Menschen sehr wahr fand und ihn gegen Sarcey ins Feld führte und daß nach seinem Tode noch von ihm gesagt werden konnte, er habe die Weisung Theodors Rousseau befolgt: Il n'ya qu'une manière de remercier Dieu d'avoir fait les arbres si beaux, c'est de les copier religieusement. Er gab uns Bilder aus dem pariser Leben, die den Kennern sehr ähnlich schienen, brachte die Sprache des Salons und der Straße auf das Theater, wenn es nöthig war, sogar Argot und langue verte, — und wurde doch kein großer Dramatiker, weil er die straffe Handlung nicht fand, die seiner Menschen innerstes Werden und Sein in kurzen, knappen und unverkennbar klaren Zügen enthüllte. Er fühlte die Schwäche, rettete sich in das Schlaraffenland der Posse und schuf schließlich eine Theatermenschheit, deren Ebenbild nie und nirgends zu erschauen war ... Warum? Weil er merkte, daß er mit der Beobachtung, der Analyse, der Häufung kleiner, der Wirklichkeit nachgezeichneter Züge allein im hellen Rampenlicht seine Herrschaft nicht sicher begründen konnte und daß man zu einer bunt zusammengewürfelten Menge, die im Legendenstil denkt, anders sprechen muß als zu einem kleinen Kreise von Esoterikern. Er wurde, da er kein großer Dramatiker werden konnte, ein pfiffiger, schlau die szenische Wirkung errechnender Theatermann und gewann sich im engeren Gelände durch seine frohe Laune den Sieg, — durch die Lustigkeit, die auf dem alten Père-Lachaise selbst, wo man, wie im Theater, von alten und neuen Kunstgesetzen nichts weiß, die Trauerweiden noch heiter stimmte. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 31. Juli 1897.

Kaffeeklatsch.

Montag, am sechsundzwanzigsten Juli, las ich, wie gewöhnlich, die Abendblätter und fand, wie gewöhnlich, kaum irgendwo ein paar Zeilen, deren Ertrag die Mühe des Lesenden belohnte. Die alten, tausendmal beschnüffelten und beleckten Banalitäten, die alte flaue Unaufrichtigkeit, die alte Entstellung eben erst vor unserem Blick vollendeter Vorgänge. Diesmal bot das Vereinsgesetz, das zwei Tage vorher abgelehnt worden war, das Thema und aus jedem Parteikäfig tönte, in der vorgeschriebenen Weise, ein mehr oder minder thörichtes Liedchen hervor. Im Bereich der formalen Politik hilft der emsige Zeitungmacher sich allenfalls noch mit den alten Phrasen und Schlagwörtern ein Wegstückchen weiter; und wenn man den Unsinn betrachtet, den die französischen Blätter über unsere Zustände verbreiten, darf man über die Leichtfertigkeit nicht klagen, mit der bei uns oft die Angelegenheiten fremder Länder behandelt werden. Wo aber wirthschaftliche Bedürfnisse und soziale Nothwendigkeiten in ruhigem Verweilen geprüft werden sollen, wächst die Unwissenheit ins Groteske und der Hörer hat manchmal den Eindruck, daß Alles, was seit dreißig, seit fünfzig Jahren über diese Dinge von unseren besten Männern geredet und geschrieben worden ist, in den Hirnen nicht die geringste Spur hinterlassen hat. In keinem anderen Lande, auch in England nicht, ist auf diesem Gebiet so ernst, so gründlich und erfolgreich gearbeitet worden wie in Deutschland; aber es sieht fast so aus, als hätten die Rodbertus, Stein, Roscher, Schaeffle, Lange, Schmoller, Dühring und Wagner vergebens gelebt und als seien wir verdammt, täglich mit der Weisheit der Herren Alexander Meyer, Kropatschek und Zedlitz gefüttert zu werden, die, seit sie ins

dreißigste Lebensjahr schritten, nichts mehr gelernt, nichts Ernsthaftes mehr gelesen und von dem früher Gelernten Manches vergessen haben. Diesen Jammer empfindet man besonders schmerzlich, wenn einer sozialen Frage die Antwort gesucht wird; er war während der letzten Wochen so fühlbar geworden, daß man nur mit innerstem Widerstreben noch eine Zeitung in die Hand nehmen konnte, und er wirkte auch nach der Entscheidung verstimmend fort. Kein verständiges, klar die wider einander streitenden Gegensätze und das karge Ergebniß des Kampfes bezeichnendes Wort, nichts als Kindergeschwätz aus der politischen Eierfibel, ein Stammeln über Zügellosigkeit und mangelnde Zucht, ein Lallen über Reaktion und finstere, der Bürgerfreiheit feindliche Mächte ... Schon wollte ich aus dieser dunstigen Welt der Schwarzkünstler mich in den hellen, heiteren Sommerabend flüchten, als ein Herr an meinen Tisch trat und um die Erlaubniß bat, den freien Stuhl benutzen zu dürfen. Ein Vierziger, groß, blond, mit einem gebräunten, offen dreinblickenden Gesicht, dessen Frische von angestrengter Geistesarbeit nicht angekränkelt schien. Wir hatten früher schon manchmal ein Weilchen mit einander geplaudert; er war Offizier gewesen, hatte sich auf dem ererbten, überschuldeten Gut in Ostpreußen nicht zu halten vermocht und war murrend in eine dürftige Stellung gekrochen. Dabei hatte er sich die guten, unerkünstelt vornehmen Manieren seiner Klasse bewahrt und glich noch immer einem stattlichen Reiteroffizier, der in Civil auf Abenteuer ausgeht. Geburt, Standessitte und Lebenserfahrung hatten ihm die politische Richtung gewiesen: er war altkonservativ ohne Muckerei, haßte, seit die Hypothekengläubiger ihn rauh von der Scholle gejagt hatten, das mobile Kapital, die Goldwährung und die Produktenbörse und fand, der Bund der Landwirthe vertrete die agrarischen Forderungen noch lange nicht mit dem gehörigen Nachdruck. Die Ausbrüche seines Zornes hatten mich mit ihrer Kraft und Frische mehr als einmal erfreut; auch heute lag über seinem blauen, sicheren Auge wieder eine Gewitterwolke, die schmalen, spitzen Finger strichen heftig und hastig den dichten Schnurrbart und es war nicht schwer, zu ahnen, was ihn erregte. Er überflog flüchtig die erste Seite der Vossischen Zeitung, warf das Blatt dann, wie einen sehr unsauberen Gegenstand, fort und fragte, was ich denn nun über diese Geschichte mit dem Vereinsgesetz dächte. Der Fall, war die Antwort, sei mir eigentlich nur dadurch interessant, daß er der Regirung eine schwere Schlappe gebracht und zugleich der Sozialdemokratie einen Vortheil entrissen habe, den sie schon sicher zu haben glaubte; auch zeige

der Verlauf der Sache, daß ein beträchtlicher Theil der in der Industrie thätigen Kapitalisten von der Wirksamkeit neuer Ausnahmegesetze nicht mehr so fest wie sonst überzeugt, auf der Bahn sozialer Erkenntniß also den sich konservativ nennenden Parteien vorausgeeilt sei, denen, weil sie unter allen Umständen bereit sind, in jeden von jeder Regirung gerüsteten Kahn zu klettern, bald einmal Schiffbruch und Untergang drohen könne.

Er: Das mag wohl so sein; aber die Hauptfrage ist doch: soll die Geschichte so weiter gehen und wollen wir, weil die Sippschaft der schwarz-roth-goldenen Reichsfeinde die Mittel zum entscheidenden Kampf verweigert, ruhig, mit behaglich gefalteten Händen, zusehen, wie die Grundlagen unseres Staatswesens unterwühlt werden? Sie wissen, wie ich über sehr viele Konservative von heute denke — mit ein paar Ausnahmen gebe ich die Fraktionellen gern zum Selbstkostenpreise weg, schon wegen ihrer Haltung nach dem März 90, .. na, und überhaupt —, aber diesmal muß ich sie in Schutz nehmen. Es war einfach ihre verdammte Pflicht, mit aller Kraft für die bescheidenen Forderungen einzutreten, die unsere Regirung im Interesse der Erhaltung des Staates stellen zu müssen glaubte.

Ich: Unsere Regirung? Wen, wenn ich fragen darf, meinen Sie damit?

Er: Na ... ich bitte Sie: Hohenlohe und so weiter! Die Leute haben doch endlich offenbar nach bester Ueberzeugung erkannt, daß die Sache nöthig war. Ich wäre ja mehr für das alte Sozialistengesetz gewesen, mit Verbannung statt Ausweisung und mit zeitgemäß erhöhten Strafen; aber was die Regirung nun vorschlug, war immerhin doch ein Anfang.

Ich: Sie müssen mirs nicht übel nehmen, wenn es mir schwer wird, unter einer Regirung mir heute etwas Bestimmtes vorzustellen. Sie nannten den Namen Hohenlohe. Ist der alte Herr wirklich, nicht nur dekorativ, noch Kanzler und Ministerpräsident und bestimmt er im Reich und in Preußen die Bahnen der Politik? Mir scheint, mit einem Fuß mindestens ist er schon aus dem Bügel; sonst wäre er zu dem wichtigen Tage sicher doch nach Berlin gekommen und Herr von Miquel hätte nicht, ohne mit einer Sterbenssilbe zu verrathen, daß er den abwesenden Leiter der Politik vertrat, eine Rede gehalten, die im Kern eine gegen die noch firmirende Regirung gerichtete Anklage war. Oder soll es dem Onkel Chlodwig etwa sehr angenehm klingen, wenn sein Vertreter erklärt, Alles werde sich besser gestalten, wenn das Volk nur erst einmal sehe, daß die Regirung weiß, was sie will, — und was sie will, werde sie nächstens nun wirklich zeigen? Wir wollens abwarten; einstweilen aber sehe ich

nur den Torso einer Regirung und kann höchstens ahnen, welches Haupt ihm im Herbst angekittet werden wird. Ich kann auch, zu meinem Bedauern, nicht glauben, daß die Herren gethan haben, was sie nach ihrer besten Ueberzeugung für nothwendig hielten. Der Kanzler hat, als das Bürgerliche Gesetzbuch — dessen untiefe Stellen uns bald noch lästiger sein werden als die des mit ähnlichem Jubel begrüßten Nord-Ostsee-Kanals — durchgehetzt wurde, klipp und klar die Aufhebung des Verbotes zugesagt, das die Verbindung politischer Vereine hindert. Kein Drehen und Deuteln kann mich zu dem Glauben bringen, er habe an dieses Versprechen im Stillen damals Bedingungen geknüpft; jedes Civilgericht würde ihn, wenn es sich um einen privaten Rechtsstreit handelte, zur Erfüllung der Zusage verurtheilen. Er wollte sie auch erfüllen, er dachte gar nicht an ein neues Vereinsgesetz und am Allerwenigsten an ein Sozialistengesetz, das er bei der Berathung der Umsturzvorlage selbst als „nicht rathsam" bezeichnet hat. Er und seine sämmtlichen Kollegen im preußischen Staatsministerium wollten, wie sie versprochen hatten, nur den achten Paragraphen der Verordnung vom elften März 1850 aufheben und sie änderten ihre Meinung erst, als der Kaiser eine Einschränkung der Vereinsfreiheit forderte, — ungefähr in dem Sinn, wie Herr von Stumm sie vorher als nöthig bezeichnet hatte. Das Entlassungsgesuch des gesammten Ministeriums war damals unterzeichnet und der Fürst zu Hohenlohe hatte es, als er ins Schloß fuhr, in der Tasche; die Herren fügten sich dem Befehl des Kaisers und blieben im Amt ... Ihrer innersten, fest wurzelnden Ueberzeugung entsprang der Gesetzentwurf also nicht; und in so wichtigen Fragen mindestens muß man doch fordern, daß Minister die Berather, nicht die Berathenen sind, daß sie von keiner Stelle, auch von der höchsten nicht, die der gemeinen Wirklichkeit ja entrückt ist, sich die Entschlüsse suggeriren lassen, sondern nur Das vertreten, was ihnen selbst nöthig und nützlich scheint. Unsere Minister wollten zuerst das Vereinsrecht nicht antasten, dann unter keiner Bedingung wieder den Weg des Ausnahmegesetzes beschreiten und sahen sich schließlich zur Vertretung des preußischen Sozialistengesetzes gezwungen, zu dem sie gekommen waren wie die keusche Jungfrau zum Sündenkind. Und für solche staatsmännischen Aktionen, für so planloses Irrlichteliren soll im Volk sich Begeisterung regen?

Er: Stimmt Alles; die Leute sind schlapp und lassen sich treiben. Aber nun soll es nach Miquels Wort doch anders werden. Und schließlich mußten sie, nachdem sie so weit gegangen waren, sich eine Quittung holen. Es

war ja immerhin möglich, daß die Nationalliberalen noch umkippten, und dann war die Sache prompt gemacht und wir konnten endlich wieder den gräulichen rothen Kerlen zeigen, was eine Harke ist. Etwas muß geschehen, sonst pfeifen wir auf dem letzten Loch, die Landarbeiter gehen uns um die Ecke und wir können unser Stoßgebet sagen.

Ich: Finden Sie wirklich? Mir scheint, so weit sind wir noch lange nicht. Und viel schlimmer als die Ablehnung des Gesetzes wäre der Umfall der Nationalliberalen gewesen; das Ansehen dieser Partei hat ohnehin stark gelitten und sie wäre bei den nächsten Wahlen niedergebrochen, wenn sie sich jetzt nicht standhaft gehalten hätte. Das wußten verständige Leute wie Hobrecht und Krause, — und Miquel weiß es besser als irgend ein Anderer; ihm muß, trotzdem er der Exportpolitik längst entwachsen ist, an der Stärkung seiner alten Parteigenossen mehr liegen als an allen Vereinsgesetzen der Welt und er hat sicher nicht eine Sekunde an der Ablehnung des Entwurfes gezweifelt. Er hat für das traurige Ding auch nicht ein mattes Sterbenswörtchen aufgebracht — dazu ist er zu geschmackvoll und schlau — und ist nur, graziös wie immer, mit der Balancirstange über Abgründe hinweggetänzelt; aber war solches Blondinspiel diesmal lobenswerth? Er schüttelt immer den Kopf und dreht die Daumen, wenn für arme Lehrer und kleine Beamte eine geringfügige Gehältererhöhung gefordert wird, und hat jetzt eine halbe Million einfach aus dem Fenster geworfen; vielleicht hat die löbliche Volksvertretung sogar noch eine höhere Diätensumme geschluckt. Das ewige Gerede von den Steuerzahlern, denen der gierige Finanzminister das Geld aus der Tasche zieht, erregt mir Brechreiz; aber diese Art, in Preußen, wo man sonst mit dem Pfennig fuchst, mit dem Gelde umzugehen, läßt sich nicht rechtfertigen. Und warum die Verschwendung, da Miquel doch wußte, daß aus der Geschichte nichts werden würde? Weil er nicht vor den Kaiser hintreten und ihm offen sagen wollte, daß die Sache nicht zu machen war; nur Das nicht: immer hübsch diligentiam prästiren, nur ja nicht einmal zeigen, daß man irgend eine Arbeit, weil sie zu schwer scheint, nicht übernimmt. Erinnern sie sich, wie er in seiner frankfurter Abschiedsrede 1890 sagte, er wage sich nur auf den Ministerposten, weil er „der Leitung und Führung unseres erhabenen Kaisers vertraue“? Das war der Grundton, der im Munde des Ministers eines Verfassungstaates freilich ein Bischen sonderbar klingt... Man schimpft jetzt über Recke, der ja wirklich recht üble Dinge geredet hat, der aber doch auch nur zeigen wollte, daß ers eben so gut kann wie der selige Köller. Immer die

selbe Geschichte: die Herren denken von früh bis spät nur daran, wie jedes Wort, jedes Schweigen und jeder schüchterne Versuch einer That wohl auf den Kaiser wirken wird, sie zittern stets, ihm zu mißfallen, und vertreten, um nicht etwa plötzlich aus der Sonne weichen zu müssen, Ansichten, die gar nicht in ihrem staatsmännischen Sinn gewachsen sind. Glauben Sie, daß man diese Situation nachgerade im Volk nicht ahnt, und merken Sie nicht, mit welchem kühlen Mißtrauen die Versicherungen der Minister, es handle sich um ihre heiligste Ueberzeugung, jetzt ringsum aufgenommen werden? Uebrigens kennen ja auch Ihre Parteigenossen in den Parlamenten nur die eine Erwägung: wie sie sich beim Kaiser beliebt machen und als die festesten Stützen des Staates empfehlen können. Früher nannte man solche Politik byzantinisch, jetzt heißt sie leider bei uns konservativ.

Er: Sie sind da doch ein Bischen ungerecht gegen meine Freunde; viele Schuster sind ja darunter, aber auch mancher feste, tüchtige Kerl. Bedenken Sie, bitte, auch, was es heißt, Söhne, Schwiegersöhne und Vettern in der Armee und am Hofe zu haben, selbst im Amt zu sitzen, wo man die Autorität wahren soll, und durch gesellschaftliche Beziehungen an allen Ecken angebunden zu sein! Die freisinnige Bourgeoisie würde in solcher Lage überhaupt nur noch auf dem Bauch liegen; unsere Leute haben doch wenigstens unter Caprivi manchmal die Zähne gezeigt. Ich wünschte, sie thäten es öfter und ließen sich auch jetzt nicht gleich wieder einlullen, aber sie sind auf eine dauernde Opposition nun einmal nicht eingerichtet und ein Stein fällt ihnen vom Herzen, wenn sie wieder gouvernemental sein können. Und schließlich muß man die Sache doch halten, so lange es geht!

Ich: So lange es geht, — gewiß. Ich habe den konservativen Lieblingssatz, daß man die Sache halten müsse, schon hundertmal gehört und immer das Selbe geantwortet: Man muß und man kann keine Sache durch Unwahrhaftigkeit halten, auch die beste und edelste nicht. Wenn man einsieht, daß nur durch rücksichtloseste Offenheit noch Etwas gewonnen oder gerettet werden kann, wenn der gefährliche Punkt erreicht ist, wo das politische Leben eines ganzen Volkes in Heuchelei und Lüge zu ersticken droht, dann ist auch die Stunde gekommen, wo „es nicht mehr geht“, um den Preis würdeloser Selbstentmannung „die Sache zu halten“. Die Konservativen wagen ein gefährliches Spiel: sie überlassen der Demokratie alle Trümpfe, machen sich durch die Rückständigkeit ihrer Gesinnung bei allen gebildeten Elementen im Lande verhaßt und können eines nicht fernen Tages schließlich einen Zusammenbruch erleben, wie er noch selten einer

Partei beschieden war. Im Reichstag wirken sie, als eine rein preußische Junkerfraktion, deren Ideenkreis den anderen Stämmen ganz unverständlich ist, lange schon wunderlich; und man wird heiter gestimmt, wenn man jetzt ihrem Streit mit dem Bunde der Landwirthe lauscht. Was wollen sie denn eigentlich ohne den Bund anfangen, der nur geschaffen wurde, weil sie selbst ihre Pflicht nicht erfüllten, — die Pflicht, die Interessen der Bauern und Grundbesitzer nachdrücklich und selbständig zu vertreten? Hoffen sie etwa, der Kreis ihrer Anhänger könne wachsen, wenn Graf Limburg-Stirum verkündet, die Rede des Herrn von der Recke werde im ganzen Lande Beifall finden? Wen denkt man mit solcher Unklugheit täuschen zu können? Nein: die konservative Fraktion leistet nichts, sie bringt schon lange keinen neuen, keinen fruchtbaren Gedanken mehr ans Licht, sie verschließt sich im engen Klüngel jedem frischen Hauch moderner Weltanschauung, und wenn hinter ihr nicht große, kerngesunde und nach reicherem Lebensinhalt lechzende Volksschichten ständen, müßte sich nachgerade Jeder schämen, der für ihre Art konservativer Politik auch nur einen Finger gerührt hat. Wie lange werden diese Schichten aber noch hinter ihr stehen? ... Zeigt sie jetzt wieder, nach allem lauten Getöse der letzten Jahre, daß es ihr nur um gute Behandlung zu thun war, daß sie ein höheres politisches Ideal nicht kennt und nicht kennen will, dann ist ihr Ansehen im Volk unrettbar verloren und die ganze Klasse, die sie vertreten sollte, wird unter dem kaum noch auszurottenden Glauben zu leiden haben, daß sie dem Anspruch des heutigen Lebens nicht mehr gewachsen und, als eine versinkende Kaste, dem Untergange geweiht ist. Eine konservative Partei darf, so scheint mir, nur erhalten wollen, was der Erhaltung auch wirklich werth ist, und sie darf sich an Fleiß, Wissen und Gewissenhaftigkeit bei der politischen Arbeit von keiner anderen Interessengruppe übertreffen lassen. Horchen Sie, bitte, einmal herum: Sie werden überall die Meinung hören, daß die Herren über ihr Schicksal nicht klagen dürfen, wenn sie in ihrer landwirthschaftlichen Thätigkeit nicht mehr Verstand aufbringen können als in den Parlamenten. Darf man sich über solches Urtheil heute noch wundern, da die Partei, die einst bei Rodbertus Belehrung suchte und fand, auf dem wichtigsten Gebiet nun bei der Weisheit des Herrn Bamberger angelangt ist?

Er: Aber gestatten Sie: mit dem Herrn Bamberger haben die Konservativen am Ende doch nichts gemein...

Ich: Das ist ein Irrthum. Auf ihn hat Herr von Puttkamer, der die anderen Parlamentarier Ihrer Partei um Hauptes länge über-

ragt, sich im Herrenhause ja erst neulich mit Recht berufen. Herr Bamberger war gegen jeden Arbeiterschutz, den er für Krimskrams hielt, gegen den Versicherungzwang, er kämpfte gegen die angebliche Ueberlastung der Unternehmer und wollte die Arbeiterbewegung mit Strafparagraphen gewaltsam niederzwingen, — ganz wie heute die Konservativen. Ihn konnte man noch verstehen. Schmoller hat in seiner allzu schnell vergessenen Streitschrift gegen Treitschke die schwere, furchtbare Schuld deutlich bezeichnet, die der Liberalismus auf sich lud, als er Jahre lang den Massen schmeichelnd von ihren Menschenrechten sprach und sie zu einem Kampf für die höchsten, heiligsten Güter aufrief, der dann nur für eine winzige Minorität geführt wurde, den neuen Privilegirten Reichthum und Geltung brachte, das Proletariat aber von den erstrittenen Kulturgenüssen ausschloß und nur zum Bewußtsein seiner elenden Lage weckte. Diese Sünde lastet dem Liberalismus auf dem Gewissen und er würde ihr Produkt, die Sozialdemokratie, lieber heute als morgen mit Feuer und Schwert vom Erdboden vertilgen, wenn er zur Macht gelangte und nicht als eine schwache Minderheit darauf angewiesen wäre, bei anderen opponirenden Gruppen Rückhalt und Hilfe zu suchen. Ihm ist die Jugend verloren; die heranwachsende Generation stand zaudernd bisher an der Gabelung der Wege, die ins konservative und ins sozialdemokratische Lager führen: wählt ihre Mehrheit jetzt, wie es scheint, die Straße zur Linken, so hat die Unklugheit der konservativen Fraktion diese Wahl verschuldet.

Er: Nun erlauben Sie mir auch einmal ein paar Worte. Was Sie da sagen, ist vom Standpunkt eines Menschen, der die Dinge aus Büchern kennt und ihnen am Schreibtisch nachsinnt, gewiß ganz schön. Sie stehen eben nicht mitten im praktischen Leben und wissen nicht, welche riesige Gefahr in der Sozialdemokratie steckt. Die großen Städte hat sie schon; soll sie auch noch das platte Land überschwemmen, unser Heer infiziren und alle Autorität ins Wanken bringen? Das müssen wir zu verhindern suchen, ehe es zu spät ist, — und wenns nicht anders geht, mit der äußersten Härte. Wir wollen ja nur den ruhigen Arbeiter vor den Demagogen und Agitatoren schützen, die ihm den Kopf verdrehen, ihn mit Gott und der Welt unzufrieden machen und ihm die Freude am Leben rauben. Sie ahnen gar nicht, was heutzutage im Lande geredet werden darf, sonst würden Sie sicher nicht leugnen, daß Etwas geschehen muß.

Ich: Sie halten mich für einen sentimentalen, schwärmenden Schwätzer und sind nur zu höflich, um mirs offen ins Gesicht zu sagen. Sie täuschen sich. Ich stehe eben so gut im praktischen Leben wie Sie, habe

wahrscheinlich viel öfter mit großstädtischen, organisirten Arbeitern zu thun als Ihre Standesgenossen, zahle von meinem erarbeiteten Einkommen einen sehr hohen Steuersatz, hätte bei einem „Großen Kladderadatsch" also Etwas zu verlieren und weiß ziemlich genau, was im Lande geschieht. Auch bin ich in der sozialdemokratischen Presse so oft und so gemein beschimpft, mit so läppischen Lügen und Verleumdungen überhäuft worden, daß ich ganz gewiß keinen Anlaß habe, den Führern in zärtlicher Liebe ergeben zu sein. Mir entgeht auch die Gefahr eines Zustandes nicht, der ein um den Nahrungspielraum ringendes Volk in zwei einander fremde und feindliche Welten scheidet, aber mir scheint, daß man gerade im Lager der Besitzenden das Bewußtsein der Volksgemeinschaft niemals verlieren, nie Söhne des selben Vaterhauses den inneren Feind nennen dürfte, den man, wie den äußeren, mit Flinten und Kanonen zu überwältigen sucht. Wir brauchen auch die verirrten, hadernden Brüder, von ihnen fordert der Staat, wie von den korrektesten Bekennern guter Gesinnung, Opfer an Blut und Gut und die Phrase, daß sie „außerhalb der Staats- und Gesellschaftordnung stehen", enthält kein Körnchen verständigen Sinnes; sie müssen gegen den Staat und die Gesellschaft ihre Pflicht pünktlich erfüllen und werden, wenn sie es nicht thun, bestraft. Sehr hart sogar bestraft, auch ohne Ausnahmegesetz; es ist für den Arbeiter, der seiner Familie nicht einen Nothpfennig zurücklassen kann und nicht weiß, was aus der Frau und den hilflosen Kindern wird, keine Kleinigkeit, wenn er auf sechs, acht Monate und länger ins Gefängniß muß, — und solche Strafen treffen ihn oft für recht geringe Verfehlungen, denen man in seiner Lage, Lebensführung und Unwissenheit wohl mildernde Umstände finden könnte. Wer behauptet, unsere Gesetze reichten nicht aus, um ruchlose Thaten mit der nöthigen Strenge zu ahnden, Der macht sich mindestens unbewußt einer Unwahrheit schuldig. Von dieser Ueberzeugung ist man ja auch geleitet worden, als man vor sieben Jahren auf das Sozialistengesetz verzichtete. Wo waren denn damals die Herren von Stumm, Miquel und alle die Anderen? Weshalb erhoben sie, da ein so wichtiger Entschluß zu fassen war, wie er selten einer Regirung aufgenöthigt wird, im Parlament und im Staatsrath warnend nicht ihre Stimme?... Sie schwiegen, weil der Kaiser das Sozialistengesetz fallen lassen wollte, und fordern für den Staat jetzt neue Schutzwälle, weil der Kaiser seinen Sinn geändert hat. Dazu aber ist nicht in einem Jahrhundert schwerer Kämpfe zwischen Monarchenmacht und Volksrecht die Grenze gezogen worden, daß noch ferner eines

Sterblichen Wille souverain mit den Schicksalen der Völker schalte. Viel, sehr viel gefährlicher als die ärgste Ausschweifung schlimmer Demagogen wäre heute der Versuch, ein mündiges Volk wie ein Kind zu behandeln, dem man die Puppe giebt und, wenn es nicht ganz artig dann gleich jedem Wink folgt, wieder nimmt. Die Entscheidung vom Jahre 1890 hat, mag man sie nun rühmen oder tadeln, einen ganz veränderten Zustand geschaffen: sie hat anerkannt, daß man mit der Sozialdemokratie unter einer gemeinsamen Rechtsordnung hausen kann, und die sieben Jahre, die seitdem verstrichen sind, kann kein Machtgebot aus dem Gedächtniß tilgen. Ein neues Sozialistengesetz würde in jeder Form von den proletarischen Massen jetzt als eine unverdiente Härte empfunden werden; sie haben zu erneuter Bedrängung keinen Anlaß gegeben und dürfen nicht mit der Buße für den Irrthum weicher gebetteter Volksgenossen belastet werden.

Er: Sie sprechen immer von Proletariern. Glauben Sie mir: diesen sogenannten Proletariern geht es heute viel besser als den kleinen Landwirthen und Gewerbetreibenden!

Ich: Auch diese Behauptung habe ich schon oft gehört, sie aber noch nie für richtig gehalten. Vielen kleinen Landwirthen und Gewerbetreibenden geht es leider recht schlecht; aber sie sind, wenn sie Alles verloren haben, immer noch gerade so weit wie der Handarbeiter, der nur die Kraft und Geschmeidigkeit seiner Glieder auf den Markt bringen kann und hungern muß, wenn er dafür keinen Käufer findet. Und es geht ihm auch in Zeiten des Verdienstes nicht so gut, wie man heute gern erzählt. Erst vorhin habe ich zufällig mit einem Arbeiter gesprochen, der auf einer befahrenen Bahnstrecke, also in einem nicht ungefährlichen Betriebe, täglich von sechs Uhr früh bis sechs Uhr abends arbeitet und vom Staat dafür einen Tagelohn von zwei Mark erhält. Glauben Sie, daß er davon mit seiner Familie in Berlin behaglich leben kann und daß er geneigt sein wird, in dem Grafen Limburg-Stirum seinen Vertrauensmann zu sehen?

... Es war dunkel geworden. Mein Tischgenosse stand auf und sagte lächelnd: „Na, Sie sehe ich auch noch als Sozialdemokraten!“ „Diesen Schmerz werden Sie nicht erleben“, antwortete ich, „aber ich gestehe Ihnen, daß ich Jeden beneide, der innig an die Heilslehren der Sozialdemokratie glaubt, denn nur ihm bleibt, wie die Dinge heute in Deutschland liegen, noch eine frohe Hoffnung. Birgt dieser Zustand nicht eine größere Gefahr als alles Hetzen und Wühlen der wüstesten Agitatoren?“



Der Ausgang des geschichtwissenschaftlichen Kampfes.

Die Leser der „Zukunft“ sind über Charakter und Verlauf des lebhaften Kampfes, der seit jetzt mehr als einem Jahre auf geschichtwissenschaftlichem Gebiete tobt und der einen immerhin merkwürdigen Abschnitt des geistigen Lebens der Gegenwart füllt, hinreichend unterrichtet: es handelt sich darum, eine einseitige, die politische Seite der Geschichte ausschließlich oder doch ganz vornehmlich ins Auge fassende Geschichtschreibung durch eine allseitige, dem Ganzen des geschichtlichen Lebens gerecht werdende Geschichtauffassung zu ersetzen und für diese die richtige wissenschaftliche Methode zu finden. Dieser Kampf hat sich, so weit die Anhänger des Alten in Betracht kommen, wesentlich in der berliner Historischen Zeitschrift und den berliner Preußischen Jahrbüchern abgespielt: Berlin ist nach dem ganzen Verlauf der deutschen Geschichte in diesem Jahrhundert naturgemäß der Träger der Traditionen einer vornehmlich oder ausschließlich politischen Geschichtschreibung, die in Heinrich von Treitschke ihren letzten, freilich schon keineswegs mehr im Sinne der Epigonen einseitigen Vertreter verloren hat. Für die Auffassung des Neuen dagegen ist unter den großen allgemeinen Organen an erster Stelle die „Zukunft“ eingetreten, neben ihr hat die leipziger Deutsche Zeitschrift für Geschichtwissenschaft die eingehenderen wissenschaftlichen Begründungen gebracht.

Heute kann man sagen, daß in dem Kampfe beider Richtungen mit einander die neuere Anschauung gesiegt hat. Darüber, daß sie dem Gesammtcharakter des modernen Geisteslebens entspricht, war von vorn herein kein Zweifel; ich habe niemals mit einem geschichtlich interessirten Laien gesprochen, dem Das nicht alsbald einleuchtete, und niemals einen Philosophen als wissenschaftlichen Vertreter des Gemeindenkens unserer Zeit gefunden, der ihre Nothwendigkeit nicht als selbstverständlichen Ausdruck der heute feststehenden psychologischen Thatsache ansah, daß alle Erscheinungen einer Zeit in gegenseitigen Beziehungen stehen, also auch wissenschaftlich nur erkannt werden können, wenn man sie als Ganzes vom Standpunkte aller ihrer gegenseitigen — und nicht etwa nur der politischen — Beziehungen betrachtet. Aber eben so klar war mir von vorn herein, daß die neue Auffassung in den Kreisen mancher Fachgenossen auf den allerentschiedensten Widerstand stoßen würde. Denn in fachgenossenschaftlichen Kreisen tritt man in die Erörterung von Fragen wie der vorliegenden nicht ganz unvoreingenommen ein: man fühlt sich vielfach durch frühere Anschauungen, durch die Tradition des Faches gebunden. Um so bedeutsamer ist es, daß jetzt auch in diesen Kreisen der Umschwung zu Tage tritt; nur die berliner Jungrankianer kämpfen noch gegen mich, mit welchen Mitteln und in welcher Richtung freilich, Das werden wir später sehen.

Von den neueren fachmännischen Urtheilen sind zunächst die des Auslandes von größtem Interesse: denn das Ausland urtheilt unparteiisch und aus einer Perspektive, die den Dingen das Zufällige und Persönliche abstreift. Kein Urtheil ist hier aber von größerem Interesse als das Frankreichs. Denn von Frankreich sind seit mehr als anderthalb Jahrhunderten, mit Ausnahme des romantischen Zeitalters, die wesentlichsten erfolgreichen Anstöße zur Fortbildung der historischen Auffassungweise ausgegangen. Hier aber hat man sich ganz auf den neueren Standpunkt gestellt. Monod, den man mit Recht als den Hauptvertreter der heutigen wissenschaftlichen Geschichtforschung Frankreichs bezeichnet und dessen Urtheil in unserem Falle von um so größerer Bedeutung ist, als er die deutsche Schule von G. Waitz genossen hat, denkt gänzlich im neueren Sinne. ‚On est trop habitué en histoire, à s'attacher surtout aux manifestations brillantes, retentissantes et éphémères de l'activité humaine, grands événements ou grands hommes, au lieu d'insister sur les grands et lents mouvements des institutions, des conditions économiques et sociales, qui sont la partie vraiment intéressante et permanente de l'évolution humaine, celle, qui peut être analysée avec quelque certitude et dans une certaine mesure ramenée à des lois. Les événements et les personnages vraiment importants le sont surtout comme des signes et des symboles de divers moments de cette évolution; mais la plupart des faits dits historiques ne sont à la véritable histoire ce que sont au mouvement profond et constant des marées les vagues qui s'élèvent à la surface de la mer, se colorent un instant de tous les feux de la lumière, puis se brisent sur la grève sans rien laisser d'elles-mêmes.‘ Das sind Worte, deren jedes ich unterschreibe. Pirenne aber, der hervorragende belgische Geschichtschreiber, bestätigt neuerdings*) die Uebereinstimmung der Anschauungen Monods und der meinigen mit den Worten: ‚Cette rencontre d'un savant français et d'un savant allemand est significative. Elle prouve, ce semble, que l'orientation historique nouvelle a pour elle l'avenir.‘ Und neben die Franzosen treten solche deutsche Fachgenossen, die, unvoreingenommen durch die Gegensätze eines wenigstens von meinen berliner Gegnern höchst leidenschaftlich, ja gehässig geführten Streites, aus rein sachlicher Betrachtung solcher Zeiten und Zeitalter heraus urtheilen, die in die bisher geführten Erörterungen noch in keiner Weise einbezogen worden sind. „Es kann für Hellas", führt von Wilamowitz-Möllendorff in seiner prächtigen Kaisergeburtstagsrede von diesem Jahre aus, „gar nicht in Frage gezogen werden, daß nur das ganze Leben des Volkes der Gegenstand seiner Geschichte ist; Staat und Religion, Sitte und Recht, Kunst und Wissenschaft verschlingen sich derart, daß die Unzu-

*) Revue historique 1897. (Bd. 64)

länglichkeit jeder Scheidung am Tage liegt. Die einseitig positive Historie und ihre rhetorische Stilisirung ist zwar auch eine hellenische Erfindung; aber die klassizistische Nachahmung des Thukydides und Polybios ist für die alte Geschichte überwunden. Damit dürften wir doch methodisch über Rankes Historiographie hinaus gelangen." Daß die meisten Historiker der alten Geschichte in Deutschland ähnlich denken, unterliegt kaum einem Zweifel: aber auch in die eigentliche Domäne der politischen Historiker, das Mittelalter und die Neuzeit, dringt langsam der gleiche Geist anders gearteter Erwägung. Man erkennt wohl die Verdienste der politisch-historischen Schule an; und wer würde Das nicht thun? „Die politische Schule war ganz unzweifelhaft ein Fortschritt gegenüber der rein kritischen; sie suchte und fand die Verbindung mit dem praktischen Leben . . . Die politischen Historiker thaten den glücklichen Griff, die in maßgebenden Kreisen gepflegten und später siegreichen kleindeutschen Ideen sich anzueignen, die in ihren strengsten Konsequenzen freilich bisweilen zum preußischen Patikularismus führten." Allein trotzdem spricht man von einer „längst nothwendig gewordenen Reaktion gegen die sogenannte politische Schule."*) Und diese Reaktion ist thatsächlich, still, unausgesprochen und vielfach sogar unbewußt, schon in einem Maße da, das weit über die von mir früher gehegten Erwartungen hinausgeht. Man hat ganz richtig neuerdings bemerkt, daß die Zahl der kulturgeschichtlichen Neuheiten auf dem Büchermarkt gegenüber der Zahl der politischen in außerordentlichem Wachsen begriffen ist; und nicht ohne einen leisen Zug von Tragikomik ist es, wenn die Historische Zeitschrift sich neuerdings besonders der Wirthschaftgeschichte annimmt. Vor Allem aber: die großen Organisationen zur Pflege des geschichtlichen Studiums verlieren immer mehr, sie mögen es wollen oder nicht, an exklusiv politischem, nehmen kulturgeschichtlichen Charakter an. Nichts ist in dieser Hinsicht anziehender als die Wandlungen in der Geschichte jener Institute, denen von Amts wegen die Veröffentlichung geschichtlichen Quellenmaterials zufällt. Die älteren dieser Institute, allen voran die historische Komission bei der münchener Akademie der Wissenschaften, haben mit ganz ausgesprochener Vorliebe Material zur politischen Geschichte veröffentlicht und sie fahren darin, in ihren Mitteln festgelegt, auch heute noch der Hauptsache nach fort, wenn auch die berliner Akademie unter der Fürsorge Schmollers und neuerdings Kosers der zuständlichen Seite mindestens die gleiche Aufmerksamkeit widmet. Aber neben diese großen Institute sind im Reich und auch in Oesterreich hier und da schon seit durchschnittlich etwa drei Jahrfünften landesgeschichtliche Publikationinstitute getreten; und diese haben sich, entsprechend der beschränkten geographischen Grundlage, welche die Veröffentlichung von

*) Lory, Politische Historie und Kulturgeschichte. (Die Umschau, hrg. von Bechtold, 1897 S. 461.)

zuständlichem Material viel leichter zuließ, von vorn herein der Geschichte der Zustände weit mehr als der politischen Geschichte angenommen. Nun hat aber diese Bewegung auf die Begründung landesgeschichtlicher historischer Kommissionen in der letzten Zeit einen geradezu überraschenden Aufschwung genommen. Und es kann nach der Maßgabe der neuerdings angekündigten Publikationprogramme kein Zweifel sein, daß sie in ganz ausgesprochener Weise der Geschichte der Zustände Rechnung tragen werden.

Sind Das verheißungvolle positive Zeichen der Zeit, so hat auch die Polemik gegen die neue Auffassung schließlich einen überaus kläglichen Verlauf genommen. In seinem soeben erschienenen prächtigen Buche über die Philosophie der Geschichte als Soziologie (1,216) faßt Barth das Ergebniß in die Worte zusammen: „Lamprechts Ansicht hat so sehr die Kraft der Wahrheit für sich, daß ihre Gegner kaum noch sich zu vertheidigen vermögen, dagegen Annäherungen an sie sich unwillkürlich aufdrängen“. Seitdem ist noch ein Kämpfer, Rachfahl, in einem Aufsatze mit dem irreführenden Titel: „Ueber die Theorie einer ‚kollektivistischen‘ Geschichtwissenschaft“ gegen mich ins Feld gerückt.*) Aber mit welchem Ergebniß! Ich habe ihm**) in einem Aufsatz über „Individualität, Idee und sozialpsychische Kraft in der Geschichte“ geantwortet und darin nachgewiesen, daß er mich, im Gegensatz zu allen andern Forschern, die bisher sich mit meinen Ansichten öffentlich beschäftigt haben, total und in fast unbegreiflicher Weise mißverstanden hat. Zugleich bin ich in diesem Aufsatz, da mir die Publikation einer Arbeit mit einem so negativen Ergebniß wenig angemessen erschien, weiter zu einer Kritik der Ideenlehre Humboldts fortgeschritten, die Rankes Ansichten so nahe verwandt ist. Rachfahl hat darauf erklärt, er habe weder Zeit noch Lust, sich auf eine Auseinandersetzung über die Ideenlehre Humboldts in diesem Zusammenhang einzulassen, er hat ferner an mich die Forderung gestellt, seine gänzlich schiefe Darstellung meines Systems (natürlich in dieser schiefen Richtung) weiter zu begründen; und hat endlich einen heftigen Ausfall gegen mich wegen eines mir angeblich zugestoßenen Mißverständnisses einer seiner nebensächlichen Aeußerungen gemacht, — um am Ende emphatisch erklären zu können: man werde es begreiflich finden, wenn er auf jede weitere Auseinandersetzung mit mir verzichte. Auf deutsch: er hat nach einigen blinden Schüssen die Flinte ins Korn geworfen.

Ists nun billig geurtheilt, wenn ich diesen Ausgang, der der Komik nicht entbehrt, als den Ausgang des methodologischen Streites überhaupt ansehe? Rachfahl war bisher der Hauptträger der gegnerischen methodologischen Erörterungen. Wird ein neuer Kämpe auferstehen? Qui vivra verra.

---

*) Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, dritte Folge. 13, 659—689.

**) Im selben Bande von Conrads Jahrbüchern S. 880—900.

Einstweilen aber marschirt man einen anderen Weg. In dem neuesten Hefte der Preußischen Jahrbücher hat ein junger Gelehrter der lenzischen Schule, H. Oncken, das Bedürfniß gefühlt, sich durch einen Vorstoß gegen meine Deutsche Geschichte bekannt zu machen. Zwar nicht durch ernstes Eingehen auf die von mir aufgeworfenen Probleme, wohl aber durch Herummäkeln an Einzelheiten meines Buches und durch den Vorwurf, ich hätte heimlich abgeschrieben. Auch nicht in der Absicht, die Wissenschaft zu fördern, sondern mit dem klar betonten Ziele, meinem Buche das große Publikum, wie Luther sagen würde, abzudrängen oder abwendig zu machen. Oncken freilich drückt Das im Schlußsatz seiner Arbeit geschmackvoller aus. „Es fragt sich doch“, meint er, „ob auch Lamprechts Gemeinde den Glauben an ihn behält, wenn man das prangende Götzenbild von seinem Altar herunterstürzt und die Hohlheit seiner thönernen Scherben offenbart.“

Was soll ich armes Götzenbild in der „Hohlheit“ meiner thönernen Scherben nun darauf sagen? Was zunächst das Detail meiner Arbeit angeht, muß ich es da Oncken wirklich noch verrathen, daß auf ihm das Wesen meiner Arbeit nicht beruht? Daß die politische Geschichte des Jahrhunderts vom augsburger Religionfrieden bis zum westfälischen Frieden, der er seine Aufmerksamkeit besonders widmet, für meine Auffassung vom geschichtlichen Werden unseres Volkes überhaupt eine relativ sehr geringe Bedeutung hat und Dem gemäß dargestellt worden ist? Daß Dasjenige, was nach meiner Auffassung den werthvollen Bestandtheil der deutschen Geschichte der Jahre 1550 bis 1650 ausmacht, in ganz anderer Richtung liegt und von mir — was mein Kritiker freilich auch nicht mit dem leisesten Zuge seiner Gedanken ahnt — erst im sechsten Bande meiner Geschichte zur Darstellung gelangen wird? Und was soll ich überhaupt zu dem berliner Feldzuge des Detailkritizismus sagen? Glaubt man wirklich, irgend Jemand die naive Anschauung beibringen zu können, daß ein Buch wie das meine gearbeitet sein könne wie die Historia eines Potentatis, der zehn oder vielleicht sogar zwanzig Jahre regirt hat? Meint man, es gäbe in der „Gemeinde“ nicht kluge Leute genug, die wissen, daß man jedes historische Werk, das sich über weite Zeiträume erstreckt, durch einige junge Historiker mit der entsprechenden Seminarbildung genau so „untersuchen“ lassen kann, wie man das meinige untersucht und untersuchen läßt? Nein: auf diese Weise wird man wirklich die „Gemeinde“ nicht los werden: da wird man sich schon etwas weiter bemühen und wohl oder übel klaren und unverwandten Auges an die Hauptfragen der Methodik und allgemeinen Auffassung herangehen müssen, statt sich mit deren abortiver Behandlung vermöge Detailkritik zu befassen. Was aber den moralischen Vorwurf betrifft, den Oncken mir gemacht hat, so ist er, wie ich in einer Zuschrift an die Preußischen Jahrbücher nachgewiesen habe, durch ein fast unglaubliches Verfahren ermöglicht worden: Oncken hat die-

jenigen Stellen meines Buches, wo ich mich deutlich über meine Quellen und deren Benutzung äußere, das Vorwort zur zweiten Auflage des ersten Bandes und das Nachwort zur zweiten Hälfte des fünften Bandes, einfach als nicht vorhanden behandelt. Das ist eine mehr als leichtfertige Manier, die weder ihm noch seinen Hintermännern nützen wird. Im Uebrigen wird die berliner „feindliche" — nicht „gegnerische" — Partei natürlich fortfahren, im Detail gegen mich zu arbeiten. Meinetwegen. Es wird morgen, wie heute und gestern, Fehlerverbesserer geben, und morgen, wie heute und gestern, wird der Schuster nicht über seinen Leisten können. Lassen wir also den Fehlerverbesserern ihr Geschäft, wenn auch darüber kaum ein Einverständniß zu erzielen sein wird, wie viele vielleicht nicht zu umgehende und gewiß — Das soll nicht geleugnet werden — in meinem Buch theilweise vorhandene Detailirrthümer in einem umfassenden Werke unterlaufen dürfen oder nicht.

Wenden wir uns lieber wieder Dingen zu, die immerhin wichtiger sind als die zuletzt besprochenen, den Fragen nach Charakter und Möglichkeit einer veränderten Geschichtauffassung überhaupt. Und hier bleibt für mich, da kein Gegner mehr auf dem Plane steht, nur übrig, das Schlachtfeld einmal abzuräumen und nachzusehen, was sich denn bisher eigentlich als Kern einer historischen Gesammtauffassung der Zukunft herausgestellt hat.

Sehen wir uns auf dem Gebiete der geschichtlichen Auffassung um, so steht jetzt vor Allem fest, daß bei ihr, soll sie wissenschaftlichen Charakters sein, mystische Ingredienzien ausgeschlossen sein müssen. Die „überirdischen" Ideen Humboldts und auch Rankes sind nicht mehr haltbar. Vielmehr ist die historische Auffassung auf den rein empirischen Weg angewiesen.

Hier finden wir nun, gleichviel, welcher Metaphysik wir eingeschworen sind und wie wir uns zu den religiösen Fragen der Gegenwart stellen, den Gegensatz von Personen und Zuständen. Nach ihm scheiden sich zunächst die historischen Auffassungen in individualistische und kollektivistische. Die Individualisten führen alle geschichtliche Wirkung nur auf die großen Personen zurück, die Kollektivisten nur auf die Zustände. Kollektivistisch ist z. B. die Geschichtauffassung der Sozialdemokratie, die bekanntlich Marx entwickelt hat. Auch mich haben einige meiner Gegner irrthümlich noch bis in die neueste Zeit hinein zum Kollektivisten machen wollen, wenn sie auch nie so weit gegangen sind, die Identität meiner Anschauungen mit denen Marxens ausdrücklich zu behaupten. Welch fundamentales Mißverständniß in dieser Einordnung vorliegt, werden wir bald sehen. Individualisten giebt es noch heute weit mehr, als man glauben sollte: freilich nicht Individualisten des Verstandes, sondern des Gefühles, Gelehrte, die sich die grundsätzlichste aller Fragen ihrer Wissenschaft, die nach geschichtlicher Freiheit und geschichtlicher Nothwendigkeit, niemals ernstlich vorgelegt haben, ja ihre Prüfung womöglich für „unwissenschaftlich" halten,

gleichwohl aber kategorisch erklären, nur die große Person existire in der Geschichte. Der Irrthum beruht in den meisten Fällen auf dem Mangel selbst elementarer psychologischer Kenntnisse; man glaubt dann nämlich, die Zustände seien nichts Psychisches, sondern nur „Materie" und daher überhaupt geschichtlich nicht von Bedeutung. Aus dieser Anschauung erklärt sich beiläufig auch die Hartnäckigkeit, mit der an der unsinnigen Bezeichnung der kollektivistischen Geschichtauffassung als einer „materialistischen" festgehalten wird, zur großen Freude der sozialdemokratischen Atheisten, denen Engels diese Bezeichnung nach ihrem Sinne geprägt hat. Die Anschauung nun, daß Zustände nichts Psychisches seien, ist, so alt und verbreitet sie noch immer unter Historikern ist, sehr leicht zu widerlegen. Die Widerlegung findet sich schon bei Wilhelm von Humboldt; freilich ohne daß Humboldt von ihr für sein System irgendwie Gebrauch macht. Humboldt sagt in seinem Vortrag über die Aufgabe des Geschichtschreibers von den Zuständen: „Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird." In der That ist eine Eisenbahn kein Theil geschichtlicher Wirklichkeit, wenn sie nicht befahren wird, bedeuten die Ruinen Pompejis für uns nur Materie, sind nichts Historisches, wenn wir sie nicht als Symbol und Rest römischen Empfindens, Vorstellens, Denkens, fassen. Nur die menschlich-psychisch belebte Materie gehört den Zuständen an; und eine Einrichtung ist historisch nur so lange, wie ihr psychischer Gehalt in aufeinanderfolgenden Generationen schöpferischen und nachschaffenden Geistes produzirt wird. In dieser Erkenntniß wurzelt das Dichterwort: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen". Zustände sind also nicht Materie, sondern Komplexe psychischer Massenwirkungen, sozialpsychische Kräfte; und sie wandeln sich mit der psychischen Veränderung dieser Komplexe. Geben nun die Individualisten diese Position grundsätzlich nicht zu, so würden sie weiterhin, selbst wenn sie sich einmal versuchsweise auf sie stellten, dennoch wiederum die Möglichkeit besonderer kausaler Wirkungen dieser Komplexe bestreiten. Sie würden sagen: Was in den sozialpsychischen Kräften zum Ausdruck kommt, ist nur die bloße quantitative Summation der psychischen Bethätigungen der einzelnen Individuen, aus denen sich in jedem einzelnen Falle die empfindende, denkende Masse zusammensetzt: es handelt sich also gar nicht um eine besondere sozialpsychische Wirkung, sondern nur um die summirten Wirkungen der Seelenkräfte der einzelnen Individuen. Aber auch in diese Behauptung ist wieder ein fundamentaler psychologischer Irrthum eingeschlossen. Wir haben hier meinetwegen eine Masse von zwanzig Millionen Individuen, die eine Nation bilden. Eine der sozialpsychischen Wirkungen dieser Masse ist der Patriotismus. Wie entsteht dieser nun? Etwa dadurch, daß Jeder für das Vaterland fühlt und daß die Summe dieser Gefühle gezogen wird? Keineswegs! Indem Alle Gleiches oder Verwandtes

für das Vaterland fühlen, entsteht schöpferisch über die bloße individuelle Vaterlandsliebe des Einzelnen hinaus qualitativ etwas völlig Neues, der sozialpsychisch charakterisirte Patriotismus. Wer dieses Besondere sozialpsychischen Lebens leugnen will, Der versteht sich schlecht auf die Psychologie der Massen und die in ihnen auftretenden suggestiven Erscheinungen, Der wird die Bedeutung großstädtischer Mengen für das Ganze eines Landes, abgestufter Gesellschaftformen für eine hohe Kultur niemals erfassen. Da aber die sozialpsychische Massenwirkung etwas ganz Anderes ist als die bloße Summation identischer psychischer Regungen von Einzelpersonen, hat sie auch ihre besondere, überaus starke Kausalität, ist sie spezifisch verursachend im geschichtlichen Leben. Das ist nun der weitere wichtige Punkt, der von den Individualisten nicht zugegeben wird. Die Zustände, selbst wenn sie psychischer Natur sein sollten, verursachen nach ihnen niemals geschichtliches Leben, sondern sind nur tote Bedingungen dieses Lebens, wie Klima, Bodenkonfiguration und Verwandtes. Die Ungereimtheit auch dieser Ansicht leuchtet ein.

Der Leser aber hat an diesem Punkte unserer Auseinandersetzung eingesehen: nicht die große Person allein regirt die Geschichte, sondern eben so auch der Zustand. Nicht individualistisch darf die Geschichtauffassung sein, aber auch nicht kollektivistisch allein. Sie muß beide Elemente verschmelzen, indem sie den gesammten Komplex historischen Lebens umfaßt, sie muß universalistisch sein.

Wenn aber nun in einer universalistischen Auffassung des geschichtlichen Lebens das individualistische und das kollektivistische Element neben einander stehen, so spitzt sich alsbald Alles zu der entscheidenden Frage zu: welches ist das Verhältniß beider Elemente zu einander? Oder genauer, da es sich in der Geschichte immer um Kraftäußerungen handelt: sind beide Elemente gleich mächtig oder ist eines von ihnen das mächtigere? Auch diese Frage kann der Historiker wieder nur empirisch beantworten, indem er den Weg möglichst intensiver geschichtlicher Erfahrung aufsucht. Ueber diese Erfahrung aber verfügt er selbst weit weniger als die großen Personen der Geschichte selbst: diese müssen am Besten wissen, ob sie jemals im Stande gewesen sind, die Zustände ihrer Zeit ganz zu zwingen oder nicht. Und hier lautet nun die Antwort einstimmig, entgegen den Anschauungen gar vieler enthusiastischer Persönlichkeit-Historiker, verneinend. Ich habe mir in dieser Richtung eine artige Sammlung von Zeugnissen angelegt, die ich gelegentlich weiter ins Feld führen kann; heute nur einige unzweideutige Kundgebungen des Fürsten Bismarck, der doch wohl sozusagen als der beste Sachverständige der Gegenwart anzusehen sein dürfte. Sie sind Zeiten entnommen, in denen der Fürst ganz besonderen Anlaß gehabt haben würde, die geschichtliche Kraft seiner Person und seines Wirkens zu betonen. Am sechzehnten April 1869 sagte Bismarck im Norddeutschen Reichstage gelegentlich einer Berathung der Einführung verantwortlicher Bundes-

minister das Folgende (Reden 4,192): „Wir können die Geschichte der Vergangenheit weder ignoriren, noch können wir, meine Herren, die Zukunft machen; und Das ist ein Mißverständniß, vor dem ich auch hier warnen möchte, daß wir uns nicht einbilden, wir können den Lauf der Zeit dadurch beschleunigen, daß wir unsere Uhren vorstellen. Mein Einfluß auf die Ereignisse, die mich getragen haben, wird zwar wesentlich überschätzt, aber doch wird mir gewiß Keiner zumuthen, Geschichte zu machen; Das, meine Herren, könnte ich selbst in Gemeinschaft mit Ihnen nicht, eine Gemeinschaft, in der wir doch so stark sind, daß wir einer Welt in Waffen trotzen könnten, aber die Geschichte können wir nicht machen, sondern nur abwarten, daß sie sich vollzieht. Wir können das Reifen der Früchte nicht dadurch beschleunigen, daß wir eine Lampe darunter halten, und wenn wir nach unreifen Früchten schlagen, so werden wir nur ihr Wachsthum hindern und sie verderben." Und am zweiten März 1871 schrieb Jolly aus Versailles: „Interessant waren Bismarcks allgemeine politische Reflexionen, wenn man seine aus der frischesten Anschauung hervorsprudelnden Bemerkungen so nennen darf und mag. Sie laufen wesentlich darauf hinaus, große politische Aenderungen ließen sich nicht machen, man müsse den natürlichen Lauf der Dinge beachten und sich darauf beschränken, das Gereifte zu sichern; der Staatsmann müsse wie ein Förster sein, der geduldig abwarte, bis der Wald schlagreif geworden." Es ließe sich durch weitere Citate leicht zeigen, daß wir es hier mit Gedanken zu thun haben, die dem Fürsten geradezu Lieblingsideen sind; ihren großartigsten Ausdruck haben sie in dem Motto gefunden, das der Fürst unter eine „nicht nach 1873" von ihm gefertigte Uebersicht seiner politischen Thätigkeit (Bismarck-Jahrbuch 4,282) gesetzt hat: Unda fert nec regitur.

Aber auch der Historiker kommt heutzutage bei einigermaßen tieferer Einsicht in den Verlauf der Geschichte zur gleichen Anschauung, vorausgesetzt, daß er sich nicht mit seinen Studien in ein kurzes Zeitalter begräbt, und seien es auch einige Jahrhunderte, sondern den Blick frei bis zum Horizont des uns bekannten geschichtlichen Lebens schweifen läßt: d. h. vorausgesetzt, daß er überhaupt noch bestrebt ist, eine umfassendere geschichtliche Erfahrung zu gewinnen. Wird da z. B. irgend ein wirklich historischer Kopf heute noch die Frage bejahen wollen, ob Bismarck etwa auch in den höchsten Momenten seiner Macht die Gewalt gehabt hätte, uns in ein Zeitalter der Naturalwirthschaft zurückzuversetzen? Oder wird er es etwa für möglich halten, daß irgend ein Maler im Zeitalter Friedrich Barbarossas hätte malen können wie Rembrandt? Auch die historische Erfahrung ergiebt als einen ihrer allerfestesten Sätze das Wort: Unda fert nec regitur.

Das heißt: die mächtigsten zuständlichen sozialpsychischen Erscheinungen sind unter allen Umständen mächtiger als die mächtigsten Einzelpersonen; die allgemeinsten Zustände stellen für die Einzelpersonen empirisch

gegebene Nothwendigkeiten dar. Dieser Satz ist der Fundamentalsatz der neuen Geschichtauffassung. Die oberste historiographische Forderung aber, die aus diesem Satze unmittelbar folgt, geht auf Disposition des geschichtlichen Geschehens nicht nach Heldenthaten, sondern nach der Abwandlung der größten sozialpsychischen Strömungen, d. h. nach Kulturzeitaltern. Diese Forderung hat meine Deutsche Geschichte zum ersten Male systematisch und bewußt zu verwirklichen gesucht; und die allseitige Realisirung dieser Forderung sehe ich als unerläßlich an für den Fortschritt unserer Geschichtschreibung. Wer den Stand unserer Geschichtforschung kennt, weiß freilich, daß Das eine starke Revolution bedeutet. Das Genauere in dieser Hinsicht wäre jedoch nur durch eine eingehende Untersuchung der inneren Triebfedern unserer und überhaupt der westeuropäischen Historiographie seit etwa vier bis fünf Generationen festzustellen. Breysig hat in diesen Blättern*) hierzu schon einen schönen Beitrag geliefert; ich möchte vor der Hand auf diesem Gebiete nicht ins Detail gehen, glaube aber, doch schon jetzt einmal wenigstens den wesentlichsten Zügen nach den Unterschied zwischen Einst und Jetzt etwa wie folgt erörtern zu dürfen.

Es ist anerkannt, daß unser heutiger Begriff der Entwickelung dem vorigen Jahrhundert, das übrigens dafür ursprünglich meist Auswickelung (evolutio) sagte, noch nicht bekannt war. Dem Begriff fehlte noch das kausale Element, das wir mit ihm verbinden.

Suchen wir diesen Unterschied zunächst genauer auf naturwissenschaftlichem Gebiete, an den Theorien etwa Darwins und Herders über die Entstehung der Arten, zu erörtern. Herder kannte schon die kontinuirliche Reihe der Arten; der Gedanke, daß die Kontinuität der Schöpfung nirgends unterbrochen ist, gehört schon Leibniz an. Aber Herder war weit davon entfernt, diese kontinuirliche Reihe von einer einfachen Urart aus durch immanente Ursachen langsam zu der heute bestehenden Verschiedenheit entfaltet zu denken. Vielmehr nahm er die gleichzeitige Schöpfung der gesammten Reihe der natürlichen Organismen durch Gott (in den Schöpfungtagen etwa der alttestamentlichen Ueberlieferung) an. Man sieht, wie sehr sich diese Vorstellung von derjenigen Darwins unterscheidet. Nach dieser sind es immanente, ursächlich wirkende Elemente, nämlich Anpassung und Vererbung, die in allmählicher Entwickelung von Jahrtausenden die heutige Reihe der Lebewesen aus primitiven Organismen, schließlich aus einem Urorganismus her, erzeugt haben. Dabei läßt sich aber wohl, nebenbei bemerkt, die ganze, auf diese Weise zu Stande gekommene Schöpfungreihe Darwins auch unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit betrachten, indem man ein immanentes Prinzip annimmt, das in den Motiven der Anpassung und Vererbung für die Ausbildung der organischen Welt in der Form, wie sie vor uns steht, wirksam gewesen wäre;

*) S. „Zukunft" vom 15. und 22. Mai 1987.

oder anders ausgedrückt: es ist auf Grund der Lehren Darwins, statt des transszendenten Idealismus unserer romantischen Zeit, sehr wohl ein immanenter Idealismus denkbar.

Ist auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete der Unterschied des Entwickelungbegriffes des vorigen Jahrhunderts und unserer Zeit leicht klar zu legen, so liegen die Dinge auf dem geschichtlichen, d. h. geisteswissenschaftlichen Gebiete verwickelter, deshalb, weil hier der Begriff der Zeit, der allerdings den Vortheil bringt, das Moment des Kontinuirlichen alsbald in sich zu enthalten, unmittelbar mit in die Betrachtung eintritt. Konnte sich daher das vorige Jahrhundert die Entstehung der organischen Natur in ihren tausend Arten ohne Weiteres gleichzeitig, also ohne den Begriff der Zeit in Betracht zu ziehen, vorstellen, so war bei der Geschichte das Nacheinander, das Moment der Zeit, unausschaltbar gegeben. So fragte es sich denn, ob sich dies Moment gleichwohl mit dem Begriff der göttlichen Schöpfung vereinigen ließe. Die Lösung wurde darin gefunden, daß man das geschichtliche Geschehen in seinen tiefsten Motiven als eine fortdauernde, im Ablauf der Zeit erfolgende Emanation des Göttlichen auffaßte. Hier liegt wohl das tiefste Motiv für die Ausbildung der Lehre von den geschichtlichen Ideen als den überirdischen Leitmotiven der Geschichte; die Anfänge dieser Lehre lassen sich schon bei Herder spüren, insoweit dieser von seiner grundsätzlich monistischen Auffassung bisweilen in eine dualistische, einen außerweltlichen Gott voraussetzende, abweicht; zur Theorie entwickelt erscheint die Lehre dann bei Wilhelm von Humboldt, zur Praxis bei Ranke.

Wie stellt sich nun die neuere universalistische Auffassung zu dieser Theorie? Als wissenschaftliche Auffassung ist sie nicht in der Lage, ständige überirdische Emanationen, permanente Wunder in der Geschichte anzuerkennen: hierüber sind alle Historiker — und doch wohl auch die Jungrankianer — einer Ansicht. Lehnt aber die universalistische Auffassung einen geschichtlichen Mystizismus ab, so ist sie doch andererseits nicht in der Lage der Naturwissenschaft, alles geschichtliche Geschehen thatsächlich in einen kausalen Mechanismus aufzulösen. Sie könnte Das nur dann, wenn sie den Beitrag großer historischer Persönlichkeiten zur Geschichte in eine geschlossene Kette von Ursachen und Wirkungen zu bringen im Stande wäre. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall: hier bleibt also, auch wenn alle Historiker überzeugte Deterministen wären, empirisch eine Lücke, die wir andeuten, wenn wir von empirischer, geschichtlicher Freiheit reden. Aber für die universalistische Auffassung ist diese Freiheit, und sei sie bei einzelnen eminenten Persönlichkeiten noch so groß, auf Grund der Aussage eben dieser Persönlichkeiten selbst, wie wir wissen, eingeschlossen in den Bannkreis der obersten empirischen Nothwendigkeiten, die obersten geschichtlichen Zustände. Diese Nothwendig-

keiten aber, das Walten der sozialpsychischen Kräfte, die andere nicht-individualistische Seite der Geschichte, kann die Wissenschaft nun allerdings durch die Vermittelung des Begriffes aufeinander folgender Kulturzeitalter hindurch in Kausalreihen auflösen. Der Beweis hierfür ist mit dem Umstande erbracht, daß die Reihenfolge der Kulturzeitalter in jedem normal entwickelten Volke in gleicher Aufeinanderfolge wiederkehrt: so daß ihr allgemeine, kausal sich entwickelnde Motive mit der selben Sicherheit zu Grunde liegen müssen, wie solche Motive für die Wachsthumsphasen der Pflanzen und für die Entwickelung und Involution der thierischen Organismen gegeben sind. Das Ergebniß aber der aufeinander folgenden Kulturzeitalter zunächst innerhalb einer bestimmten nationalen Entwickelung ist ähnlich dem Ergebniß der naturwissenschaftlichen Fortentwickelung in der organischen Welt, nur daß es nicht auf physiologischem, sondern an erster Stelle auf psychischem Gebiete liegt: es tritt von Zeitalter zu Zeitalter eine qualitative, eine artliche Abwandelung des nationalen Seelenlebens ein, immer feiner und intensiver wirksame Bildungen wachsen mit steigender Kultur empor. In diesem Sinne ist der Mensch des gebundenen geistigen Lebens im Mittelalter graduell von dem Menschen der Renaissance, der Mensch der Renaissance graduell von dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts verschieden. Es ist das Grundthema, das ich in meiner Deutschen Geschichte für die Entwickelung der deutschen Nation bis ins Einzelne hinein zu verfolgen gesucht habe.

Gewiß sind nun die Forschungen auf diesem Gebiete universalistischer Auffassung noch in den Anfängen. Es wird noch viel Wasser den Rhein hinunter laufen, bis wir über den Charakter der Kulturzeitalter völlig genügend unterrichtet sind, und noch mehr Zeit wird vergehen, ehe die kausalen Elemente, die ihrer Abfolge zu Grunde liegen, sauber herausgeschält erscheinen. Die Geschichte einer einzigen Nation kann hier nur die Anfänge neuen Verständnisses darbieten: denn nur ein besonders glückliches Auge wird an einer einzigen Entwickelung der Hauptsache nach unterscheiden können, was in ihr singulär und was typisch ist. Es bedarf des Vergleiches mehrerer Nationalgeschichten, um aus dem Verlauf der Kulturzeitalter in ihnen das Wiederkehrende, Typische herauszufinden. Eine vergleichende Geschichte also wird neben die individualistische Forschung zu treten haben: und schon regen sich allenthalben die Anfänge zu ihr. Hat dann die Untersuchung den Typ der einzelnen Zeitalter möglichst zu Tage treten lassen, so werden sich auch viel eher über die kausalen Elemente, die ständigen Verknüpfungen von Ursachen und Wirkungen, die ihrer Abfolge zu Grunde liegen, Hypothesen aufstellen und in immer größerem Umfange beweisen lassen. Ist aber diese Arbeit gethan, dann erst kommt die Zeit einer neuen Weltgeschichte, die über den typischen Verlauf der nationalen Geschichten

hinaus festzustellen hat, auf welchen Momenten jene universale Entwickelung beruht, die der zeitlichen Aufeinanderfolge und dem örtlichen Nebeneinander der Nationen sowie der auf diesen beiden Thatsachen beruhenden räumlichen und zeitlichen Befruchtung der Völker unter einander entspringt. Eine Weltgeschichte in diesem Sinn würde das höchste Ziel der universalistischen Geschichtauffassung sein. Noch freilich ist dies Ziel weit entfernt: wir stehen in den Anfängen der ganzen Bewegung. Für diese aber ist jetzt, glaube ich, das nächste Ziel genügend genau umschrieben; und fest steht für sie vor Allem als Angelpunkt aller eingehenderen Erwägungen der Satz von der Superiorität der mächtigsten sozialpsychischen Kräfte über die mächtigsten individuellen. Von ihm aus mögen die einzelnen Forscher und Denker Sonderwege einschlagen, die zu Abweichungen in der Auffassung der Kulturzeitalter, zu Differenzen in der Auffassung des weltgeschichtlichen Zusammenhanges, zu einer Entwickelung verschiedener Meinungen überhaupt führen: ihn selbst dauernd zu schädigen, wird nicht mehr gelingen.

Und mit Befriedigung werden auch die Zeitgenossen als Individuen den Sieg der neuen Auffassung verfolgen. Eine wie unwürdige, ja unchristliche Stellung weist doch die alte individualistische Theorie dem einzelnen Menschen zu, insofern er nicht Genie und Glück in dem Grade mit einander verbindet, daß er als eine dereinst historische Persönlichkeit von dannen geht! Nur die Helden sind für die alte Theorie volle Menschen, — freilich nicht eigentlich Menschen mehr, sondern Götter, durchaus verschieden von den Biederleuten, die sich, geschichtlich bedeutunglos, in der Welt unterhalb des großen Entstehens abmühen, ohne den geringsten Einfluß auf die Oberwelt zu haben, eine noch nicht einmal misera contribuens plebs. Diese Tausende und Abertausende fügt erst die universalistische Betrachtung der Geschichte in würdiger Weise ein, ohne die Bedeutung des Genies deshalb zu verkennen; sie leben erst jetzt geschichtlich auf, und entsprechend der gewaltigen Bedeutung unvergänglicher persönlicher Werthe in ihnen beherrschen sie doch schließlich mit den kräftigsten Wirkungen ihrer geschichtlichen Gewalt den Genius, dessen sittlicher Werth grundsätzlich nicht anders eingeschätzt werden darf als der jedes Anderen.

Wilhelm von Humboldt schreibt einmal das Folgende in den Briefen an eine Freundin (am 20. August 1829): „Was ist der Einzelne in dem Strom der Weltbegebenheiten? Er verschwindet darin nicht blos, wie ein Atom gegen eine unermeßliche, Alles mit sich fortreißende Kraft, sondern auch in einem höheren, edleren Sinne. Denn dieser Strom wälzt sich doch nicht, einem blinden Zufall hingegeben, gedankenlos fort, er eilt doch einem Ziele zu und sein Gang wird von allmächtiger und allweiser Hand geführt. Allein der Einzelne erlebt das Ziel nicht, das erreicht werden soll; er genießt, wie ihn der Zufall, worunter ich hier nur eine in ihren Gründen nicht erforschbare Fügung

verstehe, in die Welt wirft, einen größeren oder kleineren Teil des schon in der That erreichten Zweckes, wird dem noch zu erreichenden oft hingeopfert und muß das ihm dabei angewiesene Werk oft plötzlich und in der Mitte der Arbeit verlassen. Er ist also nur Werkzeug." Das ist die traurige Stellung, die eine Geschichtauffassung im Sinne der humboldtischen Ideenlehre dem Einzelmenschen als geschichtlichem Wesen anweist; Humboldt hat Recht, wenn er später von seinen Betrachtungen urtheilt, sie verschlängen das individuelle Dasein, und wir begreifen es, wenn er sie durch die Aussicht in ein besseres Jenseits glaubt korrigiren zu müssen. Die universalistische Ansicht dagegen verneint durchaus nicht das persönliche Dasein Aller zu Gunsten weniger heldenhafter Träger sei es überirdisch, sei es (wie neuerdings bei den Jungrankianern) inkonsequent irdisch gedachter Ideen: sie erkennt Jeden an als selbständigen Träger eines der Welt immanenten geschichtlichen Geschickes.

Lehnt sie darum das Jenseits ab? War es recht, ja war es auch nur praktisch, sie, zu ihrer leichteren Unterdrückung, zunächst einmal als materialistisch zu bezeichnen? Was der gutkatholische Gutberlet von der Deszendenztheorie und dem Naturlauf sagt, Das gilt unter den entsprechenden Abänderungen auch von ihr und vom geschichtlichen Weltlauf und besteht erst recht auch für den Protestanten: „Innerhalb des Rahmens einer gesetzmäßigen, bestimmten Zielen zustrebenden Entwickelung durch Abstammung kann jeder Christ die Deszendenzlehre zugeben. Im Gegentheil, er wird jede Erklärung aus natürlichen Ursachen mit Freuden begrüßen, weil ein fortwährendes unmittelbares Eingreifen des Schöpfers in den Naturlauf eben so seinem Glauben wie seiner Naturbeobachtung widerspricht." Ist damit die Stellung der universalistischen Theorie zum Christenthum klar umschrieben, so bedarf es für ihre Stellung zur Philosophie und Weltanschauung wahrlich keiner Erläuterung mehr. Sie läuft, metaphysisch weitergeführt, auf einen immanenten Idealismus hinaus; und es ist erst kürzlich von Pirenne ausgeführt worden, daß nur sie damit dem heutigen allgemeinen Stande des Wissens entspricht.

Und so gehe ich, trotz allem Eifern und Poltern einer von bestimmter Seite her ausgehenden Kritik, die selbst ein fern stehender französischer Beobachter sich nicht anders als durch „Persönlichkeiten" glaubt erklären zu können, ruhigen Ganges weiter, denn ich weiß mich in meinen Anschauungen Eins mit edlen Regungen meiner Zeit und glaube, daß auch hier das Wort gilt: unda fert nec regitur. Die methodologischen Erörterungen freilich scheinen mir bei dem Verhalten meiner Gegner an einem toten Punkt angelangt zu sein, und so halte ich, ohne des detailkritischen Gekläffes mehr als nothwendig zu achten, für richtig, der Theorie jetzt wieder die Praxis, den allgemeinen Auseinandersetzungen die weitere Arbeit an meiner Deutschen Geschichte folgen zu lassen.

Leipzig. Karl Lamprecht.



Volksthümliche Hochschulkurse.*)

Es wird die Befürchtung ausgesprochen, daß die Volkshochschule Halbbildung erzeugen, die Religion untergraben, sozialrevolutionäre Parteien fördern und Unzufriedenheit unter den Arbeitern nähren würde. Ist Das zu befürchten? Unter geistiger Bildung verstehen wir die Einsicht in die wesentlichen logischen oder ursächlichen Zusammenhänge eines Wissensgebietes, unter geistiger Halbbildung eine partielle, also ungenügende Einsicht dieser Art. Es ist nicht die Bekanntschaft mit den Ergebnissen der Forschung auf vielen verschiedenartigen Wissensgebieten, was Bildung erzeugt. Menschen, die sie besitzen, nennen wir ungewöhnlich, allseitig gebildet. Bedeutete Fehlen dieser Kenntnisse Halbbildung, dann müßte die große Mehrheit aller Gebildeten und Gelehrten als halbgebildet angesehen werden. Auch ist die nach dem jeweiligen Stande des Wissens möglichst erschöpfende, umfassende Kenntniß eines Wissensgebietes nicht die Voraussetzung des Besitzes von Bildung, denn eine solche Kenntniß nennen wir Gelehrsamkeit. Nach diesen Ausführungen sei daran erinnert, daß das university extension movement seine letzte, wenn auch nicht seine nächste Ursache in dem Bestreben gehabt hat, auch die Halbbildung zu beseitigen, wie sie durch einstündige, einmalige Vorträge über verschiedenartige Gegenstände leicht hervorgerufen wird; denn nur in sehr seltenen Fällen wird ein einstündiger Vortrag die Einsicht in die wesentlichen Zusammenhänge eines Wissensgebietes vermitteln können. Daher richtete man Vortragskurse ein, die sechs bis zwölf Stunden dauern; auch ergänzen sich wohl mehrere Kurse zu einem größeren Ganzen. Auf die Vorträge folgen Konversatorien, in denen das Gehörte durchgesprochen wird. Für die nächste Vorlesung werden schriftliche Arbeiten aufgegeben, die der Vortragende korrigirt. Ein ausführliches Programm (syllabus) unterstützt die Thätigkeit des Lehrers, eine von ihm mitgeführte Bibliothek gestattet dem Hörer, sich in seinen Gegenstand zu vertiefen. Den Beschluß macht eine Prüfung. Was die dänischen Volkshochschulen betrifft, so tragen sie bekanntlich den Charakter von Fortbildung- und Mittelschulen, so daß der Vorwurf der Halbbildung hier fortfällt. Die Befürchtung, daß nach dem englischen oder dänischen Vorbilde eingerichtete Kurse Halbbildung erzeugen würden, kann also nur aus Unkenntniß entspringen.

Anderen ungünstigen Vorurtheilen vermag man den Boden dadurch zu entziehen, daß der Parteipolitik oder der Religion angehörige Themata von den Vorträgen ausgeschlossen werden. Nach diesem Grundsatze handelt Oxford, wahrscheinlich auch Cambridge und London. Auch hegt man über die Betheiligung der Arbeiter an den Vorlesungen falsche Vorstellungen. Sie

*) S. „Zukunft“ vom 3., 10. und 24. Juli 1897

machen überall nur einen geringen Bruchtheil der Hörer aus. In Reyers Handbuch des Volksbildungwesens heißt es von den Besuchern der dänischen Volkshochschulen: „Zwei Drittel aller Schüler gehören zur Klasse der Hofbesitzer, der Rest zur Klasse der Handwerker und Hausmänner.“ Im Süden Englands stellen die Mittelklassen, insbesondere deren weibliche Angehörige, das stärkste Kontingent; nur im Norden Englands benutzen die in Urproduktion und Industrie beschäftigten Arbeiter in stärkerem Grade die ihnen gebotenen Gelegenheiten. Und selbst in diesem Theile der Insel hat die Bewegung die Arbeiter nur dort mit besonderer Kraft ergriffen, wo sie in kräftigen Organisationen (Gewerkvereinen, Konsumvereinen) vereinigt sind. Diese bilden gleichsam das feste Fundament, auf dem sich der leichte Bau der fliegenden Universität ohne große Mühe errichten läßt.

Worin besteht nun der Werth der von der Volkshochschule gewährten Bildung? Die Antwort für England giebt folgende Stelle, die einem von Mr. Marriot verfaßten Bericht entnommen ist: „Die Volkshochschule sucht Männer und Frauen in den Stand zu setzen, sich zu einer höheren Auffassung der Arbeit und des Lebens zu erheben, dadurch, daß sie ihre Erkenntniß erweitert und sie ermuntert, ihre Musse besser zu verwenden und mehr zu genießen.“ In Andreas Steenbergs Darstellung der dänischen Volkshochschulen werden auch die idealen Momente vorangestellt und stark hervorgehoben. „Sie haben“, schreibt er, „die Liebe zum Vaterland und zur Muttersprache genährt, sie haben den geistigen Gesichtskreis der Landbevölkerung erweitert und eine lebensfrohe Auffassung des Christenthumes erzeugt.“ Aber auch auf „praktischen Gebieten“ hat sich ein Fortschritt eingestellt. „Durch ihre Hilfe hat sich der Handwerkerstand auf dem Lande gehoben, sie haben den dänischen Landmann veranlaßt, Reformen auf dem Gebiete der Landwirthschaft — insbesondere der Meierei — einzuführen. . . .“

Wenn also die landläufigen Befürchtungen unbegründet sind und der Bildungwerth der Volkshochschulkurse nicht gering angeschlagen werden kann, so sollten die hierzu Berufenen die Begründung von Volkshochschulen mit allen Kräften fördern. Amt und Gemeinde sollten ihnen pekuniäre Beihilfe leisten, die Lehrer an den deutschen Hochschulen ihnen ihre Kräfte zur Verfügung stellen. Damit stehen wir aber vor der größten Schwierigkeit. Die Vorlesungen sollen während des Winters gehalten werden, zu einer Zeit, wo die große Mehrzahl aller Dozenten voll beschäftigt ist. Nur in den Monaten Oktober, Mai und April ständen sie außerhalb ihres Wohnortes zur Verfügung. Unter besonders günstigen Umständen wäre auch während des Semesters eine solche Wirksamkeit denkbar. So mag an einem Abend eine benachbarte Stadt mit der Eisenbahn erreicht (z. B. Köln von Bonn aus) und nach der Vorlesung die Rückreise angetreten werden. Regelmäßige

Kurse können aber in der Regel nur in den Universitätstädten selbst gehalten werden. Und nun erhebt sich die zweite Schwierigkeit. Da die meisten Universitäten in kleinen Landstädten und mittleren Provinzialstädten untergebracht sind, so kann die Zahl der Hörer nur gering sein. Ohne die Mitwirkung der technischen Hochschulen können die Kurse nur eine geringe Wirkung üben, denn sie sind in Betreff ihres Domizils weit besser gestellt als ihre älteren Schwestern. Man vergleiche etwa Stuttgart mit Tübingen, Hannover und Braunschweig mit Göttingen. Und selbst wenn man die Zahl der Arbeitcentren in dieser Weise vermehrt, wird die Volkshochschule immer nur einen bescheidenen Einfluß auszuüben vermögen. In England und Dänemark, wo die Bewegung ihre Lehrjahre überstanden hat, sind die Erfolge, mit nüchternem Blick betrachtet, gering. Die Zahl der englischen Hörer schätze ich auf rund 50000, Steenberg berechnet die Dänemarks für 1894 auf 5800. Nun hat England (und Wales) jetzt wahrscheinlich eine Bevölkerung von 20 Millionen, Dänemark von 2,4 Millionen. Hier gestatte man mir, noch einmal zu den vorhin erwähnten Befürchtungen in Bezug auf die Arbeiter zurückzukommen. Wenn unter jenen 50000 englischen Hörern 20000 Arbeiter sich befinden sollten — die Zahl ist schon hoch gegriffen —, so beachte man, daß nach der Zählung von 1891 5495446 männliche und 1840898 weibliche über zehn Jahr alte Personen in der Industrie thätig waren. Angesichts dieser Thatsachen wird man schließen müssen: entweder die Männer, die die Volkshochschule bekämpfen, haben sich nicht die Mühe genommen, sich genügend über sie zu unterrichten, oder sie haben sich über sie unterrichtet und bekämpfen sie trotzdem. Für welche Auffassung man sich auch entscheiden möge, ein günstiges Urtheil über die Kämpfer wird man nicht fällen können.

Wenn Staat und Gemeinde ihre Schuldigkeit thun und sich eine genügende Zahl von Hochschullehrern zur Abhaltung von Kursen bereit findet, wird die schwere Zeit des Experimentirens beginnen: die deutschen Volkshochschulen müssen die unseren Verhältnissen entsprechenden Formen des Lehrens und Lernens finden. Sind sie nach vielleicht Jahre langer Arbeit und Enttäuschung gefunden, dann wird der Erfolg bescheiden sein und auf einige größere Städte beschränkt bleiben. Die Mittelklassen, die oberen Klassen werden Gelegenheit haben, ihre Kenntnisse zu bereichern, ihre geistigen Interessen zu mehren; insbesondere wird das weibliche Geschlecht aus nahe liegenden Gründen sein Bildungbedürfniß in den Volkshochschulen weit mehr als in unseren Universitäten befriedigen können. Daß ein großer Prozentsatz der Arbeiter von den Hochschulen Nutzen ziehen wird, glaube ich nicht. Schon die Arbeitstunden sind an vielen Orten und in manchen Erwerbszweigen noch zu lang. Die Wohnungverhältnisse vieler Arbeiter sind so kümmerlich, daß sie die Sammlung, die das Durchdenken eines Vortrages, das Lesen eines

wissenschaftlichen Werkes, die Abfassung eines Aufsatzes erfordern, nicht gestatten. Die am Besten Bezahlten, nicht übermäßig Angestrengten werden gewiß die gebotene Gelegenheit mit Eifer und Verständniß ergreifen, aber die unter ihnen befindlichen Schichten müssen zunächst eine andere Schule durchmachen; die englische Erfahrung bestätigt es. Durch die Beschäftigung mit ihren Interessen in Gewerkvereinen und Konsumvereinen muß, so paradox es auch klingen mag, eine nicht persönliche Auffassung der Dinge geweckt werden; wissenschaftliche Vorträge über ihre wirthschaftliche Umgebung (z. B. Geologie für Grubenarbeiter) mögen sich anschließen. Daß ein wissenschaftlich gebildeter Grubenbeamter solche Vorträge eben so gut halten wird wie ein Universität-Dozent, ist für mich zweifellos. Es würde ihm wahrscheinlich das Lehrgeschick fehlen, aber er kennt seine Leute besser. Da nun die deutschen Hochschulen nur eine beschränkte Wirksamkeit ausüben können und in Deutschland weit mehr, als es in anderen Ländern der Fall ist, wissenschaftlich gebildete Männer über das Land zerstreut wohnen, so ist es der Erwägung werth, ob nicht Lehrer, Geistliche, Richter, Rechtsanwälte, Aerzte, Ingenieure durch ihre Thätigkeit die Vortragskurse der Hochschulen ergänzen sollen.

Daß die Förderung aller Bestrebungen, welche die Hebung der Volksbildung bezwecken, eine Angelegenheit ist, die uns Deutsche besonders nah angeht, darüber wird sich Niemand einer Täuschung hingeben, der die politischen, wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse anderer Länder zu übersehen vermag. Deutschland besitzt nicht die gewaltige Ausdehnung der großen amerikanischen Staaten, in denen bei einer halbwegs verständigen sozialen Gesetzgebung noch Platz für viele Millionen ist, ihm steht nicht die großartige Zukunft Rußlands, dessen ausschlaggebende Stellung in zwei Erdtheilen bevor; es herrscht nicht, wie England, über das Meer und fremde Länder; wir besitzen nicht die unbändige Arbeitkraft der Amerikaner, den bewundernswerthen Wagemuth und Unternehmungsgeist der Engländer, ja nicht einmal die Genügsamkeit und die Sparsamkeit der Franzosen. Wir sind ein auf ein verhältnißmäßig kleines Territorium beschränktes, kinderreiches, politisch erst nothdürftig geeintes, konfessionell zerrissenes und trotz allen in den letzten zwanzig Jahren erzielten Fortschritten nicht einmal wirthschaftlich und politisch besonders beanlagtes Volk, das ein behagliches Dasein und das erfreuliche, weder durch Menschen- noch durch Weltkenntniß unterstützte Gespräch über die Angelegenheiten Anderer vor Allem liebt, aber das opfervolle Eintreten für ihre Interessen recht oft mit egoistischem Philisterthum zurückweist. Das deutsche Volk besitzt die schädliche Form des Altruismus. Nübling hat in der Einleitung zu seiner Geschichte der Juden diese Schattenseiten des deutschen Charakters meisterhaft geschildert. Unser Vaterland wird aber in dem folgenden Jahrhundert seine politische und wirthschaftliche Stellung gegen die großen, riva-

lisirenden Mächte nur dann behaupten können, wenn es in der höheren Entwickelung der ihm angehörigen Individuen einen Ersatz für Das findet, was ihm die Natur und die Geschichte versagt haben. Seine Bürger müssen eine über den Durchschnitt hinausreichende Leistungfähigkeit, Arbeitkraft, Intelligenz, sittliche Bildung und physische Gesundheit erlangen. Diese Eigenschaften sind aber ohne eine alle Klassen und Schichten belebende Bildung undenkbar.

Kiel. Professor Dr. W. Hasbach.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Akademischen Revue sagte ich schon vor einem Jahre: „,Der Sieg der Demokratie ist nicht mehr zweifelhaft . . . Darin liegt eine Gefahr für die höhere Bildung, wenn die Volksmassen auf der jetzigen niederen Stufe verharren . . . Die Demokratie läßt sich eine gelehrte Bildung nur dann gefallen, wenn sie dahin gebracht werden kann, ihre früheren Dienste zu achten, ihren gegenwärtigen Werth zu würdigen und für die Zukunft Vertrauen zu der Ehrlichkeit ihrer Absicht zu fassen.' So urtheilt James Russell (Die Volkshochschulen in England und Amerika, deutsche Ausgabe Leipzig, Voigtländer 1895) über die Länder englischer Zunge: Das Selbe ist wahr für Deutschland. Denn auch wir treiben zur Demokratie: zwischen dem nationalen Bildungwesen, der nationalen Wehrpflicht und dem allgemeinen Stimmrecht der Nation besteht ein unzerreißbarer Zusammenhang; die Pflicht, fürs Vaterland zu sterben, bedingt die größere: für es zu leben. Daß das Stimmrecht in der Hand roher Volksmassen eine tötliche Gefahr ist, ist genau die Prämisse, aus der ich folgere: ich ziehe daraus nur von den beiden möglichen Schlüssen den anderen, nämlich, daß der Unbildung der Massen entgegenzuarbeiten ist mit jedem ehrlichen Mittel."

Marburg. Professor Dr. Paul Natorp.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist ein großes, segensreiches Werk, das mit der university extension ins Leben getreten ist. Ein solches Werk konnte nur ein Zeitalter hervorbringen, in dem der endgiltige Sieg der Demokratie vorbereitet wurde. Die Wissenschaft und die Demokratie sind zwei Mächte, die zu einander gehören, die nur mit einander zur höchsten Blüthe gedeihen können, die aber, getrennt von einander, früher oder später unfruchtbar werden und endlich dem Untergange entgegeneilen müssen. Die einsichtvollen Männer der Wissenschaft haben Das bereits begriffen und suchen durch Verbreitung des Wissens dem Volke, dem Träger der Demokratie, die Liebe zur Wissenschaft einzupflanzen, damit es die Errungenschaften des menschlichen Geistes würdigen und schätzen lernt. Das Volk hat aber bereits ebenfalls die Einsicht gewonnen, daß es ohne die Wissenschaft in seinem Streben nach einer besseren Zukunft sich auf Abwege verirren dürfte, daß nur gestützt auf sie es seine Ideale verwirklichen

kann. Daher das Drängen und Verlangen des Volkes nach „mehr Licht“, daher die wunderbare Thatsache, daß, wo immer ein Vertreter der Wissenschaft dem Volke Etwas bieten möchte, er die Gewißheit haben kann, eine zahlreiche, aufmerksame und dankbare Zuhörerschaft zu finden. Die university extension hat die Aufgabe, die Wissenschaft dem Volke zugänglich zu machen. Eine vollständige und allseitige Demokratisirung der Wissenschaft, wenn ich mich so ausdrücken darf, könnte natürlich nur dann eintreten, wenn man das ganze Unterrichtssystem, von der Volksschule bis zur Universität, auf eine andere, den modernen Anforderungen mehr entsprechende, volksthümliche Basis stellen würde, wenn man, mit anderen Worten, für alle Schichten des Volkes die Möglichkeit schüfe, ohne Schwierigkeiten sich das Wissen dort zu holen, wo es geboten wird. So lange aber an solchen Umbau des Unterrichtswesens nicht zu denken ist, erscheint mir die university extension als das beste Mittel, die Bedürfnisse des Volkes nach Bildung und Aufklärung wenigstens annähernd zu befriedigen. Die Vertreter der Wissenschaft haben ein großes Interesse daran, daß diese Bedürfnisse des Volkes nicht unbefriedigt bleiben. Das fernere Gedeihen der Wissenschaft, die Entwickelung unserer Kultur hängt damit innig zusammen. Sie haben aber auch die Pflicht, durch eigenes thatkräftiges Wirken die Schätze des Wissens unter das Volk zu tragen. Ist es doch das Volk, durch dessen schwere Arbeit die Muße des Gelehrten erkauft wird!

Bern. Privatdozent Dr. N. Reichesberg.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn wir mit Fichte als Ziel des Strebens für die modernen Völker anerkennen: „alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einzurichten,“ so kann dieses Ziel nur dadurch erreicht werden, daß jeder einzelne Bürger zum vernünftig-sittlichen Gebrauch der Freiheit erzogen wird. Eine solche Erziehung kann aber nur die Wissenschaft vermitteln. Nur das geläuterte Wissen vermag heute in der Seele des Volkes, der zunehmenden Befreiung und Aufklärung gegenüber, das richtige Gegengewicht zu schaffen; und deshalb ist es unsere heiligste Pflicht als Priester der Wissenschaft, dem Volke das Wissen in der ihm zugänglichsten Form darzubieten, ihm Achtung einzuflößen vor jenem erhabenen geistigen Band, an dem Jahrhunderte und Jahrtausende und die größten Geister aller Zeiten sich gemüht haben, — unbekümmert um die Anklage dadurch erzeugter Halbbildung. Wahre Wissenschaft ist ja im Grunde nichts Anderes als unbedingtes Streben nach für Alle verbindlichen Wahrheiten. Eben deshalb kann auf solcher Grundlage nur ein versöhnender und zugleich sittigender und veredelnder Einfluß auf den Volksgeist ausgeübt werden.

München. Professor Dr. Hans Buchner.



Der Astralleib.

II.*)

Wenn die Wirkungweise der Phantome Lebender wie Verstorbener die gleiche ist, so müssen offenbar auch die Hindernisse für solche Wirkungweise die gleichen sein; beide werden daher in der außerkörperlichen Wirkung physikalischen Beschränkungen unterliegen, die nur ein kleines Programm der Thätigkeit zulassen. Diese Beschränkung verwechseln die Zweifler mit geistiger Beschränktheit, könnten aber eines Besseren belehrt werden, wenn sie die somnambule Thätigkeitweise mit der spiritistischen vergleichen und die Identität beider erkennen würden. Nehmen wir z. B. die Klopflaute. Es ist schnell gesagt, Das seien läppische Kundgebungen. Eine wohlstilisirte Anrede der Geister wäre allerdings vernünftiger; aber Das ist eben einem astralen Wesen nicht möglich, es müßte denn den Verdichtungsgrad von Materialisationen erreichen. Das zeigt sich bei den Somnambulen. Auch sie wirken in der Entfernung durch Klopflaute. Die Gattin des Professors De Morgan hatte ein somnambules Mädchen, dem es den Auftrag gab, sich geistig in ein entferntes Haus zu versetzen. Das Mädchen entgegnete, es sei dort und habe, um sich bemerklich zu machen, einen Donnerschlag gegen die Thür gethan, was sich bei nachgefolgter Erkundigung auch bestätigte.[18]) Wenn nun dieses Mädchen nach seinem Tode sich ebenfalls bemerklich machen will, so wird das gleiche und noch immer mit den gleichen Fähigkeiten ausgestattete Phantom wieder nur so wirken können, mag es auch den Zweiflern läppisch vorkommen. Das außerkörperliche Wirken ist eben auch ein unkörperliches Wirken, kann also nicht anders ausfallen als dieses. Auch die Seherin von Prevorst gab sich auswärts wohnenden Freunden durch Klopflaute kund.[19]) In der ausführlichen gerichtlich konstatirten Geschichte des Klopfens zu Tedworth, das Glanvil erzählt,[20]) kommt das Klopfen ebenfalls als physikalische Leistung eines Lebenden vor. Unter diesen Umständen ist die von Aksakow aufgeworfene Frage berechtigt, ob nicht ein Teil der Spukgeschichten sich auf das Fernwirken Lebender zurückführen läßt. In manchen Fällen ist Das sogar ganz gewiß. Kerner berichtet über Lenau: „Wie locker und leicht beweglich sein Nervengeist war, beweist folgendes Ereigniß. Wir saßen einmal nach dem Nachtisch, er, ich und meine Gattin, als er auf einmal im Gespräch verstummte, und als wir aufblickten, saß er starr und leichenblaß auf dem Stuhle; im nächsten anderen

*) S. „Zukunft" vom 24. Juli 1897.

18) Aksakow 587.

19) Perty: Die mystischen Erscheinungen. II. 144.

20) Glanvil: Sadducismus triumphatus. IV. 1—32.

Zimmer aber, in dem sich kein Mensch befand, fingen Gläser und Tassen, die dort auf dem Tisch standen, auf einmal klirrende Töne zu geben an, als würde von Jemandem auf sie geschlagen. Wir riefen: Nimbsch! was ist Dies? Da fuhr er plötzlich zusammen und erwachte wie aus magnetischem Schlaf, und als wir ihm von jenen Tönen im anderen Zimmer während seiner Erstarrung erzählten, sagte er: Das ist mir schon öfter begegnet; meine Seele ist dann wie außer mir.[21]) Ein zweiter Fall betrifft eine Somnambule. Gegen Ende ihrer somnambulen Periode sagte sie, nun könne sich ihr Geist nicht mehr von ihr entfernen und sie habe mit überirdischen Dingen nichts mehr zu thun, es sei ihr nichts mehr möglich, als ein Bischen zu spuken. Das werde sie abends thun, um ihre Mutter im Glauben zu stärken, daß es Geister gebe. Auch ihrer Freundin wolle sie nachts noch einen Possen spielen. Die Mutter hörte Klopftöne, und die Freundin schreckte im Schlaf auf, weil Jemand sie am Arm gerissen habe. Vor ihrem Tode sagte diese Somnambule: „Wenn ich heute Nacht um drei Uhr so schwach werde, so erwartet meinen Tod nicht, bis in meinem Zimmer Etwas knallt oder bricht; auch dann kann es noch einige Stunden währen.“ Um drei Uhr nachts zersprang die Arzneiflasche mit einem Allen hörbaren Knall und um vier Uhr starb sie.[22]) Eine andere Somnambule, deren Mutter nachts in die Küche ging, um für die Kranke Thee zu bereiten, sagte, sie wolle die Mutter begleiten. Diese wußte, wie es gemeint war, und bat sie, es zu unterlassen und sie nicht zu erschrecken. Als die Mutter mit dem Licht hinausging, wurde ihr auf der Treppe das Licht plötzlich ausgelöscht, obwohl es windstill war, und bei der Rückkehr wurde sie von Spukphänomenen begleitet. Es rauschte wie Papier an ihr vorüber und huschte durch die Thür ins Zimmer. Die Somnambule fragte lachend, ob sie sie bemerkt habe. Als Bruder und Schwester sich weigerten, die schlafende Mutter zu wecken, von der die Somnambule gepflegt werden wollte, zwang sie sie durch Spukerscheinungen: ein auf dem Ofen befindliches Stück Brot hüpfte in die Höhe, eben so die Arzneiflasche und andere Gegenstände auf dem Tisch und schließlich wurde der Stuhl sammt der darauf sitzenden Schwester in die Höhe gehoben.[23]) In der Fernwirkung Lebender ist also die Spukwirkung eben so „läppisch“ wie bei Phantomen, weil sie eben in beiden Fällen mit den unzulänglichen Mitteln des Astralleibes geschieht, die nur bestimmte Wirkungarten in die materielle Welt ermöglichen.

Dieser Parallelismus kann bis ins Detail verfolgt werden. So kommt in Spukgeschichten häufig das Aufspringen geschlossener Thüren vor. Auch Das aber wird als magische Wirkung Lebender berichtet in der christlichen

---

[21]) Schurz: Leben Lenaus. I. 190.

[22]) Kerner: Magikon III. 44. 58.

[23]) A. a. O. III. 199.

Mystik auf dem Gang zur Kirche; und der Abt Tritheim schreibt an den Kaiser Maximilian, sein Bettgenosse in der Jugend, ein nachtwandlerischer Knabe, sei oft aufgestanden, und wohin er auch ging, seien vor ihm die Thüren aufgesprungen.[24]) Eben so öffneten sich vor dem Magnetiseur Du Potet Thüren, ohne daß er sich die Ursache dieser mysteriösen Aktion denken konnte. Jacolliot kannte einen Fakir, der entfernte Thüren willkürlich öffnen und schließen konnte.[25]) Da es nun zum Begriff des Magnetiseurs gehört, daß die Ausstrahlung seiner odischen Lebenskraft leicht erfolgt, ist bei einem so außerordentlichen Magnetiseur, wie Du Potet war, diese Erscheinung verständlich.

Aksakow bezeichnet das außerkörperliche Wirken der Lebenden mit dem Wort Animismus, womit er aber nicht die normalen, sondern die magischen Seelenkräfte meint. Sie können sich bei den Somnambulen und Medien äußern; weil aber dazu Das nöthig ist, was diesen mit den Phantomen Verstorbener gemeinschaftlich ist, ein Astralleib, erscheint der Parallelismus der beiden Funktionreihen als selbstverständlich und es wäre befremdlich, wenn er nicht ins Detail ginge und die Verstorbenen andere Fähigkeiten zeigen würden, die ihnen beim Tode neu verliehen worden sein müßten. Das Magnetisiren, die einfachste der animistischen Funktionen, kann vom Magnetiseur ausgehen, besser noch vom Somnambulen, am Besten aber von einem Phantom. Die Wirkung ist die gleiche, nur mit Gradunterschieden: die Verstärkung der Lebenskraft. Man lese z. B. den Krankheitbericht, den der französische Generalkonsul Léon Favre — Bruder von Jules Favre — vor der „Dialektischen Gesellschaft“ in London abgegeben hat. Er war vierzig Jahre lang von einer fürchterlichen Krankheit gemartert, und nachdem er alle bekannten medizinischen Behandlungen vergeblich versucht hatte, wurde er durch Magnetisirung von Seiten eines Phantoms geheilt.[26]) Eine der stärksten magnetischen Wirkungen ist die, wodurch Fakire das forcirte Pflanzenwachsthum hervorbringen. Auch Das kommt im Spiritismus vor: In einer Sitzung des Mediums Frau Esperance sahen zwanzig Zuschauer, wie aus einer Wasserflasche, in der Sand und Wasser gemischt war, durch den magnetischen Einfluß des auf der Erde kauernden Phantoms eine Pflanze erst vierzehn, dann noch weitere sechs Zoll hervorwuchs, und schließlich war eine Ixora crocata mit einer Dolde von etwa vierzig Pistillen und einigen Blättern vorhanden.[27])

Eine magnetische Ausstrahlung des Agenten muß auch bei der Gedankenübertragung angenommen werden. Auch sie kommt aber bei den Phantomen, den Medien gegenüber, vor, die in der Regel sogar nur dieses Mittel haben,

[24]) Trithemius: Liber octo quaestionum. quaest. 3.
[25]) d'Assier: L'humanité posthume. 209.
[26]) Bericht der Dialektischen Gesellschaft. III. 140—160.
[27]) Aksakow 131.

auf Medien einzuwirken. Solche Suggestionen, wie eben auch die des Hypnotiseurs, können auch zum Sprechen und Handeln anregen. Das automatische Sprechen der Sprechmedien hat sein Analogon in der Echolalie der Somnambulen; das automatische Schreiben kann auch durch Fremdsuggestion, wie durch Autosuggestion eines Nachtwandlers, hervorgerufen werden. Musikalische Medien singen und spielen Klavier, ohne es gelernt zu haben. Das automatische Singen ist wieder ein Spezialfall der hypnotischen Echolalie, und was das Klavierspielen betrifft, so hat Peronnet eine Hypnotisirte, die nichts vom Klavierspiel wußte, dazu gebracht, verschiedene Stücke zu spielen. Er legte seine linke Hand auf ihren Kopf, spielte mit der rechten das verlangte Stück und befahl ihr dann, es zu wiederholen, was sie Note für Note that.[28])

Auch die Hindernisse magischer Thäthigkeit sind für beide Wesensreihen identisch, und weil Magie nicht als Wunder, sondern als unbekannte Naturwissenschaft zu denken ist, müssen auch die Hindernisse auf unbekannten Naturgesetzen beruhen. Das muß für aktive wie passive Fähigkeiten gelten, für den Agenten wie für den Perzipienten. Im Mittelalter galt das Johanniskraut als ein Mittel, sich vor Geistereinflüssen zu bewahren, daher wurde es fuga daemonum genannt. Ob seiner odischen Ausstrahlung ein solcher Einfluß zukommt, weiß ich zwar nicht; wenn aber ja, so hätten wir auch dafür das somnambule Analogon: John Morrison, der das zweite Gesicht hatte, aber sich davon befreien wollte, giebt an, seinen Zweck erreicht zu haben durch Johanniskraut, das er in den Kragen seines Rockes einnähte.[29]) Da hier Einflüsse des eigenen Geistes verhindert wurden, wäre Das ein neuer Belag der Identität des inneren Menschen und der Phantome. Das könnte aber allerdings auch Wirkung einer Autosuggestion sein. Bei den Geisterbeschwörungen des Mittelalters war die erste Maßregel der auf den Boden gezeichnete Zauberkreis, um vor den Phantomen geschützt zu sein, die diese Grenze nicht zu überschreiten vermochten. Sie waren schon bei den Chaldäern gebräuchlich. Petrus von Apone sagt: „Circuli sunt munimenta quaedam, quae Operantes a malis spiritibus reddunt tutos.“[30]) Eben so Agrippa: „Qui malos daemones adjurant circulo sese communire solent.“[31]) Giordano Bruno aber, der in Rom verbrannte Philosoph, weist auf die gleiche Erfahrung hin, ohne sie erklären zu können: „O! quanta virtus est intersecutionibus circulorum et quam sensibus hominum occulta!“[32]) Zum Verständniß der Sache ließe sich vielleicht auf das Analogon im Somnam-

[28]) Peronnet: Du magnétisme animal. 9

[29]) Archiv für thierischen Magnetismus. VI, 3. 139.

[30]) Petrus Apon.: Element. mag. 455.

[31]) Agrippa: De ocz. phil. I. 254.

[32]) Giordano Bruno: De Monade, Numero et Figura. c. 40.

bulismus hinweisen, auf den magnetischen Bannstrich, an dem sich der Somnambule wie an einem Hinderniß stößt und den er nicht überschreiten kann, was vielleicht auch beim Nachtwandler angewendet werden könnte, um ihn von seinen Wanderungen abzuhalten. Ein Wahrheitkorn findet sich in allem Aberglauben, daher hat Kant uns gerathen, zwar den Leuten nicht Alles zu glauben, aber auch nicht zu meinen, daß sie es ganz ohne Grund sagen.

Dieser Parallelismus der Fähigkeiten von Somnambulen und Phantomen ist wohl der Hauptgrund, warum es sich empfiehlt, keinen Zweig des Occultismus isolirt zu studiren. Die beiden Reihen werfen gegenseitig Licht auf einander, und wer gar experimentiren will, muß beide kennen. Durch den Spiritismus allein gelangen wir zu keiner wissenschaftlich genügenden Definition des künftigen Lebens; er könnte uns auf ganz falsche Vorstellungen bringen, wenn wir nicht bedenken, daß die Einwirkungen der Phantome in die materielle Welt gegen ihre Natur ist, ihr eigentliches Leben also ganz anderer Art sein muß. Wir können aber den Somnambulismus ergänzend heranziehen und dann lehren uns die Experimente von Rochas, daß das innere Phantom des Menschen nebst seinem transszendentalen Bewußtsein vom Körper trennbar ist und daß das magische Erkennen und Wirken auf dem Freiwerden des odischen Sinnes beruht, der uns mit der odischen Substanz der Dinge in Verbindung bringt. Da nun diese Fähigkeiten auch bei der definitiven Exteriorisation des Astralleibes uns bewahrt bleiben, so ergänzen die transszendentale Psychologie und die transszendente einander und nur Gradunterschiede können vorhanden sein. Dennoch dürfen wir nicht erwarten, selbst aus dem vereinigten Studium der beiden Phänomenreihen eine Vorstellung von der eigentlichen Art unseres künftigen Lebens zu erhalten; denn beide Wesensreihen wenden ja ihre magischen Fähigkeiten nicht auf die Welt an, der sie eigentlich angehören, sondern auf die materielle Welt, der sie nicht angepaßt sind. Nur so weit reicht unser Erfahrungmaterial; und unsere Schlüsse daraus auf das künftige Leben sind nicht zuverlässiger, als es die eines intelligenten Fisches wären, der aus dem Verhalten eines Tauchers am Meeresgrunde Schlüsse auf die Natur der Menschenspezies machen wollte. Die jenseitigen Wesen, von denen wir Erfahrung haben, sind aus ihrem Element herausgetreten; wie sie in ihrem Element wirken, entzieht sich unserer Erfahrung, deren Unzulänglichkeit also zu einer Metaphysik nicht ausreicht. Der Offenbarungspiritismus, der auf die Aufschlüsse der Geister hinweist, kann diese Lücke nicht ergänzen, — ja, seine Literatur ist geradezu schauderhaft zu nennen; denn auch in geistiger Hinsicht zeigen die in die materielle Welt rückversetzten Phantome nicht ihr eigentliches Wesen.

Immerhin reicht das Gegebene nicht nur für einen naturwissenschaftlichen Unsterblichkeitbeweis hin, sondern das vergleichende Studium von Ani-

mismus und Spiritismus, von transszendentaler und transszendenter Psychologie wird auch das Wie des künftigen Lebens erhellen. Insbesondere aber wird der Parallelismus dieser beiden Psychologien für eine Experimentalmetaphysik verwerthbar sein; denn nun wissen wir, daß wir von den Phantomen alle Leistungen der Somnambulen und von den Somnambulen die Leistungen der Phantome verlangen können; die Somnambulen zwar werden hinter dieser Anforderung in mehrfacher Hinsicht zurückbleiben, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß es der Wissenschaft noch gelingen wird, die Experimente von Rochas so zu vervollkommnen, daß kein Unterschied mehr besteht zwischen dem durch das Experiment und dem durch den Tod exteriorisirten Astralleib.

Es giebt Forscher, die die spiritistische Theorie verwerfen, die Thatsachen aber anerkennen und sie aus abnormen Kräften der Medien erklären. Solche Forscher könnten der Ansicht sein, durch den Nachweis der Identität der Kräfte von Somnambulen und Phantomen hätte ich Wasser auf ihre Mühle gegossen und nun sei es erst recht sicher, daß der Spiritismus durch den Animismus abgelöst werden müsse. Das klingt plausibel, ist aber doch falsch. Richtig ist, daß, wenn man in das Medium magische Fähigkeiten legt, also einen magischen, vom Körper trennbaren Wesenskern, dieser den spiritistischen Leistungen gewachsen wäre; aber Halt machen läßt sich an diesem Punkte nicht. Die Experimente von Rochas haben erwiesen, daß sich vom lebenden Menschen Etwas trennen kann, das fortlebt, empfindet und denkt, und daraus dürfen wir schließen, daß dieses Etwas den Tod überdauert. Also liegt im Animismus zugleich der Unsterblichkeitbeweis. Dieses Etwas könnte ferner nach dem Tode von seinen magischen Fähigkeiten, die es im irdischen Leben hatte und bewahrt hat, Gebrauch machen und nur Das wäre noch zweifelhaft, ob Verstorbene von diesen Fähigkeiten Gebrauch machen wollen und sie auf die materielle Welt richten können. Hier setzt nun der Spiritismus mit dem Identitätbeweis ein; aus dem Aussehen und Verhalten der Phantome schließt er auf verstorbene Menschen, sogar auf bestimmte Individuen. Aber die Schwierigkeiten dieses Identitätbeweises sind sehr groß. Die menschenähnliche Gestaltung eines Phantoms nöthigt noch keineswegs zu der Annahme, daß es früher mit einem irdischen Körper bekleidet war. Der Identitätbeweis könnte also nur durch die Besonderheit intellektueller Kundgebungen geliefert werden. Es verhält sich damit, wie etwa mit einem Brief. Wenn ich aus dem Wohnort eines Freundes einen Brief erhalte, so liegt darin noch kein Beweis, daß er wirklich der Schreiber ist, wohl aber kann der Beweis in den Mittheilungen liegen.

Aksakow berichtet folgenden Fall, der zugleich einen weiteren Beleg für die Identität der magischen Kräfte Lebender und Verstorbener liefert und uns darüber belehren kann, an welchem Punkt wir in der Erklärung den Schritt

vom Animismus zum Spiritismus machen dürfen: In Cleveland in Amerika wurde einst eine Sitzung abgehalten, wobei das Medium deutsch sprach, eine Sprache, die es nicht kannte. Das Wesen, das durch sie sprach, behauptete, die in Deutschland lebende Mutter der bei der Sitzung anwesenden Miß Brant zu sein, die davon sich auch überzeugte. Einige Zeit später brachte ein aus Deutschland kommender Freund die Nachricht, diese Mutter sei sehr krank gewesen und habe, aus einer Lethargie wieder zu sich kommend, erklärt, ihre Tochter in Amerika in einem großen Zimmer mit Anderen gesehen und mit ihr gesprochen zu haben.[33]) Wenn nun in diesem Falle Miß Brant aus den intellektuellen Merkmalen der Kundgebung den Schluß auf die Persönlichkeit ihrer Mutter zog, so war dieser Schluß gerechtfertigt. Aber nach der gleichen Logik — wie Aksakow sehr richtig sagt — muß der Schluß aus charakteristischen intellektuellen Merkmalen einer Mittheilung auf einen bestimmten Agenten auch dann gerechtfertigt sein, wenn dieser Agent bereits verstorben ist. Solcher Fälle giebt es aber im Spiritismus genug.

Bei diesem Punkte, dem Citiren Lebender, müssen wir aber um so mehr verweilen, als er ganz besonders die Identität magischer Kräfte bei Lebenden und Verstorbenen zeigt und unwiderleglich beweist, daß der Somnambulismus nur der Spiritismus des Diesseits, der Spiritismus aber der Somnambulismus des Jenseits ist.

Der russische Schriftsteller Soloview erzählt: „Es war schon sehr spät, beinahe zwei Uhr morgens, als plötzlich meine Hand den Trieb, zu schreiben, verspürte. Ich ergriff den Bleistift und ersuchte eine mir befreundete Dame, Frau von P., den Bleistift mit mir zusammen zu halten, und wir begannen nun, zu Zweien zu schreiben: Wera. Wir fragten: Welche Wera? Darauf schrieb es den Namen der Familie einer jungen Verwandten von mir, mit deren Familie ich, nach einer langen Unterbrechung, jüngst von Neuem in Beziehung getreten war. Wir erstaunten und fragten: Ist es Wera M.? Die Antwort lautete: ‚Ja. Ich schlafe, aber ich bin hier und bin zu sagen gekommen, daß wir uns morgen im Sommergarten sehen werden.‘" Am anderen Tage hatte Soloview die Sache vergessen, aber, da er einen Freund begleitete, der dann beim Sommergarten eine Droschke nahm, ging er mechanisch durch die geöffneten Thorflügel, wo er sogleich Wera mit ihrer Familie traf. Abends ging er zu der Familie, wo ihm die Mutter mittheilte, Wera sei von dieser Begegnung wie von einem Wunder berührt worden, weil sie geträumt hatte, mit ihm zu sprechen und ihm zu sagen, daß sie sich um drei Uhr im Sommergarten sehen würden. Ein anderes Mal verlief die Sache eben so und Wera kündigte für den nächsten Tag um zwei Uhr ihren Besuch

[33]) Aksakow: Animismus und Spiritismus. 583.

an.[34]) Hier ist also eine animistische Leistung einer Lebenden vollständig identisch mit einer spiritistischen. Ein gewisser Rapport bestand zwischen Soloview und Wera insofern, als er sie schon mehrmals magnetisirt hatte. Zwei andere Fälle, wo lebende Agenten in der Ferne automatisches Schreiben bewirken, erzählen Professor Perty und Florence Marryat,[35]) die auch in ihrer eigenen Schrift Fälle dieser Art anführt.[36]) Auf die astrale Erscheinung beschränkt, kommt das Citiren Lebender schon bei Porphyrius vor. Dort bringt ein egyptischer Priester in Rom im Isistempel den „Genius" des Plotin zur Erscheinung.[37]) Der schwindelhafte Schröpfer, der aber im Occultismus bewandert war, scheint diese Kunst betrieben, aber auch die damit verbundene Gefahr gekannt zu haben[38]), eine Gefahr, auf die auch Rochas aufmerksam macht. Hornung erzählt, daß bei einer spiritistischen Sitzung ein Anwesender in Gedanken die Frage stellte, ob sich seine viele Meilen entfernte Mutter hier mittheilen könne. Das Medium schrieb sogleich im Geist seiner Mutter und in der ihr eigenthümlichen Schrift. Bei einer anderen Sitzung wurde der citirte Lebende ersucht, ein Schreiben an die Familie S. zu richten, das dann in der That durch die Post eintraf.[39])

Kant hat die Vermuthung ausgesprochen, daß die menschliche Seele „schon in dem gegenwärtigen Leben als verknüpft mit zwei Welten zugleich" angesehen werden müsse, und vom Zustand nach dem Tod sagt er: „Wenn dann endlich durch den Tod die Gemeinschaft der Seele mit der körperlichen Welt aufgehoben worden, so würde das Leben in der anderen Welt nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen Verknüpfung sein, darin sie mit ihr schon in diesem Leben gestanden war[40])." Diese Vermuthung, daß wir Geister seien, wenn wir es auch cerabral nicht wissen, ist nun experimentell erwiesen durch den Astralleib Lebender, der sich in der identischen Weise, wie Verstorbene, durch sprechende und schreibende Medien, kundgiebt.

Ich wiederhole also, daß die magischen Fähigkeiten Lebender und Verstorbener identisch sind, weil der Mensch nicht als irdisches Wesen magisch wirkt, sondern in beiden Fällen der Agent der gleiche ist: ein Astralleib. Ich wiederhole aber auch, daß wir durch den Animismus den Spiritismus nicht etwa loswerden. Angenommen selbst, alle occulten Phänomene in der Erfahrung wären animistisch, so wäre damit der Spiritismus nur in den Menschen

---

34) Aksakow 570.
35) Ebenda 572—580.
36) Marryat: Es giebt keinen Tod. 39—50.
37) Porphyrius: Vita Plotini.
38) Kerner: Magikon III. 475. Erzstein: Ertappter Briefwechsel über Zauberei.
39) Hornung: Neueste spiritualistische Mittheilungen. 123, 193—206, 219.
40) Kant: Träume eines Geistersehers 20. 25 (Reclam).

herabgezogen und die Unsterblichkeit der ohne irdischen Leib wirkenden Seele wäre damit erst recht bewiesen; es müßte also doch wieder auch einen jenseitigen Spiritismus geben, obgleich außerhalb der Erfahrung. Wenn man den Animismus zugiebt — wie z. B. Hartmann[41]) —, so muß als logische Folgerung davon der metaphysische Individualismus hingenommen werden. Damit sind also der Materialismus und Pantheismus beseitigt und Hartmann hat durch seine nothgedrungene Konzession sein eigenes System gesprengt. In der That läßt sich sagen: der Animismus, das magische Wirken durch die Exteriorisation des Astralleibes, ist bereits Spiritismus. Der Animismus hört mit dem Tode nicht auf und der Spiritismus beginnt nicht erst mit dem Tode; die Seele ist schon zu Lebzeiten spiritistischer Funktionen fähig, nach dem Tode also erst recht. Es ist aber hohe Zeit, daß der Spiritismus aus der Periode der bloßen Schaustellungen, wobei Neugierige sich versammeln und hinnehmen, was ihnen geboten wird, in die Periode der Experimente tritt, wo wir selber das Programm entwerfen. Dazu ist vor Allem nöthig, daß wir das Studium des Somnambulismus und Spiritismus vergleichend betreiben. Dabei begegnen wir einem Parallelismus der Funktionen, der aber noch große Lücken aufweist, da jede der beiden Reihen überschüssige Glieder enthält, die auf der Parallelreihe unausgefüllt sind. Nun ist aber gar nicht einzusehen, weshalb in der animistischen Reihe, die die magische Wirksamkeit des Menschen betrifft, überschüssige Glieder vorhanden sein sollen, Funktionen, die von Phantomen nicht geleistet werden könnten; und überschüssige Glieder der spiritistischen Reihe können nur so lange gegeben sein, wie die Exteriorisation des Astralleibes Lebender noch ungenügend geschieht. Ein Astralleib ist der Agent für beide Reihen; also müssen wir gegenseitig die Lücken der einen Reihe durch die Ueberschüsse der anderen ergänzen. Wenn wir im Somnambulismus Funktionen begegnen, die noch nie von einem Phantom, im Spiritismus aber solchen, die noch nie von einem Somnambulen vorgenommen wurden, so liegt Das daran, daß man es noch nicht verlangt hat. Wäre unsere transszendentale Psychologie vollendet und unser spiritistisches Erfahrungmaterial vollständig, so würden die Glieder beider Reihen sich decken.

Der Gewinn, den ein solches Vorgehen nach sich ziehen würde, würde aber nicht etwa nur die Psychologie betreffen. Intelligenzen, welcher Art immer sie sein mögen, können in unsere materielle Welt immer nur unter Benutzung der Gesetze der materiellen Welt einwirken. Daß wir diese noch lange nicht alle kennen, zeigt der Ausruf „Unmöglich!", der außgestoßen wird, sobald eine Thatsache erzählt wird, wofür die bekannten Gesetze nicht ausreichen. Man sollte aber vielmehr den unbekannten Gesetzen nachforschen, mit

---

[41]) Hartmann: Der Spiritismus. Die Geisterhypothese des Spiritismus.

deren Hilfe solche Thatsachen geschehen, also auch möglich sind. Man würde dann finden, daß es auch eine Physik und Chemie des Unsichtbaren giebt. Der Spiritist, der nicht von der Voraussetzung aller Wissenschaft ausgeht, von der Alleinherrschaft des Kausalitätgesetzes, verfällt dem Aberglauben; der Naturforscher aber, der die occulten Phänomene in der apriorischen Voraussetzung studirt, daß kein Naturgesetz darin verletzt sein kann, das Unbegreifliche des Phänomens also auf unbekannten Gesetzen beruht, würde seine naturwissenschaftlichen Einsichten ganz anders erweitern, als wenn er sich immer nur an die Thatsachen hält, die die Theorie der jeweiligen Periode so gütig ist, der Natur zu erlauben. Thatsachen sind um so fruchtbarer, je weniger sie in unsere Theorien passen, — und der Occultismus paßt sehr wenig hinein. Um so mehr haben wir Grund, ihn zu studiren. Die Scheu davor ist gar nicht am Platze; denn auch im Occultismus giebt es nichts Uebernatürliches, sondern nur Uebersinnliches, keine Wunder, sondern nur unbekannte Naturwissenschaft, keine Metaphysik, sondern nur Meta-Physik, keine Mystik, sondern nur verborgene Kausalität.

München. Dr. Karl du Prel.



Der Lenz des Heeres.

Mit seinen Stürmen ist der Lenz vorüber, in dem man unter dem morschen Ministerstamm eifrig die niedlichen Spiele trieb, die den Kindern die Bäckchen röthen und Greise selbst froh verjüngen: „Wie gefällt Dir der Nachbar?" und „Verwechselt, verwechselt das Bäumlein!" Der Lenz ist vorüber, leise nur noch kurst es und kriselt und leiser noch flüstert das Blätterröhricht, wenn der Herbst erst komme, dann habe auch Meister Chlodwig an dem vollen Frühling seinen Theil. Da ist es nicht mehr als billig, daß die Armee nicht zurückstehe oder, um ein sinniges Bildblümchen zu pflücken, nicht „stiefmütterlich" behandelt werde. Nun ja, je nachdem Sie den Begriff des „Steuernden" auffassen. Sie wissen, man kann dabei an den Pensionfonds von 55 Millionen und man kann auch an Uhlands Verse denken:

„Der König Karl am Steuer saß;
Der hat kein Wort gesprochen.
Er lenkt das Schiff mit festem Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen."

Und so haben denn fünfzehn Stabsoffiziere, lenzlicher Weile und in ernster Selbstprüfung, wie der sprossende Frühling sie begünstigt, ihren Abschied eingereicht. Horaz hatte doch nicht so ganz Unrecht: post equitem sedet atra cura! Fünfzehn Stabsoffiziere, darunter solche, denen die Kommandirung zur Reitschule in Hannover die Qualifikation zum Regiments-Kommandeur gewährte, sind bei dem jähen Witterungwechsel, der dieser tollenden Jahreszeit nun einmal eigen ist, ganz so schwer wie der Herr Unterstaatssekretär Fischer erkrankt, fünfzehn vielerfahrene Aerzte haben wieder einmal kopfschüttelnd erkannt, daß sie nichts wissen können, fünfzehn äußerlich fast agrarisch strotzende, innerlich unrüstige Männer scheiden aus dem „Allerhöchsten Dienst" aus: a. D., a. D., Scheiden und Meiden thut weh. Sie werden auf Grund langjähriger Kasinoerfahrungen trunkfeste Weinreisende, als Versicherungagenten eilen sie treppauf, treppab, denn ihrem Ehrgeiz ist keine Stufe zu hoch, sie werden Schriftsteller, Kulis des Feuilletons oder Laufburschen des Dramas, — und „neues Leben blüht aus den Ruinen." Schon von der Einberufung zur Kriegsakademie an sind sie mit den wunderbarsten Fügungen vertraut: sie wissen, daß Manches, was eben noch „vorzüglich" war, dem höheren Gehalt als „ungenügend" erscheint, sie wissen, daß eine „Eins" sich in eine „Sieben" verwandeln kann und daß manche Gerichte unerforschlich sind, und schon lange sind sie von dem wandellosen, doch immer neu sich gestaltenden Satz durchdrungen: Die Kriegskunst ist veränderlich. So hat diese Wissenden im Zeitalter der Ueberraschungen auch die an maßgebender Stelle maßgebende Ansicht nicht überraschen können, daß der Generalstab eine unnütze und überflüssige Einrichtung sei. Ich persönlich athmete, vom Bann der Tradition erleichtert, auf, ich hatte die Schwächen der Institution — ohne unbescheiden zu sein, darf ich wohl sagen „mit Adlerblick" — erkannt: die Herren tragen ganz unmoderne Hosen, Ueberröcke Reaktionmodell 50/51, und das Karmoisinroth ist geradezu geschmacklos. Von Tausch und seinen Beziehungen will ich gar nicht reden, aber Das wird mir Jeder zugeben: der Generalstab ist obsolet. Einzig und allein eine rechtzeitige Uniformveränderung könnte den Generalstab zeitgemäß umbilden und zugleich überzeugend darthun, daß auch nach des großen Schweigers Tode der Kurs der alte bleibt. Und noch ein Nebenerfolg stellt sich ein, denn wenn die hohe Schule der Armee nun entbehrlich oder vielleicht gar schädlich genannt werden muß, so können jetzt endlich auch Männer in leitende militärische Stellungen treten, die durch ihre Vorbildung am Fachsimpeln verhindert sind und deren weiter Blick auch das Wichtigste übersieht. Schon jetzt empfindet das Offiziercorps mit freudigem Stolz, wie die Ernennung eines in alten Sätteln gerechten Kavalleristen in der dankbaren Bevölkerung weithin ein Echo weckt. Sagt doch ein gutes Sprichwort: „Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder heraus."

So sind die glücklichen Bedingungen beschaffen, in denen unser junger Nachwuchs, der Lenz des Heeres, heranwächst. Die Zeit wird kommen, wo diese Jugend dem Sturm der Feinde Stirn und Brust darbieten muß. Möge sie dann dem Vaterlande ein ver sacrum sein, denn das Heer wird siegen, das, gläubig an dem Vorbild der Väter erstarkend, mit stillem Schauer die frohe Todesweihe empfangen hat.

Eduard Goldbeck.

Börsenhundstage.

Es giebt eine gewisse Solidarität in den europäischen Handelsbilanzen; sie betrifft das Gold. Wenn z. B. Frankreich und England für ein Jahr passiv werden, so braucht Das Deutschland nicht im Mindesten zu geniren; sobald aber eins dieser Länder gerade von Amerika starke Bezüge nöthig hat, also auch auf weite Entfernungen hin Gold versendet, wird die Exportfrage zur Bankfrage. In den nächsten Monaten werden nun manche europäische Staaten ihre eigenen ungenügenden Getreideerträgnisse durch die reiche amerikanische Ernte ergänzen müssen, außerordentliche Baarmittel gehen also diesmal nach drüben, statt wie sonst im Lande zu bleiben oder für russische, ungarische und rumänische Rechnung gutgeschrieben zu werden. Diese Goldverschiffungen, an denen Deutschland selbst nur einen relativ geringen Antheil hat, dürften aber auch auf unseren Markt zurückwirken, denn die Diskontopolitik der Reichsbank kann unmöglich in dem Augenblick unverändert bleiben, wo die westlichen Hauptbanken anhaltende Abnahmen ihrer Baarbestände verzeichnen und diese Goldreservoirs vielleicht noch anderen Getreide brauchenden Ländern, wie etwa Italien, auszuhelfen haben. Die Vereinigten Staaten haben übrigens im vorigen Jahre für 40 Millionen Dollars mehr Gold erhalten als ausgeführt. Im Herbst wird also wohl das Geld anziehen und man muß sich auf die bald größeren, bald kleineren Verstimmungen gefaßt machen, die fortgesetzte Exporte des gelben Metalles stets verursachen.

Dazu kommt noch, daß der nachhaltigste industrielle Aufschwung, der russische, durch die schlechten Ernteverhältnisse für einige Zeit unterbrochen werden könnte. Provinzen, die vor Jahren von dem furchtbaren Mißwachs betroffen wurden und sich bis heute noch nicht ganz davon zu erholen vermochten, stehen jetzt wieder vor der selben trüben Aussicht. Solche Schläge wirken im Osten ganz anders als bei uns, weil dort die Regirung auch zahlreiche Handelszweige finanziell unterstützt und in Jahren, wo ihre Einnahmequellen austrocknen, natürlich ihre sonst stets offene Hand schließen muß. Aus Moskau wird mir geschrieben, meine am zehnten Juli hier veröffentlichte Darstellung des russischen Aufschwunges sei zwar „in den Hauptlinien" richtig, doch habe ich die Wirksamkeit und namentlich die Macht Wittes sehr überschätzt. Erst kürzlich sei der Finanzminister in der Tariffrage unterlegen, da der Zar sich der Meinung der Minorität angeschlossen habe; ferner sei aus den ersten Tagen des Juli eine empfindliche Schlappe Wittes in der Frage des Eisenbahnbaues (Wologda-Galitsch-Kostroma) zu melden: auch hier sei der Zar, trotz allen Anstrengungen des Ministers, mit der Minorität gegangen.

Was Deutschland betrifft, dessen Einfuhr über die östlichen Grenzen nicht bedeutend sein kann, so ist es zweifellos, daß die vorzüglichen Erntehoffnungen seit einigen Wochen eine wesentliche Einschränkung erfahren haben. Wir sind jetzt stärker auf Amerika angewiesen und es wird sich fragen, ob die Regirung das amerikanische Getreide als geeignetes Kampfobjekt anzusehen gedenkt. Wenn auch alle möglichen Industrien bei uns gern die Gelegenheit benutzen, um sich als schutzbedürftig hinzustellen, so können wir, nachdem die Tarifbill vollzogen ist, die Yankees doch nur mit schweren Eingangszöllen auf Massengüter wirksam treffen, während wir sie mit Repressalien auf Schuhe und Fahrräder u. s. w. nur kitzeln würden. Da bliebe also Weizen und Petroleum; doch sind die — übrigens schutzzöllnerischen —

Stimmen nicht zu überhören, die bei einem solchen Kampfe statt des Draufgehens die größte Vorsicht anrathen. So warnt besonders die dresdener Handelskammer, trotzdem vor und nach Mac Kinleys Wahl in zahlreichen Fabrikaten ihres Bezirkes die Ausfuhr nach der Union herabgedrückt war.

Es ist immerhin gut, auch diese etwas weniger rosigen Umstände gerade heute zu überdenken, da die Börse wieder einmal beinahe anbetend vor den Riesengeschäften der Banken steht und in ihrem Optimismus ganz blind scheint. So unverbrüchlich wurde während der größten Aktion das Schweigen festgehalten, daß große Blätter noch Freitag abends die Verschmelzung der Deutschen mit der Bergisch-Märkischen Bank dementirten. Und an dem selben Nachmittag nahm die Deutsche Bank ihre Kapitalserhöhung um 50 Millionen an, eben wegen der Fusionen in Breslau und Elberfeld. Damit kommt die Deutsche Bank auf ein Aktienkapital von 150 Millionen und auf Reserven, die auch gegen 4 Prozent Verzinsung mitarbeiten, von mehr als 48 Millionen. Das macht zusammen also etwa 200 Millionen. Man kann sich denken, was die Eingeweihten an den Aktien der betreffenden drei Banken in aller Stille seit Monaten zusammengekauft haben und jetzt mit hohem Gewinn wieder abzugeben bereit sind. Noch ist es kein Vierteljahr her, seit die Bergisch-Märkische Bank ihr Kapital um 10 Millionen erhöhte und an dem Agio von 39 Prozent 3 900 000 Mark verdiente. Man wird zwar, um die Provinzialselbständigkeit zu beruhigen, eine Form für das getrennte Marschiren herausfinden, die Schlachten werden aber künftig vereint geschlagen werden, so daß die Intimität mit Bleichröder mehr zurücktreten dürfte. Uebrigens hat die Direktion der Bergisch-Märkischen Bank ihren Aufsichtrath stets beherrscht und, wie der Austritt van der Zyptens in Deutz bewies, Widerspruch nie geduldet. Sie hat sich auch immer zu allen Generalversammlungen vorsichtig ihre Majorität gesichert. Als die Boeddinghaus-Gruppe — reiche Kattunfabrikanten in Elberfeld — einmal für 3 Millionen Mark Aktien zusammengebracht hatte, um in die Verwaltung der Bank einzudringen, erfuhr die Direktion diesen Plan erst einen Tag vor dem Schluß der Aktiendeponirung und konnte doch noch ihre Gegenmaßregeln durchführen. Jedenfalls stehen sich Verwaltungrath und Direktoren, so weit sie eingeweiht sind, niemals ganz schlecht bei solchen Verschmelzungen. Ueber die ganze Angelegenheit hat jetzt die Kölnische Zeitung eine sehr ausführliche Mittheilung veröffentlicht, die aber mit dem Beispiele der Diskontogesellschaft und Norddeutschen Bank gänzlich fehlgreift; denn damals handelte es sich um einen Nothsprung, der für das große Risiko der pariser Druckluft und der Venezuelabahn eben so große Reservegewinne sichern sollte, während jetzt im Interesse eines organischen Großbetriebes gearbeitet wurde, der sich bisher überall bewährt hat.

Man kann sagen, daß sich das Börseninteresse seit Wochen an diese Fusionen geklammert hat. Deshalb war es auch inkonsequent, daß viele Käufer im schönsten Moment ihre Deutsche Bank-Aktien verkauften, denn ihr schon vorher ansehnlicher Kursgewinn wäre nach diesem Freitag noch größer gewesen. Natürlich träumt die Phantasie jetzt noch von anderen, ähnlichen Geschäften. So soll die Berliner Handelsgesellschaft ähnliche Fusionen in Bückeburg und anderswo vornehmen wollen; man spricht von der Zusammenlegung einzelner Zechen, wobei der Hauptnutzen freilich nicht in der Geschäftsvereinigung, sondern im Zwischengewinn für die Faiseurs liegen würde. Da man höflicher Weise auch Diskonto-

Kommandit nicht ohne Erhöhung lassen konnte, erinnerte man sich der großen Engagements des Institutes in Brasilien und ihrer Aussichten, da mit der Kaffee-ernte auch der brasilianische Wechselkurs besser wurde. Und als dieser Vorwand etwas zu schäbig schien, erfand man schnell eine deutsch-englische Anleihe von nicht weniger als 16 Millionen für China. Diese Nachricht stammt aus kleinen Börsenkreisen, deren Eifer gewiß nicht ganz selbstlos ist. Die Diskonto-Gesellschaft und die Seehandlung haben aber, wie mir scheint, in solchen Fällen die Pflicht, deutlich zu sprechen, damit nicht etwa irgendwo der Irrthum entsteht, unsere leitenden Banken könnten ohne die stärksten Sicherheiten China Riesensummen leihen. Wie ich höre, ist vorläufig an eine solche Anleihe gar nicht zu denken.

Auch von Argentinien wurde gesprochen; doch folgt Berlin da nur London, denn die Erfahrenen bei uns wissen nur zu gut, daß starke englische Käufe in einem Papier immer große Gewinne bedeuten, die dann gewöhnlich abseits von der Börse liegen. Es scheint, daß die argentinische Regirung in ihrer äußerlich gebesserten Finanzlage mit der Hilfe von londoner Freunden Monopole und andere Abschlüsse durchzusetzen hofft. Um so mehr ist es zu tadeln, wenn man die Besitzer von Bonds der Provinz Buenos-Ayres so abzufinden sucht, daß sie an der Besserung der dortigen Verhältnisse keinen Antheil haben. Nachdem diese Emission der Deutschen Bank sechs Jahre nichts gebracht hatte, war es unnöthig, mit einem Kapitalverlust von 40 Prozent abzuschließen. Recht zweifelhaft ist doch der Vorzug, daß man, statt mit der erholten Provinz, mit dem Staat selbst zu thun hat, denn an der ganzen Abmachung sind gerade die Aktiven der Provinz das Wichtigste.

Gründungen sind noch immer auf der Tagesordnung und viele von ihnen greifen so stark in den industriellen Wettbewerb hinein, daß der alte Groll der Techniker gegen die Börse wieder hervortritt. Da werden mit 4 Millionen Fabriken gegründet, die gewiß nicht für 2 Millionen jährlich verkaufen können, die aber außerdem auch gar keine größeren Kapitalien brauchen, da ihre Debitoren meist Behörden sind, deren Zahlungen doch Zug um Zug erfolgen. Ueber diesen Zwischenhandel mit Finanzgeschäften aller Art hört man natürlich auch bei den elektrischen Werken klagen, freilich nur bei solchen, die gerade fern geblieben sind. Der Kursaufschwung dieses ganzen Gebietes entspricht durchaus nicht der Ansicht der eigentlichen Fachkreise, die gewöhnlich danach urtheilen, ob eine Ueberproduktion vorhanden ist, und nicht nach der hohen oder geringen Kapitalisirung, wie sie das Publikum vornimmt. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft und Schuckert für den deutschen Bedarf völlig ausreichen. Und dabei ist die Konkurrenz riesengroß. Deshalb suchen unsere Gesellschaften auch im Auslande Beschäftigung, wo doch in wenigen Jahren wahrscheinlich einheimische Unternehmungen entstehen werden. Japan z. B. braucht jetzt viele elektrische Anlagen; unsere Fachmänner glauben aber, nach zwei Jahren werde man dort selbst Dynamos bauen. Anders ist es allerdings mit großen Dampfmaschinen. In Chile, wo es sich um Kapitalien von 27 Millionen handeln soll, dürfte die Kontrole ungemein schwierig werden; so meinen wenigstens die Elektriker, die doch mehr davon verstehen müßten als die Bankmänner. Wird die Konjunktur einmal schlecht und sinken die Preise, so werden erst die Unternehmer zu Ehren kommen, deren Lieferungen sich einen besonderen Ruf erworben haben, weil dann eben die guten Leistungen nicht theurer als heute die schlechten sein werden.

In dem wiener Tramway-Schauspiel ist wieder ein Szenenwechsel erfolgt. Der Bürgermeister Lueger hat sich ungnädig ausgesprochen. Obwohl die Majorität in der Generalversammlung für Siemens & Halske sicher ist, soll doch auch Schuckert Aktienposten gekauft haben, so daß seine Freunde wenigstens stark zu Wort kommen können. Welche Kunst Schuckert bei der Zusammensetzung seines Aufsichtrathes der Oesterreichischen Elektrizität-Gesellschaft angewandt hat und mit welchem Raffinement Siemens & Halske der in Wien mächtigen Strömung entgegenkommen, Das wäre mit zahlreichen erheiternden Details zu belegen. Die erste Folge der Trennung der Deutschen Bank von der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft ist, daß die A. E.-G. zu der von der Diskonto-Gesellschaft geführten Finanzgruppe für elektrische Werthe übergeht. So lange die Geschäftslage günstig ist, wird diese neue Gruppe für Alles zu haben sein; sobald aber der Himmel sich verdüstert, wird sie die sich ihr anvertrauende Industrie einfach fallen lassen, — nicht aus Härte, sondern wegen der Eigenart der leitenden Personen. Das Verhältniß zur Deutschen Bank war insofern ungewöhnlich, als dem Hauptdirektor dieser Bank die Sache selbst am Herzen lag: er zerbrach sich den Kopf für eine Gesellschaft, die rein technisch und kaufmännisch auch ohne seinen Rath auskam, so lange sie nicht im größten Finanzstil eine elektrische Bank geworden war.

Pluto.



Schäfer Reinhold.

Germanien, dem glücklichen Lande, das vorher schon den Schäfer Thomas und die Herren von Wildenbruch und Lauff zu seinen Söhnen zählen durfte, ist ein neuer Prophet erstanden. Er stammt aus Westfalen, heißt Karl Theodor Reinhold, ist Doktor und jetzt Professor gar und hat eifrig seit achtzehn Jahren bei kleinen und mittleren Gerichten Klagen abgewiesen, Eröffnungbeschlüsse gemacht und Rechtssprüche formulirt. Daß aus der leeren Enge solcher subalternen Thätigkeit ein neuer Magister Germaniae hervorgehen konnte, müßte wie ein seltsames Wunder erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß der Herrliche, den die liberale deutsche Welt begeistert preist, im preußischen Abgeordnetenhause den Wahlkreis Lennep-Solingen und im Reichstag den nicht minder begnadeten Bezirk Altena-Iserlohn würdig vertreten, also die Wahlweihen empfangen und die steilsten Höhen des politischen Lebens durchmessen hat. Lange währte diese Wanderung nicht, sie stiftete dem Vaterlande auch keinen weithin erkennbaren Schaden, mehrte aber mächtig die Einsicht und Erfahrung des Politikers, der aus dem stillen, bescheidenen Amtsrichter mählich erwachsen war. Er fand in Berlin vielleicht einflußreiche Freunde, mit denen er auch nach dem Verlust der Mandate noch gute Beziehungen unterhielt, und wurde, als der Plan entstand, den schlimmen Kathedersozialisten einen sozialinfreien Recken entgegenzustellen, eines schönen Tages zum Außerordentlichen Professor an der berliner Universität ernannt, mit der Verpflichtung, in Moabit — die Stadtbahn-Verbindung ist ja bequem — nebenbei auch der Rechtsprechung seine werthvolle Hilfe zu widmen. Zwar hatte er nie gründlich Nationalökonomie studirt, war im kleinen, engen Kreise als juristischer Praktiker gealtert, hatte nicht die allergeringste wissenschaftliche Leistung aufzuweisen und sollte nun über Volkswirthschaft Vorlesungen halten. Doch nur ein nichtsnutziger Nörgler kann daran heute noch Anstoß nehmen. Als

1868 ein Kavallerie-Oberst zum Direktor des Hoftheaters in Madrid ernannt wurde, sagte Henri Rochefort in der Lanterne, das kaiserliche Frankreich habe einen General als Minister des Inneren und einen Marschall als Minister der schönen Künste erlebt, sei also Spanien schon um eine hübsche Wegstrecke voraus. Wir haben im Deutschen Reich auf dem Kanzlerposten einen Troupier, im Auswärtigen Amt einen Staatsanwalt gesehen, erblicken jetzt einen Kavalleristen als Oberbefehlshaber in den Postmarken und dürfen deshalb nicht besonders erstaunt sein, wenn ein hoher Wille einen Amtsrichter zum Lehrer der Volkswirthschaft macht. Immerhin wird man begreifen, daß dem so plötzlich Erhöhten die neue Würde ein Bischen zu Kopfe stieg und daß seine erste Sorge war, den Mitlebenden zu beweisen, wie völlig sein innerer Werth ihm auf die Rangerhöhung berechtigten Anspruch gab. Er hielt, wie es in der Aera der Toaste Sitte ist, eine Tafelrede, ließ sie, säuberlich korrigirt, drucken und fügte, als dieses Gerede im theuren Vaterlande lauten Widerhall weckte, noch einen Artikel hinzu. Der Zweck wurde erreicht: der kommende Jugendlehrer war mit einem Schlage ein berühmter Mann, ein berühmterer als fast alle seine künftigen Kollegen, sein Name war Wochen lang in Aller Munde, er wurde als Held und Hort der Volksseele verherrlicht, — und da der Lärm gar nicht verhallen wollte, war schließlich auch die Minderheit, die neuen Zeitungruhm und neue Heilmittel stets mit einigem Mißtrauen empfängt, gezwungen, dem Gefeierten ein paar Minuten aufmerksam ins Antlitz zu schauen.

Es ist ein freundliches, gutmüthiges Antlitz, ein vom Aktenstaub nicht allzu dick überpudertes Demokratengesicht älteren Stils. Das Mienenspiel ist lebhaft, die Bewegung hastig zufahrend, nach wohlmeinender Dilettanten Art, und der Puls geht etwas schneller als bei den kühlen Männern der Wissenschaft. Sonst ist, wenn man die Fieberanfälle der Superlativsucht zunächst übersieht, der geistige Zustand ziemlich normal, ungefähr so, wie man ihn bei einem rüstigen Manne erwarten darf, der einen wesentlichen Theil seiner Bildung der Lecture freisinniger Zeitungen verdankt. Nicht ganz so gut steht es um den Stil, wie der allerliebste Satz beweist: „Um das Linsengericht eines ihrer Wahlkreise darf keine Partei das Erstgeburtrecht ihrer geistigen Mission preisgeben.“ Das ist nur ein Beispiel für viele; aber wer wird an dem Ausdruck mäkeln, wenn der Redende Etwas zu sagen hat? Und Herr Karl Theodor Reinhold hat wirklich Etwas zu sagen, etwas Bedeutendes sogar, für die Gegenwart und namentlich für die Zukunft des deutschen Volkes unendlich Wichtiges. Er findet, daß bei uns schlecht regirt wird. Das fand nun schon Mancher, doch Keiner hat bisher die tiefste Wurzel des Uebels bezeichnet, wie es der Amtsgerichtsprofessor jetzt bündig thut: alles Unheil, also spricht er, kommt daher, daß „der Aberglaube von dem Ueberwiegen der wirthschaftlichen Interessen“ noch immer herrscht und die „Idee“, die allein seiende, nicht mehr ragend auf dem Thron des Menschheitbewußtseins sitzt. Und die Entthronung der Idee, „an deren ewigem Felsen der bornirte Bauernschädel sich die Stirn einschlagen wird,“ wurde Ereigniß, weil man Hegel, den großen Philosophen, nicht kennt, aber verlacht; wenn man Hegel nicht mehr verlachte, sondern läse, würde Alles bald besser werden ... So spricht ein Demokrat, der für Individualismus schwärmt, gegen Reaktion donnert und eigentlich doch wissen sollte, daß Hegel von der Freiheit des Individuums nicht viel hielt und in allen Staatsinstitutionen unantastbare Heiligthümer sah. Sollte Herr Karl Theodor Reinhold am Ende den geliebten Hegel lange nicht mehr gelesen haben? Der Zweifler blättert die „Grundlinien der Philosophie des Rechtes“ auf und findet die Weisung: „Das Individuum, das durch einen souverainen Akt einem amtlichen Berufe verknüpft ist, ist auf seine Pflichterfüllung,

das Substantielle seines Verhältnisses, als Bedingung dieser Verknüpfung angewiesen, in welcher es als Folge dieses substantiellen Verhältnisses das Vermögen und die gesicherte Befriedigung seiner Besonderheit und Befreiung seiner äußeren Lage und Amtsthätigkeit von sonstiger subjektiver Abhängigkeit und Einfluß findet." Ist Herr Reinhold nicht einem amtlichen Berufe — sogar einem doppelten — verknüpft und würde Hegel mit einem Beamten zufrieden sein, der öffentlich gegen die unfähige Regirung zetert, — in dem Augenblick, wo sie ihn in Rang und Gehalt erhöht? Der neue Professor wettert gegen die „Vielregirerei", gegen die beständige Einmischung des lästigen Staates in bürgerliche Verhältnisse; der alte Professor Georg Wilhelm Hegel hatte, nach Lagardes Wort, in lahmen Dithyramben verkündet, den Werth und die geistige Wirklichkeit empfange der Mensch nur vom Staat ... Nein: allzu innig ist die Bekanntschaft des Herrn Reinhold mit Hegel, wie es scheint, nicht; aber er hat sich bei seinen Aeußerungen offenbar nach Hegels herziger Weisung gerichtet: „Das einfache Verhalten des unbefangenen Gemüthes ist, sich mit zutrauensvoller Ueberzeugung an die öffentlich bekannte Wahrheit zu halten und auf diese feste Grundlage seine Handlungweise und Stellung im Leben zu bauen." Das unbefangene Gemüth des Amtsgerichtsoekonomen setzt an die Stelle des Wortes von der öffentlich bekannten Wahrheit den moderneren Begriff der lieben öffentlichen Meinung, die jede private Faulheit entschuldigt, und fühlt sich bei diesem einfachen Verhalten wundervoll wohl.

Es wäre ihm wirklich auch nicht weiter zu verargen, wenn er das Studium Hegels zwar Anderen empföhle, sich selbst aber weislich davon fern hielte. Denn dieser große Philosoph, von dem Marx manche üble Seite seines Wesens übernommen hat, ist kaum noch zu lesen und noch schwerer zu ertragen und seiner Ideenmythologie hat Schopenhauer schon das Grabglöcklein geläutet, als er höhnend sagte: „Der Franzose und der Engländer verbindet mit dem Worte idée oder idea einen sehr alltäglichen, aber doch ganz bestimmten und deutlichen Sinn. Hingegen dem Deutschen, wenn man ihm von Ideen redet, fängt an, der Kopf zu schwindeln, alle Besonnenheit verläßt ihn, ihm wird, als solle er mit dem Luftballon aufsteigen. Daher auch der bekannte Charlatan Hegel sein Prinzip der Welt und aller Dinge ohne Weiteres die Idee genannt hat, — woran dann richtig Alle Etwas zu haben meinten. Wenn man jedoch sich nicht verdutzen läßt, sondern fragt, was denn eigentlich die Ideen seien, so erhält man gewöhnlich als Erklärung einen hochtrabenden, hohlen, konfusen Wortkram ... Die sogenannte Philosophie Hegels ist eine kolossale Mystifikation, welche noch der Nachwelt das unerschöpfliche Thema des Spottes über unsere Zeit liefern wird, eine alle Geisteskräfte lähmende, alles wirkliche Denken erstickende und, mittels des frevelhaftesten Mißbrauches der Sprache, an dessen Stelle den hohlsten, sinnleersten, gedankenlosesten, mithin, wie der Erfolg lehrt, verdummendsten Wortkram setzende Pseudophilosophie." Und was soll der Lehrer der Volkswirthschaft heute noch von dem großen Hegel lernen? Etwa den Satz: „Ueber Recht, Sittlichkeit, Staat ist die Wahrheit eben so sehr alt als in den öffentlichen Gesetzen, der öffentlichen Moral und Religion offen dargelegt und bekannt"? Oder die Weisheit: „Die Staatsökonomie ist eine der Wissenschaften, die in neuerer Zeit als ihrem Boden entstanden sind; ihre Entwickelung zeigt das Interessante, wie der Gedanke aus der unendlichen Menge von Einzelheiten, die zunächst vor ihm liegen, die einfachen Prinzipien der Sache, den in ihr wirksamen und sie regirenden Verstand herausfindet"? Oder endlich die wunderbare Entdeckung: „Wie für das Prinzip des Familienlebens die Erde, fester Grund und Boden, Bedingung ist, so ist für die Industrie das nach außen sie belebende natürliche Element das Meer"? ... Aber ein Mann, der den „Aberglauben von dem

Ueberwiegen der wirthschaftlichen Interessen" bekämpft, braucht im Grunde ja gar keine volkswirthschaftlichen Kenntnisse; er kann sich mit der „Idee" benügen, abgegriffene Leitartikelphrasen und scherzhafte Anekdoten zusammenrühren und dennoch flink den Professorentitel erhaschen, den Männer wie Simmel, Oldenberg, Jastrow und mancher Andere noch nicht zu erreichen vermochten. Das war ehedem paradox, aber jetzt bestätigt es die Zeit; denn Herr Bosse ist Kultusminister und Herr Reinhold wird nächstens als Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin die Studenten nationale und soziale Oekonomie lehren.

Alles, was ist, ist vernünftig. Dabei müssen wir uns demüthig bescheiden; und wir müssen auch die Verkündungen des neuen Propheten mit der gebührenden Ehrfurcht aufnehmen, — selbst wenn wir ihren tiefen Sinn nicht gleich ganz zu fassen vermögen. Herr Professor Reinhold sagt sehr richtig, man solle die Sozialdemokratie nicht unaufhörlich durch thörichte Umsturzgesetze stärken, aber er nennt sie dabei eine „impotente Bewegung, die im Volke nichts hinter sich hat", — und da stockt unser Unterthanenverständniß. Er bekennt den Glauben, die „modernen gewaltigen Export- und Importvermehrungen" seien nach seiner felsenfesten Ueberzeugung durch die Erleichterung der Verkehrsverhältnisse, durch die erweiterte Schiffahrt und den Eisenbahnbau, zu erklären, — und den Lauschenden ist, als hätten sie diese ungeheure Wahrheit früher schon einmal gehört. Er erzählt feierlich, „der nächste Wahlkampf in Deutschland werde das größte Ereigniß des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts sein, die ganze civilisirte Erde werde ihm athemlos zuschauen", — und ein Nebel legt sich bei diesen Worten um unseren eben noch wachen Sinn und die Vernunft entschlummert, wie beim Klange der versunkenen Glocke, die aus der seichtesten Stelle der Hegelei hervortönt. Er prophezeit, ganz im Ton des Kollegen Thomas, der sich leider nur mit praktischer Volkswirthschaft abgab, welche Parteien bei den nächsten Wahlen Erfolge haben werden und welche der zerschmetternde Blitzstrahl treffen wird, — und es scheint, daß die Aussicht auf einen Sieg der Demokratie dem Demokraten arge Beklemmungen erregt. Ob er von den Agrariern spricht, deren Lebensbedingungen er ganz genau kennt, seit er auf Helgoland mit ein paar Junkern Wellen getrunken und an der Südspitze den Sonnenuntergang beobachtet hat, ob er das Hohe Lied von der Freiheit anstimmt, Kant und Mill citirt, Marx mit einem verächtlichen Fußtritt über den Haufen stößt oder die sonnige Klarheit des eigenen Denkens rühmt: immer wird der Hörer an die Phänomenologie des Geistes und an das hauptmännische Glockengebimmel erinnert, die Verstandeskräfte erlahmen, vom Ringelreigen eingelullt, und süße Mattigkeit schleicht ins Gebein. Mancher Amtsrichter mag über die Grundfragen der inneren Politik auch nichts Besseres zu sagen wissen und es soll sogar Professoren geben, deren Wissenschaft Lücken zeigt; alle diese würdigen Männer aber hüten sich angstvoll vor einer verfrühten öffentlichen Deklaration ihres Vermögensstandes und hüllen sich, bis sie sicher im Amt sitzen, sorglich in dichtes Schweigen. Das unbefangene Gemüth des neuesten liberalen Helden verschmäht solche Heuchelei und zeigt, durch das einfachste Verhalten, schon jetzt, wie der künftige Kollege Schmollers und Wagners beschaffen ist. Der Treffliche hat, wie der Erfolg beweist, den richtigen Weg zum Ruhm gewählt. Das geistige Leben, das in der freisinnigen Presse sein Echo findet, braucht einen Reinhold und wird diesen außerordentlichsten aller berliner Professoren stets zu schätzen wissen. Schon der große Hegel hat ja gesagt, daß erst mit einbrechender Dämmerung die Eule der Minerva ihren Weg beginnt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 7. August 1897.

El Dorado.

Während das Hochwasser tobend die Dämme bricht und mit unaufhaltsamer Macht die entwaldeten, oft auch allzu hastig entwässerten Flußgebiete überschwemmt, in denen die Exportindustrie ihre stolzesten Zwingburgen aufgethürmt hat, während in Sachsen, Schlesien und Böhmen die entfesselte Fluth die Gefilde der Hoffnung verheert, Tausende heimlos und hilflos macht, die Arbeit langer Jahre in kurzen Stunden vernichtet und die Fruchterde, der neues, nützliches Leben entkeimen könnte, in ihrem schnellen Schlammstrudel fortspült, kommt aus der arktischen Zone, in die ein kühner Nordgermane eben den Flug gewagt hat, die Märchenkunde von einem neuen Land goldener Wunder. Die Botschaften kreuzen sich und aus den Sammelbecken, wo die Nachrichten, die gierig ersehnten, in fließendem Phrasenwasser frisch erhalten werden, tauchen abwechselnd nun die Sensationen auf: bald ein Schreckensschrei aus den verwüsteten heimischen Fluren, bald ein irres Jauchzen aus dem fernen, nordischen Gelände des Jukonflusses. Und während wir staunend sehen, wie der Staat, der doch das lästige Mittel zu dem Zweck sein soll, die Ruhe, das Behagen und das soziale Bewußtsein der Einzelnen zu sichern, das nationale Unglück durch eine winzige und oft genug dabei protzige Trinkgelderwohlthätigkeit lindern läßt, statt aus seinem gehäuften Vermögen rasch einigermaßen ausreichende Hilfe zu spenden, während wir besorgt fragen, was mit dem in das brandende Meer des Unheils tropfenden Tribut der Einzelnen bewirkt werden soll, hören wir, daß die Habsucht der Einzelnen
ans Werk macht, im hohen Norden einen Staat und eine

zu gründen. Für die junge, tastende Wissenschaft der Soziologie, die in den sozialen Erscheinungen das Walten biologischer Gesetze sucht, bringt das Echo dieser Vorgänge eine nicht gering zu schätzende Mahnung und Lehre: sie, die nach Comtes Wort nicht bewundert und nicht verdammt, sondern in den Ereignissen Gegenstände der Beobachtung sieht und sich, wie Schaeffle einmal gesagt hat, redlich nachzuweisen bemüht, daß Sitte und Recht real gewordene, nicht aus den Wolken herabgefallene Mächte sind, wird jetzt wieder daran erinnert, daß die Spur der barbarischen Ursprünge menschlicher Gemeinschaften auch heute mitunter noch zu entdecken ist, wenn der Suchende den Blick weit genug über den Erdkreis schweifen läßt. Bei Staatengründungen ist das Ethos wohl selten zu Gast geladen: die Hoffnung der Einzelnen, auf einem noch unerschöpften Boden leicht den Lebensunterhalt gewinnen oder gar schnell Schätze einheimsen zu können, treibt aus Ost und West eine Horde zusammen, gewöhnt sie mählich an Seßhaftigkeit und fügt über ihr das schützende Dach; und die im Staat verkörperte Schicksalsmacht, die sich, da sie nur Mittel zum Zweck sein soll, erniedert fühlt, rächt die ihr bei der Geburt angethane Schmach dadurch, daß sie dem Einzelnen in seiner Noth die Hilfe versagt und ihm durch den Mund ihrer Diener lehrhaft den Segen der Selbsthilfe preist.

Zwischen der Höhlenepoche ungebändigter Triebe, wo, im Kampf um die Nahrung und die Stillung der Brunst, der Mensch in wölfischer Wuth den Menschen umkreiste, und unseren Tagen korrekter, glatt gescheitelter Sitte dehnt sich ein stattlicher Zeitraum und ein Stück stolzer Entwickelungsgeschichte. Fast überall sind, selbst an den fernsten Küsten, Staaten entstanden, die Hobbes gegen die wüthenden Willenskräfte der Einzelnen errichtete Sicherheitanstalten nannte, und das assoziative Vermögen, das mit anderen kostbaren Kulturgütern auch die holde Gabe des Heuchelns beschert, ist so beträchtlich gewachsen, daß auch der härteste Egoist den Krieg gegen die beengende und bedrängende Nachbarschaft nur noch heimlich zu führen wagt, weil er sonst fürchten müßte, sein Ansehen und damit seinen Kredit zu schmälern. Manchmal aber bietet auch in der gesänftigten modernen Welt ein Umblick uns noch das Bild des alten Urstandes der ungezähmten Natur: wenn die Gier nach dem gleißenden Golde, mit dem der Darbende jedes Glück, sogar das der Liebe, kaufen zu können wähnt, aus aller Herren Ländern die Menschen in vorher kaum bevölkerte Gegenden treibt. So oft dieser stärkste Trieb erwacht, kann der von ihm nicht Bewegte sich eines lehrreichen Schauspieles freuen; er

sieht dann zwar nicht das von Buckle gesuchte Volk, das, „jedem fremden Einfluß entzogen, seine Civilisation ganz aus sich selbst genommen hat", aber er kann doch beobachten, wie aus der Habsucht der Einzelnen nach und nach ein Kollektivempfinden entsteht, das schließlich in einer Staatsgemeinschaft ein Obdach sucht und sich durch Recht und Sitte freiwillig Grenzen setzt. Nicht immer konnten die Protagonisten dieses geschichtliche Schauspiel zu Ende führen, mitunter schien es nach einer Weile ihnen auch nicht der Mühe werth, ihre schwere Hauptrolle weiter zu spielen; stets aber lebte die stille Sucht nach glitzernden Märchenschätzen in dem zweizinkigen Gabelthier: sie lockte die Barbarenhäuptlinge einst auf die Fahrt nach dem Goldenen Vließ, sie ließ in Schwarzen Küchen emsige Männer sich früh und spät um den mystischen Stein der Weisen bemühen und hatte an der Blüthenpracht der Tage der Renaissance und der Reformation ihren reichlichen Theil. Als Columbus den Seeweg nach Indien suchte, als vor vierhundert Jahren die Venetianer Giovanni und Sebastiano Caboto in Kanada landeten und hundert Jahre später Sir Walter Raleigh in Guayana das damals neue Goldland zu finden hoffte, das Dorado, von dem aus der Indianersage Wunderbares nach Europa gedrungen war, da trieb der Wunsch nach reichem Gewinn diese Männer in die Weite, nicht eine missionarische Regung oder das heute so gern als Aushängeschild benutzte Bestreben, den Volksgenossen neue Absatzgebiete zu sichern, und in den von ihnen erspähten Ländern wuchs erst sehr viel später die staatenbildende Kraft aus dem aufgelockerten Erdreich hervor. Immer winkte zuerst irgend ein Cundinamarca, eine schlummernde Märchenschätze bergende Wunderlandschaft, deren fremdartiger Name schon der Phantasie Nahrung bot, und nachher erst flüchteten die enttäuschten Abenteurer, die den Pfadfindern gefolgt waren, in die enge, aber vor dem ärgsten Unwetter leidlich schützende Sicherheitanstalt. Wenn es in dem rasch gezimmerten Raum dann nicht recht warm werden wollte, durften die Fröstelnden nicht klagen: sie hatten mit gieriger Hand nach Schätzen gegraben und völlig vergessen, daß Gold Den nur reich machen kann, der dem wärmsten Glück der Liebe für immer entsagt hat.

Der alte Trieb, der adelige Heldenthaten bewirkt und Schwindler vom Stamme Laws auf goldene Berge getragen hat, scheint unausrottbar; aber die Form seiner Aeußerung ändert sich mit dem Wesen der Zeit und die Hindernisse, die sich seiner Befriedigung in den Weg stellen, werden heute leichter überwunden als einst, da Colons weiße Karawellen langsam und schwerfällig noch das Weltmeer durchglitten. Der Einzelne kennt jetzt die

engen Grenzen seiner Macht, er weiß, was im Zeitalter der Trusts und Syndikate der feste Zusammenschluß der Starken bedeutet, und hat längst gelernt, daß zum entscheidenden Kampf um neue Schätze nur das Kapital die nöthige Stärke verleiht. Sobald heutzutage irgendwo eine Ultima Thule entdeckt wird, auf deren unbekannte Fabelschätze die Blicke der Hoffenden sich sehnsüchtig richten, wird der Erobererzug mit allem Komfort und Raffinement der Neuzeit gerüstet und es dauert deshalb auch nicht mehr so lange wie in den Tagen Jasons und Hypsipyles, bis das goldene Vließ gewonnen ist ... Seit die Gesellschaft de Beers sich das fast uneingeschränkte Diamantenmonopol gesichert hat, mit der Hilfe eines Händlersyndikates, das ihr zu einem vorher bestimmten Preise die ganze Jahresausbeute abkauft, den sonst von der Mode abhängigen Markt beherrscht und im vorletzten Geschäftsjahr einen Reingewinn von vierzig Millionen Mark erraffen konnte, seit im Vaalgelände Johannesburg in zehn Jahren eine Stadt von hunderttausend Einwohnern geworden ist und von der gesammten Goldproduktion der Erde heute schon mehr als ein Sechstel zu Tage fördert, weiß man, wie solche Sachen gemacht werden müssen. Diese Erfahrungen werden nicht ungenützt bleiben, wenn es sich darum handelt, der Gier nun das neue Goldland zu öffnen, von dem aus der Ferne eben die Kunde herflattert. Noch klingt die Kunde uns freilich ein Bischen märchenhaft — vires acquirit eundo, sagt von der Fama schon der gar nicht junkerliche Agrarier Virgil —, gewiß scheint aber mindestens, daß im Klondike-Gebiet ein reiches Dorado entdeckt ist; mag die Geschichte von dem Schmied, der mit hunderttausend Dollars von den Goldfeldern heimkam, auch erfunden, die Wundermär von dem Goldstaub, den man nur zusammenzukehren braucht, einer überhitzten Phantasie entsprungen sein: die Thatsache, daß nüchterne Beobachter nach ruhiger Schätzung am Jukon für das Jahr 1897 eine Goldausbeute im Werth von zehn Millionen Dollars erwarten, ist nicht aus der Welt zu schaffen. Die Russen, die das nun zu so glänzendem Ruhm gelangte Land Alaska vor dreißig Jahren für sieben Millionen Dollars an die Vereinigten Staaten verkauften, müssen sich mit ihren französischen Freunden trösten, die Kanada aufgaben, weil Ludwig der Fünfzehnte fand, die „paar armsäligen Schneehügel da oben" seien eines nationalen Kraftaufwandes nicht werth. Im Jukon-Bezirk, den sonst nur verirrte Pelzrobbenjäger und Lachsfänger betraten, wird bald hastiges Leben entstehen und die Unwirthlichkeit des Klimas wird die ins Goldland Drängenden auf ihrem Wege gewiß nicht hemmen. Was thut es, daß

die nächste Eisenbahnlinie zwölfhundert Meilen entfernt, die Schiffsverbindung beschwerlich und im ganzen Umkreis keine Nahrung zu ernten ist? Zum Gold findet das Gold immer den Pfad und die satirische Weisheit des Apulejus ist heute noch wahr. Schon hört man von Syndikaten und Massenexpeditionen, schon ist der Plan einer Stadt entworfen, die Dawson City heißen und mit allen Kulturreizen geschmückt werden soll, und es wird gar nicht lange dauern, bis die Klondike-Aktien an der berliner Börse gehandelt werden, — nicht offiziell zuerst, aber um so eifriger unter der Hand und in so kleinen Antheilen, daß selbst die schwächsten Kapitalisten ihr Scheinchen erhaschen können. Die Stadt wird gegründet werden, wird mit amerikanischer Treibhausgeschwindigkeit wachsen und wir werden dann wieder einmal das lehrreiche Schauspiel erleben, wie aus der Habsucht der Einzelnen mählich ein Kollektivempfinden und am Ende gar Etwas wie ein soziales Bewußtsein erwächst. Die Geschichte fängt immer mit einem Cundinamarca an, von dem irgend ein Gefährte eines neuen Pizarro in der Heimath Wunderdinge erzählt, führt dann zur Gründung einer Barnatopolis, die alle am Raub Betheiligten zu einem Staatsgefüge zusammenfaßt, und klingt schließlich in die tönende Verkündung aus, man habe am fernen Meer eine großartige Kulturmission erfüllt.

... Ob der alte Trieb aus der Menschheit verschwünde, wenn es in unserer Welt keinen Mehrwerth und keine Ausbeutung im Sinne Marxens mehr gäbe? Ob er nicht auch dann sich der Phantasie vermählte, der süßen Verführerin, und den Willen zur Macht zeugte, die in unserer schwachgemuthen bourgeoisen Zeit nur das blanke Gold noch gewährt? Die Herzenshärtigkeit und der Hang, das Glück zu versuchen, wird, so muß man fürchten, stärker sein als das Traumgespinnst trunkener Soziologen, die vom festen Boden der Wirklichkeit gewichen sind. Für die Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichtes sorgt die Natur, die Schätze schenkt und Schätze vernichtet, die mit Gold und Blut, mit Asche und Schlammgewässern den vorwärts führenden Weg düngt, dem Abenteurer gleißende Goldklumpen in den Schoß wirft, durch die vom Blitz geweckte Flamme ganze Städte in Trümmerstätten wandeln und durch die entfesselte Fluth ganze Länder vernichten läßt. Der Staat, die mystische Schicksalsmacht, die über ihren Zweck hinaus zu eigenem Leben erwachsen ist, sieht lächelnd dem Schauspiel zu und fühlt sich im Sitz der Racheregung wonnig gekitzelt, wenn eine Schreckensstunde das Eigenthum des Einzelnen hinwegschwemmt, das in Jahren rastloser Arbeit aus einem Dorado hervorgewühlt worden war.

❧

Fichte und die Aufgaben unserer Zeit.*)

Wenn sich deutsche Männer und Frauen zu nationaler Arbeit in Jena zusammenfinden, so mögen die geschichtlichen Erinnerungen, die unsichtbaren Geister des Ortes, leicht das Gemüth unter widerstreitende Empfindungen ziehen. Freudig kann der Gedanke stimmen, hier an einer alten Kulturstätte zu weilen, deren gegenwärtiges Leben getragen wird von einer stolzen Vergangenheit. Die Universität Jena, schon durch ihren Ursprung aus einer Zeit schwerster Noth zu einem Bollwerk geistiger Freiheit berufen, hat Jahrhunderte hindurch treu und emsig für ihre nächsten Zwecke gearbeitet, aber sie ist durch die Stille der gelehrten Arbeit nicht dem allgemeinen Leben entfremdet worden, sie hat sich auch nicht in eine starre Eigenthümlichkeit abgeschlossen. Vielmehr hat sie sich stets eine innere Elastizität bewahrt und sich fähig gezeigt, an den großen Wandlungen des deutschen Lebens thätigen Antheil zu nehmen, ja, an entscheidenden Wendepunkten durfte Jena in die erste Linie treten. Unsere klassische Dichtung fühlte sich hier zu Hause und unsere spekulative Philosophie fand nirgends einen fruchtbareren Boden. Nach den Freiheitkriegen aber ward Jena der Ausgangspunkt der nationalen Bewegung der deutschen Jugend. Und daß das geistige Schaffen auch im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts hier nicht erloschen ist, Das bekundet der Ruhm der jenaischen Theologie, Das bekunden auch mit ihrem thatkräftigen Vordringen die jenaische Naturforschung und die jenaische Technik. Daß ein so kleiner Ort so selbständig an den allgemeinen Bewegungen des Lebens theilnehmen durfte, daß sich hier, wie auch an anderen Stellen Deutschlands, ein Mikrokosmos der Kulturarbeit bildete, Das dürfen wir gewiß als ein Zeugniß für die unerschöpfliche Lebensfülle der deutschen Art und als eine Gewähr glücklicher Entwickelung auch für die Zukunft begrüßen.

Aber was immer aus solchen Erwägungen an froher Empfindung aufsteigt, Das wird niedergedrückt, Das droht vernichtet zu werden durch das Bild jener unseligen Schlacht, jener zerschmetternden Niederlage deutscher Waffen, die noch mehr als alle geistigen Triumphe Jena in Aller Mund gebracht hat. Niederlagen kann die Laune des Kriegsglückes allen Heeren bringen, aber eine so schwere, eine zu solcher Auflösung des ganzen Staatsgefüges führende Niederlage behält dauernd einen peinigenden Eindruck; und dieser Eindruck läßt sich nicht aufheben durch die Erwägung, daß ohne eine solche bis zur tiefsten Wurzel durchgreifende Erschütterung schwerlich eine

*) Diese Rede wurde in der Festversammlung des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zu Jena gehalten. Es sind nur wenige Schlußsätze weggelassen, welche die vorgetragenen Ideen zu den Aufgaben des Schulvereins in nähere Beziehung brachten.

gründliche Einkehr vollzogen, ein jugendfrischer Aufschwung erfolgt wäre. Denn ist es nicht schmerzlich genug, daß die Wiedergeburt des deutschen Lebens nur durch so gewaltige Erschütterungen, unter so schweren Wehen möglich war?

So bleibt der Widerstreit des nationalen Empfindens bei dem Namen Jena zunächst unausgeglichen; wollen wir ihn nicht wehrlos hinnehmen, sondern thatkräftig überwinden, so mag es sich empfehlen, den Geist eines Mannes heraufzubeschwören, der, selbst eine Zierde des alten Jena, den Zwiespalt so tief durchgekostet hat wie nur Einer und der sich aus ihm herausgerungen hat zu siegreicher Klarheit und felsenfestem Vertrauen, ich meine Johann Gottlieb Fichte, den großen Philosophen, der zugleich durch seine „Reden an die deutsche Nation“ so hervorragend zur Weckung und Stärkung eines deutschen Nationalbewußtseins gewirkt hat. Die nationale Gesinnung war ihm keineswegs durch Ueberlieferung und Umgebung als etwas Selbstverständliches zugefallen; auch er stand zunächst ganz unter dem Einfluß des abstrakten Kulturenthusiasmus jener Zeit; bezeichnete er doch kaum zwei Jahre vor der großen Katastrophe als das Vaterland des „wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers“ „im allgemeinen Europa, insbesondere aber in jedem Zeitalter denjenigen Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht“. Wenn ihn aus solchem gelassenen Weltbürgersinne die erschütternde Niederlage aufschreckte und ihn in neue Bahnen trieb, so konnte Das nicht wohl geschehen, ohne daß er als Philosoph die Wendung vor seinem eigenen Bewußtsein sorgfältig rechtfertigte und die neuen Ziele im tiefsten Grunde seines Gemüthes verankerte; so hat er uns in jenen Reden thatsächlich eine Philosophie der Nationalität gegeben. Und wenn er sich für das Eigenthümliche der deutschen Art mit seiner ganzen Seele in einem Augenblick begeisterte, wo Deutschland politisch tiefer daniederlag als je zuvor, so konnte Das nicht anders geschehen als dadurch, daß er ein den augenblicklichen Verwickelungen überlegenes Ideal deutschen Wesens ergriff und den Zeitgenossen vorhielt als einen sicheren Halt gegen alle Mängel und Irrungen der Gegenwart. Vielleicht lohnt es sich noch heute, dies Ideal deutschen Wesens zu betrachten, vielleicht kann die feurige Gluth, die alles Wirken jenes Mannes durchströmt, auch heute noch den Schimmer eines Festglanzes ausstrahlen, vielleicht ist es auch nicht ganz unfruchtbar, jenes Ideal zusammenzuhalten mit den Erfahrungen des Jahrhunderts und den Aufgaben der lebendigen Gegenwart.

Fichtes Schätzung der deutschen Art ruht auf allgemeinen Ueberzeugungen vom Wesen und Werth der Nationalität überhaupt; er greift in die letzten Wurzeln menschlichen Lebens zurück, um begreiflich zu machen, wie sehr die Idealität unseres Seins und Wirkens an der Verbindung mit einem kräftigen Volksthum hängt. Dabei ist sein Gedankengang folgender. Soll der Mensch sein Glauben und Hoffen nicht lediglich auf ein Jenseits richten, sondern sich

auch in dieser unmittelbaren Welt heimisch fühlen, dieses nächste Leben mit voller Kraft und Hingebung erfassen, so muß er hier etwas Dauerhafteres besitzen als das äußerliche Nebeneinander und die flüchtige Folge der Individuen, es müssen ihn größere Zusammenhänge umfangen, die sein Wirken aufnehmen, es befestigen, es durch den Wechsel der Zeiten erhalten, es verknüpfen mit der Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüthes.

Eine solche beharrende Ordnung aber ist nach Fichte die besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher der Einzelne mit allem seinem Denken und Thun hervorgegangen ist, das Volk, von dem er abstammt und unter dem er gebildet ward. Auf die Hoffnung der Fortdauer seines Volkes gründet sich daher der Glaube des Edlen an die Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde; die wahre Vaterlandsliebe umfaßt die Nation als eine Hülle des Ewigen, Volk und Vaterland sind ihr Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit: nur wer sie besitzt, Der kann hoffen, auch hier ein wahrhaftiges Leben zu führen, das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen, ewig Dauerndes zu verflößen in das irdische Tagewerk. Nur in den mannichfachen Gestaltungen verschiedener Völker vermag sich das geistige Leben deutlich und kräftig auszuprägen; sie sind daher vor aller Vermischung und Verflachung zu bewahren, sonst verliert der Mensch den Zusammenhang mit der Quelle ursprünglichen Lebens.

Es kämpft demnach für den Gehalt und Werth des eigenen Daseins, wer mit aller Kraft seine Nation und ihre unsichtbare Eigenthümlichkeit vertheidigt. So muß der Mensch rechter Gesinnung bereit sein, diesem Zwecke alle äußeren Güter, auch das Leben, freudig aufzuopfern. „Das Leben, blos als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins, hat für ihn ja ohnedies nie Werth gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des Dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gewollt hat."

Nun aber entsteht die Frage, ob das deutsche Volk in Wahrheit eine Nation in so hohem Sinne bildet und ob es eine so begeisterte Hingebung von seinen Gliedern verlangen kann. Fichte antwortet darauf mit einem freudigen Ja; er thut Das nicht nur aus unmittelbarer Ueberzeugung seines Gemüthes, er sucht seine Antwort auch mit klaren Gründen zu rechtfertigen, er will in näherer Ausführung zeigen, daß im deutschen Wirken und Wesen eine unvergleichliche und unverlierbare Art allgemein menschlichen Seins lebt und webt. Die nähere Beschaffenheit dieser Beweisführung hat ohne Zweifel manche Schwächen. Fichtes Stärke der Zurückführung großer Komplexe auf einfache Gedanken läßt ihn leicht die Dinge allzu summarisch behandeln und den unerschöpflichen Reichthum der Wirklichkeit in zu enge Formen pressen.

Auch fehlt es ihm mit seiner Zeit, und mehr noch als dem Durchschnitt seiner Zeit, an politischem, historischem, sprachwissenschaftlichem, überhaupt an gelehrtem Wissen; endlich ist, ebenfalls wohl begreiflich aus der Zeitlage, sein geographischer und ethnographischer Horizont ein recht enger; über Europa blickt er noch kaum hinaus, hier aber bildet ihm das Verhältniß und der Zusammenstoß von Germanen und Romanen die einzige Spannung der Weltgeschichte. Aber diese problematische Beweisführung entscheidet nicht über den Werth seiner Ideen und Ueberzeugungen. Wie bei der spekulativen Philosophie jener Zeit überhaupt, so liegt auch hier die wahre Stärke in den Intuitionen; die Beweise sind ein bloßes Mittel, sie einzuführen. So können wir das Mangelhafte, ja Verfehlte der Begründung vollauf durchschauen und uns zugleich der Größe jener Intuitionen von ganzem Herzen freuen.

In dem Gegensatz der Deutschen und Nichtdeutschen, des Inlandes und des Auslandes, scheint Fichte ein großer Gegensatz allgemein menschlicher Art verkörpert und zu geschichtlicher Wirksamkeit gebracht. Der Mensch kann sich nach Fichte in zwiefacher Weise zu den Dingen stellen: entweder so, daß er die Welt und Wirklichkeit als etwas von draußen Gegebenes, Festes und Starres hinnimmt, sich einer Nothwendigkeit der Dinge unterwirft und ihren Forderungen dienstwillig accommodirt, oder so, daß er als den Grundquell aller Wirklichkeit die geistige Thätigkeit selbst behandelt, aus ihr allen Bestand seines Daseins ableitet, nichts als werthvoll und als bindend anerkennt, das nicht jener schaffenden Thätigkeit entsprang. Dort bleibt das Leben in aller Mannichfaltigkeit seiner Erscheinungen innerlich gebunden und in unverrückbare Grenzen gebannt, den Gipfel der geistigen Leistung bildet dann eine kluge Technik; hier dagegen ist das Leben in die Freiheit gestellt und trägt in sich eine unbegrenzte Entwickelungfähigkeit, hier wird zur Seele unseres Daseins die moralische Entscheidung, die männliche That. Jenes ist nach Fichte die überwiegende Art des Auslandes, Dieses dagegen die Größe und die Stärke deutschen Wesens. Natürlich giebt es überall auf Erden Individuen jener ursprünglichen Art, aber nirgends so wie bei den Deutschen hat sich das selbstthätige und ursprüngliche Leben zu einem Ganzen zusammengeschlossen und zu einem fortlaufenden Strom geschichtlicher Wirkungen verkettet; nur bei solcher Verbindung aber kann es gegenüber einer feindlichen oder gleichgiltigen Welt seine Züge mit voller Klarheit ausprägen.

Ein solches Volk ursprünglichen Lebens wird den Problemen der Innerlichkeit den größten Ernst und Eifer widmen und sie um ihrer selbst willen, nicht als Mittel für andere Zwecke, behandeln, es wird das Reinmenschliche am Menschen entfalten und den unsichtbaren Gütern alles äußere Wohlsein unterordnen. Ein solches Volk ursprünglicher Thätigkeit und reiner Innerlichkeit wird es nicht leicht in seinem Leben haben; es kann sich nicht auf die Gunst

des Schicksals oder auf eine glückliche Natur verlassen, sondern es hat die Höhe seines eigenen Wesens erst in mühsamer Arbeit zu erringen, es hat harte Widerstände zu überwinden, nicht nur draußen, sondern auch bei sich selbst, es wird leicht der Schwerfälligkeit und Unbehilflichkeit geziehen werden. Aber ein solches Volk wird dem Leben einen größeren Stil geben, sein Schaffen wird zu den letzten Gründen vordringen, seine Arbeit tiefer in das Dasein eingreifen. Wo der ausländische Geist sich begnügt, das Leben geschickt zu ordnen und gefällig zu gestalten, da wird der deutsche Geist „neue Schachten eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe, und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die künftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen.“ Nur ein solches Volk ursprünglichen Lebens ist jener reinen Innerlichkeit fähig, die wir Gemüth zu nennen pflegen; so setzt Fichte, und er wohl zuerst, den Begriff des Gemüthes zum deutschen Wesen in eine besonders enge Beziehung und spricht gern von „deutschem“ Gemüth.

Wenn der Philosoph in Alledem ein ideales Bild deutschen Wesens entwirft, so vergißt er keinen Augenblick, daß der Durchschnitt des deutschen Lebens solchem Bilde keineswegs voll entspricht, daß viele, vielleicht die meisten Deutschen der flacheren und bequemeren ausländischen Art anhangen und die Tiefe ihres eigenen Wesens verleugnen. Aber daß jenes Bild trotzdem eine Wahrheit hat, bekundet ihm überzeugend die Geschichte des deutschen Volkes; wie ein Spiegel darf sie dem lebenden Geschlecht vorgehalten werden zur Selbsterkenntniß und zugleich zur Erhebung; sind doch alle ihre Höhepunkte deutliche Erweisungen jener Ursprünglichkeit und Innerlichkeit.

Nirgends ist Das klarer als auf dem Gebiete der Religion: nie hat ein Volk das Verhältniß zum Göttlichen und die Sorge um das Heil der Seele so schwer genommen, nie eins so sehr die Religion als einen völligen Selbstzweck behandelt, nie eins es entschiedener abgelehnt, in Sachen des Gewissens sich durch äußere Gewalt gebieten zu lassen. Diesen ungeheuren Ernst des deutschen Volkes in religiösen Dingen zeigt besonders deutlich das Reformationzeitalter. Natürlich liegt es dem Denker, der sein Volk zur Erhebung und Einigung ermahnt, so fern wie möglich, die unselige konfessionelle Spaltung des deutschen Volkes noch zu vertiefen, aber davon kann er nicht lassen, den Kampf selbst mit allen seinen Nöthen als ein Zeugniß deutschen Ernstes und deutscher Gewissenhaftigkeit zu preisen. Und in diesem Sinne, nicht in einem eng konfessionellen, feiert er Luther als das Urbild eines deutschen Mannes: „Ihn ergriff ein allmächtiger Antrieb, die Angst um das ewige Heil, und dieser ward das Leben in seinem Leben und setzte immerfort das Letzte in die Wage und gab ihm die Kraft und die Gaben, die die Nachwelt bewundert. Er, der immerfort das Heil aller unsterblichen Seelen auf dem Spiel stehen sah, konnte allen Ernstes allen Teufeln in der Hölle furchtlos entgegengehen.“

Und solche Bewegung blieb nicht eine Sache einzelner Individuen, das ganze Volk ward wie durch ein fortlaufendes Feuer ergriffen, ganz Europa erfuhr eine starke Rückwirkung, auch die alte Lehre erhielt eine Prüfung, Umdeutung und Befestigung. Schließlich ist durch jene Kämpfe „ein muthigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde und eine freiere Regung des Geistes in alles Leben der Folgezeit gekommen.“

Ein anderes Zeugniß für die eigenthümliche Kraft und Tiefe des deutschen Geistes liefert nach Fichte die deutsche Philosophie. Auf allen Höhepunkten ihres Schaffens setzt sie nicht eine Welt außerhalb des Denkens voraus und läßt keine starren Annahmen vor ihrer Arbeit gelten, sondern sie will alle Wirklichkeit aus dem Denken selbst entwickeln und sie zugleich geistig durchleuchten, sie will nicht nur verstandesmäßig über gegebene Dinge reflektiren und raisonniren, sondern sie ruft die menschliche Vernunft auf zu kühnem Schaffen, zum Bau ganzer Welten, sie strebt über alles Sinnliche hinaus zum Uebersinnlichen, sie begründet dieses aber nicht auf äußere Autorität, sondern auf die eigene innere Natur des Geistes. Hier erscheinen Religion und Philosophie nicht als unversöhnliche Gegner, sondern als Genossen des selben Werkes; hier wird das Sein aus dem Werden, dem lebendigen Fluß der Entwickelung verstanden, hier herrscht ein fester Glaube an eine Freiheit im Menschen, hier dünkt die Geschichte nicht ein Mechanismus gegebener Kräfte, sondern eine Stätte, wo schöpferische Mächte walten und wo immer neues Leben hervorzubrechen vermag.

Endlich bekundet sich auch auf dem Gebiet des Staats- und Gesellschaftlebens das deutsche Wesen mit eigenthümlicher Kraft. Ausländische Art ist es, so meint Fichte, von bloßen Verfassungformen alles Heil zu erwarten, einen großen Mechanismus, ein künstliches Druck- und Räderwerk herzustellen, das ein leidliches Zusammenwirken verspricht und vor Allem auf eine geschickte Staatskunst in dem überkommenen Sinn dieses Wortes angewiesen ist. Die echte deutsche Staatskunst dagegen will vor Allem einen festen und gewissen Geist, sie kann nicht den Stoff hinnehmen, wie er sich eben findet, um dann durch künstliche Vorkehrungen irgend welche Form herauszuklauben, sondern sie muß den Stoff selbst für die Vernunftaufgabe bilden; Das aber kann sie nur, wenn sie die Nation in allen ihren Gliedern von innen her zur reinen Menschlichkeit erzieht: keine wahrhaftige Bildung der Staaten ohne eine Erziehung zum Menschen. Wie ernst aber die Deutschen die Fragen einer solchen Erziehung genommen haben, Das erweist ihre Geschichte deutlich genug: seit Jahrhunderten sind die Deutschen vor den anderen Nationen das Volk der Erziehung. Auch in der gegenwärtigen Krise, so meint Fichte, ist von keiner anderen Seite her Heil zu erwarten als von einer durchdringenden Reform der Erziehung, von einer Erziehung, die tiefer in die Anfänge des

Lebens zurückgreift und die Bildung eines thätigen Willens und selbständigen Charakters zur Hauptsache macht. Und es fehlt nicht an einem Führer für diese neue Erziehung; kein Anderer kann es sein als Pestalozzi. Er darf als ein redendes Zeugniß dafür gelten, „daß das deutsche Gemüth in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreis der deutschen Zunge noch bis auf diesen Tag waltet". Denn er hat ein mühevolles Leben hindurch mit allen möglichen Hindernissen gerungen, „aufrecht gehalten und getrieben durch einen unversiegbaren und allmächtigen und deutschen Trieb, die Liebe zu dem armen, verwahrlosten Volke. Diese allmächtige Liebe hatte ihn zu ihrem Werkzeug gemacht, sie war der feste und unwandelbare Leitfaden seines Lebens, der es hindurchführte durch alle ihn umgebende Nacht und der den Abend dieses Lebens krönte mit seiner wahrhaft geistigen Erfindung".

So sah Fichte in Religion und Philosophie, in Staatsleben und Erziehung sichere Beweise einer unvergleichlichen Größe und Tiefe des deutschen Geistes; was so Gewaltiges in der Vergangenheit geleistet hat und in Wahrheit die Seele der neueren Geschichte bildet, Das ist der Menschheit unentbehrlich, Das kann und wird auch jetzt nicht untergehen, sondern sich aus aller Noth zu einer neuen Lebensentfaltung aufraffen, so gewiß es eine Vernunft der Wirklichkeit und einen Sinn der Geschichte giebt. In solchem festen Vertrauen hat Fichte während der Zeit schwerster Bedrängniß unablässig und freudig gewirkt, in diesem Glauben ist er gestorben, auch er ein Opfer, wenn auch ein indirektes Opfer des großen Befreiungskrieges.

Wir wissen, daß sein Glaube ihn nicht getäuscht hat: das deutsche Volk ist neu erstanden, es hat nicht nur seine Unabhängigkeit wiedererrungen, es hat seine Kultur glänzend entwickelt, es hat nach mühsamen Wirren und schweren Kämpfen schließlich auch ein gemeinsames Staatsgefüge erlangt, vornehmlich durch die Lebensarbeit des einen großen Staatsmannes, dessen Name bei keinem nationalen Feste fehlen darf; so steht es jetzt da, mächtig im Rath der Völker, unablässig vordringend in seinem Wirken und Schaffen.

Aber wenn Deutschland auf ein bedeutendes, an Siegen und Erfolgen reiches Jahrhundert zurückschaut, wie sehr ist in dessen Verlauf die Art des Lebens, wie sehr sind auch die Ideale gegen die Zeit Fichtes verändert! Dort war es die reine Innerlichkeit des Menschen, es war das geistige Schaffen weltüberlegener Art, wovon alles Heil erwartet wurde; die Beherrscherin unseres Jahrhunderts dagegen ist die Arbeit, die enge Verflechtung unseres Thuns mit der gegenständlichen Welt, die Unterwerfung der Wirklichkeit unter die Zwecke des Menschen. Und in dieser Arbeit ist kein Volk den Deutschen voraus. Einsichtiger und ausdauernder Arbeit verdanken wir den inneren Ausbau unseres Staates wie die bewundernswerthe Ordnung unseres Heeres, die Blüthe unserer Wissenschaft, den Ruhm unserer Erziehung, die erstaun-

lichen Triumphe unserer Technik und Industrie. Mit so reicher Entwickelung hat die Arbeit unser ganzes Leben umsponnen und umgewandelt, Bildung, Macht und Wohlstand des Ganzen sind unermeßlich gewachsen, ein männliches Selbstgefühl darf das ganze Volksleben durchdringen.

Zugleich aber haben sich auch die Forderungen des Lebens und seine Ideale verwandelt. Wenn die Arbeit alles Sinnen und Denken des Menschen an sich zieht, wird zur Hauptsache die Leistungfähigkeit nach außen, es gilt, die Kräfte voll anzuspannen, klaren Auges in die Welt zu blicken, günstige Gelegenheiten rasch zu erspähen und geschickt zu nutzen, das Begonnene mit zäher Energie durchzuführen, zu neuem Werk sich stets bereit zu halten. Damit verlegt sich der Schwerpunkt des Lebens von der Tiefe der Innerlichkeit in die Berührung mit der Weltumgebung, Alles liegt daran, hier weiter zu kommen; nicht dem inneren Sein und Vermögen, sondern dem nutzbaren Wissen und Können, nicht der Gesinnung, sondern der Leistung gilt jetzt das Hauptstreben.

Zugleich aber hat sich das Verhältniß der Völker unter einander und zum Ganzen der Menschheit wesentlich verändert. Die Kräftigung des deutschen Wesens erwartete Fichte von einer energischen Konzentration auf sich selbst unter strenger Ausscheidung alles Fremden. So möchte er auch wirthschaftlich die Deutschen möglichst auf den eigenen Kreis beschränken, aller Welthandel scheint ihm gefährlich und das Fehlen von Kolonien begrüßt er als einen Vortheil. Ein günstiges Geschick habe die Deutschen vor dem unmittelbaren Antheil an dem Raube der anderen Welten bewahrt!

Heute dagegen ist die Kultur zu einer Weltkultur geworden, unzählige Fäden verbinden das eine Volk mit dem anderen, ein großer Zusammenhang des Lebens umschlingt den ganzen Erdball; nur in lebendiger Theilnahme an dieser Bewegung kann sich das einzelne Volk erhalten; nicht in der Isolirung, sondern nur im Geben und Empfangen, in Wetteifer und Kampf kann es seine Kraft stählen. Kein Volk kann gedeihen, das nicht auf diesem neuen Boden eine selbständige Stellung zu behaupten vermag, das nicht — wirthschaftlich und geistig — seine eigenthümliche Art innerhalb des Weltlebens zur Geltung bringt. Das aber haben die Deutschen in Wahrheit gethan: auch den Weltproblemen praktischer Art hat das deutsche Wesen sich gewachsen gezeigt, es hat die dumpfe Enge kleinlicher Verhältnisse gesprengt, es fühlt sich stark in der Ausbreitung seiner Produkte nicht nur, sondern auch seiner Einrichtungen und Ideen über den Erdball; wenn wir hier täglich von neuen Fortschritten hören und lesen, so kann leicht das Gefühl aufkommen, wie herrlich weit wir es gebracht haben und wie fest wir auf der eigenen Kraft stehen. Den weiter Blickenden jedoch können alle Triumphe des Augenblickes nicht über die schweren Gefahren hinweg täuschen, welche die Wendung

zu einer solchen erdumspannenden, mit großen Massen wirkenden, internationalen Lebensführung gerade uns Deutschen bringt. Neben uns entwickeln sich in unheimlichem Anschwellen Weltmächte zu gigantischer Größe, Mächte wie Rußland, England, Nordamerika; wir dagegen sind durch Natur und Geschichte auf ein enges Gebiet beschränkt, uns fehlen selbständige Sammel- und Stützpunkte deutschen Wesens in anderen Welttheilen; so sind wir in augenscheinlicher Gefahr, bei allem augenblicklichen Vordringen von jenen Hundertmillionen-Reichen, wenn nicht erdrückt, so doch zu einem Winkeldasein herabgesetzt zu werden; müssen wir doch schon jetzt oft genug hören, die englische Sprache und die englische Kultur sei zur Weltherrschaft bestimmt und die deutsche Art müsse zufrieden sein, in solche Weltkultur nur irgend förderlich einzufließen.

In Wahrheit haben die Rivalen äußerlich vor uns einen zu großen Vorsprung, als daß wir sie hier einholen könnten; über ganze Erdtheile zu herrschen und ihnen unser Recht und unsere Sprache aufzuerlegen, Das wird uns schwerlich beschieden sein. Halten wir trotzdem die Ueberzeugung fest, das deutsche Wesen mit seiner Tiefe und seiner Universalität habe eine unvergleichliche Größe und sei mit dieser dem Ganzen der Menschheit unentbehrlich, und schöpfen wir aus solcher Ueberzeugung die Hoffnung auf eine dauernde Weltstellung des deutschen Volkes, so giebt es nur einen einzigen Weg, solche Gesinnung in That umzusetzen: wir müssen durch innere Kraft ersetzen, was uns an äußeren Mitteln gebricht, wir müssen unsere Kultur intensiv und individuell gestalten, wir müssen ein Ganzes menschlichen Wesens in unsere Arbeit hineinlegen, wir müssen unser Wirken beseelen durch eine Verbindung mit ursprünglichen geistigen Tiefen, wir müssen dadurch den anderen Völkern Etwas bieten, das sie nicht aus eigenem Vermögen leisten, aber auch kraft der allgemein menschlichen Natur nicht entbehren können: dann wird sich die deutsche Art innerlich als eine Weltmacht erhalten, auch wenn sie äußerlich zurückstehen sollte. Schließlich ist das Stärkste der Geist, er kann, er wird sich behaupten gegen alle bloße Ausdehnung.

Aber um sich siegreich erweisen zu können, muß der Geist erst vorhanden sein, und daß er heute in deutschen Landen eine mächtige Entfaltung zeige, kann kaum ein Optimist bejahen. Jene glänzende Entwickelung hat eine sehr mißliche Kehrseite, der Gewinn ist erkauft durch große Verluste. Ueber allem Eifer um die Arbeit ist weit zurückgetreten die Sorge um die Seele des Menschen und um einen inneren Gehalt des Lebens, die großen Fragen der geistigen Existenz werden von dem vorwaltenden Zuge der Zeit als Nebensachen behandelt, besonders auch von Denen, die gelehrt sind und sich weise dünken, der Selbstwerth der geistigen Güter verschwindet vor der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit, über dem äußern Erfolg wird die Frage nach dem inneren Ertrag vergessen. Und solchem Boden sollten kräftige

Charaktere, selbständige Persönlichkeiten, freie Männer entwachsen! Zugleich verkümmert die fortschreitende Theilung der Arbeit den Sinn für das Ganze des Lebens und seine inneren Zusammenhänge, das Reich selbständiger Innerlichkeit geräth auch bei den Deutschen ins Wanken, alle Triumphe der Arbeit können nicht verhindern, daß die Menschen als Menschen kleiner, flacher, leerer und daher auch unbefriedigter, friedloser werden. Das darf und kann so nicht weiter gehen; augenscheinlich entstehen große neue Aufgaben und fordern unsere volle Hingebung. Es gilt, die Tüchtigkeit der Arbeit zu verbinden mit einem gehaltvollen menschlichen Sein, ein weites und großes Weltleben mit der Innigkeit des Gemüthes, es gilt einen Kampf um die Herausbildung neuer Ideale. Wollten wir Deutschen uns diesem Kampf entziehen, unser Volk würde sein Bestes verloren geben, es könnte dann rasch von der mühsam errungenen Höhe herabsinken, leicht könnte eine Zeit kommen, wo neue Reden an die deutsche Nation nöthig würden. Aber wer die weltgeschichtlichen Erfahrungen und Leistungen der deutschen Art überschaut, Der kann diesen Kampf um ihre geistige Selbsterhaltung guten Muthes aufnehmen. Das deutsche Volk hat sich Jahrtausende hindurch stets auch den schlimmsten Krisen gewachsen gezeigt; wohl war es keineswegs leicht in Fluß zu bringen und die träge Gewohnheit des Alltages hatte bei ihm eine besonders große Macht. War es aber erst einmal aufgerüttelt und von dem Ernst der Lage durchdrungen, so hat die Ursprünglichkeit und Unerschöpflichkeit seines Wesens ihm stets die Mittel und Wege zum Siege gezeigt; auf diesen tiefsten Grund der deutschen Art muß bauen und darf bauen, wer heute inmitten der schweren Erschütterung des geistigen Lebens mit freudiger Zuversicht für die Zukunft arbeiten will.

Jena. Professor Dr. Rudolf Eucken.



Das Glück der Unwissenheit.

Rechtsanwalt Ekström hatte den ganzen warmen Sommervormittag in dem schwülen Gerichtshause oben auf dem Hügel geschwitzt, um in zwei Prozessen zu plaidiren; ihretwegen hatte er eine lange und beschwerliche Reise nach der kleinen Stadt in Schonen unternommen, in der er sich jetzt aufhielt. Nun war er fertig. In der einen Sache war zu Gunsten seines Klienten entschieden, die andere war an das Obergericht verwiesen worden. Und nun war der Herr Rechtsanwalt gerade im Begriff, sich an die dritte Sache zu machen, an das Mittagessen. Mit dem Pessimismus eines erfahrenen Reisenden hegte

er starke Zweifel, ob der Verhaftete in diesem „Fall“ — der Wirth des alten, halbverfallenen Gasthofes — alle nothwendigen Akten in Ordnung haben würde. Um wenigstens ein Bischen frische Luft athmen zu können, hatte der Rechtsanwalt sich vorbehalten, in einer Laube im Garten zu speisen.

Das Essen war überaus einfach, schmeckte aber besser, als der Rechtsanwalt zu hoffen gewagt hatte, da er, was die Hauptsache war, guten Appetit hatte und es ein gutes Glas Bier dazu gab. Einen Schnaps und etwas einfachen Wein hatte er sich mitgebracht, und nachdem er so eine Weile für sich gesessen hatte, meinte er, die Welt finge an, weit weniger traurig auszusehen, kaute langsamer und kritischer und erschloß seine Sinne, die bis dahin sämmtlich auf den Teller und das Glas gerichtet gewesen waren, auch den Ereignissen der Umwelt. Anfangs schienen diese freilich trostlos gering an Zahl und unbedeutend zu sein. Vier Hühner gingen umher und suchten nach Würmern auf dem halbverwachsenen Gange, eine Katze lag unter einem Stachelbeerstrauch und lauerte einem Sperling auf und die Magd des Wirthes schuppte vor der Küchenthür Barse ab. Das war Alles.

Aber plötzlich hörte er hinter sich Stimmen. Er bemerkte, daß die Laube, in der er saß, dicht an den vermorschten Zaun des Gasthofes stieß und daß sich auf der anderen Seite eine eben solche Laube befand, aus der die Stimmen herklangen.

Als der Rechtsanwalt den neuen „Fall“ entdeckte, hatte er gerade seinen Kaffee bekommen, seine Cigarre angezündet und dem Mädchen, das ihn mit Fischschuppen auf den Fingern und in der selben Schürze, in der sie sich mit den Barsen abgab, bediente, den Befehl ertheilt, zu veranlassen, daß in einer halben Stunde der Wagen angespannt sein solle, um ihn nach der Station zu bringen.

Die Eigenthümer der redenden Stimmen waren erst angekommen, nachdem das Mädchen sich entfernt hatte, und hatten von der Anwesenheit des Fremden auf der anderen Seite des Zaunes sicher keine Ahnung; er selbst dagegen konnte sie ziemlich deutlich sehen.

Es war ein entzückendes Idyll, das er da sah. Der andere Garten war fein und zierlich, mit Blumenbeeten, edlen, wohlgepflegten Bäumen und grünen Bänken. Und in der hübschen Laube saß eine Frau in einer einfachen Blouse und nähte an einem Wäschestück; und ihr gerade gegenüber, auf der anderen Seite des grünen Tisches, saß behaglich ein junger Mann in einem selbstgewebten Anzug und Strohhut und folgte ihren flinken Fingern mit seinen schönen braunen Augen. Er war ein kräftiger Mann, stattlich anzusehen, und die Frau hatte eine üppige Figur und ein frisches, junges Gesicht, das warm im Sommerabend glühte, und der Blick der großen blauen Augen war sanft und doch munter. Er sah sie unverwandt an und sie schlug oft ihre Augen von der Arbeit auf und begegnete seinem Blick und lachte. Ein Kind von fünf Jahren hätte erkennen können, wie innig und warm sie einander liebten.

Dann vernahm man ein kurzes, leises Wimmern und die Frau legte eilig ihre Arbeit bei Seite und nahm aus einem blau-weißen Kinderwagen neben sich ein kleines weißes Bündel, aus dem zwei klare, wässerige Kinderaugen mit erstauntem Ausdruck ihr entgegenguckten. Das Kleine konnte noch nicht reden und noch weniger Etwas verstehen, aber es konnte an Mamas dunklen, lockigen Haaren mit kleinen, fleischigen Fingern zupfen und mit seinen Patschen ihre

blühende Wange klopfen. Sie küßte und liebkoste es und lachte und gab ihm allerhand Kosenamen, bis der kleine runde Kopf auf ihre Schulter herabzufallen begann, wie ein Blumenkelch sich am Sommerabend neigt, und seine Augen sich schlossen. Dann wurde es wieder in seinen blau-weißen Wagen gelegt und die flinken Finger griffen von Neuem nach der Arbeit.

Aber die Nadel fuhr immer langsamer auf und nieder, der Strohhut kam der hellen Taille immer näher, ein starker Arm, eine von der Sonne verbrannte Hand wurde fest und innig um die üppige Taille gelegt, das Weißzeugstück glitt sanft auf den Boden, — und zwei Köpfe lehnten sich an einander.

Der Rechtsanwalt, der ein armer Junggeselle war, seufzte still, aber tief und neidisch auf . . .

Die Beiden dort drinnen küßten sich und flüsterten verliebte Worte. Und diese Worte waren heiß, wie kurz nach dem ersten Geständniß. Sie mußten einander sehr lieb haben, sehr, da sie so verschwenderisch mit den Schätzen der Liebe umgehen konnten, während sie hier Tag für Tag in ländlicher Einsamkeit zusammen lebten.

Sie legte ihren runden Arm um seinen Nacken und zog ihn dicht zu sich hin. Er nahm ihren kleinen, schönen Kopf zwischen seine großen braunen Hände, sah ihr lange ins Auge und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

„Et is angespannt, Herrche!" sagte plötzlich das Mädchen des Gastwirths.

Der Rechtsanwalt fuhr zusammen, als er so plötzlich aus seinem Sinnen aufgestört wurde. Und Die auf der anderen Seite des Zaunes fuhren in die Höhe, als ob sie sehr erschraken. Der Rechtsanwalt lachte, bezahlte und fuhr ab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Rechtsanwalt Ekström hatte in letzter Zeit sehr viel zu thun bekommen und auch in dieser Gegend von Schonen hatte er drei bis vier „Sachen", den Verkauf einer Besitzung und Anderes, so daß er einige Tage später wieder das dichte Eisenbahnnetz dort unten um Malmöhus befuhr. Auf diesen Fahrten war er den ganzen Tag fast unaufhörlich mit einem jungen, angenehmen Landwirth zusammen, der den selben Weg machte und zufällig an den selben Zwischenstationen Geschäfte zu erledigen hatte und in dem selben Hotel übernachtete wie er.

Er war ein gebildeter Mann und ein gemüthlicher Kerl; aber was den Rechtsanwalt namentlich zu ihm hinzog, war sein strahlender Humor, der warme Abglanz eines in ihm wohnenden Glückes, der über seinem ganzen Wesen ruhte. Dieses Glück war so groß, daß er Alle, mit denen er sympathisirte, daran theilnehmen lassen mußte. Während der Fahrt und des gemeinsamen Abendessens im Hotel erfuhr der Reisekamerad, ein wie schönes kleines Heim der Mann habe, daß seine kleine Frau, mit der er noch keine zwei Jahre verheirathet sei, zweifellos das vortrefflichste Weibchen auf der Erde sei, wie unendlich glücklich er sei, wie er sich nach Hause sehne, wie warm er dort empfangen werde und wie prächtig sein kleiner Junge sei. Das arme Mamachen! Nun ängstigte sie sich um Papa und sehnte sich mit dem ganzen zärtlichen Drange ihres Herzens nach ihm. Als er abreiste, hatte er, trotz seiner Liebe, sie fast ein Bischen verwünscht, so verzweifelt war sie beim Abschied gewesen. Aber so sei sie immer. Na, Gott sei Lob, sie seien auch weder oft noch lange von einander getrennt. „Ach, Sie sollten sie nur sehen. . . . ."

„Na, dann geben Sie sie mir her!" sagte der Rechtsanwalt und streckte die Hand aus.

„Wie meinen Sie?" fragte der Gutsbesitzer Lundberg und lachte.

„Ach, verstellen Sie sich doch nicht! Man kann sich doch denken, daß ein so verliebter Kerl, wie Sie, keine zweihundert Ellen von Hause fortfährt, ohne ihre Photographie bei sich zu haben, — vielleicht in vier bis fünf Auflagen."

„Nur drei, denn sie ist so furchtbar schwer zu treffen", fügte er gleichsam zur Enschuldigung hinzu. „Die Bilder werden Eveline doch niemals ähnlich."

Der Rechtsanwalt nahm lächelnd die Photographie, die ihm hinübergereicht wurde. Aber kaum hatte er einen Blick auf sie geworfen, da fuhr er heftig zusammen und rief ganz unbewußt:

„Das ist Ihre Frau?"

„Ja, gewiß. Haben Sie sie vielleicht einmal gesehen?"

„Ich? Nein .... nein! Und Sie sind noch nicht zwei Jahre verheirathet?"

„Nein; und die Zeit vergeht so schnell, wenn man glücklich ist ..."

„Ist — ist Ihr Frauchen jetzt ganz allein zu Hause?"

„Ja — nein —, Das heißt, mein Cousin, ein großer, erwachsener, prächtiger Junge, fast noch ein Kind — er hat kürzlich erst sein Abiturientenexamen gemacht — ist zu Hause und leistet ihr Gesellschaft. Er kennt Eveline viel länger als ich; im Hause seiner Eltern trafen wir uns zum ersten Male. Eveline hat den Jungen gern, klagt aber darüber, daß er so nachlässig und bummelig ist. Sie hält ihn kurz und lehrt ihn Mores, Das können Sie mir glauben. Er hat riesigen Respekt vor Eveline. Aber was fehlt Ihnen? Sie sehen mich so merkwürdig an?"

„So? .. Ja, es ist so erfreulich, einmal einen so recht durch und durch glücklichen Menschen zu sehen!"

„Aber zum Teufel, zerkauen Sie doch nicht Ihre ganze Cigarre, bevor Sie sie anzünden!"

Der Rechtsanwalt versank in tiefe Gedanken und Herr Lundberg fand, daß sein Nachbar geradezu langweilig wurde. Aber am folgenden Morgen verabschiedete er sich doch herzlich von ihm, als er im Bahnzug saß und der Rechtsanwalt am Waggonfenster stand.

„In zwei Stunden bin ich bei Eveline und Puttchen!" jubelte er. Sein Gesicht strahlte und leuchtete förmlich.

„Darf ich bitten, sie unbekannter Weise von mir zu grüßen!" sagte der Rechtsanwalt, als der Zug abfuhr.

Der Rechtsanwalt war Philosoph. Er ärgerte sich weder über die Uebel der Welt noch über die Schlechtigkeit der Menschen. Er ging nur und murmelte vor sich hin: „Armer Kerl! So lange er nichts weiß, ist er ja glücklich! Aber Das giebt einmal ein höllisches Erwachen! Die beiden Anderen werden wohl bald einmal eine Dummheit begehen, — und dann ist der Krach da! Ich möchte sie beinahe warnen, sie bitten, ihre Karte recht vorsichtig zu spielen, damit der arme Lundberg noch so lange wie möglich in der Glückseligkeit der Unwissenheit umherwandeln kann. Ja, ja! .. Ich glaube, ich werde niemals heirathen ..."

Wexiö. Alfred von Hedenstjerna.



Der Feenpalast.

Die polizeiliche Schließung des Feenpalastes ist eine bedauerliche Maßregel, weil sie der guten Sache schaden wird, statt ihr zu nützen. Die in der Welt auf Abschaffung der Terminbörsen gerichteten Bestrebungen erfahren keine Förderung durch die Einschränkung der persönlichen Freiheit einzelner Händler in Deutschland. Das scheinbare Märtyrerthum dieser berliner Händler muß dem Börsenterminhandel die Sympathien aller Leute zuführen, die von dem Kernpunkt der Sache nichts verstehen. In Wirklichkeit ist die Schließung des Börsenlokals von gar keiner Bedeutung und für jeden einzelnen Getreidehändler ohne die geringste materielle Schädigung. Weder im Kauf noch im Verkauf ist er gehindert oder beschränkt; jede Behauptung des Gegentheiles beruht auf Unkenntniß oder Heuchelei.

Die beständige öffentliche Versteigerung von Papier-Getreide, die den Zweck hat, auswärtige Spieler heranzulocken, und die man börsenmäßiges Termingeschäft nennt, ist allerdings ohne Rendez-vous-Platz schwierig zu bewerkstelligen. Dieses Geschäft ist aber doch längst gesetzlich verboten und die Leute, die es betrieben haben, sind keine Getreidehändler. Sie sind eine Spezialität für sich, ein Erzeugniß der jüngsten Zeit, für die der richtige Name noch nicht gefunden ist. Börsianer oder Börsenjobber paßt nicht, denn man versteht darunter gewissenlose Spekulanten und Das sind sie nicht. Es mögen ganz vorsichtige, anständige und ehrenwerthe Männer sein, die aber den Fehler haben, daß sie von dem volkswirthschaftlichen Schaden ihrer Thätigkeit nicht zu überzeugen sind. Das ist auch ganz natürlich. Wie kann ein Geschäft in ihren Augen schlecht sein, bei dem sie verdienen! Aber Kaufleute sind es nicht. Denn der Handel gründet sich auf den Bedarf; ohne ihn ist er nicht denkbar. Der Börsenterminhandel aber gründet sich auf das Spiel. Durch Heranziehung des Spielers hat er sich einen künstlichen Bedarf geschaffen, der anhält, so lange es nur zu kaufen gilt, aber regelmäßig versagt, wenn es gilt, die gekaufte Waare zu übernehmen. Hierin liegt der unermeßliche volkswirthschaftliche Schaden, den der Börsenterminhandel verschuldet. Die berühmte Deckungfrage ist nichts Anders als ein ungeheurer Humbug. Alle gegentheiligen Behauptungen leiden an dem Fehler, daß sie nur den Vortheil des sich Deckenden ins Auge fassen, während sie sich um das Schicksal des die Deckung Gewährenden so wenig kümmern, als ob er nicht existirte. So oft die Zahl der Verkäufer an der Börse die Zahl der Käufer übersteigt, giebt es Baisse, wie es im umgekehrten Falle Hausse giebt. Wenn die unvernünftige Behauptung wahr wäre, daß die Wirkung des Kaufes die Wirkung des Verkaufes aufhebe, so würden die Preise sich niemals ändern, denn jeder Kauf ist zugleich ein Verkauf: immer steht bei einem abgeschlossenen Geschäft

ein Käufer einem Verkäufer gegenüber. Man nennt aber Käufer und Verkäufer nicht nur die Leute, die ein Geschäft abgeschlossen haben, sondern auch die anderen, die ein Geschäft abschließen wollen. Und da kommt es vor, daß einem Käufer zehn Verkäufer gegenüberstehen, die, weil jeder das Geschäft machen will, einander unterbieten; dadurch wird Baisse erzeugt, wie es im umgekehrten Falle, wenn mehr Käufer als Verkäufer da sind, Hausse giebt. Es müßten demnach, damit die Preise nicht zurückgehen, eben so viele Spieler à la hausse wie Spieler à la baisse an der Börse vorhanden sein. Nun kommen aber zu den Spielern noch die Spezialisten, die gegen das Getreide, das sie einkaufen, an der Börse verkaufen, um „ihr Risiko zu decken"; und daraus ergiebt sich die Frage: wie viele Spieler à la hausse müssen an der Börse beständig mehr vorhanden sein als Spieler à la baisse, damit das geerntete Getreide ohne Schaden für die Preise an der Börse gedeckt werden kann?

Nun weiß aber jeder Fachmann, daß es an den Terminbörsen, so lange die Geschichte neu war, mehr Haussiers als Baissiers gab und daß es heute mehr Baissiers als Haussiers giebt. Die Erklärung hierfür liegt in der einfachen Thatsache, daß das Börsensystem den Baissier auf Kosten des Haussiers begünstigt. Ein Spekulant, der in Amerika von 1876 bis 1896 ununterbrochen mit Weizen in der Baisse geblieben wäre, würde das Fünffache des heutigen Werthes der Waare allein an Reports, von dem Preisrückgang ganz abgesehen, verdient haben, wenn er, um einem corner auszuweichen, niemals später als am ersten Tage des Lieferungtermines reportirt hätte. Ein Haussespekulant hätte eben so viel verloren. Die selbstverständliche Folge ist, daß die Baissiers, weil sie verdienen, Baissiers bleiben und daß die Haussiers, weil sie auf die Dauer verlieren müssen, entweder nicht mehr mitthun oder auch Baissiers werden.

Aber selbst wenn an der Terminbörse stets so viel mehr Spieler à la hausse vorhanden wären, wie nöthig ist, um das Risiko der Händler ohne Preisdruck zu decken, so wäre immer noch nicht der Absatz für das durch die Terminbörse herbeigeschleppte Getreide geschaffen. Denn die Spieler wollen kein Getreide, sie wollen nur Differenzen. Sie übernehmen das Risiko nur provisorisch bis zum Lieferungtermin, dann flüchten sie, indem sie entweder ihr Engagement liquidiren oder auf einen späteren Termin reportiren. Für das vorhandene Getreide aber muß um jeden Preis ein Sachverständiger (Getreidehändler oder Müller) gefunden werden, der das Risiko von Neuem übernimmt. Hierin liegt der Grund, warum die Spieler à la hausse, mögen sie zeitweilig in noch so starker Anzahl vorhanden sein, auf die Dauer immer verlieren müssen. Denn nicht nur auf die Zahl der Käufer und Verkäufer, die einander gegenüberstehen, kommt es an, sondern auch auf die Qualität der Käufer und Verkäufer und auf die den Abschluß begleitenden

Umstände. Wenn ein Spieler kauft oder verkauft, von dem man im Voraus weiß, daß er weder beziehen noch liefern wird, so hat Das weniger Einfluß auf die Preise, als wenn ein Sachverständiger (Exporteur, Importeur oder Müller) kauft und verkauft, der beziehen oder liefern kann. Der Spieler à la hausse kauft, ohne zu kalkuliren, ins Blaue hinein; der Sachverständige aber, der ihm gegenübersteht, kalkulirt und giebt nur dann, wenn er den Preis, den er im Auge hat, erzielt. Genau so ist es bei der Liquidation; der Spieler muß am Lieferungtermin bestens verkaufen, was der Fachmann selbstverständlich zu seinem Vortheil ausnutzt.

Wenn wir die Thätigkeit des Börsenterminhandels ins Auge fassen und die an der Börse gemachten Käufe und Verkäufe, die einander aufheben, bei Seite lassen, so bleiben als Resultat die Einkäufe wirklichen Getreides ohne Rücksicht auf den Bedarf, die hieraus folgende Ueberschwemmung der Konsummärkte und Abstoßung der Waare zu Schleuderpreisen. Der Kaufmann, der so unverständig und prinzipienlos wirthschaftete, müßte die hieraus entstehenden Verluste aus seiner Tasche bezahlen; beim Börsenterminhandel zahlen sie die unerfahrenen Spieler. Und wie ein unverständiger, prinzipienloser Kaufmann nicht nur sich selbst schädigt, sondern auch seinen Konkurrenten das Geschäft verdirbt, so schädigt der Börsenterminhandel nicht nur die Spieler, sondern er ruinirt den ganzen Getreidehandel und die Landwirthschaft.

Die Behauptung, daß die Spezialisten, wenn sie sich an der Börse nicht mehr decken können, auch dem Landwirth das Getreide nicht mehr abkaufen werden, ist vollkommen richtig, aber es ist die höchste Zeit, daß mit diesem unsinnigen System aufgeräumt wird. Denn das der Waare anhaftende Risiko verschwindet nicht in der Börse, es wird vielmehr auf Schultern gebürdet, die diese Last nicht tragen können und unfehlbar darunter zusammenbrechen müssen. Daher der ungeheure Preisrückgang des Getreides von über 50 Prozent seit 1880, trotzdem die Mehrproduktion mit der Zunahme der Konsumenten nicht einmal gleichen Schritt gehalten hat. Wie viele brave Landwirthe und tüchtige Getreidehändler sind auf der Strecke geblieben, die durch diesen Rückgang markirt wird!

Wenn dieser prinzipienlose Börsenterminhandel, der sich als unfähig erwiesen hat, das Risiko der Waare zu übernehmen, in der Welt nicht mehr existiren wird (und Das wird viel schneller eintreten, als sich die jetzigen Anhänger der Terminbörse träumen lassen), dann stehen wir vor der Frage, wer in der Zukunft dieses Risiko zu tragen hat. Die Antwort ist sehr einfach. Wer trägt denn das Risiko bei Gerste, bei Kartoffeln, bei Eisen, Kohlen, Ochsen, Pferden und bei sämmtlichen auf dieser Erde existirenden Gütern, deren Handel bis jetzt von dem Börsenterminschwindel verschont geblieben ist? Wer übernahm das Risiko für Weizen und Roggen vor kaum zwanzig Jahren.

als das heutige „Deckungsystem“ noch nicht existirte? Wer anders als der jeweilige Inhaber der Waare! Der Getreidehändler, der das Risiko der Waare nicht übernehmen will, hat entweder die Finger davon zu lassen oder muß sich in die Rolle eines Kommissionärs, Agenten oder Maklers fügen. Aber den Großkaufmann spielen wollen, Getreide exportiren, importiren, speichern, mit einem Worte: in Getreide spekuliren, aber das damit verbundene Risiko auf den Rücken unerfahrener Spieler laden, — ein so blödsinniges System kann nur mit einer Katastrophe enden!

Das Risiko der Preisschwankungen muß von Sachverständigen getragen werden, die allein im Stande sind, es auf sich zu nehmen, nämlich in erster Linie von dem Produzenten und weiter von dem Getreidehändler. Für den Produzenten ist das Risiko, die Waare nach der Ernte zu halten, bis der Bedarf sie holt, ein kleines im Verhältniß zu dem, das er von der Zeit der Aussaat bis zur Ernte getragen hat, zumal sich bei ihm die Last auf viele Schultern vertheilt. Gewiß ist die Behauptung richtig, daß ohne Börsen der Landwirth nicht mehr zu jeder Zeit verkaufen kann; dafür aber wird er mit Nutzen verkaufen, wenn er wartet, bis der Bedarf sich geltend macht. Wird doch nach Beseitigung der Terminbörsen genau so viel Getreide gegessen werden wie vorher! Wenn alle Landwirthe der Welt das geerntete Getreide nur um zwei Wochen länger zurückhielten, als es heute geschieht, so würde Das genügen, um die sichtbaren Vorräthe auf ein Minimum zu reduziren, die Bedarfsfrage stets rege zu erhalten und den Preis des Getreides auf ein Niveau zu bringen, das dem Landwirth und dem Getreidehändler Nutzen ließe.

Das große Verdienst, das sich die deutschen Agrarier in der Bekämpfung des börsenmäßigen Terminhandels erworben haben, muß rückhaltlos anerkannt werden; aber es darf uns nicht verleiten, die Fehler, die im Programm einer sogenannten Reorganisation des Getreidehandels ihren Ursprung haben, zu übersehen. Durch Beseitigung des Börsenterminhandels wird der Getreidehandel in keiner Weise desorganisirt und es giebt in ihm deshalb auch nichts zu reorganisiren. Der Anspruch der Landwirthe auf Mitwirkung bei der Verwaltung ist eine Ueberhebung, die verletzend wirken muß; er ist auch naiv, denn es giebt nirgends eine Verwaltung des Getreidehandels, es giebt höchstens repräsentative Ehrenstellen. Es kann aber doch von keinem Stande verlangt werden, seine Vertreter aus einem anderen Stande zu wählen. Das Verlangen nach offiziellen Kursen ist eine durch die Börse anerzogene Schwäche. Jahrzehnte lang hat diese Börse nicht nur dem Landwirth, sondern auch dem Getreidehändler die Preise diktirt, jede freie Regung gehindert, jeden Verkauf zu höheren Preisen unmöglich gemacht; wie ein unabänderliches Geschick wurden ihre Launen und ihre Fehler ertragen. Es ist nicht zu verwundern, daß die Freiheit, die dem Handel und der Landwirthschaft durch Wegfall dieser No-

tirungen entsteht, im Anfang mißverstanden wird. Hat es doch auch Sklaven gegeben, die nach ihrer Befreiung sich in die Knechtschaft zurücksehnten.

Der Märchenglaube, mit dem einige Professoren der Nationalökonomie und andere gelehrte Männer ohne praktische Erfahrung die Welt erfüllen, daß die Getreidepreise von einer Art Fatum bestimmt werden und daß die Börsen Handelsakademien seien, wo die „richtigen“ Preise „berechnet“ werden, zerfließt bei gründlicher Prüfung. Der Preis des Getreides bildet sich wie der aller anderen Güter der Erde aus den subjektiven Ideen einer tausendköpfigen Menge, Besitzer, Käufer und Verkäufer, von denen jeder Einzelne für sich nichts Anderes erwägt als seinen persönlichen Vortheil. Bei Thatsachen und Ereignissen, die Hausse oder Baisse hervorzurufen geeignet sind, kann Niemand die Größe dieses Einflusses berechnen, weil in den tausend Köpfen der Menge, die durch ihre Käufe und Verkäufe die Preise bildet, dieser Einfluß nach der Individualität eines Jeden verschieden wirkt und deshalb unberechenbar ist. Beeinflußt werden die Preise von menschlichem Verstand und menschlichem Unverstand, von Charakterfestigkeit und Schwäche, von Kapitalkraft und finanziellem Bankerott, von Vertrauen und Mißtrauen, von Hoffnung und Furcht, von Wahrheit und Lüge, von offenem, ehrlichem kaufmännischen Gebahren und hinterlistigen Börsenmanövern. Jeder Inhaber von Getreide, jeder einzelne Käufer und Verkäufer hat nach Maßgabe seiner Bedeutung einen Einfluß auf die Preisbildung und ein Recht auf diesen Einfluß. Die Errichtung einer Centralstelle mit für einen größeren Rayon maßgebenden Preisen ist demnach eine Utopie. So wenig die Forderung nach menschlicher Berechnung zu erfüllen ist, eben so ungerecht ist sie, weil dadurch, daß Einzelne die Preise diktiren, das Recht aller Betheiligten auf die Preisbildung offenbar verletzt wird. Die Notirungen der Getreideterminbörsen, namentlich der amerikanischen, verletzen dieses Recht beständig. Um die Spieler zu unterrichten und zum Spiel zu verführen, werden diese Notirungen nach allen Richtungen verbreitet. Bis in die Don-Steppen der Kosaken und in die Thäler des Kaukasus erstreckt sich ihre Macht über den Weltmarkt und demuthvoll neigen sich die gläubigen Sklaven dem Spruche der Gottheit, dieser erbärmlichen Gliedergruppe, die amerikanische Börsenschwindler vor den staunenden Augen der Menge auf und nieder tanzen lassen. Der denkende Getreidehändler, der längst weiß, daß diese Orakel kein Licht verbreiten, sondern daß sie Irrlichter sind, die den auf sie Vertrauenden in den Sumpf locken, — selbst er kann sich ihrem Einfluß nicht entziehen, weil er mit dem Unverstand der großen Heerde rechnen muß, die der Peitsche zu folgen gewöhnt ist. Was nützt es ihm, zu wissen, daß diese Kurse falsch sind, daß sie auf Spiel, Schwindel und Unverstand beruhen, wenn er doch nicht hindern kann, daß sie ihm sein Geschäft verderben! Ist es zu verwundern, wenn er diese elenden Börsennotirungen,

die er so gern verachten möchte, als Sklavenketten fühlt, die er fürchten, hassen und verfluchen muß?

Als es vor kaum zwanzig Jahren noch keine Terminbörsen gab, wurde der Kaufmann nur durch die Offerten der Verkäufer und durch die Ordres seiner Kundschaft unterrichtet. Wenn die Offerten bei guten Ernte-Aussichten oder aus sonstigen Gründen billiger wurden, dann wußte Das nicht der Müller und Bäcker, sondern der Getreidehändler allein, der also Zeit behielt, theure Waare verlustlos oder selbst noch mit Gewinn an die Mühlenkundschaft abzugeben. Und wie der Getreidehändler, so handelte auch der Müller, sobald er durch billigere Offerten oder dringenderes Angebot eine Verflauung des Marktes fühlte. Dem Bäcker aber fiel es gar nicht ein, so lange er noch theures Mehl auf Lager hatte, sein Brot billiger zu verkaufen. Damals konnte Jeder verdienen, weil sich eine Baisse-Bewegung langsam vorbereitete, weil Jeder ihre Anzeichen vorher zu deuten wußte und im Stande war, wenn er die Augen offen hielt, den sicheren Port zu erreichen. Und eben so war es bei einer Haussebewegung. Weder dem Bäcker noch dem Müller noch dem Händler fiel es ein, so lange er über einen Vorrath billiger Waare verfügte, sich mit theuren Einkäufen zu beeilen. Damals war der Bedarf, heute sind die Launen der Spielbörsen das A und O des Getreidehandels.

Der Landwirth muß, um sein Getreide mit Nutzen zu verkaufen, eben so handeln, wie ein tüchtiger Kaufmann handeln würde. Dazu gehört vor Allem finanzielle Unabhängigkeit, damit er verkaufen kann, wann er will, und nicht, wann er muß. Wo diese finanzielle Unabhängigkeit fehlt, muß sie durch Koalition oder sonstwie geschaffen werden. So viel mir bekannt ist, garantirt in Rußland die ganze Gemeinde solidarisch für jedes einzelne Mitglied; der Regirung genügt Das, um jedem Einzelnen einen gewissen Vorschuß auf sein Getreide zu gewähren. Die Hauptursache der Verkäufe zu Schleuderpreisen ist damit beseitigt, der Inhaber der Waare bleibt Herr und bestimmt den Preis. Hier ist der Punkt, wo die Landwirthschaft ihr Anrecht auf Mitbestimmung der Preise geltend zu machen hat, nämlich als Verkäufer der eigenen Waare, nicht aber in dem naiven Verlangen, von einem Börsenplatze aus anderen Leuten die Preise zu diktiren. Gewiß wird der deutsche Landwirth nicht im Stande sein, sich vom Weltmarktpreis zu emanzipiren; aber ein Anderes ist es, sich einem Börsenpreise blind unterwerfen, und ein Anderes, auf den Weltmarkt den Einfluß zu gewinnen suchen, der der Bedeutung der deutschen Produktion mit Fug und Recht zukommt. Ferner muß der Landwirth, wie der Kaufmann, sich um den Verkauf seiner Waare bemühen, d. h. ausfindig zu machen suchen, wo sie den höchsten Werth hat und welcher Käufer am Meisten dafür bezahlt. Eine Centralstelle mit „offiziellen“ Notirungen kann diese Aufgabe niemals erfüllen.

Der solide Getreidehändler wird es mit Freude begrüßen, wenn der Landwirth durch Aneignung kaufmännischer Prinzipien ein ebenbürtiger Konkurrent wird, der ihm nicht durch unverständiges Handeln das Geschäft und die Preise verdirbt. Dann wird er auch die Umgehung des Zwischenhandels nicht zu fürchten haben, denn dieser ist oft im Stande, bessere Preise als der direkte Konsument zu zahlen, weil nicht Jeder mit jedem Konsumenten in Verbindung stehen kann. Wenn aber der Handel den Zwischenhandel nicht entbehren kann, wie sollte der Landwirth ihn umgehen können?

Die von den Anhängern der Terminbörsen aufgestellte Behauptung, daß ohne die Börsen der Zwischenhandel nicht mehr so billig arbeiten könne und daß demnach das Brot des Konsumenten sich vertheuern müsse, ist vollkommen richtig. Es scheinen mir aber doch ganz merkwürdige Vertheidiger der Handelsfreiheit zu sein, die dem Zwischenhandel diesen Mehrverdienst streitig machen. Und bei aller Sympathie für das Brot des armen Mannes darf man doch nicht verlangen, daß sich die Landwirthschaft und der Handel für einen billigen Brotpreis ruiniren. Diese „Philantropen" bedenken nicht, daß auf dieser Welt Einer vom Anderen abhängt, daß der Ruin der Landwirthschaft und des Handels auf die Industrie zurückwirkt und daß selbst der billigste Brotpreis dem armen Manne nicht nützen kann, wenn er kein Geld hat, um dieses billige Brot zu kaufen.

Die Ignoranten, die von einem blühenden Getreidehandel faseln, der durch die Aufhebung der Terminbörsen geschädigt würde, mögen sich gesagt sein lassen, daß seit dem Emporkommen der Spielbörsen ein blühender Getreidehandel nicht mehr existirt. Statistiker mögen der Meinung sein, daß der Handel dann blüht, wenn die Umsatzziffern recht groß sind; ich aber bin der Meinung, daß der Handel nur dann blüht, wenn er verdient. Jetzt sollen nach der „freihändlerischen" Presse auch noch die berliner Bäcker durch das Fehlen offizieller Notirungen beunruhigt sein, „was von unsoliden Kaufleuten zur Erlangung besserer Preise benutzt werden könnte." Man bedenke das Unglück: die Bäcker haben keine Notirungen mehr! Sie werden in Zukunft das Mehl kaufen müssen, wie der Schuster das Leder und der Schneider das Tuch, ohne Terminkurse und Centralstellen. Und schrecklich zu sagen: sie müssen von Müllern kaufen, die das „unsolide" Prinzip haben, verdienen zu wollen! Hat denn dieser Börsenschwindel, der die Welt seit zwanzig Jahren zum Narren hält, so verheerend gewirkt, daß die halbe Menschheit ihr Bischen Verstand darüber verlieren mußte?... Wie dieser Börsenterminhandel in der ganzen Welt auf die einfachste, jedem Juristen, jedem Fachmann, jedem Laien gleich leicht verständlichen Weise zu beseitigen wäre, ohne den soliden Handel im Geringsten zu inkommodiren, Das habe ich in der „Zukunft" vom zweiundzwanzigsten Mai 1897 ausführlich nachgewiesen.

Antwerpen. F. Hammesfahr.



Selbstanzeigen.

Byron, der Uebermensch. Sein Leben und Dichten. (Costenoble, Jena).

Diese literarhistorische Analyse unternimmt es, einen Größten nicht aus seinem Milieu, sondern aus seinem Charakter zu erklären. Der echt englische Hamlet-Typus hat sich hier zu schaffendem Handeln erhoben. Diesem Lord Hamlet ist der Rest nicht Schweigen, sondern ein Reden zu Zeit und Ewigkeit, wie sein sterbender Lord Falieri prophezeit. Unsere modischen Gecken mögen an diesem Beispiel lernen, daß es eine höhere Freiheit giebt, als die sie meinen, eine höhere Wahrheit, als die sie ahnen, eine höhere Schönheit, als die sie wittern, eine höhere Natürlichkeit als die vergesellschaftete Kleinkrämerei ihrer Hauptmänner, einen höheren Mysterienstil als die erkünstelt nachgeäffte Märchenkinderei ihrer versunkenen Glocke! Ihnen versank das Große wirklich, aber die Glocke der verlorenen Kirche Uhlands tönt weiter und wir „haben des Geläutes Acht, das aus dem Grunde dumpf ertönet." Byron, dieser leidenschaftliche Vertreter der leidenden Massenmenschheit, nicht zufrieden mit geistigem Kampfe, sondern Gut und Blut für die Freiheit der Völker einsetzend, war selbst materiell der Freieste der Freien, ein geborener Herrenmensch, ein Renaissancespätling von so blendendem Zauber, daß kein Borgia und Medici ihm gleichkam. „Il Magnifico", der Prächtige: so wäre er durchs Leben spazirt in ungetrübtem Genuß, wenn der Unbesonnene, der Unbegreifliche nicht gegen seine eigenen Glücksbedingungen rebellirt hätte. Vom Geschlecht der privilegirten Herren, wirft er ihnen, wie sein Lara, den Fehdehandschuh hin. Als Kind hörte er im Theater den Petruchio in der „Widerspenstigen Zähmung" die Sonne für den Mond ausgeben; flugs schreit der Kleine laut: „Ich sage Euch, es ist die Sonne!" Was, ruft der Dichterlord, Ihr Heuchler, Ihr Potentaten wollt mir was vormachen? Es ist die Sonne, sag' ich Euch, die Sonne, die ich sehe und die einst tagen wird über Maulwürfen und Knechten, — und diese Wahrheit bezeuge ich vor Jedermann.

Einen besonderen Werth lege ich auf die massenhaften Nachdichtungen aus Byron, die ich als Proben sowohl seines poetischen Stiles als seiner Weltanschauung biete, insbesondere die beiden umfangreichen Gemälde aus dem „Gefangenen von Chillon" und der „Belagerung von Korinth". Nur einmal ist aus Versehen eine Reminiszenz aus einer älteren Byron-Uebersetzung stehen geblieben, Seite 104 die paar Verse aus Lara. Das möchte ich hier nachholen, eben so eine vom Setzer weggelassene „Anmerkung": Lady Burgersh, die Gattin des englischen Botschafters, schrieb 1814 mitten aus Frankfurt vom Monarchentag, unter den Weltereignissen: „Ich höre, Byron publizirte ein neues Poem. Schickt es sofort!" Das giebt einen Maßstab für Byrons damalige Popularität. Ueber die Guiccioli beachte man auch „Remembranze" von Rusconi, Rom 1884, der sich sehr skeptisch äußert. Die genannten Verse würden in meiner eigenen Uebersetzung lauten:

Mit Allem, was man haßt und fürchtet, scheint
Das, was man liebt und sucht, in ihm vereint.
Sein Schweigen beut zum Schwatzen Stoff genug,
Doch Alles, was man rathen will, ist Trug.
Wer ist Er, der jetzt steht in ihrem Kreis,
Von dem man nichts als seine Abkunft weiß? . .

Nie dringt Dein Auge in sein Innres ein,
Du selber aber mußt sein Sklave sein.

Ferner: In den 1896 veröffentlichten Memoiren des Obersten St. Chamans fand ich die Behauptung, Byron habe einen Offizier Soults, der später in Amerika Flibustier wurde, zum Helden seines Gedichtes „Der Korsar" gemacht.

Den allgemeinen Gehalt meines Werkes in logischer Beweisführung hier kurz wiederzugeben, scheint unmöglich. Ich weise nach, daß Byron, der Mensch, unter allen bekannten Geistesgrößen die edelste, vornehmste und reinste Erscheinung, daß dieser Herrenmensch ein in wahrem Sinne christlicher Altruist war; daß die Bemängelungen seiner Dichterkraft von verzopften ästhetischen Anschauungen ausgehen und die von ihm beliebte Form seiner Poesie, seine sogenannte Subjektivität, eine naturgemäß zugewachsene Auslösung seines Uebermenschenthumes darstellt, also in sich genau so berechtigt ist wie die objektive Kunstgestaltung eines Shakespeare und Goethe; endlich, daß an wahrer Gedanken- und Gefühlshoheit seine Dichtung unerreicht dasteht. Das haben früher schon Viele empfunden und geahnt, z. B. Tieck und Grabbe, neuerdings unser Eugen Dühring und der englische Kunstkritiker Ruskin; wenn unsere Zeit jede Fühlung mit Byron verlor, so beweist Das weniger ihr Mißverstehen seines Entrüstungpessimismus als das Verdorren jeder poetischen Feinfühligkeit. Meine ausführliche Analyse des „Kain" und des „Don Juan" dürfte wohl manchen Zweifler überzeugen, wie irrig man den großen modernen Dichter zu den phrasirend idealistischen Romantikern zählt. Daneben habe ich die Schwächen seiner Jugendwerke und das Dilettantische in gelegentlichen Improvisationen keineswegs verhehlt, sondern in grelle Beleuchtung gerückt. Denn ich halte diesen Dilettantismus, diese Verpönung weihevoller Kunstpriesterei, eher für einen Vorzug des Dichterlords, der, ein Sänger und ein Held, vor allen Dingen Mensch war und sich nicht zum Berufskünstler verkrüppelte. Eben weil er nur Mensch sein wollte, wuchs er zum wahren Uebermenschen empor. Danach ringt noch Manfred umsonst, zum halben Uebermenschen Kain aber spricht schon in Lucifer der wahre, letzte Byron, der reine Spirit, und auch durch die Mephistomaske des „Don Juan" blitzt anschauernd das reife Bewußtsein des Genius. Der Lord im „Don Juan" klagt mit Kain: „Nie mehr schließt mir mein Herz das ganze Weltall ein", der Dichter aber fühlt mit Lucifer, „Alles, was von dem Urquell ausgegangen, der auch die Seelen wird zurückempfangen". Zwar meint er selbst (Juan XIII 7): „Ich schau' mich um in Hütte und Palast, der goethische Mephisto zu mir paßt." Aber Mephisto spottet wie ein boshafter Teufel, die burschikos hemdärmelige Aufgeknöpftheit Byrons läßt das olympische Lachen eines Gottes hören, der sich auf Halbsold zurückzog und statt Nektar ein Bischen Lethe kneipt. Don Juan bleibt ein ritterlicher Don Quixote, donnert gegen die Heilige Alliance der irdischen Zaunkönige, wie Lucifer gegen Jehova. Der Uebermensch aber bricht den Zwang einer angeblich sittlichen Weltordnung, vor des Prometheus stummem Willen zittern die Blitze in Jupiters Hand: „Und wie ausdauernd widerstand Dein Geist, der undurchdringlich hehre, den Himmel und Erde nicht überwand, so leiht er uns gewaltige Lehre. Ja, das Verbrechen Deiner Werke war Güte nur, die Noth zu lindern, die Summe unserer Qual zu mindern durch unseres eigenen Geistes Stärke." Das Unterliegen selbst trägt in sich den Lohn: „Und so zum Siege

wird der Tod." Aeschylos, Dante, Milton, Goethe lassen ihren Zweifelklagen den Mund stopfen, hinter Fausts Tod orgelt eine qualmige katholische Mystik her. Byrons Titanen verhandeln mit dem All wie Macht zu Macht, sie sind Sieger über Zeit und Raum. „Der Geist vergilt sich selbst, schafft Zeit und Ort und Ziel und Ende und entlehnt nicht Färbung von flüchtigen Dingen, in sein Ich versenkt, aus der Erkenntniß eignen Werths geboren." Kunst und Wissenschaft sind an sich beschränkt, schwankend, erst das Genie legt einen Werth in menschliche Beschäftigungen, weniger durch seine Schöpfungen als durch seine Persönlichkeit. Wir, im Gähren und Sieden unserer Uebergangszeit, brauchen wieder den heroischen Adelsmenschen. Wohl flimmert etwas ossianischer Mondnebel in Byrons Weltdichtung hinüber, die an die einsame Fingalshöhle gemahnt, rings strandlose blaue Ewigkeit, drin ein geheimnißvolles Wunderwerk vulkanischer Felskathedrale. Aber vor Allem bleibt Byron doch der germanische Recke, der Heldensänger. Lord heißt Herr. Gern möchte ich als Motto vor mein Buch setzen:

„Ich ruhe wie die Mannschaft der Fregatte,
Eh sie Breitseiten giebt mit vollen Lagen.
Die Wahrheit, die ich auf dem Herzen hatte,
Landsleute, werde ich Euch gründlich sagen.
Ihr leugnet in entrüsteter Debatte, —
Wir kennen uns. Mein Besen wird es wagen,
Euch Eure Stuben gründlich reinzukehren
Von Spinngeweben, die wir hoch verehren. (Juan, XI 84.)

Ueber Alledem aber schwebt die letzte, schwermüthige Wahrheit:

Wie Knaben sind, so liebte ich das Raufen,
Doch heute schiede ich so gern in Frieden.
Der Literatenplebs mag sich verschnaufen.
Ob meinen Vers schon heut der Ruhm gemieden,
Wenn noch in meiner Hand die Federn laufen,
Ob für Jahrhunderte er währt hienieden,
Das Gras auf meinem Grab wächst doch gleich lange,
Zum Nachtwind seufzend, doch nicht zum Gesange. (Juan, IX 99).

Karl Bleibtreu.



Grundlegung für eine moderne praktisch-ethische Lebensanschauung. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

Wie ordnen wir unser Leben? Das ist für Einzelne und für Völker, die zur Reife und Mündigkeit heranzuwachsen beginnen, die wichtigste aller Fragen. Erst wenn jede freie und selbständige Persönlichkeit über die Aufgaben und Ziele des Einzeln- und Gesammtlebens sich Klarheit verschafft und durch sorgfältige Erziehung die sittliche Kraft gewonnen hat, immer und überall nach dieser ihrer Einsicht zu handeln: erst dann ist die Freiheit, die politische wie die persönliche, ein Segen für die Staaten und für die Bürger, ein Sporn und eine Bürgschaft für besonnenen Fortschritt zu höherer Kultur. Heute herrscht aber, in Folge eines unverzeihlichen Mangels in unserer Volkserziehung, bei Gebildeten

und Ungebildeten eine erschreckende Unklarheit über die ersten und wichtigsten Aufgaben des Menschen- und des Staatslebens. Daher mehren sich in unserem deutschen Volke nach einer glanzvollen äußeren Erhebung bereits die Anzeichen inneren Niederganges. Die alten Lebensziele und Lebensordnungen, auf denen einst die Tüchtigkeit unseres Bürgerthumes beruhte, haben für Viele ihre Wirksamkeit verloren. Diese Menschen, die nie auf die unaufhebbaren Gesetze allen Seins hingewiesen wurden, leben nun ohne Halt und Ziel in thörichter Unbesonnenheit dahin, sich selbst und ihrem Volke zum Verderben. Denen aber, die noch suchen und fragen: „Wie ordnen wir unser Leben?“ bietet mein Buch in streng wissenschaftlicher und doch von Wärme und Begeisterung für die erkannten Lebensideale gehobener Form die Ergebnisse eines langjährigen Studiums und Nachdenkens. Sie sollen die wissenschaftliche Grundlegung für eine deutsche Lebens- und Bürgerkunde bilden, die früher oder später zur Ergänzung des bisherigen konfessionellen Moralunterrichtes mit herangezogen werden muß, wenn unsere deutsche Jugend nicht, wie bisher, in völliger Unbekanntschaft mit den Aufgaben und Pflichten des wirklichen Menschen- und Staatslebens aufwachsen soll.

München. Dr. Johannes Unold.



Rund um Afrika. Land- und Seestudien. B. Elischer Nachfolger, Leipzig.

Meine afrikanische Reise führt mich zuerst in den Tropenbrand ostafrikanischer Küstenstriche, dann hinab nach Südafrika, wo sich ein mächtiges Kulturerwachen vorbereitet. Ich krieche in den Goldminen von Johannesburg herum, trinke in Prätoria beim Präsidenten Krüger in seiner kleinen, von Trauerweiden umschatteten Villa Kaffee, lasse mich im Ochsenwagen Tage lang durch die Karroo schütteln, schlucke den Staub der Diamantfelder Kimberleys, bin zu „Gast“ im Kaffern-Kral, studire in Kapstadt die Volkstypen einer südafrikanischen Kneipspelunke, träume in der erhabenen Felseneinsamkeit der Insel St. Helena. Nun liegen meine Afrika-Artikel, die zuerst in Zeitungen erschienen, in einem stattlichen Bande vor. Er enthält keine touristische Berichterstattung, keine trockenen ethnographischen Abhandlungen, sondern fröhliche Plaudereien, in denen Etwas von der Farbenfülle der Tropen nachglitzern soll. Freilich, in manchen Kreisen haben diese Schilderungen gar empfindlich geätzt. Ich gedenke Sansibars, jener die ganze ostafrikanische Küste beherrschenden Zauberinsel, die unsere Regirung gegen das abbröckelnde Felstüpfelchen Helgoland fortgab, und spotte über solche Regirungweisheit. Ich spreche von den Verhältnissen in Deutsch-Ostafrika, wo in amtlichen Regionen manche rosig gefärbte Berichterstattung gedieh, manches Bouquet von Lobeshymnen für den Versand zurecht gemacht wurde, manche geckenhafte Intelligenz in der Atmosphäre des deutschen Drills, unter dem Vorwand, zu kolonisiren, sich als bana mkuba bläht und spreizt, und parfumire bei Darstellung solcher Sachen meine Feder nicht mit Rosenwasser. Es ist für den ehrlichen Beobachter ein helles Vergnügen, Menschen und Dinge zu zeichnen, wie er sie findet, ohne bengalische Beleuchtung, ohne Retouche.

Karl Böttcher.



Kohlen-Konjunktur.

Noch immer läßt unser Publikum sich von den Elektrizität-Werthen locken; noch immer verkleinert sich die Zahl der Leute, die ausschließlich Staatspapiere kaufen: die Bergwerksgebiete aber behalten ihre alte Kundschaft. Diese Kundschaft zeigt oft einen Optimismus, bei dessen Anblick es zweifelhaft ist, ob man nicht hohe Kurse zum Verkaufen wünscht, — und doch zünden solche aus dem Rheinlande verbreiten Meinungen selbst an unseren Börsen. Diesen Weg wandelt die deutsche Spekulation wieder seit einigen Wochen; sie zeigt für alle Kohlenaktien Interesse; und während in den Zeitungen immer nur von einzelnen großen Bergbaugesellschaften die Rede ist, werden auch in Gewerkschaftantheilen bedeutende Umsätze gemacht. Es giebt Gewerkschaften, die, dem Werthe ihrer Antheile nach, ein so großes Kapital repräsentiren wie die Aktien der Harpener oder Gelsenkirchener, also bis zu 36 Millionen.

Da die gar nicht mehr zu befriedigende Nachfrage nach Kohle bereits bekannt war, ging die erhöhte Stimmung von der Steigerung der Cokespreise aus. Es handelte sich dabei vom ersten Juli ab um nicht weniger als $2^1/_2$ Mark pro Tonne; und wenn auch nicht alle Gesellschaften ein gleich gutes Geschäftsjahr haben, so bringt doch einigen dieser beträchtliche Preisgewinn noch im laufenden Jahre Nutzen. In Cokes ist der Mangel so groß, daß man da, wo die nöthige Preßkohle hierfür nicht vorhanden ist, oft sogar ganze Kohle zermahlt. Es wird, um zu reizen, jetzt auch behauptet, alle neuen Häuser mit Centralheizung könnten nur Cokes gebrauchen; aber dieser Faktor ist einstweilen noch klein. Die wichtigsten und beständigsten Abnehmer sind noch immer unsere Eisen- und Stahlwerke; was da noch an Beschäftigung in Aussicht steht, geht u. A. aus jetzt publizirten Daten hervor, wonach Rußland vierundfünfzig Prozent seines Roheisenbedarfes noch vom Auslande einführen und an Blechen, Trägern, Handelseisen u. s. w. große Quantitäten von uns beziehen muß. Vor Allem giebt natürlich die rastlose Vergrößerung unserer elektrischen Betriebe allen Werken zu thun; wenn z. B. Schuckert seinen Bestand an Aufträgen mit 64 Millionen angiebt, die sich übrigens — was die Zeitungen nie erwähnen — auf mehrere Jahre vertheilen, so werden vielleicht 60 Prozent dieses Betrages für Zubehör ausgegeben werden, der in anderen Fabriken herzustellen ist. Auch für Kohle ist die wachsende Nachfrage außerordentlich schwer zu bewältigen und ich habe Briefe gesehen, in denen Bergbauunternehmer mit einer Jahresproduktion von $3^1/_2$ Millionen Tonnen ihre Kunden daran erinnern, daß bereits 20 Tons Nußkohle vorgeliefert seien.

Die glänzende Konjunktur von heute, so hell sie auch erstrahlt, hat aber auch eine Kehrseite, die viel zu wenig beachtet wird; ich denke dabei an die Arbeiter- und Wohnungfrage und an die Folgen der sich häufenden Unfälle. Die Arbeiternoth ist hier schon flüchtig erwähnt worden; ihre Bedeutung wächst beständig und schon sind von 28000 Menschen, die man braucht, kaum 14000 bisher neu anzuwerben gewesen. Am Meisten leidet man darunter natürlich in der warmen Jahreszeit, wo Feldarbeit und Bauthätigkeit zahllose Hände festhalten oder an sich ziehen. Deshalb müssen auch die Arbeiten in verschiedenen neuen Schachten ganz ruhen, während die Förderung in sämmtlichen betriebsfähigen Schachten zwar wohl ihren Gang weiter geht, aber ihr erwünschtes Maß nicht erreichen kann.

Es kommen ja oft Grubenleute oder Arbeiter, die es werden wollen, in die Ruhrgegend; aber selbst die Polen — ein Hauptprozentsatz der Neuankömmlinge — fordern Wohnungen, die jetzt besonders fehlen, seit sich die Zechen immer mehr nach Norden ausdehnen. Da nun die Direktionen selbst Arbeiterwohnungen wünschen, um sich wirklich seßhafte Hilfsschaaren heranzubilden, so läßt man große Massenquartiere bauen, — aber auch dazu braucht man ja wieder viele Hände. Es ist kein Zufall, daß gerade im Rheinland die elektrischen Straßenbahnen aus der Erde wachsen: sind dort erst bis in die einzelnen Dörfer hinein zum Zehnpfennigtarif Verbindungen hergestellt, dann brauchen die Arbeiter nicht mehr so nah bei der Grube zu wohnen. Auch das Fahrrad wird dabei eine Rolle zu spielen haben. So hatten die Höchster Farbwerke in Bielefeld gleich für 200 000 Mark Räder bestellt, konnten sie also ihren Leuten billiger liefern; und Krupp hat sogar für sein Personal die Anfertigung selbst übernommen; die Konkurrenz fürchtete schon, der Kanonenkönig werde nun auch Fahrräder fabriziren. Einstweilen bewirkt der Wohnungmangel, der schon die letzte Jahresvermehrung von durchschnittlich 900 Mann sehr schwer machte, ein Gefühl der Unsicherheit: die Zechen, die bereits für Wohnungen gesorgt haben, wie etwa Recklinghausen mit seinen 3000 neuen Arbeitern, könnten, so meint man, den minder bequem ausgestatteten Gesellschaften die neuen Arbeiter wieder abjagen. Denn es gilt wohl für unschicklich, einander höhere Beamte, wie z. B. Ingenieure, fortzunehmen, aber bis auf Arbeiter „hinunter“ erstreckt sich die Kollegialität keineswegs. Eben so ist es mit den Löhnen, bei denen ja auch die Billigkeit der Ortschaft mit berücksichtigt werden muß; die intimsten Konkurrenten überboten einander da in aller Stille. Nur dadurch ergab sich ein solcher Ausgleich zwischen Löhnen und Geschäftsaufschwung, daß ein Strike über die ersten Keime nicht hinauswuchs. Das ist gewiß ein Beweis für die Klugheit des großen Syndikates, das in hundert Dingen seine Mitglieder fest bindet, aber aus der Lohnfrage vorläufig noch Vieles fernhält, was an den Einfluß Stumms mahnen könnte. Ueberhaupt wird Stumm bei den Großindustriellen um so unbeliebter, je sichtlicher sein Einfluß auf Minister, geistliche und weltliche Behörden steigt.

Der Arbeitermangel hat aber noch eine Unannehmlichkeit bewirkt, nämlich einen nicht mehr so sorgfältigen Abbau, wie er früher üblich war. Die Zechen mußten zu hastig fördern und so ist ein System entstanden, das man stark übertreibend wohl Raubbau nennen würde und das sich jetzt nach zwei Seiten hin fühlbar macht: in manchen Zechen kommen Betriebsstörungen vor, Fördermaschinen versagen, ein Bruch tritt häufiger ein, Wasserzuflüsse werden gemeldet, weil man sich nicht Zeit nahm, vorher Pumpanlagen einzurichten; und zweitens müssen die Arbeiter jetzt von ihrer Förderung fort zu den Vorrichtungarbeiten genommen werden, die nun natürlich doppelte Sorgfalt erfordern. Da die Unglücksfälle im Bergbau überall zugenommen hatten, wurden schon im Juni Sachverständigen-Kommissionen eingesetzt und der Handelsminister ernannte je einen Ausschuß für Oberschlesien, Niederschlesien, den Ruhrbezirk, den aachener Bezirk und Saarbrücken. Für das Ruhrrevier waren zehn Sachverständige bestimmt, unter denen neben staatlichen und privaten Bergbeamten auch Grubenbeamte und Arbeiter vertreten sein sollten. Die Resultate dieser Untersuchung sind noch nicht bekannt geworden, nur von einigen Erleichterungen hat man jetzt gehört, die unser Kohlenbergbau unter Hinweis auf die englischen Gesetze längst angestrebt hatte.

Es ist ein weitverbreiteter Irrthum, daß die so oft normirten Betriebseinschränkungen der wirthschaftlichen Einsicht des Syndikates entspringen. Diese Einschränkung geschieht durchaus unfreiwillig; die Förderung bleibt thatsächlich sogar hinter der Kontingentirung beträchtlich zurück. Nur Arbeitermangel und Betriebsstörungen üben hier ihre bösen Wirkungen aus. So konnte die Harpener Gesellschaft im April und Mai nur 82 Prozent ihres Fördererantheils wirklich schaffen und sie selbst wies dabei ganz offen auf das Fehlen von Händen hin. Dazu kam, daß im April noch eine große Gährung wegen der Löhne herrschte. Am Sonntag hatten die Versammlungen stattgefunden und am Montag standen die Leute, wenn sie nicht überhaupt blau gemacht hatten, in der Grube beisammen und diskutirten, statt zu arbeiten. Erzwingen läßt sich da nicht viel. Feste Anstellung, also auch Sicherung der Wohnungverhältnisse, wünschen natürlich besonders die Familienväter, aber man hat auch mit dem Wandertrieb der Vielen zu rechnen, die dann bei der Auszahlung ihre Kündigung vorbringen. Im Ganzen rühmt man aber auch den fluktuirenden Massen ein angemessenes Betragen nach, so daß die schlimmste Gefahr, die in diesem Frühjahr wieder drohte, der Strike, auf bloße Hetzereien hin sicher nicht entstanden wäre.

Die Lieferungfrist setzt aber unsere Zechen beständig in Verlegenheit, und wenn auch die Konsumenten gerade keine Noth haben, so ist die Nachfrage doch so ungeheuer, daß die großen Händler nicht aufhören, sich den prompten Einlauf großer Quantitäten zu sichern. Fast ganz geschwunden sind die eisernen Bestände, die sonst jede Industrie hatte; auch die riesigen Lager, die das Syndikat in Mannheim errichten ließ, sollen eine schauerliche Leere zeigen. Wie ich höre, werden die Großindustriellen keineswegs bevorzugt, sondern die Zechen liefern nach der Reihenfolge der Bestellungen; gewisse Rücksichten sind aber wohl selbstverständlich. Krupp kommt mit der eigenen Kohle, deren Zechen inmitten seiner Werke liegen, bei Weitem nicht aus und wahrscheinlich muß auch der Bochumer Gußstahlverein, trotz der eigenen Produktion von etwa 750000 Tonnen, noch häufig zukaufen. Vorzüge sichern die Verträge nur den Bahnen, die aber in ihren Gegenleistungen oft leider recht schwach sind. Wie mangelhaft die Wagenstellungen schon jetzt sind, ist bekannt und bis zum Herbst, wo sich der stärkste Verkehr einzustellen pflegt, ist kaum Aussicht auf Besserung. Schon jetzt gab es Zechen, wie z. B. Centrum, die deshalb an einzelnen Tagen ganz pausiren mußten. Herr Miquel hat zwar dem Eisenbahnminister große Neuanschaffungen von bedeckten und unbedeckten Güterwagen allergnädigst gestattet, aber eine solche Sparnatur wird vielleicht noch von Reue befallen, wenn sie sich vor die Nothwendigkeit neuer Unkosten, etwa wegen der Ueberschwemmungen, gestellt sieht. Dabei stammt der günstige Abschluß unseres Finanzjahres hauptsächlich aus den Ueberschüssen der Staatsbahnen. Das sollte der kluge Rechenmeister bedenken.

Wie man sieht, ist also auch in der Kohlenindustrie dafür gesorgt, daß die Dividenden nicht in den Himmel wachsen. Eine Rentabilität wie die heutige wäre ohne das straff geleitete Syndikat ganz unmöglich. Das wird überall, freilich nur als nothwendiges Uebel, anerkannt; nur der Bericht der hagener Handelskammer — in deren Bezirk das schwer zu syndizirende Kleineisengewerbe vorherrscht — spricht sich gegen den Kohlenverkaufsverein aus.

Pluto.



Notizbuch.

Als der lange erwartete Spruch des unter dem Vorsitz des Königs Albert von Sachsen tagenden Schiedsgerichtes die Thronfolgefähigkeit der Linie Biesterfeld anerkannt und damit ausgesprochen hatte, daß nur Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld der rechtmäßige Regent des Fürstenthumes Lippe sein könne, hielt der Deutsche Kaiser es leider für nöthig, an seinen Schwager, den Prinzen Adolf von Schaumburg, der wohl gerade mit dem Packen seiner Koffer beschäftigt war, das folgende Telegramm zu richten: „Deine Regentschaft ist gewiß für das schöne Land ein Segen gewesen; einen besseren und würdigeren Herrn und auch Herrin wird Detmold nie wieder erhalten. Viele Grüße an Viktoria und wärmsten kaiserlichen Dank für die hingebende Treue, mit der Du Deines Amtes gewaltet!"... Feiglinge haben den Kabinetsminister, der dieses im höchsten Grade bedauerliche Telegramm der sonst so gepriesenen Oeffentlichkeit übergab, heftig angegriffen, aber dieser neue Versuch, einen symptomatisch wichtigen Vorgang umzulügen, hat natürlich auf keinen verständigen Menschen Eindruck gemacht; die Depesche war für die Oeffentlichkeit bestimmt und der Minister, der sie im Auftrag des Prinzen den Beamten vorlas, that nur seine Pflicht. Schlimm — eigentlich wäre ein sehr viel stärkeres Wort angebracht — ist nur, daß kein Mensch den Muth hatte, dem Kaiser zu sagen, wie eine solche Kundgebung wirken mußte, — in einem Augenblick, wo das Reichsoberhaupt, wenn es aus seiner Reserve hervortreten wollte, doch nur den Mann freundlich begrüßen konnte, der sich in hartem Kampf gegen dunkle Gewalten sein Recht auf den Thron eines deutschen Landes erstritten hatte. Die erste Folge der Depesche war, daß in Detmold beim Einzug ein Landwirth den neuen Regenten in nicht mißzuverstehender Absicht mit den Worten begrüßte, alle lippischen Landwirthe seien überzeugt, daß sie nie einen besseren und würdigeren Herrn und Herrin erhalten könnten als den Grafen Ernst und seine Frau. Damit war aber die schlimme Sache noch nicht abgethan: als der lippische Landtag zusammentrat, sagte der sehr „maßvolle" Präsident, Herr von Lengerke, man habe bis zum Schiedsspruch den Grafen Ernst durch einen Rechtsbruch von der Regentschaft fern gehalten, und ein anderer Abgeordneter fügte hinzu, Prinz Adolf sei ihm zwar persönlich sympathisch gewesen, habe sich leider aber an diesem Rechtsbruch betheiligt. Für die Stimmung des Landes sind diese Vorgänge bezeichnend; Prinz Adolf und seine Frau waren persönlich recht beliebt und erfüllten ihre repräsentativen Pflichten — andere waren ihnen nicht auferlegt — pünktlich und sachgemäß, aber als ein „Segen" wurde ihr mit dem Recht kaum zu vereinbarender Aufenthalt im Fürstenschloß nicht betrachtet. Die Aufregung war in dem Ländchen übrigens nach dem Schiedsspruch noch ziemlich groß, sogar die Kinder prügelten sich auf dem Markt für und wider Biesterfeld und Schaumburg; und einem Poeten, der früher die „Enkelin des Heldenkaisers" besungen hatte und nun für den Biesterfelder allzu kräftig in die Leyer griff, wurde, wie man erzählt, übel mitgespielt. Auch ist die Behauptung unwahr, die Schaumburger seien ohne Sang und Klang abgezogen; man hatte ihnen eine sehr geräuschvolle Abschiedsfeier bereitet, ein Begräbniß erster Klasse mit Blumen, Reden und Thränen, und wisperte wüthend über einen Hofmarschall, der im Amt blieb, obwohl er bei Hofe sehr beliebt gewesen war und die Prinzessin Viktoria seiner Tochter zu einer reichen Heirath verholfen haben soll. Die Leute bedachten

eben nicht, daß dieser lippische Duodezboetticher noch mehr Kinder zu versorgen hat und, wenn er seinen Abschied genommen hätte, mit der Pension eines Obersten auskommen müßte. Sonst verstehen die Bürger des Landes zwischen der Weser und dem Teutoburger Walde ganz gut zu rechnen: sie wissen, daß die Schaumburger reich sind und daß der minder begüterte neue Regent fünf Kinder hat, die erhalten sein wollen, — und diese Erwägung hat die Begeisterung für die „angestammte" Dynastie anfangs ein Bischen gedämpft. Aus solchen Stimmungen entstand wohl auch der Plan, den Prinzen Adolf zu seinem Geburtstage, der auf den zwanzigsten Juli fällt, mit Dank- und Glückwunsch-Adressen zu erfreuen. Eine dieser Adressen wollte ein Friseur dem Prinzen überbringen; der brave Mann that zur Feier des Tages aber wohl des Guten etwas zu viel, hatte, als er im Bratenrock nach Bückeburg kam, die Adresse verloren und wurde von den übrigen Gratulanten ausgelacht. Der Schatz aber, den er so schlecht gehütet hatte, wurde in Detmold gefunden und gelangte auf Umwegen in die Hände des Regenten, der nun auf der für seinen Vorgänger bestimmten Adresse die Namen von Leuten aus seiner nächsten Umgebung las; sogar ein Leibjäger soll sich dem zärtlichen Gruß an den Schaumburger angeschlossen haben... Jetzt, nachdem der Fürst von Schaumburg einen — völlig haltlosen — Protest gegen das Thronfolgerecht der Söhne des Biesterfelders eingereicht hat, werden die Sympathien für das bückeburger Geschlecht vermuthlich schnell schwinden. Immerhin zeigen die ins Operettenhafte schillernden Ereignisse, daß es heutzutage nicht mehr ganz ungefährlich ist, ein Volk allzu lange zwischen zwei Dynastien zappeln zu lassen, und daß die gekrönten Vertreter des Dynastenrechtes alle Ursache hätten, den Grafen Ernst, der ein ruhiger, ehrlicher und gewissenhafter Mann ist und wohl nicht stets vierspännig fahren wird, in seiner schwierigen Stellung nachdrücklich zu unterstützen und nicht durch hastige Eingriffe neue Verwirrung in den kaum beruhigten Gemüthern zu stiften.

* * *

Im Juli starb der münchener Professor Oertel, der ein bekanntes Buch über die allgemeine Therapie der Kreislaufstörungen geschrieben, eine angeblich neue Behandlung der Fettleibigkeit erfunden und für sogenannte Terrainkuren Propaganda gemacht hat. Der Körper des zweiundsechzigjährigen Mannes war noch kaum erkaltet, da las man schon in den Zeitungen, der arme Oertel sei schmählich um seinen Ruhm geprellt, was er erdacht habe, sei von Schweninger ihm geraubt und fruktifizirt worden, kurz, — Alles, was man heute „Schweningers Methode" nennt, stamme von Oertel und Bismarcks Arzt habe sich, „wie von ihm nicht anders zu erwarten war," eines unwürdigen Plagiates schuldig gemacht. Das Märchen ist alt; wie unsinnig es ist, braucht man Denen nicht erst zu sagen, die Ernst Schweninger kennen: dieser in jedem Wesenszuge geniale Arzt hat ja gar keine „Methode," er behandelt nicht Krankheiten, sondern kranke Menschen, also auch nicht „die Fettleibigkeit," sondern fettleibige Individuen, er will von keiner „Kur," keiner schablonenhaften Behandlung Etwas wissen, hat sich gegen den groben Unfug, der mit einer angeblichen Schweninger-Kur getrieben wird, oft verwahrt, steht auf dem Standpunkt strengster Individualisirung und kann schon deshalb einem Anderen nicht irgend eine „Kur" oder Behandlungart gestohlen haben, wie seine Feinde jetzt wieder so lieblich anzudeuten geruhten. Ein Arzt, der seinen Beruf so ganz als Kunst betreibt, so alle erreichbaren Hilfsmittel der Psychologie und Dessen, was die

Theologie mit mildem Wort Seelsorge nennt, dieser Kunst nutzbar zu machen weiß und seine Hauptwirkung durch die eigene starke, der unglaublichsten Suggestionen fähige Persönlichkeit erzielt, kann auch von der äußersten Bosheit nicht zum Plagiator umgefälscht werden. Da der alte Kohl aber wieder einmal aufgewärmt worden ist, mag das Verhältniß der beiden Männer hier kurz angedeutet werden. Schweninger, der, ehe er in die Praxis eintrat, zehn Jahre lang streng wissenschaftlich als pathologischer Anatom gearbeitet hatte, war nie Oertels Schüler, hatte zu ihm auch nie private Beziehungen. Er hat in seinen „Studien über Diphtherie und Croup" Theile einer Arbeit Oertels über Diphtherie bekämpft, sonst aber sich nie mit dem Manne und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit beschäftigt, — wenigstens öffentlich, denn privatim hat er nie verhehlt, daß Oertels therapeutische Leistungen ihm sehr geringwerthig erscheinen. Für Oertel handelte es sich bei der Bekämpfung der Fettleibigkeit in erster Reihe um eine nach dem Schema zu beantwortende Frage der Ernährung, Bewegung, Zuführung und Entziehung von Flüssigkeit, während Schweninger, immer von seinem Grundsatz sorgsamster Individualisirung aus, hauptsächlich den mechanischen Ursachen der Fettansammlung zu Leibe ging und stets den Blick auf den ganzen Organismus gerichtet hielt, in dem die durch Fettanhäufung und Verfettung entstandenen Beschwerden doch nur ein Symptom ungesunder Lebensverhältnisse sind. Diese Verhältnisse je nach der besonderen Sachlage und den individuellen Bedürfnissen des Leidenden zu ändern, nicht, das Symptom möglichst still zu beseitigen, war und ist Schweningers ärztliche Sorge. Er war nie ein „Spezialist" für die Behandlung von Fettsucht und hatte auch nicht die Aufgabe, den Fürsten Bismarck von lästigem Fett zu befreien. Darüber und über manche Grundanschauung, auf der seine Kunst beruht, hat er sich in dem seinen „Gesammelten Arbeiten" vorgedruckten Widmungbrief an den Grafen Wilhelm Bismarck so klar ausgesprochen, daß es sich empfiehlt, ein paar Sätze aus diesem Brief hier anzuführen: „Gerade bei dem Fürsten konnte damals durchaus von keiner Beseitigung der Körperfülle die Rede sein — der Fürst war ja abgemagert und heruntergekommen in der bedenklichsten Art —, sondern Alles kam darauf an, den Körper zu ernähren, die Kräfte zu heben, die zerrütteten Nerven wieder zu beleben. Ich habe mit Gleichmuth ertragen, was über mich als Entfetter, Wasserentzieher, Milchkurdoktor, Herzmuskelstärker u. s. w. gefabelt wurde, und mir an der Freude genügen lassen, daß es gelungen ist, wie Sie von der Gicht, so den Fürsten von der allgemeinen Ernährungstörung mit ihren schlimmen Begleitern zu befreien. Ein ganzes System, eine ganze Kurmethode hat man mir nachgesagt und mich schließlich zum Spezialisten für Fettleibige gestempelt. Wo diese Aufgabe an mich herangetreten ist, habe ich sie mit der Energie und Thatkraft des stets individualisirenden Arztes erfüllt. Aber ich bin nie in eine Schablone verfallen, an der alle Regime bis dahin krankten und wohl auch zu Grunde gingen, sondern ich habe, unbekümmert um die Lehren der heutigen Therapie, meine Wege mir selbst gebahnt, auf Grund der individuell gewonnenen Anschauungen und im Zusammenhalt mit den wirklich brauchbaren Etappen einer streng wissenschaftlichen Forschung . . . So habe ich die Freude gehabt, eine Reihe von allgemeinen Ernährungstörungen und schlimmen Symptomen, wie verschiedene Formen von Blutarmuth, Herzfehlern, Abmagerungen, Hämorrhoidal-Beschwerden, Leberanschwellungen, Magenerweiterungen, Asthma, Migrä-

nen, Darmträgheiten, Verstopfungen u. s. w. radikal zu hemmen und selbst zu beseitigen. So bin ich auch zur Bekämpfung und Beseitigung der Fettleibigkeit gekommen, die, wie ein nüchterner Blick zeigt, unter den mannichfachsten Verhältnissen und Lebensweisen zu Stande kommt und eben so auch beseitigt werden kann. Mit Bier und Brot, mit Zucker und Fetten, mit viel und wenig Essen und Trinken kann man eben so gut dick wie dünn werden, Hämorrhoiden und Magenerweiterungen bekommen oder nicht, Leberanschwellungen und Herzerkrankungen veranlassen und verhindern, — es fragt sich nur: wie und wann." Diese 1886 geschriebenen Sätze, nach denen Schweninger vorher und nachher stets gehandelt hat, beweisen allein schon, wie thöricht der Versuch ist, ihn zu einem Kopisten Oertels machen zu wollen. Oertel selbst, der leider öffentlich der Legende nie entgegentrat, hat persönlich doch dem jüngeren Kollegen sein Bedauern darüber ausgesprochen; als Bismarck 1892 mit seinem Arzt in München war, kam Oertel zu Schweninger, um ihm zu seinen Erfolgen zu gratuliren und ihm zu sagen, wie ärgerlich ihm das dumme Gerede in den Zeitungen sei. Und die Hauptsache: Oertel war, wie er erzählte, selbst sein wichtigster Patient, — er starb in der eigenen Behandlung; Schweningers Hauptpatient, der zwanzig Jahre älter ist und den der Arzt einst unter den ungünstigsten Verhältnissen übernahm, lebt, allen Deutschen zur Freude, und der Arzt, der ihn uns erhielt, hat Anspruch auf unseren Dank und sollte mit blödsinnigen Märchen wirklich verschont werden.

* * *

Bulgarien, das ewige Sommerthema unsererer Zeitungen, spukt seit Wochen wieder einmal durch das Holzpapiergehege. Ein Herr Boitschew, Rittmeister war die Kanaille, hat seine Geliebte heimtückisch ermorden lassen, weil sie ihm lästig geworden war, und die Aufhellung des Milieus, in dem der Mord sich abgespielt hatte, bewies zum Ueberfluß, daß in dem Lande der Hammeldiebe Manches recht faul ist, — zum Ueberfluß, denn kein vernünftiger Mensch hatte Bulgarien vorher für einen sogenannten Kulturstaat gehalten. Diese einfachen, in einem noch halb türkischen — also noch mindestens halb barbarischen — Lande gar nicht ungewöhnlichen Thatsachen genügen unserer Presse aber nicht: sie beschuldigt, mit dem Mannesmuth, den sie vor recht fernen Fürstenthronen stets zur Verfügung hat, Ferdinand von Koburg-Cohary der Theilnahme an dem Mord, verdächtigt die Ehre der Fürstin und beschimpft den Ministerpräsidenten Stoilow, den immerhin noch ehrlichsten und saubersten Mann Bulgariens, weil er über das Preßgezeter ein paar kräftige Sätze zu sprechen wagte und den schlauen Einfall hatte, die in österreichischen Zeitungen über bulgarische Unsittlichkeit tobenden Herren an den durch Völlerei, Alkohol und sexuelle Ausschweifung zerrütteten Kronprinzen zu erinnern, der in den Armen einer seiner Buhlerinnen den Tod fand. Diese Sommercampagne mag allenfalls hingehen; da sie sich aber in jedem Jahr wiederholt, muß man die Schnaubenden nachgerade doch wirklich fragen, ob wir denn gar nichts Wichtigeres zu thun haben, als uns um Bulgarien zu bekümmern. Der edle Boitschew ist ganz sicher vom Wirbel bis zur Zehe ein hartgesottener Hallunke; aber Herr Stefan Stambulow, vor dessen Geilheit kein Weib sicher war, der die lieben Stammesgenossen foltern und schlachten ließ und im Lande der Bluthund genannt wurde, war auch nicht von schlechten Eltern und wird doch an einzelnen Stellen noch jetzt als ein herrlicher Held gefeiert. Und ob Fürst Ferdinand, seine Frau und

seine Beamten von edlen oder unedlen Gefühlen beseelt sind, Das kann uns im Grunde doch ungemein gleichgiltig sein. Die Hauptsache ist, daß aus dem bulgarischen Wetterloch keine europäischen Verwickelungen zu erwarten sind, und da muß man gestehen, daß der Koburger, als er das Verhältniß seines Fürstenthumes zu Rußland in Ordnung brachte, Europa einen wichtigen Dienst geleistet hat. In seines Herzens Tiefe mit der Fackel hinabzuleuchten, ist unnöthig; und seit wir mit den Türken und ihrem Massenschlächtermeister so innig befreundet sind, sollten wir uns das Staunen über türkische Wirthschaft allgemach doch abgewöhnt haben.

* * *

Der von einer geheimnißvollen, aber, wie es scheint, „maßgebenden" Stelle, einer Stelle, die wohl nicht enthüllt zu werden wünscht, über die „Zukunft" verhängte Boykott wirkt munter fort. In Hamburg wird auf dem Venloer Bahnhof die vervehmte Wochenschrift nur auf dringendes Verlangen unter Zeitungstößen, die sie dem suchenden Blick verbergen sollen, hervorgekramt. Die kasseler Eisenbahn-Direktion sucht, so wird gemeldet, den Verkauf des bösen Blattes dadurch zu hindern, daß sie den Bahnhofsbuchhändlern, z. B. in Marburg, verbietet, es offen auszulegen und mit den anderen Zeitungen und Zeitschriften auf dem Perron auszurufen; dieser Ukas ist nicht etwa schriftlich verbreitet, sondern mündlich durch einen Verkehrsinspektor den Buchhändlern kundgethan worden. Auf einer Station der Werrabahn wurde einem Reisenden auf seine Frage mitgetheilt, der Herr Maschineninspektor in Meiningen habe den Buchhändlern verboten, die „Zukunft" zu verkaufen; da wird die Censur also bereits von einem Maschineninspektor geübt, — wahrscheinlich, weil die Eisenbahnbureaukraten für solche Arbeit zu vornehm sind. Und in Neustrelitz wurde dem Bahnhofsbuchhändler, „bei Strafe sofortiger Kündigung der Verkaufsstelle", von dem Stationvorsteher nicht nur das Auslegen, sondern auch das Halten der „Zukunft" untersagt. Das sind nur ein paar Beispiele, die mit den am zehnten April und am ersten Mai hier angeführten ein nettes Bild der Zustände in unserem sogenannten Rechtsstaat geben. Man muß Regirungen bewundern, die Staatsrettereien dieses großartigen Stiles mit ihrem Pflichtgefühl vereinbar finden. Nur nichtsnutzige Nörgler können vor so heldischen Thaten noch zweifeln, daß im deutschen Land starke, stählerne Männer regiren.

* * *

Zweifelhaft kann man höchstens sein, wer im engeren Kreise der stählernen Männer Preußens als der Würdigste den ersten Preis verdient. Ganz leicht ist die Wahl wirklich nicht; von den Unterzeichnern des Boetticher-Attestes fesseln namentlich die Herren Schoenstedt und Bosse immer wieder den von so hellem Glanz geblendeten Blick, aber selbst ihr Ruhm erbleicht, wenn das entzückte Auge auf Herrn von Hammerstein-Loxten schaut. So oft dieser Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten den Mund aufthut, ist dem beschränkten Unterthanenverstande Freude beschieden. Eines schönen Abends hielt der geehrte Herr es für geschmackvoll, sich als „Nothleidenden erster Güte" in das Fremdenbuch eines Bierhauses einzutragen. Das war der erste Streich. Als in den ersten Maitagen dieses Jahres der Treffliche dann die treptower Gartenbauausstellung eröffnete, brachte er es fertig, in einem Satz dreimal das Wort Allergnädigst, viermal das Wort Majestät und dazwischen noch allerlei Hymnisches über die persönlichen Eigenschaften des Kaisers auszusprechen; und da er zugleich fabelhafte Weis-

heit über Realismus, Materialismus und Idealismus, etwa im Stil eines ungewöhnlich gebildeten Schutzmannes, verkündete, schien es schwer, diese Meisterleistung noch zu überbieten. Aber Herrn von Hammerstein ist kein Ding unmöglich: er hat beim Jubelfest der landwirthschaftlichen Akademie in Poppelsdorf jetzt zwei Reden gehalten, die alles früher Geleistete in den Schatten stellen. In der ersten erzählt er Allerlei von dem Nibelungenhort, den Kaiser Wilhelm „der Große" und Kaiser Friedrich „gehoben" haben, von dem Rheingold, über das er leider sehr viel unedleres Metall zu Tage fördert und das nach seiner erleuchteten Mythendeutung das Symbol des Weines ist, und nennt den regirenden Kaiser „unseren Herrn", — obwohl er nach der Reichsverfassung nur der erste Bundesfürst, der Präsident des „ewigen Bundes" ist und im Volksempfinden als der Vertrauensmann der Nation leben sollte. In der zweiten redet der sich schätzende Herr von seinem „warmen Herzen", von seiner Frau, „die fest den Daumen über den Gebieter hält", von seinem Zorn, der stets erwache, wenn man ihm vorwerfe, er wolle der Landwirthschaft nicht helfen, und erzählt den Tafelnden, Preußen sei „der stramme und geschickte Kopf", der über Süddeutschland, dem Herzen, die Wacht halten müsse. Dieser Kopf habe „errungen, was das deutsche Lied seit Jahrhunderten als zu Erringendes besungen hat". Also: Preußen ist der „Kopf von Deutschland", Preußen hat die Einheit errungen und die Süddeutschen sind der Ueberwachung bedürftige Kinder, die recht anmuthig schwärmen, aber nie etwas Rechtes erreicht hätten, wenn der helle, der „stramme und geschickte" Kopf sie nicht geleitet hätte. Herr Dr. Sigl, der neulich offen aussprach — was Jeder längst wußte —, daß in München wichtige Personen die Bildung einer bayerischen Partei im Reichstag wünschen, wird die Antwort auf diese unerhörte, mit keinem gesetzlich gestatteten Ausdruck scharf genug zu tadelnde Rhetorenleistung wohl nicht schuldig bleiben. Ein Politiker, der die im deutschen Süden fortwühlende Mißstimmung, deren Umfang gar nicht mehr übertrieben werden kann, mit so leichtem Herzen steigert, hat sich als ganz unfähig zu verantwortlicher Thätigkeit erwiesen. Natürlich sang der welfische Freiherr, der dem König von Hannover den Eid der Treue geleistet und als vierzigjähriger Mann gegen die Verfassung des Norddeutschen Bundes gestimmt hat, dem Hohenzollernhause ein dithyrambisches Loblied. Das scheint jetzt Mode zu werden: neulich erst hat ja ein anderer Hannoveraner, Herr von Miquel, mit nicht minderer Begeisterung die Verdienste dieses Herrscherhauses gepriesen; deshalb ist es Zeit, daran zu erinnern, daß die Hohenzollern sich zwar wirklich sehr große Verdienste erworben haben, daß es aber, wie schon der Blick auf die zwischen dem alten Fritzen und dem alten Wilhelm liegende Epoche lehrt, auch in diesem Hause recht schlechte Regenten gegeben hat und daß, wer es mit einem Kollektivlob umwindet, nur den Widerspruch wecken kann. Nicht die Hohenzollern haben, wie Herr von Hammerstein behauptet, 1870 „den Schatz der Nibelungen gehoben", sondern das ganze deutsche Volk hat, im Süden so gut wie im Norden, mit dem gewaltigen Aufgebot seiner ganzen Kraft und mit Opfern, von denen die Herrscher verschont blieben, sich die Einheit erstritten, — und ein gewisser Bismarck, dem die Welfen freilich nicht grün sind, war auch ein Bischen daran betheiligt. Und wenn der Tischredner sagt, der Kaiser lasse die Hilfe des Staates im vollsten Maße der Landwirthschaft angedeihen, so irrt er auch hier in der Rechtsauffassung, denn die Hilfe des Staates ist nicht eine Gnade, die der

Monarch, wie einen persönlichen Huldbeweis, einem Stande angedeihen läßt. Im Uebrigen äußerte der neue Hohenzollernschwärmer die landläufigen lauwarmen Banalitäten, von denen Bonaparte in einem seiner eben veröffentlichten Briefe — an Talleyrand — gesagt hat: Ces mesures mitoyennes sont le véritable topique prussien. Das scheint, wie im Jahre 1806, leider auch heute noch wahr zu sein und man darf sich nicht wundern, wenn dem Minister, der früher ein hitziger Agrarier war und, seit er Excellenz geworden ist, den zum Kampf um ihr Recht organisirten Landwirthen schwer kränkende Vorwürfe gemacht hat, von den Führern der sich konservativ nennenden Partei nächstens, wie einst dem unermeßlichen Herrn von Marschall, allerlei ziersame Schmeicheleien gesagt werden sollten. Er verweist die Landwirthschaft an den lieben Gott und ermahnt sie, des Segens der Selbsthilfe eingedenk zu bleiben: der Landwirth, so spricht er, der sich nicht selbst zu helfen versteht, verdient nicht, Landwirth und Deutscher zu sein. Unzähligen Landwirthen, die sich mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft nicht mehr zu helfen wissen, wird von dem welfischen Heros also die Befähigung zu ihrem Gewerbebetrieb und das Recht, sich Deutsche zu nennen, abgesprochen, — von einem Manne, der in der Erkenntniß der Agrarnoth noch nicht einmal so weit gelangt ist wie die Herren Jaurès und Deschanel. Denn diese Herren, die über das Bauernleid neulich in der französischen Kammer lange Reden hielten, waren darin doch wenigstens einig, daß der gefährlichste Feind der Landwirthschaft die Spekulation ist. Beide, der Sozialist und der bürgerliche Republikaner, bekannten sich zu dem Satz: wenn die Preise steigen, entgeht dem Landwirth der Gewinn, wenn sie sinken, wird das Brot und das Fleisch nicht billiger, weil Spekulation und Zwischenhandel in beiden Fällen den Profit an sich reißen. Ist diese Wurzel des Uebels einmal erkannt, dann darf man auch hoffen, Mittel zu finden, die das Uebel beseitigen können. Auf den Gemeinplätzen des Herrn von Hammerstein aber wächst kein winziger Halm und er sollte sie deshalb lieber dem Blick versperren. Antiagrarisch, wie der hübsche Ausdruck ja wohl lautet, sprach in Poppelsdorf auch Herr von Rottenburg; aber er sprach wie ein gebildeter Mann, der, ehe er den wichtigsten Lebensfragen der Nation die Antwort zu finden sucht, die Gedanken ordnet und wägt und der fähig ist, wirthschaftliche Zusammenhänge zu erfassen. Die Reden des Herrn von Hammerstein blieben unter jedem Niveau, das man von einem an weithin sichtbarer Stelle wirkenden Herrn zu fordern berechtigt ist. Ueberhaupt sollten die verehrten Minister nicht mehr allzu häufig das Gehege ihrer Zähne öffnen; wenn sie Zeit haben, Reisen zu machen, und wenn ihnen dafür hohe Diäten bewilligt werden, dann mögen sie in Gottes Namen reisen, aber Reden haben wir nachgerade nun zum Ueberdruß gehört. Die Dienstboten des Volkes werden nicht für Tafelreden, sondern für ordentliche, nützliche Arbeit bezahlt, sie können ihre mehr oder minder wunderbare Weltanschauung für sich behalten und ihre Zeit zu ersprießlicher Thätigkeit benutzen. Von den Reden des Herrn von Hammerstein-Loxten insbesondere kann uns nur noch eine interessiren, — die, in der er, bevor er nach Berlin berufen wurde, sagte, was er als Minister thun und lassen würde. Dieser schönen Rede, die zugleich eine Selbstanzeige war, hat aber nur ein einziger Herr gelauscht, der dem Bunde der Landwirthe angehört und leider bisher das mitternächtige Geheimniß in des Busens Tiefe geborgen hat.

* *
*

Da eben von den in erstaunlichem Maße vermehrten Reisen unserer Minister

gesprochen wurde: die Nachricht, daß die Herren, weil sie jetzt so häufig fern von der Hauptstadt Vortrag zu halten haben — in Eisenbahnwagen, Wartesälen oder auf Schiffen —, zu der Dienstwohnung und den Diäten vom Staat künftig auch noch je ein Fahrrad erhalten sollen, wird an den bekannten maßgebenden Stellen allgemein als unwahr und höchst leichtfertig erfunden bezeichnet.

* * *

Als in längst landesüblicher Feiertagsstimmung die Handelsverträge vom Reichstage ratifizirt wurden, da hieß es, nun sei Handel und Wandel die Stabilität gewonnen und dieser Gewinn sei von so ungeheurem Werth, daß daneben etwa in den Verträgen vorhandene „kleine Mängel“ gar nicht in Betracht kommen könnten. Jetzt sieht man, wie diese Stabilität in Wirklichkeit beschaffen ist: der Dingley-Tarif soll den nordamerikanischen Markt vor der fremden Masseneinfuhr schützen, England hat den Handelsvertrag, den es mit Deutschland abgeschlossen hatte, plötzlich gekündigt und man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die handelspolitische Lage selten so verworren und gefährlich war wie gerade heute. Es rächt sich jetzt eben, daß wir die Waffen leichtsinnig aus der Hand gegeben und den Vereinigten Staaten ohne Aequivalent die Vortheile unserer neuen Verträge eingeräumt haben. Die veränderte Lage, die uns leicht eine handelspolitische Unterbilanz bringen kann, wird noch genau zu prüfen sein; auf den ersten Blick aber sieht man schon, was es bedeutet, daß England, auf dem Wege zum Greater Britain und zur Commercial Union, vom free trade, dem bis zum Unsinn orthodoxen Cobdenismus, zu dem unter dem Namen fair trade verkündeten — vorläufig gelinden — Schutzzollsystem abschwenkt. Auf das Dogma der manchesterlichen Freihändlerei ist damit in seinem Mutterlande der Sargdeckel gestülpt. Wir wollen hoffen, daß unsere regirenden Männer, die ja freilich nicht über die ökonomische Weisheit der Volkswirthe Caprivi und Marschall verfügen, die Bedeutung dieser neuen Lage rechtzeitig begreifen und aus den Irrgängen der Exportpolitik einen Ausweg finden, ehe die Kaufkraft des inneren Marktes bis zur Ohnmacht erschöpft und der deutsche Volksstand völlig zerrüttet ist.

* * *

Ernst Haeckel hat dem berühmten Forscher Fritz Müller-Desterro, den er einen „Heros der Wissenschaft“ nennt, einen schönen Nachruf geschrieben, der am Schluß auch die Politik berührt. Haeckel beklagt es, daß Müller durch die elenden politischen Zustände der vierziger und fünfziger Jahre aus der Heimath vertrieben wurde, und fügt hinzu: „Neuerdings hat man alle patriotischen Männer, die gründliche Reformen unserer politischen und sozialen Zustände erstreben, als ‚Nörgler‘ bezeichnet und ihnen den guten Rath ertheilt, das neue Deutsche Reich zu verlassen. Wir hegen den entgegengesetzten Wunsch und hoffen, daß tüchtige, ehrenhafte und wahrheitliebende Männer, wie Fritz Müller, auch unter den widrigen byzantinischen Verhältnissen der Gegenwart tapfer ausharren.“ Wie berechtigt heute die Klage über würdelosen Byzantinismus ist, lehrte erst eben wieder ein winziger Vorgang. Den Kindern des Kaisers wurden in Tegernsee ein paar Lieder vorgesungen und dieses welterschütternde Ereigniß wurde nicht nur in der Presse erwähnt, sondern man las in „ernsthaften“ Blättern sogar die beschämende Notiz: „Nach dem Vortrag des Sanges an Aegir, vom Lehrer Zoepf für fünfstimmigen Kinderchor arrangirt, äußerten die Prinzen, so volltönend hätten sie die Komposition noch nie gehört.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 14. August 1897.

Der deutsch-englische Handelsvertrag.

Die Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrages vom Jahre 1865 steht hier im Mittelpunkt des politischen Interesses. So sehr sich die Organe, die der Regirung ergeben sind, bemühen, die Tragweite dieses Schrittes einzuschränken und das Ereigniß gewissermaßen zu lokalisiren durch den Hinweis darauf, daß es sich nur auf den Vorschlag Kanadas, englischen Importen 25 Prozent vom Einfuhrzoll abzulassen, beziehe, so wird die prinzipielle Bedeutung des Vorganges doch von keinem ernsthaften Menschen geleugnet. Die Jingo-Presse, in der die Antipathie gegen Deutschland immer offener und rückhaltloser hervortritt, begrüßt die Kündigung mit nicht verhehltem Jubel. „Die deutschen offiziösen Zeitungen", so sagt der Globe, „erklärten beim Beginn der Nordlandreise des Kaisers, die hohe Politik müsse bis zu seiner Rückkehr ruhen. Nun haben wir ihn bei seiner Rückkehr in Kiel mit der Kündigung des deutsch-englischen Handelsvertrages begrüßt. Wenn diese Politik noch nicht hoch genug für ihn ist, so ist er sehr schwer zu befriedigen."

Wenn man von solchen Ausfällen absieht, ist Englands Kündigung des Vertrages vom britischen Standpunkt aus sehr wohl zu verstehen. Es ist nur wunderbar, daß sie nicht schon früher erfolgt ist. Das Deutschland vom Jahre 1865 existirt nicht mehr. Aus einem vorzugsweise agrarischen Konsumenten ist der größte industrielle Konkurrent geworden, den England bisher zu bekämpfen gehabt hat. Der Kunde hat sich in einen Nebenbuhler umgewandelt, — und zwar in einen Nebenbuhler, der den britischen Handel aus seinen eigensten Absatzgebieten zu verdrängen droht. Die antikolonialen Elemente in Deutschland predigten es ja Jedem, der es hören wollte, das Reich habe keine eigenen Kolonien nöthig, da England ihm erlaube, die briti-

schen Kolonien nach Lust auszubeuten. Diese Politik des Fuchses, der sich in den Hamsterbau eindrängt, des Aberntens auf Feldern, wo man nicht gesät hat, ging eben so lange, wie man sie sich auf dieser Seite der Nordsee gefallen lassen wollte. Jetzt dürfte die Epoche eintreten, wo Das aufhört und wo die Mahnung ihre praktische Rechtfertigung gewinnen wird, daß Deutschland sich ein eigenes, unabhängiges Wirthschaftgebiet auf der Erde einrichten solle, mit nationaler Wirthschaftpolitik daheim und mit breiten nationalen Kolonien draußen. Die Herren Eugen Richter und Ludwig Bamberger haben mit ihren nationalökonomischen Phrasen in dem Augenblick endgiltig abgewirthschaftet, wo England anfängt, das Viertel der Landoberfläche unseres Planeten, das es beherrscht, für sich allein auszubeuten.

Das wird zwar heute und auch morgen noch nicht geschehen. Zunächst wird der europäische Markt Großbritanniens für unseren Handel noch nicht bedroht, sondern es handelt sich nur um die weiten überseeischen Theile des britischen Reiches, in das Deutschland zur Zeit jährlich für ungeheure Millionenbeträge Waaren verschickt. Aber auch diese Landmassen sind heute nicht mehr, was sie 1865 waren, wo sie wirthschaftlich überall noch in den Kindheitanfängen steckten. Australien, Kanada, Südafrika und Neuseeland werden von Jahr zu Jahr größere Faktoren, sowohl als agrarische Exportländer wie als Konsumenten für die europäische und nordamerikanische Industrie; und wenn es sich bei dem neuen — in Aussicht gestellten — Vertrage auch nur darum handelt, dem deutschen Geschäft in diesen kolonialen Gebieten den Weg zu verlegen, so ist Das für unseren Handel, für unsere Rhederei und unsere Industrie doch eine außerordentliche Schädigung, — mit einer im Hintergrund drohenden sehr ernsten Zukunftgefahr.

Wenn wir die Kündigung des Handelsvertrages richtig beurtheilen wollen, so müssen wir sie als ersten Schritt zu einer ganz neuen Wirthschaftpolitik Großbritanniens verstehen. Lord Salisbury hat schon lange kein Hehl mehr daraus gemacht, daß er die einseitige Freihandelspolitik Englands mit Schutzzollstaaten ringsum für einen Fehler halte. Das neue Schlagwort, das hier Mancher ausspricht, heißt „Retaliation's customs" („Vergeltungzölle") mit theoretischer Anerkennung eines Welt-Freihandels. Mit anderen Worten: Großbritannien findet, daß sich der einseitige Freihandel nicht mehr bezahlt, und in dem selben Augenblick geht es daran, die Grundlagen für eine neue Wirthschaftpolitik vorzubereiten. Um Das zu können, mußte es zunächst die bestehenden Verträge mit Deutschland und Belgien beseitigen.

Hier in England dringt politisch wie wirthschaftlich die Idee des „two powers-system" mehr und mehr in den Vordergrund. Wie man die britische Flotte auf eine Höhe bringen will, daß sie allen übrigen Mächten zusammengenommen ebenbürtig bleibt, so beabsichtigt man, alle Länder angel-

sächsischer Herrschaft in ein Wirthschaftgebiet zusammenzufassen, das für seine Bedürfnisse sich selbst genügt und die ganze übrige Welt entbehren kann. Großbritannien auf der einen Seite, alle übrigen Völker, mit Ausnahme Nordamerikas, das man im Grunde noch immer zum britischen System rechnet, auf der anderen: mit diesem Gedanken hat man sich hier allmählich vertraut gemacht, — ja, er ist das Ideal, das dem Selbstgefühl dieses stolzen Volkes als das begehrenswertheste vorschwebt. In die Bahn einer solchen Entwickelung wird die englische Politik durch die Staatsmänner von heute mit vollem Bewußtsein hineingeleitet.

Was Deutschland Dem gegenüber zu thun hat, liegt auf der Hand. Da es sich bei diesem Umschwung um keine plötzliche Katastrophe handelt, sondern um einen langsamen Prozeß, so wird unsere Handelspolitik ihm ebenfalls schrittweise Rechnung zu tragen haben. Der neue Handelsvertrag wird, wie es scheint, das Verhältniß zum europäischen Großbritannien unberührt lassen und praktisch wird wohl auch in den Beziehungen zu den englischen Kolonien eine Aenderung nur allmählich, mit der Konsolidirung des britischen Förderativsystemes, eintreten. Australien hat sich das Recht der freien Hand in seiner Zollpolitik vorbehalten und es ist doch noch sehr die Frage, ob, trotz dem guten Willen auf allen Seiten, ein großbritischer Zollverein überhaupt durchführbar ist. Hiervon wird die Ausdehnung des deutschen Handels im britischen Gebiet in erster Linie abhängen.

Wenn Deutschland mit kühler Geschäftsberechnung an die Verhandlungen über den neuen Handelsvertrag herantritt, so wird sicherlich eine gesunde Grundlage für intensive Handelsbeziehungen zwischen den beiden gewaltigen Industriestaaten immer noch festzuhalten sein.

Aber unser Land bleibt dabei freilich stets in der sehr unerquicklichen Lage, in seinen wichtigsten Interessen von einer Entwickelung abhängig zu sein, auf die es keinen unmittelbaren Einfluß üben kann. Die Frage, ob die großbritische Föderation zu Stande kommen wird oder nicht, entscheidet gleichzeitig auch über den wichtigsten Theil unseres überseeischen Handels und damit über das Wohl und Weh von Millionen deutscher Staatsbürger. Diesem Zustand ist nur durch eine klare, energische und ins Große gehende Kolonialpolitik nach englischem Muster ein Ende zu machen, durch eine Politik, wie sie von mir stets vertreten worden ist. Deutschland kann eine Stabilität seines Handels und der von ihm zum großen Theil abhängenden Industrie nur schaffen, wenn es weite Flächen sicheren Absatzgebietes unter seine eigene Flagge nimmt. So ist die Kündigung des englischen Handelsvertrages eine neue Mahnung, endlich mit der Durchführung einer gesunden Kolonialpolitik anzufangen, überhaupt eine in sich selbständige nationale Wirthschaftpolitik aufzubauen, in deren Grundlagen Dritte nicht hineinreden können. Ob es

hierzu nicht schon zu spät ist, ob Deutschland, seiner ganzen historisch gegebenen Eigenart nach, eine solche Politik überhaupt treiben kann: Das ist die Frage, von deren praktischer Beantwortung die Zukunft des deutschen Handels und die Macht unseres Vaterlandes in erster Linie abhängen wird.

London. Dr. Karl Peters.



Gnade.

Die öffentliche Erörterung über das Begnadigungrecht will nicht zur Ruhe kommen. Nachdem der Reichstag und der preußische Landtag innerhalb des letzten Winters sich mit der Angelegenheit beschäftigt hatten, bot das Ausbleiben der erwarteten Amnestie zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Wilhelms des Ersten und der Umstand, daß von einzelnen Fällen der Begnadigung nur solche von Duellanten bekannt geworden sind, einen neuen Zündstoff, bis endlich der Prozeß Pfahl in Hildesheim gar die Befürchtung auftauchen ließ, daß bei der Erwirkung von Begnadigungen sich Einflüsse der unlautersten Art geltend zu machen verständen.

Die Stellung der Regirung und der politischen Parteien war dabei wesentlich verschieden. Wurde auch das Begnadigungrecht als ein von der Mitwirkung der Volksvertretung unabhängiges Souverainetätrecht von keiner Seite beanstandet, so gingen doch die Ansichten bei der Frage wesentlich auseinander, inwieweit der Justizminister für die Ausübung dieser Befugniß verantwortlich und insbesondere verpflichtet sei, über die Gründe, die ihn im einzelnen Falle bestimmt haben, die Begnadigung zu empfehlen, Auskunft zu geben. Während der Reichskanzler ein Eingehen auf die sachliche Erörterung nur aus dem formellen Grunde ablehnte, daß es sich nicht um eine Reichsangelegenheit handle, erkannte der preußische Justizminister ausdrücklich seine verfassungmäßige Verantwortung an, ließ sich auch bereit finden, über die leitenden Gesichtspunkte, unter denen er die Begnadigung betrachte, Auskunft zu geben, weigerte sich aber, sich über einzelne Fälle zu äußern, da deren Erörterung einen Eingriff in das Begnadigungrecht darstellen würde. Seine Stellung zur Krone bestimmte der Justizminister dahin, daß er bei einer beabsichtigten Begnadigung sich zu einem Einspruche nur da für befugt er=

achten würde, wo durch die Begnadigung das Staatsinteresse gefährdet werde. Bei der Besprechung des Falles Pfahl ging der Minister insofern noch einen Schritt weiter, als er den Sachverhalt eingehend darlegte, wodurch er sich von dem konservativen Parteiredner, dem Grafen Limburg-Stirum, den Vorwurf zuzog, die Rechte der Krone preisgegeben zu haben. Auch bei der Frage der Duellanten-Begnadigungen vertrat der Abgeordnete Simon von Zastrow im Namen der konservativen Partei den Standpunkt, daß diese sich auf eine Erörterung des Begnadigungrechtes grundsätzlich nicht einlasse, da die Kammer hierbei nichts mitzureden habe.

Zweifellos handelt es sich hier um eine Frage von der größten Bedeutung für unser Rechtsleben. Deshalb hat sich Professor E. Löning ein wesentliches Verdienst erworben, als er vor ein paar Monaten in der Deutschen Juristen-Zeitung eine Uebersicht sowohl über die geschichtliche Entwickelung der Anschauungen als über die prinzipielle Seite gegeben hat. Für ihn, wie für mich in dieser Betrachtung, steht die Frage der verfassungmäßigen Verantwortlichkeit im Vordergrunde; doch glaube ich, daß die Frage sich nur durch eine Erörterung des Begnadigungrechtes nach seiner Bedeutung für das Rechtsleben beantworten läßt. Obgleich der Charakter dieser Zeitschrift und der zur Verfügung stehende Raum hierbei nicht allein eine fachjuristische Behandlung, sondern auch eine zu weit getriebene Ausführlichkeit verbieten, dürfte es doch möglich sein, auch in dem so gezogenen Rahmen den Grundirrthum, auf dem die hier bekämpfte Anschauung beruht, als einen logischen Fehler nachzuweisen.

Nach Artikel 49 der preußischen Verfassung, die hierin mit den entsprechenden Vorschriften der übrigen Bundesstaaten durchaus übereinstimmt, hat der König das Recht der Begnadigung und Strafmilderung. Er ist in dessen Ausübung nur insoweit beschränkt, als er es zu Gunsten eines wegen seiner Amtsführung verurtheilten Ministers nur auf Antrag der Kammer ausüben darf, von der die Anklage ausgegangen ist. Nach Artikel 44 bedürfen nun alle Regirungakte des Königs zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, der dadurch die Verantwortung übernimmt, da der König in der Verfassung für unverantwortlich erklärt ist. Hiernach scheint ein Zweifel darüber, daß die Verfügung jeder Begnadigung von einem Minister gegengezeichnet sein muß, der dadurch die Verantwortung übernimmt, folglich auch verpflichtet ist, dem Landtage Rechenschaft zu geben, so lange ausgeschlossen, als man den Charakter der Begnadigung als eines Regirungaktes nicht bestreitet. Das aber ist offenbar unmöglich, da das Gnadenrecht nicht dem Könige als Person, sondern ihm in seiner Eigenschaft als Inhaber der Regirungsgewalt zusteht, denn auch in republikanisch regirten Ländern ist hierfür eine Instanz geschaffen. Wenn trotzdem einzelne Rechtslehrer,

insbesondere Rönne, die Verantwortung des Ministers für den Inhalt der Begnadigung ablehnen und die Bedeutung der Gegenzeichnung nur darin sehen, daß sie die Gewißheit des königlichen Willens feststellt, oder wenn Georg Meyer die Verantwortlichkeit nur darauf beschränken will, daß die verfassungmäßigen Schranken, wo solche bestehen, innegehalten sind, so bedürfen sie zu dieser Auffassung einer Sonderstellung des Gnadenrechtes gegenüber allen sonstigen Regirungakten. In der That hat man eine solche zu begründen versucht, und zwar ist dieser Versuch von Philosophen und von Juristen unternommen worden. Nach Hegel*) „verwirklicht die Souverainetät des Monarchen in der Begnadigung die Macht des Geistes, indem sie das Geschehene ungeschehen macht und im Vergeben und Vergessen das Verbrechen vernichtet. Insofern Dies in der Welt vollbracht wird, hat es seinen Ort nur in der Majestät und kann nur der grundlosen Entscheidung zukommen." Unter den Juristen hat insbesondere Mittermeier die gleiche Ansicht vertreten, indem er, ausgehend von der bereits im Anfange dieses Jahrhunderts in Frankreich aufgetauchten Auffassung der Gnade als eines droit purement royal, das der König ohne Mitwirkung seiner Minister nur nach seiner Mildherzigkeit ausübe, die Gnade als einen ihrer Natur nach unkontrolirbaren mystischen Akt darstellte, über den es unmöglich sei, Rechenschaft zu geben. Da seine Ausführung am Besten die hier bekämpfte Auffassung formulirt, so möge hier der Wortlaut wiedergegeben werden. Mittermeier sagt: „Der eigentliche Entschluß der Begnadigung ist ein Ausfluß der innersten Gesinnung des Regenten und ein Akt des Gewissens, worüber keine Rechenschaft möglich ist, denn von der moralischen Verantwortlichkeit wird der Regent nie frei. Wollte man eine Verantwortlichkeit des Ministers wegen der Ausübung des Begnadigungrechtes aufstellen, so müßte man behaupten, daß da, wo der Regent im heiligen Moment das Wort Gnade gesprochen hat, der Minister, weil er überzeugt ist, daß Begnadigung hier nicht verdient sei, die Kontrasignatur des Begnadigungreskriptes verweigern müßte. Frage man einmal um den Eindruck, welchen eine solche Erscheinung auf den gesunden Sinn des Volkes machen würde! Wer kann urtheilen, ob Begnadigung verdient sei? Es ist die Natur der Gnade, daß sie beglückend auch da wirkt, wo kein formell nachzuweisender Anspruch auf Gnade ist. Unseliges Mißtrauen, welches alle, auch die zartesten Verhältnisse an streng juristische Formen und Bedingungen knüpfen will!"

Obgleich diese Auffassung von den verschiedensten Seiten bekämpft wurde, hat sie doch noch heute Anhänger. Trotzdem ist es gewiß nicht zu hart geurtheilt, wenn Löning sie eine Romanvorstellung nennt, insofern man in einem

---

*) Grundlinien der Philosophie des Rechtes § 282.

Romane Menschen und Verhältnisse darzustellen pflegt, ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit zu nehmen. Vielleicht würde man zu einer etwas nüchterneren Auffassung gelangen, wenn man von der Gestaltung der Dinge im praktischen Leben eine etwas klarere Vorstellung hätte. Ja, wenn der König noch unter der alten Linde Gericht hielte und nach voller eigener Kenntniß der Thatsachen die Entscheidung fällte! Da möchte ja für solche unkontrolirbaren Gefühlsregungen des Monarchen Platz bleiben. Aber wie vollzieht sich denn der Geschäftsgang in unserem modernen Staate? Der Verurtheilte, der meist mit der Abfassung solcher Eingaben nicht hinreichend vertraut ist, wendet sich, je nachdem er mehr oder weniger vornehm ist, an einen Rechtsanwalt oder einen Winkelschreiber und läßt sich ein Gnadengesuch anfertigen; es ist auch gestattet, es auf der Gerichtsschreiberei zu Protokoll vorzutragen. Das Gesuch wird bei der Staatsanwaltschaft eingereicht und an den Justizminister mit Bericht eingesandt. Für die weitere Behandlung ist es von Bedeutung, aus welchen Gründen die Begnadigung nachgesucht wird. Diese Gründe kann man in zwei Klassen eintheilen. Die eine Klasse umfaßt solche, die das Urtheil als an sich gerecht und dem Gesetze entsprechend anerkennen, aber Gesichtspunkte geltend machen, die entweder — wie Reue und Besserung, vielleicht nach theilweise bereits erfolgter Verbüßung der Strafe — erst nach dem Urtheil eingetreten sind oder ihrer Natur nach von dem Richter nicht berücksichtigt werden konnten, wie der Einfluß auf die Familie oder Umstände, die die Strafe als außergewöhnlich hart erscheinen lassen. Hierzu gehören auch die Betrachtungen über das Gesetz, an das der Richter gebunden ist, dessen Befolgung aber dem Antragsteller unbillig erscheint. Die andere Klasse von Gründen richtet sich gegen die Angemessenheit des gefällten Urtheils, mögen sie nun dahin gehen, daß der Verurtheilte gar nicht hätte verurtheilt werden dürfen oder daß die erkannte Strafe zu hoch sei. Je nachdem sich über diese Gründe schon an der Hand der Akten ein Urtheil gewinnen läßt oder nicht, trifft der Justizminister entweder sofort seine Entscheidung oder beauftragt die Staatsanwaltschaft mit weiteren Ermittelungen. Ich sage mit Bewußtsein: der Justizminister trifft seine Enscheidung. Gewiß: formell wird die Entscheidung vom Monarchen getroffen; aber ist es denn anders möglich, als daß sie in neunundneunzig von hundert Fällen eben nur eine formelle Bedeutung hat? Mir fehlen die Ziffern über die Anzahl der in Preußen jährlich eingereichten Gnadengesuche, aber daß es Tausende sind, kann keinem Zweifel unterliegen und eben so, daß der pflichttreueste Monarch ganz und gar außer Stande ist, hier eine mehr als formelle Mitwirkung zu leisten. Nach einer allgemein verbreiteten Ansicht, deren Richtigkeit ich allerdings nicht feststellen kann, bestehen deshalb in allen Staaten Vorschriften, die in gewissen Gnadensachen den Justizminister ermächtigen, ohne ausdrückliche Genehmigung des

Monarchen im einzelnen Fall in dessen Namen die Entscheidung zu treffen. Wo bleibt da die mystische Selbstbethätigung der Majestät?

Für die weiteren, insbesondere die politischen Kreise pflegen freilich nur die Fälle Interesse zu bieten, in denen es sich um prinzipielle Entscheidungen oder um bekannte Persönlichkeiten handelt. Aber vielleicht wird das Verständniß der Sache gefördert, wenn man nicht diese geringe Minderzahl, sondern gerade die große Menge der Gnadengesuche und deren Behandlung ins Auge faßt. Ich theilte sie vorhin in zwei Klassen, je nachdem sie sich auf den Boden des Urtheils stellen oder diesen angreifen. Unter den ersten sind die wichtigsten die Fälle, wo das Gesetz selbst als fehlerhaft angefochten wird. Hier scheint ja ein Eingriff des Monarchen unvermeidlich. Und doch ist Das nur unter starken Einschränkungen zuzugeben. Ist das Gesetz nach der Auffassung des Ministers und des Monarchen unangemessen, so soll man den von der Verfassung vorgesehenen Apparat in Bewegung setzen, um es abzuändern. Erscheint dieser Versuch aussichtlos, weil die Auffassung der Regirung und der Volksvertretung mit einander in Widerspruch stehen, so würde es einen Verfassungbruch bedeuten, wenn der Monarch trotzdem seinen Willen so durchsetzen wollte, daß er stets da, wo es sich um eine praktische Handhabung des Gesetzes handelt, mit Hilfe des Gnadenrechtes eingriffe; denn auch er ist an die Staatsgesetze gebunden und selbst da, wo es in bester Absicht geschieht, nicht berechtigt, sich über sie hinwegzusetzen. Wenn es richtig sein sollte, daß, nachdem im Strafgesetzbuche die Beibehaltung der Todesstrafe durch den Bundesrath gegen den ursprünglichen Beschluß des Reichstages durchgesetzt war, der alte Kaiser zunächst, bis durch das Attentat Hödels ein Umschwung herbeigeführt wurde, erklärt hätte, sich mit diesem platonischen Erfolge zufrieden geben und kein Todesurtheil mehr vollstrecken lassen zu wollen, so würde Das als ein weites Entgegenkommen gegen die Volksüberzeugung anzuerkennen, dennoch aber nicht zu billigen sein. Noch weniger entschuldbar wäre es, wenn die von den Senaten der freien Städte geübte Praxis, nach der seit 1870 noch kein einziges Todesurtheil vollstreckt worden ist, auf einem allgemeinen Prinzip beruhen sollte. Der umgekehrte Fall der Gesetzesverletzung, nicht aus Entgegenkommen gegen die öffentliche Meinung, sondern im Widerspruch zu ihr, würde vorliegen, wenn ein König, der die Bestrafung der Duellanten für unangemessen hält, grundsätzlich alle Duellanten entweder sofort nach ihrer Verurtheilung oder doch kurze Zeit nach ihrer Verurtheilung begnadigen wollte. Hierfür würde die Volksvertretung berechtigt sein, von dem verantwortlichen Minister Rechenschaft zu fordern.

Aber betrachten wir zunächst die andere Gruppe von Gnadengesuchen, die nämlich, die sich gegen die Entscheidung des Gerichtes wenden und behaupten, daß diese bei richtiger Handhabung des Gesetzes hätte anders aus-

fallen müssen. Dieser Angriff ist in doppelter Richtung möglich: gegen die thatsächlichen Feststellungen des Gerichtes oder gegen die rechtliche Beurtheilung. Die Praxis bietet für beide Fälle massenhaftes Material. Ist es zulässig, daß hier eine Nachprüfung des Justizministers eintritt und zu einer Aenderung des Urtheils im Gnadenwege führt?

Es ist klar, daß es hier fast ausschließlich auf die Auffassung des Ministers und nicht auf die des Monarchen ankommt, der weder das erforderliche Maß von juristischer Fachbildung besitzen noch im Stande sein wird, die erforderliche Prüfung der thatsächlichen Verhältnisse vorzunehmen, um zu einem eigenen Urtheil zu gelangen. Man begründet nun dieses Recht des Justizministers mit dem Hinweis darauf, daß er es nicht verantworten könnte, einen Menschen zu bestrafen, den er für unschuldig hält. Aber so einleuchtend der Satz scheint, so ist doch der ganze Gedankengang auf eine falsche Grundanschauung gebaut. Die Vorfrage ist offenbar die, ob der Minister überhaupt berufen ist, sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des gerichtlichen Spruches ein Urtheil zu bilden, — und diese Frage ist durchaus zu verneinen. Wollte man so beweisen: „Der Minister hält das Urtheil für falsch, folglich muß er die in seine Hand gelegte Macht benutzen, um dessen Vollstreckung zu hindern“, so würde man eine petitio principii begehen. Auch der Gefängnißbeamte besitzt die Macht, die Vollstreckung zu hindern: er kann den eingelieferten Verurtheilten entweichen lassen. Will man einwenden, Das dürfe er nicht, da er an das Gesetz gebunden und nicht berechtigt sei, sein persönliches Urtheil über das des Gerichtes zu stellen, so gilt genau das Selbe für den Minister, wenn man ihm nicht eine Stellung über dem Gesetze zuerkennen will. Kommt der Minister zu einem von dem des Gerichtes abweichenden Urtheil, so ist es gewiß möglich, daß er Recht hat, es ist aber eben so denkbar, daß er sich im Irrthum befindet, — und das Gesetz steht nun einmal auf dem Standpunkte, daß es in dem gerichtlichen Verfahren die größten Garantien für die Findung des wahren Rechtes gegeben habe. Dann aber muß es auch jedem anderen Staatsbürger verboten sein, sich hiermit in Widerspruch zu setzen. Gewiß mag er im privaten Verkehr oder in wissenschaftlichen Arbeiten seiner abweichenden Auffassung Ausdruck geben, aber jede staatliche Instanz muß von der Richtigkeit des gerichtlichen Urtheils ausgehen.

Noch einleuchtender wird die Unmöglichkeit des gegnerischen Standpunktes, wenn die abweichende Auffassung des Ministers sich nicht auf die rechtliche, sondern auf die thatsächliche Seite des Falles bezieht. Für die Ermittelung der Thatsachen bietet das Gesetz ein Verfahren, dessen Bestimmungen zweifellos aus der Auffassung hervorgegangen sind, daß eben auf diesem Wege am Sichersten die Ermittelung der Wahrheit gelingen werde.

Deshalb ist die Mündlichkeit der Verhandlung, die Besetzung der Kammer durch fünf Richter, die Vertheilung der Aufgaben zwischen Gericht, Staatsanwaltschaft und Vertheidigung u. s. w. vorgeschrieben. Liegt nun das Ergebniß des mit solchen Garantien umgebenen Verfahrens vor, so soll es zulässig sein, daß der Minister an der Hand der Akten eine Nachprüfung eintreten läßt und zu einem entgegengesetzten Standpunkte gelangt? Und wenn die Akten ihm nicht ausreichend erscheinen, soll er da neue Ermittelungen anstellen? Mir sind Fälle bekannt, in denen das Gericht vom Justizminister angewiesen wurde, die von dem Verurtheilten in seinem Gnadengesuche angegebenen Zeugen zu vernehmen und das Vernehmungprotokoll einzuschicken. Das Gericht kann sich solchen Aufträgen nicht entziehen, da die Vernehmung keine gesetzwidrige Handlung ist; aber wenn man bedenkt, wie peinlich das Gesetz darauf bedacht ist, das Urtheil nur auf mündliche Aussagen der Zeugen und auf persönliche Eindrücke der Richter zu stützen, so muß es doch höchst seltsam erscheinen, wenn in der über dem normalen Verfahren aufgebauten Gnadeninstanz eine Ermittelung in einem so sehr viel weniger geeigneten Verfahren erfolgt und der Eindruck eines schlechter informirten Einzelnen für geeignet gehalten wird, an die Stelle der Feststellungen des Gerichtes zu treten. Trotzdem ist aber dieses Verfahren nur der logische Ausfluß des falschen Ausgangspunktes. Ist einmal der Justizminister vor seinem Gewissen dafür verantwortlich, die Richtigkeit eines verurtheilenden Spruches zu prüfen, so kann er es gar nicht vermeiden, sich Aufschluß darüber zu verschaffen, und wenn ihm ein besserer Weg nicht gegeben ist, so muß er sich mit dem schlechteren begnügen. Der Fehler liegt eben in dem unrichtigen Vordersatz.

Ich habe absichtlich bei meiner bisherigen Behandlung des Gnadenrechtes die Seite in den Vordergrund gerückt, die in der öffentlichen Erörterung gewöhnlich durchaus vernachlässigt wird, nämlich die praktische, da ich glaube, daß ihre Betrachtung sehr geeignet ist, die vorhin erwähnten „Romanvorstellungen“ zu widerlegen. Wer sich diese praktische Seite der Sache voll zum Bewußtsein bringt, wird nicht leicht der Gefahr ausgesetzt sein, durch die Phantasien von einem mystischen Lichte, das den Monarchen erleuchte und ihm den rechten Weg zeige, berückt und zu einer „grundlosen“ Entscheidung geführt zu werden. Für ihn handelt es sich einfach um die Frage: Kabinetsjustiz oder geordnetes Rechtsverfahren? Damit soll gar nicht gegen die Personen, die das bisherige Verfahren üben, der Vorwurf einer bewußten Rechtsbeugung erhoben werden: nein, ich rechne zur Kabinetsjustiz in diesem Sinne auch Regirungakte, die sich voller Sympathie der Bevölkerung erfreuen, nämlich die Amnestien bei freudigen öffentlichen Ereignissen. Wäre eine solche Amnestie bei der Hundertjahrfeier erfolgt, so würde sie dem allgemeinen Wunsche entsprochen haben; trotzdem liegt meiner Ansicht nach hierin eine Verkennung des Grundgedankens

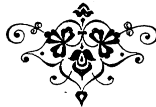
des Rechtes und der Strafe, — ja, ein Rest der Barbarei vergangener Jahrhunderte. So lange man die Strafe unter dem Gesichtspunkte der Rache betrachtete, war es natürlich, unter dem Eindruck einer besonderen Freude auf sie zu verzichten. Daß der Monarch Dies that, wenn die Freude nur ihn persönlich betraf, also z. B. zu seinem Geburtstage oder bei der Geburt eines Prinzen, war freilich ein naiver Ausfluß aus dem Standpunkte: l'État c'est moi, aber selbst wenn es bei einem das ganze Land angehenden freudigen Ereigniß geschah, lag immer der Gedanke zu Grunde, daß der Staat als Gesammtheit seiner Bewohner eine Freude erlebt habe und deshalb großmüthig auf die Geltendmachung seines Strafrechtes verzichte. Es soll hier nicht auf die sehr bestrittene philosophische Begründung des staatlichen Strafrechtes eingegangen werden; Das aber unterliegt von keinem Standpunkt aus dem geringsten Zweifel, daß die Strafe das Erforderniß staatlicher Ordnung darstellt, die von subjektiven Gefühlen der Freude oder des Aergers völlig unabhängig ist, daß darum aber das Strafrecht zugleich auch eine Strafpflicht ist, die nicht deshalb außer Augen gesetzt werden darf, weil die Staatsbürger oder gar die Inhaber der betreffenden staatlichen Stellungen sich gerade in guter Laune befinden.

Ist nun also das Gnadenrecht zu verwerfen? Durchaus nicht; aber um seine Berechtigung und damit zugleich seine Begrenzung zu finden, müssen wir einen anderen Gedankengang einschlagen, als er in den bisher mitgetheilten Phantasien und Unklarheiten zu Tage tritt. Ich will das Ergebniß kurz so bezeichnen: Die Gnade ist der Schutz des Rechtes gegen die Mängel des Gesetzes. Die ideale Form der Findung des Rechtes wäre die Handhabung durch die selben Faktoren, die es gegeben haben, als Ausdruck der zeitlichen Rechtsüberzeugung. Diese Einheit von Gesetzgebung und Rechtsprechung, die bis zu einem gewissen Grade bestand, als noch der König selbst sie übte, ist heute praktisch unmöglich. Es bleibt deshalb nur eine Theilung der Aufgabe: der Gesetzgeber giebt die allgemeine Norm, der Richter wendet sie auf den besonderen Fall an. Nun ist es einleuchtend, daß eine allgemeine Norm niemals so gefaßt sein kann, daß sie alle Fälle, für die sie bestimmt ist, auch thatsächlich in sich begreift. Auf dieser Unmöglichkeit beruht schon die Verweisung des Richters auf die Gesetzes- und Rechtsanalogie als Ersatz für ausdrückliche Vorschriften. Die selbe Bedeutung hat die Gnade: sie soll da eingreifen, wo anzunehmen ist, daß der Gesetzgeber, wenn er diesen bestimmten Fall zu beurtheilen gehabt hätte, ihn anders entschieden haben würde, als es an der Hand des Gesetzes geschehen muß. Ich sagte allerdings vorhin, daß, wo das Gesetz der Abänderung bedürftig erscheint, die Gesetzgebung in Bewegung gesetzt werden müsse. Das ist aber stets mit großen Schwierigkeiten verknüpft und vollkommene Gesetze werden ewig ein unerreichtes Ideal bleiben; jedenfalls aber würde die Aenderung nicht die bereits abgeurtheilten

Fälle treffen. Deshalb bleibt stets für die Gnade ein weiter Spielraum und ihre Hilfe ist nicht zu entbehren, so lange Menschen zur Handhabung menschlicher Gesetze berufen sind. Aber sie soll nichts sein als eben die Hilfe gegen die Unvollkommenheiten des Gesetzes; sie soll sich nicht über das Gesetz stellen, sondern es ergänzen. So betrachtet, verliert freilich das Souverainetätrecht den phantastischen Zauber einer mystischen Intuition, aber es gewinnt einen um so festeren Boden im Rechtsbewußtsein des Volkes.

Mit diesem Ergebniß komme ich zum Ausgangspunkt zurück, zu der Frage nach dem Maß der Verantwortlichkeit des Justizministers gegenüber der Volksvertretung. Soll der dem Monarchen ertheilte Rath und der auf Grund dieses Rathes gefaßte Entschluß sich nicht auf unklare Gefühle und Stimmungen, sondern auf wohldurchdachte Gründe stützen, so ist es nicht allein möglich, darüber Auskunft zu geben, sondern diese Auskunft verstößt gegen die Stellung des konstitutionellen Monarchen nicht in höherem Grade als die Darlegung der Gründe für jede andere Regirunghandlung. Auch bei ihr ist die Pflicht zur Auskunftertheilung eine nothwendige Folge der ministeriellen Verantwortlichkeit, und wie diese in der Verfassung nicht auf bestimmte Gebiete und auch nicht auf die allgemeine Richtung der Politik beschränkt ist, sondern auch auf ganz bestimmte einzelne Maßregeln sich erstreckt, so gilt Das auch für die Begnadigung. Nur die praktische Unmöglichkeit der Kontrole aller Akte der Regirung durch die Volksvertretung bezeichnet die Schranke. Gewiß ist der Monarch nicht verpflichtet, einer abfälligen Beurtheilung der Thätigkeit seiner Minister durch deren Entlassung praktische Folge zu geben; aber die Möglichkeit eines eigenen Urtheiles soll wenigstens der Volksvertretung geboten werden. Das Verhältniß zwischen Volk und Fürsten ist das der Gemeinschaft der Interessen und des darauf beruhenden gegenseitigen Vertrauens. Dieses Vertrauen aber fordert volle Offenheit und klare Begründung. Ein Gnadenrecht, das sich auf unmittelbare und deshalb unkontrolirbare Eingebung stützt, läßt freilich eine solche nicht zu, aber es ist der Ausfluß eines Königthumes im theokratischen, nicht aber im Verfassungstaate des neunzehnten Jahrhunderts.

Braunschweig. W. Kulemann.



Der Kathedersozialismus und seine Ankläger.

Der folgende Aufsatz war schon geschrieben, als ich in einer Zeitung die Mittheilung fand, daß die Professoren Delbrück, Schmoller und Wagner eine Erwiderung auf die bekannten Angriffe des Freiherrn von Stumm an das Herrenhaus gerichtet hätten. Ich beschloß daher, den Aufsatz nicht zu veröffentlichen; doch zeigte mir die Lektüre der einige Tage später als Broschüre eintreffenden Erklärung, daß die Nothwendigkeit, die Verdächtigungen des Herrn von Stumm zurückzuweisen, nach wie vor bestehe. Denn wenn die Herren auch die Behauptungen des Freiherrn von Stumm widerlegt haben, so bringt es doch gerade die gewählte Art der Entgegnung mit sich, daß ihre grundlegenden Anschauungen nicht zur Erörterung gelangten. So bleibt selbst bei billig Denkenden der Zweifel lebendig, ob die Reden der Freiherren von Stumm und von Zedlitz nicht thatsächlich schwere Mängel der genannten Richtung aufgedeckt haben. Diese Frage will ich hier zu beantworten suchen. Um irrthümlichen Annahmen vorzubeugen, betone ich, daß die folgenden Zeilen nicht im Einvernehmen mit einem oder mehreren Anderen geschrieben sind und daß in diesem Falle, wie in den wenigen anderen, wo ich in Zeitungen eine Ueberzeugung verfochten habe, mein Eintreten für sie meinem eigenen freien Entschlusse entsprungen ist.

Unter Kathedersozialisten versteht man die Professoren der Nationalökonomie, die dem bis in die siebenziger Jahre hinein herrschenden wirthschaftpolitischen Glaubenssatze entgegentraten, daß Wohlstand und Fortschritt der Gesellschaft allein aus der unbeschränkten wirthschaftlichen Freiheit hervorgehen könnten, daß bei völlig durchgeführter Freiheit die Noth des Lebens ausschließlich individueller Verschuldung zugeschrieben werden müsse und daß das wirthschaftliche Leben im Allgemeinen dem Sittengesetze nicht unterstehe. Sie verfochten die schon von deutschen Nationalökonomen der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre vertretene Meinung, daß es kein absolutes wirthschaftpolitisches Gesetz für alle Zeiten und Völker gebe, also auch die wirthschaftliche Freiheit kein solches sei, daß die Individuen einander mit ungleichen Kräften im wirthschaftlichen Kampfe gegenüberständen, daß die ethischen Gesetze auch das wirthschaftliche Leben beherrschen müßten, daß ohne die Intervention des Staates die Völker ihrem sittlichen und politischen Untergang entgegengingen. Sie betrachteten die Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung als den in Anbetracht des Standes unserer wirthschaftlichen und psychischen Entwickelung normalen Grundsatz, aber sie verneinten das absolute Menschenrecht des Individuums auf völlige wirthschaftliche Freiheit. So schrieben sie dem Staate z. B. das Recht zu, gegen den Wucher einzuschreiten, den Unternehmer in

der Verwendung von Frauen und Kindern zu beschränken, Schutzzölle zu geben und zu nehmen, durch eine progressive Besteuerung das Prinzip der Gleichmäßigkeit der Steuer zu verwirklichen. Diese und ähnliche Forderungen sind heute zum nicht geringen Theil durch den Einfluß des Kathedersozialismus so sehr in Fleisch und Blut aller Parteien übergegangen, sie sind so völlig verwirklicht worden, daß sie uns als selbstverständlich erscheinen. Zu jener Zeit wurden sie für sozialistisch gehalten und die jungen Dozenten erhielten den Spitznamen Kathedersozialisten. Aber man vergegenwärtige sich die Lehren, die im Parlament und in der Presse damals ausgesprochen wurden. Prince-Smith schrieb eine Abhandlung über die „sogenannte Arbeiterfrage“, in der er den Arbeitern erklärte, ihre Noth rühre daher, daß sie in tausendjähriger Familienfolge nichts über die tägliche Nothdurft hinaus erübrigt hätten. Treitschke behauptete, die Gewinnbetheiligung sei ungerecht und enthalte einen juristischen Widerspruch, obwohl jedes Kind in Industriebezirken weiß, daß sie häufig bei Beamten von Aktiengesellschaften und nicht selten bei Arbeitern vorkommt. Lasson lehrte, daß die wirthschaftlichen Handlungen nicht in den Bereich der Ethik gehörten, weil sie einen technischen Charakter trügen. Die progressive Besteuerung galt Vielen als eine kommunistische Maßregel. Man möge diese Meinungen nicht dem ehrwürdigen, Menschenglück und Fortschritt verkündenden Liberalismus der Montesquieu, Quesnay, Adam Smith, Wilhelm von Humboldt, Freiherr von Stein zur Last legen. Ihre Lehren und Ueberzeugungen ermangelten der sozialen Auffassung von Staat und Gesellschaft noch nicht; als in Frankreich die Menschenrechte (droits du citoyen) erklärt werden sollten, stellte ein Schüler Quesnays, Dupont de Nemours, den Antrag, es sollten auch die Menschenpflichten (devoirs du citoyen) verkündet werden. Aber jener humane, vornehme Individualismus war durch einen epigonenhaften Atomismus, der von der einen Seite sich als Radikalismus, von der anderen als Manchesterthum erwies, in den Hintergrund gedrängt worden. Gegen das Manchesterthum legten die jungen Dozenten Protest ein; dafür erhielten sie von Oppenheim den Spitznamen „Kathedersozialisten“, obwohl Niemand von ihnen jemals die Ideale des Sozialismus zu den seinigen gemacht hat: nämlich die Aufhebung des Privateigenthums an den Produktionmitteln und die völlige Beseitigung der freien Konkurrenz. Denn Sozialismus im eigentlichen Sinne, Kollektivismus und Kommunismus, hätte im Widerspruch zu ihren Grundüberzeugungen gestanden. Sie Alle vertraten und vertreten eine historisch-realistische Auffassung des Wirthschaftlebens: die Auffassung, daß die Wirklichkeit im Ganzen und Großen vernünftig sei, daß sie, wie die Menschen geartet seien, wie sich die heutigen Zustände aus den früheren entwickelt haben, gar nicht anders sein könne und daß eine plötzliche, radikale Umwälzung des Bestehenden allen

Gesetzen der Menschennatur widerspreche. Die Erfahrungen verschiedener Länder hatten sie darüber belehrt, daß der Fortfall der Unternehmung und des Privateigenthumes den Stillstand der wirthschaftlichen Kultur bedeute. Denn die Arbeiter besäßen weder die Unternehmereigenschaften noch die Neigung, einem Manne ihres Standes unbedingt zu gehorchen. Jetzt, wo alle älteren Autoritätverhältnisse verschwunden seien, sei das Privateigenthum an den Produktionmitteln das Herrschaftmittel, das ein geordnetes Schaffen allein möglich mache. Sie leugneten nicht die hierdurch verursachten schweren sozialen Mißstände, die sich nicht nur dem Arbeiter fühlbar machen, sondern auch Volkswirthschaft, Gesellschaft und Staat im höchsten Maße gefährden und die deshalb im Rahmen der heutigen Wirthschaftordnung beseitigt werden müßten.

Wohl waren sie der Meinung, daß bestimmte Güter, z. B. Eisenbahnen, der Sphäre der Privatwirthschaft gegen volle Entschädigung der Eigenthümer entzogen und der öffentlichen Wirthschaft zugeführt werden könnten; mit der Verstaatlichung glaubten sie der heutigen Ordnung eine größere Dauer und Kraft zu verleihen. Hierdurch wird ja auch das Prinzip des Eigenthumes nicht berührt, denn ob die Güter im Eigenthum von Privatwirthschaften (Aktiengesellschaften) oder von öffentlichen Wirthschaften sind: jedenfalls bleibt Sondereigenthum von Einzelnwirthschaften an ihnen bestehen. Adolph Wagner, der besonders für solche Maßregeln eingetreten ist, hat mit dem größten Nachdruck immer wieder die technischen, wirthschaftlichen, psychologischen Voraussetzungen, von denen ihre Durchführung abhängig ist, hervorgehoben. Aber selbst bei Verstaatlichungvorschlägen hat man einen „revolutionär-brandigen" Geruch verspürt und das prächtige Wort „Staatssozialismus" geprägt; jetzt sind wir schon bis zum „Gemeindesozialismus" vorgerückt. Nun: wir wollen in Zukunft auch vom Aktiengesellschaftsozialismus, Rothschildsozialismus, Stumm-Halbergsozialismus sprechen, wenn diese juristischen und physischen Personen Güter erwerben sollten, die bisher Anderen gehörten.

Im Gegensatz zu diesen Ausführungen behauptete der Freiherr von Stumm, „daß der Kathedersozialismus in seinen ersten Anfängen dem Bilde entsprach, das der Herr Kultusminister von ihm entworfen hat . . . daß (aber) die Art und Weise, wie die Herren sich seitdem entwickelt haben, den Ausdruck ‚Kathedersozialisten' rechtfertigt." Dürfte der Freiherr von Stumm noch ernst genommen werden, so würde man sagen: Wenn er nicht in Kürze den Beweis für seine Behauptung antritt, so wird man sie für eine grobe Unwahrheit halten müssen. So verlohnt es sich nicht.

Herr von Stumm fährt fort: „Und ich behaupte sogar, daß die Herren sich diesen Namen, ich meine den Namen ‚Sozialisten', selbst mit Stolz beilegen." Wie verhält es sich damit? Einige Professoren — nicht alle — nahmen den Spitznamen als einen Ehrennamen an, wie die Geusen, die

Trimmers, die Whigs und Tories gethan haben. Aber sie legten dem Worte Sozialismus einen neuen Sinn unter. „Individualismus, d. h. Freiheit, Sozialismus, d. h. Ordnung, sind zwei ewig gleich berechtigte Prinzipien ... Sozialismus, wie ich es hier meine, ist eben Sozialismus in der eben ausgeführten weitesten Bedeutung des Wortes, nicht identisch mit extremem Sozialismus oder gar Sozialdemokratie."*) Aus diesen Worten Helds ersieht man, welche Bewandtniß es mit der Annahme des Namens „Sozialisten" hatte. Held und Alle, die mit ihm übereinstimmten, suchten nach einer sprachlichen Bezeichnung für das Prinzip einer die schrankenlose Freiheit beschränkenden Politik. Jene Worte hat Held vor zwanzig Jahren geschrieben, aber Ausführungen ähnlicher Art finden sich schon fünf Jahre früher in der Zeitschrift „Concordia". Diese Zeitschrift ist, wie Herr von Stumm in der Herrenhausrede bestätigt, von ihm gegründet worden, er muß also schon vor einem Vierteljahrhundert Kenntniß von der Bedeutung gehabt haben, die die Kathedersozialisten dem Worte „Sozialismus" gegeben hatten. Wie soll man das Verfahren eines Mannes nennen, der Ausführungen, die in einer von ihm begründeten Zeitschrift gestanden haben, ein Vierteljahrhundert später zu einer fürchterlichen Anklage ausnutzt?

In seiner Rede bringt er nun auch die Produktiv-Genossenschaften zur Sprache und stellt unter dem ehrfurchtvollen Lauschen des Herrenhauses fest, weshalb sie nicht gediehen seien. Nichts ist bezeichnender für den geistigen Horizont des Mannes, als daß er meint, hiermit Etwas gegen den Kathedersozialismus gesagt zu haben. Während die gleichen Ansichten der Professoren durch die neueren Arbeiten von Uggo Rabbeno über Italien und von Benjamin Jones über England immer wieder bestätigt worden sind, während junge Füchse schon am Ende des ersten Semesters sich im sicheren Besitze dieser Erfahrung befinden, ist Herr von Stumm offenbar der Ansicht, sie sei noch immer „assez bonne pour la Chambre des Pairs."

Diese Darstellung möchte zu dem Glauben verleiten, daß die Kathedersozialisten in der sozialpolitischen Thätigkeit ihre eigentliche Aufgabe gefunden hätten. Thatsächlich war die Sozialpolitik für sie nur eine Sonntags- oder Feiertagsbeschäftigung, weil sie eben von dem Lehrberufe ziemlich weit abliegt. Sie gründeten mit Anderen den keineswegs nur aus Dozenten bestehenden, seit jener Zeit mächtig emporgeblühten „Verein für Sozialpolitik", der einmal im Jahre tagte und zur gründlicheren Erörterung schwebender wirthschaftpolitischer Fragen Gutachten und Referate vorbereiten ließ. Sonst stellten sie sich nur gelegentlich zum Kampfe. Dabei bemerkte man bald, daß sie in einigen Grundüberzeugungen wohl übereinstimmten, im Uebrigen sich hier und da höflich befehdeten oder bitter

---

*) Sozialismus, Sozialdemokratie und Sozialpolitik. S. 37.

bekämpften, so daß die Behauptung des Freiherrn von Stumm von einer geschlossenen Clique nur ein stilles Lächeln der Wissenden hervorruft. Hätten sie sich zu einer Clique zusammengeschlossen, dann stünde es besser um den Kathedersozialismus. Noch weniger darf man im Ernste von einer kathedersozialistischen Schule sprechen. Die große Mehrzahl der jungen Dozenten war unzufrieden mit dem Stande ihrer Wissenschaft. In der Politik bekämpften sie die „Rezepte“, in der Theorie die „Formeln“. Ihr realistischer Sinn machte sie gegen die politischen, von Gelehrten in Studirstuben entworfenen Ideale mißtrauisch. Sie waren der Ueberzeugung, daß der Liberalismus an dem Uebel gekrankt habe, für alle Leiden ein Universalmittel zu verschreiben. Wie der Arzt ein der Konstitution, der Entwickelung seines Patienten angepaßtes individuelles Heilverfahren einschlagen müsse, so sei es die Aufgabe des Staatsmannes, eine den besonderen Zuständen, der Geschichte seines Volkes entsprechende innere Politik zu treiben. Die politische Oekonomie habe dabei nur die Aufgabe, ihn über die thatsächlichen Zustände, die Geschichte der reformbedürftigen Einrichtungen, die Erfahrungen anderer Länder zu belehren. Wohl könne der Nationalökonom nicht umhin, sich ein Urtheil über die Regelung bestimmter Angelegenheiten, die er eingehend studirt habe, zu bilden, aber Das sei seine Privatsache. Die Ausarbeitung von Maßregeln falle der Regirung und den Parlamenten zu, die nicht bureaukratisch und eigenmächtig nach Parteischablonen verfahren, sondern die im Leben stehenden Personen hören sollten.

Die ältere historische Schule hatte diese Lehren ausgebildet, die jüngere übernahm sie, aber sie ging einen Schritt weiter. Die ältere hatte sich mit dem Material begnügt, das Historiker aller Art zusammengetragen hatten, auf die Mehrung des Stoffes durch die Erforschung der geschichtlichen Entwickelung, der thatsächlichen Zustände des Wirthschaftlebens hatte sie verzichtet. Die jüngere betrachtete sie als ihre wesentliche Aufgabe und so entstand eine historisch-deskriptive Richtung, der Neuhistorismus, der die Erkenntniß der wirthschaftlichen Vergangenheit und Gegenwart in ungeahntem Maße gefördert hat. Mit diesen Untersuchungen hoffte man, Bausteine zur Wirthschaftgeschichte zusammenzutragen, die Theorie zu beleben und auch, wenn auch nur entfernt, der Wirthschaft- und Sozialpolitik zu dienen. Dem letzten Ziele strebte der eben erwähnte Verein für Sozialpolitik direkt zu. Nicht durch Beschlüsse de lege ferenda — sie wurden bald abgeschafft —, sondern durch eine möglichst objektive, umfassende Information über alle reformbedürftigen Gebiete mit Hilfe solcher Männer, die sie durch lange Erfahrung kannten oder sie zum Gegenstand eingehender Untersuchung gemacht hatten, war er bestrebt, Klarheit über Ziele und Wege zu verbreiten. Was der Verein geleistet hat, ist ernsthaften Politikern längst bekannt.

Nun möchte man erwidern: Aber die Herren schrieben nicht nur wissen-

schaftliche Werke, sie hielten auch Vorlesungen über Wirthschaftpolitik. Gut: gehen wir ihre politischen Vorlesungen durch. Was die Einen vortrugen, war eine systematisch geordnete wirthschaftliche Entwickelunglehre, die durch die allseitige, objektive Beleuchtung, in die sie die wirthschaftlichen Institutionen stellte, den politischen Takt zu bilden unternahm. Andere boten ihren Hörern eine bis zur Gegenwart reichende Wirthschaftgeschichte, weil sie glauben, daß hierdurch am Besten das Verständniß der aktuellen Fragen vermittelt werde. Noch Andere gaben in ihren Vorlesungen über Wirthschaftpolitik eine Mischung von technisch-ökonomischen, historischen, verwaltungrechtlichen und politischen Ausführungen, so daß die Probleme, die der Lösung harrten, hier und da nur leicht gestreift wurden. Es zeigt sich also in den Vorlesungen das selbe Bestreben, das in den Schriften der Kathedersozialisten so klar hervortritt, das Bestreben, eine umfassende, allseitige, objektive Erkenntniß des Gesammtgebietes der Politik hervorzubringen, den politischen Takt zu bilden, den Sinn für Wahrheit zu schärfen, den Jünger der Wissenschaft zur Besonnenheit und zum Maßhalten zu erziehen. Aber die Jugend will handeln, sie wünscht klare, sichere Lösungen, sie fordert Rezepte, nach denen sie unfehlbar wirkende Reformpillen herzustellen vermag. Und daher hat sich mancher junge Mann, der solche Vorlesungen gehört hatte, beklagt, er habe entweder über Politik gar nichts, oder keine klar ausgesprochene Meinung, oder nur wenig über die Fragen, die heute die Welt bewegen, vernommen. Solche Urtheile widerlegen aber die Behauptung, die Kathedersozialisten entfalteten eine für Staat und Gesellschaft gefährliche Wirksamkeit.

Nach dieser Darlegung beantworte man nun die Frage, ob es loyal ist, daß der Freiherr von Zedlitz-Neukirch die Kathedersozialisten deshalb angreift, weil sie keine Rezepte verschrieben haben, die dann die höheren Beamten mühelos in Gesetzesparagraphen hätten verwandeln können. Darf man einem Menschen vorwerfen, Das nicht geleistet zu haben, was er nicht leisten wollte? Sollte der Freiherr es der historischen Schule nicht zur Ehre anrechnen, daß sie in strenger Selbstbescheidung sich davon fernhielt, der Regirung die Ergebnisse ihrer Studien als Dogmen und Marschrouten aufzuzwingen, aber um so nachhaltiger, kraftvoller darauf hinwirkte, daß das Leben in seiner wahren Gestalt erkannt werde? Allerdings legt die Schule den Gesetze vorbereitenden Beamten die Mühe des Studiums und den Zwang auf, sich selbst ein Urtheil zu bilden. Aber die Schule hat eine so hohe Meinung von den Beamten! .. Ein Vorschlag des Freiherrn aber läßt mich zweifeln, ob er überhaupt weiß, was die historische Schule will; er möchte sie nämlich in nähere Beziehungen zum wirthschaftlichen Leben bringen. Man sieht, er geht von der Meinung aus, sie habe kein heftigeres Begehren als das, Rezepte zu verschreiben; die verschriebenen Rezepte hätten aus Mangel an

Bekanntschaft mit dem Leben nicht genützt, also sei es unbedingt erforderlich, ihr mehr Gelegenheiten dieser Art zu eröffnen. Noch charakteristischer ist es, daß er den Professor Sombart als Zeugen für die Impotenz der historischen Schule auf dem Gebiete der Handwerkerfrage anführt. Der Verein für Sozialpolitik hat nämlich eine Untersuchung über die Lage des Handwerks durchgeführt, die unter der Leitung von Kathedersozialisten stand, von anderen Kathedersozialisten und ihren Schülern unterstützt wurde und den Zweck hatte, dem wilden Gerede über die Handwerkerfrage ein Ende zu bereiten, die Zustände, so viel wie möglich, klar zu legen, um dem Gesetzgeber die Anwendung passender Maßregeln zu ermöglichen, — ganz im Geiste des Kathedersozialismus. In zehn Bänden liegen nach fünfjähriger Arbeit die Ergebnisse der mühevollen Untersuchungen vor. Sombart hat sie besprochen und gesagt: „Sie haben sie (ihre Aufgabe) meines Erachtens in glänzender Weise gelöst." Bis dahin habe die deutsche, keineswegs dürftige, nicht ausschließlich von Kathedersozialisten verfaßte Literatur über das Handwerk, von einigen Ausnahmen abgesehen, keinen Fortschritt über die Schrift Schmollers bedeutet. Was behauptet der Freiherr von Zedlitz? Er sagte am fünften Mai, W. Sombart habe mit „dürren Worten" anerkannt, „daß auf dem Gebiete absolut keine Leistung vorhanden ist, daß eine vollkommene Oede und Leere herrscht." Die mala fides des Freiherrn von Zedlitz ist ausgeschlossen, es ist auch undenkbar, daß ein so intelligenter Mann Sombart mißverstanden hat, es bleibt also nur der Schluß, daß die Kritik flüchtig von ihm gelesen worden ist. Mit ungewöhnlicher Kühnheit hat er dann die leichtgepflückten Lesefrüchte an das Abgeordnetenhaus vertheilt. Der Freiherr von Stumm übernimmt das Urtheil des Herrn von Zedlitz und vergröbert dessen tadelnde Bemerkungen. Er sagte im Herrenhause, die Kathedersozialisten hätten nichts geleistet. Eine Auseinandersetzung mit ihm wäre Zeitverschwendung. Seine Worte beweisen, daß die Beschäftigung mit der Wirthschaft sich schlecht mit der Beschäftigung mit der Wissenschaft verträgt. Möge es dem Herrn von Zedlitz ein warnendes Beispiel sein, wenn er zur Wiederholung der Vorschläge geneigt sein sollte, die Kathedersozialisten in praktischen Stellungen unterzubringen.

Merkwürdige Politiker, diese vornehmen Herren! Einer noch maßvoller als der Andere in seinen Ansprüchen an die Kenntniß der Thatsachen, die zur Bildung eines Urtheils erforderlich sind, Einer noch entschiedener als der Andere in seinen Behauptungen, Einer noch sicherer als der Andere in den Maßregeln, die getroffen werden müssen. Gleich nur in der kavaliermäßigen Weise, auf die sie mit der wissenschaftlichen Ehre und Reputation anderer Leute umgehen. Thun sie nicht fast so, als ob das Parlament ein Stammtisch oder ein Debattir-Klub wäre? Ein Bischen kathedersozialistisch-neuhistorische Erziehung könnte den Herren nicht schaden! Sie würden von ihr Zweierlei

lernen können: ein viel kräftigeres Bestreben, sich zu informiren, und eine weit größere Vorsicht in Behauptungen und Vorschlägen.

Die Mehrzahl der Kathedersozialisten hatte eine fast noch größere Abneigung gegen die „Gesetze" der theoretischen Wissenschaft, die allmählich sehr dünn und abstrakt geworden, zum Theil auch niemals recht lebensfrisch gewesen waren. Sie waren zu „Formeln" erstarrt. Insbesondere stand sie den Entwickelungsgesetzen Ricardos und seiner Schüler mißtrauisch gegenüber, z. B. den Gesetzen, daß in Zukunft die Grundrente steigen, der Lohn gleich bleiben, der Profit sinken werde, oder daß der Lohn, in seiner Kaufkraft gleich bleibend, eine immer mehr fallende Quote des Nationaleinkommens darstellen werde. Wie konnte man auch von historisch gebildeten Männern erwarten, daß sie so zuversichtlich voraussagen würden, was sich in der Zukunft ereignen werde? Außerdem vertrat und vertritt jene Mehrzahl eine empirische induktive Forschungrichtung, die nur Das anerkannte und anerkennt, was sie streng „exakt" beweisen kann. Sie arbeitet an einer Theorie des wirthschaftlichen Lebens, die vielfach im Widerspruch steht zu der klassischen Nationalökonomie, aus der der marxistische Sozialismus mit seiner „Theorie" von der fortschreitenden Anhäufung des Reichthumes bei Wenigen und der wachsenden Verelendung der Massen hervorgegangen ist. Daß eine solche Behauptung jemals ein Glaubenssatz der Kathedersozialisten gewesen sei, ist mir unbekannt; er steht allzu sehr im Widerspruch zu ihren intellektuellen Gewohnheiten. Dagegen sagt Herr von Stumm: „Meine Herren, es blieb den Kathedersozialisten überlassen, die alte marxistische Theorie noch zu vertheidigen, während selbst Sozialdemokraten sie aufgegeben haben." Ich kann nur wiederholen, was ich schon einmal gesagt habe: Herr von Stumm muß seine Behauptung beweisen, wenn er noch ernst genommen werden will. Er wird es nicht können. Daß die „Schule" sich um eine solche „Theorie" geschaart habe, ist so wahrscheinlich wie die Geneigtheit des Freiherrn, bei einem Bankett der Großindustriellen ein dreifach donnerndes Hoch auf die revolutionäre, internationale Sozialdemokratie auszubringen.

An dieser Stelle muß ich nun einen Vorfall erwähnen, da er von dem Freiherrn von Zedlitz berührt wurde, aber auch von ihm, wie mir scheint, nicht ganz verstanden worden ist. Die Abweisung aller Formeln, die empirische Forschungrichtung erregte das Mißfallen verschiedener Männer, insbesondere des wiener Professors Karl Menger, der die historisch-deskriptive Richtung anklagte, daß sie gar nicht zu allgemeinen Sätzen gelange, jedenfalls aber das Studium der einfachsten Erscheinungen vernachlässige, worin die wichtigste Aufgabe des Nationalökonomen bestehe. Die Erwähnung dieser Fehde, die von einem Manne begonnen wurde, der wenigstens weiß, was der Kathedersozialismus historisch-deskriptiver Observanz will, genügt schon, um

die Aeußerung des Herrn von Zedlitz als parlamentarischen Klatsch zu erkennen. Diesem Kriegszug schloß sich Adolph Wagner an. Er hat stets von den klassischen Theorien eine weit bessere Meinung gehabt als mancher Andere. Obwohl er sich niemals auf dem Gebiet der einfachsten Erscheinungen versucht hat, auch die Jahre lange Beschäftigung mit Robinson auf seiner Insel wahrscheinlich seinem Temperament nicht entsprochen hätte und seine werthvollen, den komplizirtesten Erscheinungen der Volkswirthschaft gewidmeten Untersuchungen einen höchst lebensfrischen, konkreten Charakter an sich tragen, fand er doch auch, es werde nicht genug abstrahirt und deduzirt. Der sachlichen Bekämpfung des Neuhistorismus fügte er Angriffe mehr persönlicher Natur hinzu, die immer wieder fruktifizirt worden sind. Aber Das sind Erscheinungen, die im wissenschaftlichen Leben des Aufhebens kaum werth erscheinen. Wann hat es einen Professor gegeben, der nicht gemeint hat, seine Richtung sei die einzig wahre, berechtigte? Als der als Kommunist verdächtigte, thatsächlich hochkonservative Gelehrte für Menger eingetreten war, lüftete Dieser seine politische Maske und es zeigte sich das Antlitz eines starren Liberalen. Neuerdings hat ein Helfer des wiener Meisters dem Kathedersozialismus vorgeworfen „das Zurückstreben zu altkonservativen Standpunkten, die Bekämpfung jeder energischen, volksthümlichen Entwickelung und jeder die Grundlinien des Bestehenden berührenden Sozialreform.“ So müßte der Kathedersozialismus noch Stummer als Herr von Stumm sein, Dieser aber verbittet sich den Namen eines Kathedersozialisten — ob er Hoffnung hat, Professor der Nationalökonomie zu werden? — und hält den Kathedersozialismus für eine Stütze des Kommunismus. Von der einen Seite als „sozialistisch“, von der anderen als „altkonservativ“ gebrandmarkt, hier als im Staube kriechende, ideenlose, ja ideenfeindliche Empiriker, dort als formelwüthige Phantasten verrufen: arme Kathedersozialisten! Ja, wer hat Recht? Und wenn ich nun noch hinzufüge, daß von einem liberalen Kathedersozialisten, der eine aus den Erfahrungen der Aristokratie gelernter englischer Arbeiter abgezogene Sozialpolitik gelehrt hat, Diejenigen, die auch die Erfahrungen der Plebejer, der Halb- und Ungelernten, berücksichtigt sehen wollten, des Sozialismus, ja zum Theil noch schlimmerer Eigenschaften geziehen worden sind: so wird man allmählich zur Ueberzeugung gelangen, daß Professorengezänk den größten Theil der Blüthen getrieben hat, welche die Freiherren von Stumm und Zedlitz zu einem unangenehm duftenden Strauß zusammenbinden. Mönchsgezänk, Humanistengezänk, Professorengezänk, Weibergezänk —: ein kluger Mann mischt sich nicht hinein. Er kann sehr gescheit zu handeln glauben, wenn er die Waffen, die eine angeblich geschlossene Clique gegen sich selbst liefert, benutzt, aber er ist in Gefahr, der Lächerlichkeit zu verfallen, weil er die Sachlage nicht genügend übersehen kann und daher sich immerfort Blößen geben muß. Und die Freiherren haben sich stark entblößt.

Nun wird der Leser die Frage stellen: Wie kommt es denn, daß der Freiherr von Stumm eine „Schule“, die nur auf Klärung der Ansichten durch möglichste Aufhellung von Gegenwart und Vergangenheit hinarbeitet, die sozial, aber keineswegs sozialistisch ist, mit seinem Haß verfolgt? Welches ist das von ihm im Dunkel gelassene Objekt? Ich kann die Frage hier nicht beantworten; der Raum, der mir zur Verfügung gestellt wurde, ist schon überschritten. Aus diesem Grunde kann ich auch nicht auf die Behauptung eingehen, daß die Bestrebungen der sogenannten Schule nur Verzerrungen der Pläne des Fürsten Bismarck seien und einen demagogischen Charakter trügen. Die geringe Bekanntschaft der Gebildeten mit der politischen Oekonomie bringt es mit sich, daß zur Klarstellung jeder thörichten Behauptung nichts vorausgesetzt werden darf und Alles gesagt werden muß. Nur diesem Mangel an Wissen kann man es zuschreiben, daß die Reden der Freiherren so viel Beifall fanden.

Kiel. Professor Dr. W. Hasbach.



Hungersnoth und Pest in Indien.

Während sich der Vicekönig von Indien an einem riesigen Picnic auf Kosten der zahllosen vermögenden Rajahs von Indien ergötzte — mit anderen Worten: während er seine offizielle Reise durch die Staaten der Eingeborenen machte —, verbreitete er, ohne zu erröthen, nach allen Ecken und Enden des Landes die Ansicht, daß kein Grund zur Besorgniß vorhanden, daß die Hungersnoth weit vom Lande entfernt sei. Wir dagegen, die „Nichtoffiziellen“, lasen in starrem Staunen in den Zeitungen seine Reden; denn wir sahen deutlich, wie die Hungersnoth ihre ominösen Schatten über das Land warf. Das war vor wenigen Monaten; und jetzt schlagen wir uns, in der Länge und Breite von Indien, mit unserem Todfeinde herum. Warum der Vicekönig die Augen vor der wirklichen Lage so lange verschlossen gehalten hat, ist uns Allen ein Geheimniß. Daß er selbst der alleruntauglichste Gouverneur ist, der je an der Spitze der indischen Regirung stand, ist uns schon längst klar geworden; aber der Mann hat fähige Rathgeber in Hülle und Fülle zur Seite, Leute, die den größten Theil ihres Lebens im Lande zugebracht, die frühere Hungersnöthe durchlebt haben und die durch ihre

mehr als dreißig- bis vierzigjährigen Erfahrungen mit all ihren Anzeichen vollauf vertraut sind. Vor wenigen Monaten versuchte man, eine ganze Reihe von Europäern zu „ergründen", da wir es für räthlich hielten, daß die Regirung Korn importire; wir wurden ausdrücklich davor gewarnt, etwa übertriebene Darstellungen der Nothlage zu geben, sintemalen der Verlust für die Regirung groß sein könne. Zugleich suchte man uns das Versprechen abzuschmeicheln, auch für unser Theil möglichst viele persönliche Opfer zu bringen; und weit und breit wurde proklamirt, das Vertrauen zur Regirung sei heute so fest wie je zuvor.

Liefert das Gesagte nun nicht den Schlüssel zur ganzen Lage? Beweist es nicht, daß das Vertrauen zur Regirung nicht so gar sicher ist, wie sie sich bemühte, das Volk glauben zu machen? Die Regirung versagte es sich, dabei selbst irgendwie ein Risiko zu übernehmen; sie warf sich vielmehr mit grinsendem Schmunzeln Privatleuten zu Füßen und bat sie, das Risiko auf ihre Schultern zu nehmen. Der Gedanke hat Wurzel gefaßt, daß die Regirung, wenn nicht schon bankerott, doch nahe daran ist. Sie hatte in der That nicht die Mittel, um die Hungersnoth erfolgreich zu bekämpfen, und ihre erste Weigerung, eine offizielle Geldsammlung von Staates wegen („a Mansion House Famine Relief Fund") zu sanktioniren, war lediglich eine Finte, um ihre thatsächliche Mittellosigkeit zu bemänteln und zu verbergen. So schwer der Fehler der indischen Regirung war, als sie sich weigerte, eine offizielle Geldsammlung gutzuheißen, wird er doch durch einen noch größeren Fehler in den Schatten gestellt. Der Vicekönig und seine Räthe haben sich auf die Seite der Kornmonopolisten geschlagen und erklären der Regirung von Bombay, daß keine Einmischung in die kaufmännische Genossenschaft geduldet werden würde, so weit der Import von Genußmitteln in Frage stände. Das heißt, daß die Wucherer und Spekulanten, die in diesem Lande durch Griechen und eingeborene Kaufleute vertreten werden und die alles Korn an sich gerafft haben, das, wenn auch in noch so erbärmlichem Zustande, in den von der Hungersnoth getroffenen Bezirken noch übrig war, freie Hand haben sollen, dem verhungernden Volke so viel Korn wie möglich aus den Fingern zu winden. Man darf nicht glauben, daß eingeborene Gutsbesitzer den geringsten Vortheil von diesem „rig" des Kornmarktes haben werden. Sobald man die drohende Hungersnoth zu fürchten anfing, liefen die Geldverleiher von Dorf zu Dorf herum und kauften die ganze noch auf dem Halm befindliche Ernte auf, den Malter mit einem geringen Agio über den Normalpreis. Jetzt haben sie das Feld in der Hand und haben in einigen Theilen des Landes den Preis schmählich emporgetrieben, höher als selbst während der furchtbaren Hungersnoth von 1877 und 1878. Viele Leute, besonders in den mittleren und in den nordwestlichen Provinzen, sind so gezwungen, ihr Korn fahren zu lassen und sich mit einer Suppe zu begnügen, die aus Blättern von wilden Pflanzen bereitet wird. In einigen im Nordwesten gelegenen Bezirken haben einflußreiche Hindus und weiße Missionäre den Versuch gemacht, den Bestrebungen der Kornmonopolisten dadurch einen Damm entgegenzusetzen, daß sie Vorräthe von außen hereinbrachten und unter dem Marktpreise verkauften. Doch solche Versuche sind nur Tropfen im Meer und das einzig wahre Gegenmittel ist, daß der Vicekönig einen Maximalpreis für Getreide bestimmt und Maßregeln ergreift, die den Import eines ausreichenden Vorrathes von Lebensmitteln

sichern und so den Nothstand in verschiedenen Gegenden lindern könnten. Sonst giebt es nur eine Möglichkeit, den Monopolisten ihr Handwerk zu legen: sie tritt ein, wenn dem verhungernden Volke der Geduldsfaden reißt.

Ruhig und ohne Wagemuth, wie im Durchschnitt der Hindubauer ist, kann er doch gelegentlich zur That hingerissen werden; und wirklich hat es an mehr als einem Orte nicht an ernstlichen Erhebungen gegen die Kornhändler gefehlt. In Agra haben bereits Auflehnungen stattgefunden, in deren Verlauf ein Mensch getötet und mehrere verwundet worden sind; zugleich wurde eine große Menge Korn geraubt. Die Aufstände begannen eines Tages, als die Kornhändler ihre Thüren schlossen und erklärten, daß sie, falls sie die Läden öffneten, um für eine Rupie Korn zu verkaufen, mehr als zehn Rupien durch die Plünderung der hungrigen Haufen verlieren würden, die die Straßen belagerten. Da griff das Volk zur Selbsthilfe und die Polizei war gegen sein Gebahren einfach machtlos. Ja, die Aufständischen hießen die Polizei willkommen und baten um Arretirung, wobei sie riefen, wenn es einmal ins Gefängniß ginge, so seien sie doch wenigstens vor dem Hungertode geschützt. Der selbe Vorgang hat sich an anderen Marktplätzen häufig abgespielt. Hungersnoth und Verbrechen gehen immer Hand in Hand. In diesem Jahre hat die Regirung nichts gethan, der Hungersnoth zu begegnen; vielmehr hat sie durch das den Monopolisten eingeräumte Recht dem Verbrechen einen gefährlichen Anreiz geboten.

Was hat nun die Hungersnoth herbeigeführt? Um Das zu verstehen, muß man einen Blick auf die landwirthschaftlichen Verhältnisse Indiens werfen.

Der wichtigste Nahrungzweig, von dem die Eingeborenen des Landes abhängen, ist Reis. Den säen sie zweimal im Jahre, im Sommer und im Winter. Außerdem bauen sie aber auch zahlreiche Hülsenfrüchte und Oelfrüchte auch Mais; Das gehört zur Frühjahrs- und Herbsternte. Im Jahre 1895 stand der Regen, wenn er auch nicht ganz fehlte, hinter dem Durchschnitt zurück und deshalb hatten Sommer- und Winterernte in jenem Jahre zu leiden. Im Jahre 1896 hörten die Regenfälle im September plötzlich ganz auf und wir hatten eine überaus lange Zeit sehr empfindlichen Wassermangel. Das Ergebniß war, daß die Frühlingsernte von 1896 sehr spärlich ausfiel. So war vom September 1895 bis zum Sommer 1896, wenn auch nicht gerade Hungersnoth herrschte, doch der Vorrath an Lebensmitteln ein äußerst kümmerlicher. Man glaubte zwar, daß der Anfang der Regenzeit im Jahre 1896 die Bestellung der Reisfrucht ermöglichen und so eine Art Ausgleich schaffen würde. Aber diese Erwartung blieb unerfüllt, da der Regen bald ganz und gar ausblieb; vom September 1896 bis zum Februar hatten wir unausgesetzt Mangel an Wasser. Daher war die Sommer-, Herbst- und Winterernte von 1896 gleich Null und die Frühlingsernte von 1897 kann nicht besser sein. Nun haben die Ackerbauer alle Hoffnung auf die neue Aussaat des Reises gesetzt, den sie aber erst im August ernten können. So hatte schon vor langer Zeit der Schuh zu drücken angefangen und den Leuten blieb nichts übrig, als Alles zu Geld zu machen, um Getreide kaufen zu können. Ihre Börse aber konnte diese Spannung nicht lange ertragen, — und jetzt haben wir den Punkt erreicht, wo die Vorräthe an Getreide erschöpft sind und nur noch wenig Geld vorhanden ist, um von Neuem zu kaufen.

Um nun zu zeigen, um wie viel ernster die Lage in diesem Jahre ist

als zur Zeit der früheren Hungersnoth, die unsere Generation kennen gelernt hat, wird es sich empfehlen, einige Zahlen für den Bezirk von Bengalen anzugeben, in dem ich wohne. Die Zahl der Männer, die täglich Arbeit erhielten, um die Noth weniger fühlbar zu machen, betrug im Jahre 1874 während der Monate

Januar	20 180
Februar	87 181
März	106 683
April	197 442
Mai	223 991
Juni	140 765
Juli	110 262
August	101 111

Die Vertheilung von Unterstützungsgeldern ohne geleistete Arbeit begann im Februar 1874 und kam täglich im Durchschnitt 14 Armen während eines dem siebenten März vorausgehenden halben Monats zu Gute; diese Unterstützungsgelder erreichten ihr Maximum, die Zahl 9568, in den dem zweiundzwanzigsten August vorausgehenden vierzehn Tagen. Nun aber betrachten wir die Zahlen des letzten Jahres. Die Zahl Derer, die bereits im Dezember 1896 zur Linderung der Hungersnoth Arbeit erhalten haben, betrug 12 579 und wuchs über 30 000 schon im Januar; die Zahl Derer, die nur von Wohlthätigkeit lebten, belief sich am zwanzigsten Januar auf 2650. Wenn man die Zahlen des Jahres 1874 betrachtet, so ergiebt sich eine stetige Zunahme der zur Arbeit herangezogenen Leute bis zum Juni, wo wieder ein Nachlassen eintrat.

Unser Bezirk ist mit Indigofabriken übersät; die Arbeitzeit beginnt im Juni, wo Tausende mit der Bearbeitung des Indigo beschäftigt sind, und diese Leute gehören natürlich nicht zu Denen, die Arbeit erhalten, um die Noth zu erleichtern. In diesem Jahre zeigten die Zahlen, schon ehe der Januar zu Ende war, ein furchtbares Anwachsen über die Zahlen von 1874 und man kann sich vorstellen, wie gräßlich die Lage werden wird, wenn die Sommerernte von 1897 ebenfalls ausbleibt. Was aber die Hungersnoth auf die gefährliche Spitze treibt, ist, wie gesagt, die Thatsache, daß die Eingeborenen kein Geld haben, um Lebensmittel zu kaufen. Das einzige Heilmittel dagegen besteht in der Korneinfuhr und im Schaffen von Arbeit für die ausgehungerten Massen, so daß sie mit dem erhaltenen Lohn wenigstens Essen genug einkaufen können, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Allerdings ist Das jetzt eine Riesenaufgabe. In früheren Hungersnöthen während der letzten fünfzig Jahre war die Noth immer nur auf eine kleine Fläche im Lande beschränkt. Um sie zu bekämpfen, gab es andere große Korncentren im Lande, die aushelfen konnten; und doch: wie furchtbar groß waren die Verluste an Leben! In der letzten großen Hungersnoth starben fünf Millionen Menschen. In diesem Jahre ist aber das ganze Land vom Cap Comorin bis zum Himalayagebirge heimgesucht, und wenn auch die Kornhäuser der ganzen Welt ihre Vorräthe ins Land ergössen, selbst dann würde nicht mehr geschehen sein, als eben hinreichend ist, um den Hunger der Millionen in Indien zu stillen. Hätte nun aber die Regirung vor einiger Zeit — etwa im September oder Oktober, wo jeder Beobachter die Hungersnoth herannahen sah — große Getreidecentren im ganzen Lande geschaffen, so wäre viel zu retten gewesen; jetzt

ist es zu spät, und ehe das Korn ankommt und zur Vertheilung gelangt, werden Tausende gestorben sein.

Das Unheil häuft sich: wir haben noch mit einer anderen Seuche zu thun, die noch mehr als die Hungersnoth die Bevölkerung aufreiben wird, da wir wirklich kein Mittel haben, ihr zu begegnen. Die Pest hat sich in Bombay bereits tief eingenistet, sie wüthet in Karachi und zieht allmählich ins Binnenland, da Fälle in Agra und im Pendschab bekannt geworden sind. Der offizielle Bericht zeigt, daß z. B. schon am zweiten Februar 112 Anfälle und davon 86 mit tötlichem Ausgange in Bombay, 75 Anfälle und davon 67 mit tötlichem Ausgange in Karachi gezählt worden sind, und schon hat sich die Seuche auch auf Europäer erstreckt. In europäischen Zeitungen sind die Zahlen nicht so hoch angegeben, wie sie in Wirklichkeit sind. Es ist aber buchstäblich wahr, daß während der letzten sechs Monate (vom September 1896 bis zum Februar 1897) die Pest in Bombay 10 000 Menschen dahingerafft hat, d. h. 7000 mehr, als der offizielle Bericht aufweist. Die offiziellen Berichte sind unvollständig, und wenn wir von ihrer Schätzung der Todesfälle in Folge von Pest absehen und die Mortalitätstatistik jeder Woche vom vergangenen August bis Anfang Februar d. J. mit dem entsprechenden Durchschnitt der letzten fünf Jahre vergleichen, so erhalten wir das erschreckende Ergebniß, daß ziemlich 1000 Todesfälle in der Woche auf die Pest allein zurückzuführen sind. Daß die offiziellen Berichte so fehlerhaft sind, liegt daran, daß die Eingeborenen Alles thun, um Fälle von Pest zu verheimlichen, — aus Furcht vor den „Segregation Laws."

Täglich werden uns in den verschiedensten Zeitungen fürchterliche Szenen aufgetischt. Ein „Gujerati"-Korrespondent schreibt, daß auf der Verbrennungstätte zu Sonapore schon früh vor elf Uhr neunzehn Leichen brannten, während sechs andere auf Verbrennung warteten, und daß in anderthalb Stunden weitere elf zu gleichem Zwecke zur Stelle gebracht worden sein. Kaum war eine Leiche zu Asche verbrannt, so rückt die andere nach. Neulich wurde in den Zeitungen erzählt, die Todesfälle hätten sich unter den Parsis so gehäuft, daß die an den Thoren des Schweigens gehaltenen Geier die dort aufgehäuften Leichen nicht sämmtlich bewältigen konnten. Alle denkbaren Mittel sind in Vorschlag gebracht, um das Uebel auszurotten, und eine merkwürdige Feierlichkeit ist in Bombay vollzogen worden. Sie wurde ins Werk gesetzt, um den Zorn der Kalika Dwi, der mächtigen Gemahlin Shivas, zu beschwichtigen, da man wähnt, daß eben dieser Zorn die Pest über Bombay heraufgeführt habe. Ein Theil dieser seltsamen Ceremonie bestand darin, daß die Stadt Bombay mit einem Fluß von Milch umgeben wurde . . . Sollte die Pest Calcutta erreichen, dann wird sie die Bevölkerung dieser Stadt dezimiren, da Calcutta eine der ungesundesten Städte in Asien ist, und das Gedeihen des Handels in Indien wird dann einen tötlichen Stoß bekommen.

So, zwischen Hungersnoth und Pest eingekeilt, sehen wir dem Ausgange des Schreckensjahres 1897 entgegen.

Gopalpore in Bengalen. A. S. Pereira.



Die Anfänge der Arbeiterbewegung.

In dem einleitenden Abschnitt seiner neuen „Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie“ spricht Herr Dr. Franz Mehring auch kurz von dem im Jahre 1842 erschienenen Buche Lorenzens von Stein über den französischen Sozialismus und Kommunismus. Er nennt die Schrift einen „sauren und unreifen Apfel der Erkenntniß,“ läßt sie aber in gewissem Sinne als Grenzstein gelten, an dem für den deutschen Sozialismus der Ernst des Lebens begonnen habe. Für die Anfänge der modernen sozialen Bewegung in Deutschland war aber das von Mehring gar nicht erwähnte, im Jahre 1850 erschienene dreibändige Werk Steins über den Begriff der Gesellschaft und die soziale Bewegung in Frankreich seit 1789 von weit größerer Bedeutung. In diesem Werk ist nur ein geringer Theil der von Mehring angeführten Schrift verwerthet worden und auch dieser hat eine vollständige Umarbeitung erfahren. Es empfiehlt sich schon deshalb, hier den Hauptinhalt der leider wenig bekannten Ausführungen Steins über Staat, Gesellschaft und soziale Bewegung zu skizziren, weil man damit dem Verständniß für die Stellung des Begründers der ersten deutschen Arbeiterpartei näher rückt und leichter die tiefen, grundsätzlichen Unterschiede erkennt, die Lassalle von der heutigen Sozialdemokratie trennen.

Der erste Band beginnt mit der Darlegung des Grundsatzes, daß die Verfassungen wie die Verwaltungen der Staaten den Elementen und Bewegungen der gesellschaftlichen Ordnung unterworfen sind. Der wahre Fortschritt der neueren Zeit besteht darin, daß sie die Herrschaft der gesellschaftlichen Ordnung über Staat und Recht zu begreifen anfängt. Frankreich war bisher gleichsam der Probirstein für die wirkliche Geltung der Prinzipien, die das praktische und öffentliche Leben beherrschen. Die Deutschen dürfen nicht auf dem Gebiete sozialer Theorien stehen bleiben, sie müssen sich zur Wissenschaft der Gesellschaft erheben. Die Geschichtschreibung hat bisher nur nach einer Darstellung der Thatsachen, nicht nach einem Verständniß und einer Verfolgung der bewegenden Elemente gestrebt, sie soll aber das Leben der Gesellschaft und des Staates auch in seinen bisher wenig beachteten Seiten erfassen; sie muß die Staatsgeschichte mit der Rechtsgeschichte verbinden und Beide den Gesetzen der gesellschaftlichen Bewegung unterordnen.

Der Staat ist die zur persönlichen Einheit erhobene Gemeinschaft des Willens aller Einzelnen. Um die höchste Entwickelung seines eigenen Lebens zu erreichen, muß er das Fortkommen, die Kraft und die Intelligenz aller Staatsbürger anstreben. Die wahre Erhebung kann immer nur durch die Theilnahme an einem Höheren gegeben werden. Die lebendige Theilnahme der Bürger des Staates an dem Willen des Staates erhebt unter allen Dingen am Meisten den Einzelnen über den engen Kreis seines Einzellebens. Die Verwaltung des Staates erreicht ihre reinste, idealste, durch das Prinzip des Staates gebotene Gestalt, wenn sie bemüht ist, Allen die Mittel zur höchsten persönlichen Entwickelung zu bieten. Der reinste Ausdruck der Existenz des selbständigen Staates ist das Königthum. Es hat sich fast überall auf dem Bedürfniß der gedrückten Theile der Völker erhoben, es ist mit ihrer Unterstützung zur Entwickelung seiner Macht gediehen und es ist da am Sichersten gewesen, wo es seine Macht im Sinne jener Staatsidee gebraucht hat. Seine Gefährdung, sein Untergang

tritt da ein, wo es diese Bahn verläßt; seine Vergangenheit hat auf diesem Prinzip beruht, seine Zukunft wird darauf beruhen.

Die Gestalt der Gesellschaft hängt von den Bedingungen ab, welche die Vertheilung des Besitzes und das Verhältniß der Abhängigkeit regeln. Es ist ein absolutes Mißverständniß, in dem unfreien Staat den Staat als solchen anzugreifen. Der unfreie Staat entsteht, wenn eine bestimmte Klasse der Gesellschaft die Herrschaft über die Staatsgewalt in Händen hat. Eine unfreie Verfassung ist diejenige, welche die Ausschließlichkeit oder doch das Uebergewicht dieser Klasse organisch geordnet und gesetzmäßig eingeführt hat. Ein unfreier Charakter ist der, welcher sich in dieser Abhängigkeit wohl fühlt. Das rechte Bewußtsein über die wahre Freiheit und Unfreiheit und über die Mittel, die Unfreiheit zu bekämpfen, beginnt erst da, wo man den das ganze Staatsrecht beherrschenden Grundsatz erkannt hat, daß die abstrakte oder rein theoretische Verfassung zwar aus dem reinen Begriff des Staates hervorgeht, aber auch nur für diesen Giltigkeit hat, während die wirkliche Verfassung die Erscheinung der Gesellschaftordnung im Organismus der Staatsgewalt ist.

Die rechte Entfaltung des staatlichen Lebens vermindert sich in dem selben Maße, wie die Zahl der Abhängigen und Derjenigen, die nicht zur Entwickelung ihrer individuellen Anlagen kommen, steigt. Der Staat wird deshalb, um dieses Uebel zu beseitigen, zuerst in der Verfassung die Gleichheit des öffentlichen Rechtes als obersten Grundsatz aufstellen und in der Verwaltung die Hebung der niederen Klasse zum Gegenstande seiner Thätigkeit machen. Da aber die Existenz der gegebenen gesellschaftlichen Ordnung auf der Erhaltung der Abhängigkeit der niederen Klasse beruht, so geht jede Maßregel, die eines der beiden Ziele verfolgt, im Allgemeinen gegen die gegebene gesellschaftliche Ordnung und im Besonderen gegen die gesellschaftliche Lage der herrschenden Klasse. Diese ist daher ihrer Natur nach der wahre Gegner der Staatsidee.

Jede Umgestaltung des öffentlichen Rechtes kann nur dann Bestand haben, wenn die bisher bestehenden Elemente der gesellschaftlichen Ordnung wirklich umgestaltet sind. Diese Umgestaltung ist die Voraussetzung der Verfassungänderung. Eine wirkliche Erhebung der bisher abhängigen Klasse zur gesellschaftlichen Unabhängigkeit hat zur Voraussetzung den Erwerb derjenigen Güter, die ihrer Natur nach nothwendig diese Erhebung bringen. Das einzige Mittel, diese Erhebung dauernd und friedlich zu gestalten, liegt darin, daß man der niederen Klasse den Erwerb dieser Güter möglich macht.

Die hier mitgetheilten staatswissenschaftlichen Grundlinien sind in Steins Werk ausführlich begründet und in ihrem Geiste wird uns der soziale Inhalt der Geschichte Frankreichs seit 1789 in voller Klarheit vor Augen geführt. Ich beschränke mich hier darauf, die Schilderung der Diktatur der bürgerlichen Revolution in einige Sätze zusammenzufassen.

Die soziale Geschichte hat ein neues Urtheil über Napoleon abzugeben. Man hat ihn zum Despoten gestempelt und ihn verdammt. Aber seine Herrschaft ging weder aus der Gewalt der Waffen noch aus der Nationalität des Volkes in Frankreich hervor. Sie war die ganz nothwendige Forderung des unentwickelten Zustandes der neuen Gesellschaft, die, wie eine junge Saat, eines äußeren Schutzes bedurfte und diesen Schutz nur in einem über ihren Stürmen

stehenden Elemente finden konnte. Die Zeit des Anfanges einer neuen gesellschaftlichen Ordnung bildet stets wegen der vorhergegangenen Auflösung den wirklichen Anfang einer sozialen Diktatur. Das größte ähnliche Beispiel ist Cromwell; und es ist kein Zweifel, daß jedes Land, wenn es bei diesem Zustande anlangt, eine ganz gleichartige Erscheinung mit Nothwendigkeit erzeugen wird. Die Diktatur Napoleons mußte leisten, was bis dahin die Gesellschaft vergeblich versucht hatte: die Herstellung einer geregelten Verwaltung. Nachdem durch die Verhältnisse die Nothwendigkeit der Einherrschaft gegeben war, entwickelten sich deren Formen von selbst. Das Kaiserthum Napoleons bedeutete im Inneren die Konsolidirung der neuen Ordnung und nach außen den Anfang der sozialen Umgestaltung Europas. Alle Kriege jener Zeit sind Kämpfe des von der ständischen Gesellschaft beherrschten Organismus gegen eins seiner Glieder, in dem die staatsbürgerliche Gesellschaft die Herrschaft angetreten hat. Frankreich hat sich seit 1792 stets gegen die Koalitionen des übrigen Europa vertheidigen müssen. Der Friede von Amiens hatte den Kriegszustand nicht aufgehoben. Frankreich, im Kampfe mit dem von England geführten feudalen Europa, mußte, um es wirklich zu bewältigen, die besiegten und an seine Staatenordnungen sich anschließenden Mächte zwingen, eine neue, ihrem Geiste nach mit dem französischen Rechte übereinstimmende Verfassung zu erlassen. Die nicht direkt eroberten Länder sahen sich genöthigt, wenigstens die Hauptgrundlagen der neuen gesellschaftlichen Ordnung bei sich einzuführen. (In Vandals Werk Napoléon et Alexandre Ier wird bündig nachgewiesen, daß Napoleon durch eine von den Russen geplante Invasion zu dem Kriege von 1812 gedrängt wurde.) Die Aufgabe der sozialen Diktatur Napoleons war erfüllt, als die neue Ordnung der Dinge sich in Frankreich befestigt hatte und ihr auch von außen keine Gefahr mehr drohte. Erhob doch selbst der Zar Einspruch gegen eine Wiederherstellung des alten Zustandes in der republikanischen Schweiz.

Bei Behandlung der aus der bürgerlichen Gesellschaftordnung hervorgegangenen sozialen Bewegung schildert Stein zunächst in einfacher und einleuchtender Weise, wie allmählich das Interesse des Kapitals in einen Gegensatz zur Bestimmung der Arbeit tritt und mit Nothwendigkeit die Macht wird, die die Entwickelung der menschlichen Gemeinschaft an einen bestimmten Punkt festbannt und aus der ihrem Prinzip nach freien Gesellschaft eine unfreie macht.

In der feudalen Gesellschaft standen blos Stoff und Arbeit — die herrschende Klasse arbeitete nicht — einander gegenüber. Die rechtlich abhängige Klasse konnte daher leichter geistige und materielle Güter, d. h. die sozialen Bedingungen der Herrschaft, erwerben. In der bürgerlichen Gesellschaft handelt es sich aber um den Gegensatz zwischen arbeitendem Besitz und besitzloser Arbeit; die Schwierigkeiten der Ueberwindung dieses Gegensatzes sind daher weit größer.

Die neue soziale Bewegung beginnt mit der Aufstellung kommunistischer Theorien, die das Eigenthum als Grund der Abhängigkeit abgeschafft und die Gütergemeinschaft eingeführt wissen wollen. Es folgt die Periode sozialistischer Theoretiker, welche die gegenwärtige Arbeit zur Herrschaft über die vergangene (das aus dem angesammelten Ueberschuß der früheren Arbeit bestehende Kapital) erheben und die Arbeit zum ordnenden Prinzip der Gesellschaft machen wollen. Auf der dritten Stufe der sozialen Bewegung erscheint die Partei, die die Herr-

schaft und die Diktatur des Proletariates erstrebt. Diesem fehlt aber die innere Berechtigung für die Ergreifung und Behauptung der Staatsgewalt, die geistige Ueberlegenheit und die nur durch mühsame Arbeit allmählich entstehende soziale Macht. Auch ist das Proletariat als solches nur eine Minderheit, die auch durch das allgemeine Stimmrecht nicht zur Herrschaft gelangen kann. Wie der Sieg der Plebejer und ihr Ostrazismus für Griechenland verhängnißvoll wurde, so bedeutete für Rom der Sieg des Patriziates über die niedere Klasse den Anfang der inneren Auflösung. Wo liegt also die Zukunft der sozialen Bewegung? In der sozialen Reform. Die Menschheit kann nicht die bloße Arbeit zum Kapital erheben ohne eine Entwickelung durch die Arbeit. Es giebt nichts in der unendlichen Natur, was nicht langsam, organisch wachsend, Zweig an Zweig und Blatt an Blatt reihend entstünde; wie sollte denn die größte Aufgabe der Geschichte plötzlich ihre Lösung finden? Die Anhänger der Sozialreform müssen „in der besitzenden Klasse das Bewußtsein hervorrufen, daß ihr eigenstes, höchstes und wohlverstandenes Interesse es fordert, mit aller Anstrengung ihrer gesellschaftlichen Kräfte und mit aller Hilfe des Staates und seiner Gewalt für die soziale Reform unermüdlich thätig zu wirken.“ Der Inhalt der Sozialreform besteht darin, Gesetze und Einrichtungen nachzuweisen und zur Durchführung zu bringen, die es der Arbeit möglich machen, nach ihrem Maß und ihrer Qualität zum Kapital zu gelangen. Gesetze, die nur die Folgen der heutigen gesellschaftlichen Uebelstände mildern, nicht aber deren Ursache treffen, gehören also nach dem in sozialer Hinsicht grundlegenden staatswissenschaftlichen Werke Steins nicht in den Rahmen der eigentlichen Sozialreform.

Eben so wichtig für unser Thema wie die sozialen Lehren Steins sind die an Fichte und Saint-Simon anknüpfenden Grundgedanken der Schriften von Rodbertus. Schon Fichte hatte das Streben nach einem Zustande verlangt, „wo Alle Diener des Ganzen sind und dafür ihren gerechten Antheil haben an den Gütern des Ganzen.“ Dem großen geeinigten Deutschland schrieb er die Mission zu, den Grund zu dem Gottesreich zu legen, in dem die Menschheit „geeint durch ein vom Verstande durchgeistigtes Christenthum, sich zusammenschließe zu einem einzigen, innig verbundenen christlichen Staat, der dann nach einem gemeinsamen Plane die Natur besiege und die Sphäre eines höheren Lebens betrete.“ Dieser von Deutschland ausgehende christliche Weltstaat Fichtes ist bei Rodbertus die christlich-soziale Staatenordnung der Zukunft, das Ziel der Geschichte, die einen „Wiedervereinigungprozeß der Welt in Gott“ darstellt.

In dem Verlangen der Erneuerung des Christenthumes im Sinne seiner praktischen Bethätigung und der Herstellung der Harmonie mit der wissenschaftlichen Erkenntniß folgt Rodbertus dem Ideengange Saint-Simons. Neue rechtsphilosophische oder sozialökonomische Theorien, sagt Rodbertus in seiner letzten Schrift, sollen nur „der den Vorrang behauptenden, veränderten christlichen Auffassung in entsprechend neuer sozialer Grundlegung auf den eigenen Gebieten zur Hand gehen.“ Den Schriften Saint-Simons fast wörtlich entlehnt ist die Eintheilung der Zeitepochen in organisch-soziale und individualistische. In der kritischen oder individualistischen Periode lockert sich das Gottesbewußtsein, das die Grundlage der organischen, auf dem Sozialprinzip beruhenden Epoche bildet. An die Stelle des Gemeinsinnes setzt sich auf allen Gebieten, in Staat, Wissenschaft, Kunst, Erziehung,

der tötende Individualismus. Ueberall Auflösung und Zerstreuung. In der organisch-sozialen Epoche siegt das bildende, schöpferische Element über das zerstörende. Der Glaube dringt heiligend und beruhigend in das Gemüth, er erfüllt jede Handlung und spornt an zur That und zu Opfern.

Als Vertreter des Sozialprinzipes, das vom Interesse des Ganzen, der Kontinuität der Entwickelung, ausgehend, die Vervollkommnung der Gattung über das Recht des Individuums stellt, betont auch Rodbertus, daß der vierte Stand, d. h. die Klasse der Abhängigen, das Ziel erst durch die mühevolle Arbeit von Generationen erreichen kann. Wie im Kampf der Völker für die Entwickelung der menschlichen Gattung, so liegt im Streit der Klassen das belebende Prinzip für die Entwickelung der Volksindividuen. Nur stufenweise und durch eigene Kraft erringen sich die Schichten der Gesellschaft ihre Stellung in Recht und Besitz. Die Bourgeoisie hat ihre heutige Stellung durch langes, zähes Ringen erlangt. Ihre Intelligenz, ihr materieller Besitz, ihre gewerbliche Tüchtigkeit berechtigte sie zur politischen Gleichheit mit der Aristokratie. Wird einst der vierte Stand materiell durch sittliche Kraft, durch die Macht der Assoziation der großen Massen, durch überlegenes technisches Können, durch Gemeinsinn, Selbstzucht und Disziplin das Bürgerthum überragen, so wird sein formelles Recht der Freiheit, die Güter des Genusses und der Herrschaft zu erwerben, den materiellen Gehalt mit der selben Nothwendigkeit gewinnen, die Adel und Klerus zwang, den materiellen Gehalt ihrer sozialen und politischen Stellung an den dritten Stand abzutreten. Wir erkennen kein Recht auf Herrschaft und Genuß einer Klasse an, die nicht die ihr innewohnende Kraft erwiesen hat, die zur leitenden Stellung im sozialen Leben, zur Führung im Vorwärtsschreiten der Menschheit befähigt. „Aus dieser Sozialphilosophie“, sagt Dietzel in seiner Schrift über Rodbertus, „hallt uns der ernste Choral der Pflicht, nicht der Sirenengesang des französischen Kommunismus von Freiheit und Genuß, entgegen. In dieser Lehre waltet der selbe Genius, der das friderizianische Preußen beseelte und in harter Schule und Zucht zu dem Staate erzog, der uns die Einheit gewann.“

Große, umwälzende Ideen, so lange sie nur in Büchern oder vom Katheder herab in gelehrten Erörterungen zum Ausdruck kommen, finden in der Masse nur geringe Beachtung. Auch der Ideenkultus kleiner Konventikel und Sekten bringt keine nachhaltigen Wirkungen hervor, selbst wenn der Prophet sich besonderer Beliebtheit erfreut. Große Ideen erzeugen erst dann frisches Leben und Bewegung in den Massen, wenn Männer erstehen, die fähig sind, einen ernsten Kampf für diese Ideen zu führen, Männer von umfassendem Wissen, großer Thatkraft und jenem seltenen Muth, der auch vor den Volksschmeichlern und falschen Biedermännern nicht Halt macht. Die bahnbrechende Agitation für die organische Sozialreform erforderte eine Persönlichkeit, die mit den eben erwähnten Eigenschaften die Talente des Organisators und den praktischen Blick des kampferprobten Strategen vereinigte. Dieser Mann war Ferdinand Lassalle.

Die Folgen des Hasses, den das Erscheinen Lassalles auf dem politischen Kampfplatz hervorgerufen hat, sind noch jetzt fühlbar. Eine der ältesten süddeutschen Zeitungen gab einer allgemein herrschenden Stimmung Ausdruck, als sie im September 1864 schrieb: „Ganz Deutschland wird bei der Nachricht vom Tode Lassalles wie von einem Alb befreit aufathmen.“ Für ein unbefangenes, gerechtes Urtheil scheint auch jetzt die Zeit nicht günstig. Die Meinung der Mehr-

zahl stützt sich in diesem Falle auf die aus den niedrigsten Beweggründen entstandenen Pamphlete Bernhards Becker, auf die im Kampf der Marxisten gegen die Anhänger Lassalles entstandene Literatur, auf die von Paul Lindau veröffentlichten, aus der Schulzeit stammenden Tagebuchblätter, die den Sprößling einer jüdischen Händlerfamilie erkennen lassen, und endlich auf die von Helene von Dönniges zu ihrer Vertheidigung geschriebenen tendenziösen Erzählungen.

Dem Judenkind, das unter der Verachtung seiner Rasse leidet und den Plan faßt, der Befreier seines Volkes zu werden, entspricht der fünfzehnjährige Handelsschüler, der den Vater bestimmt, ihn studiren zu lassen, der mit sechzehn Jahren sein Abiturium macht und sich dann weigert, Arzt oder Advokat zu werden, weil diese Leute „mit ihrem Wissen Handel treiben." Der Student arbeitet mit einem beispiellosen Fleiß, er durchdringt alle Gebiete des Wissens, und indem er den Geist der deutschen Denker und Dichter in sich aufnimmt — besondere Liebe und Verehrung hegte er für Fichte, Schiller und Platen —, befreit er sich von den Fehlern und Eigenthümlichkeiten seiner Rasse, wird er ein glühender Patriot. Alexander von Humboldt nennt ihn das „Wunderkind" und giebt ihm Empfehlungen an französische Gelehrte in Paris, wo er die Vorarbeiten zum „Heraklit" unternimmt und durch seine gründliche Gelehrsamkeit, verbunden mit Initiative und Thatkraft, Bewunderung erregt. Bald darauf führt er im Kleinen einen hartnäckigen, erfolgreichen Kampf ums Recht für eine verfolgte, mißhandelte, verleumdete Frau gegen ihren durch soziale Stellung und Standesverbindungen mächtigen Gatten. Im Jahre 1848 nimmt er in Wort und That Partei, an der Seite der Vertheidiger der konstitutionellen Rechte Preußens, er mißbilligt jene Rechtsverletzung, der ja auch der Ministerpräsident, General von Pfuel, sein späterer Freund, Widerstand entgegengesetzt hatte. „Nicht Partei ergreifen", sagte er damals in seiner Assisenrede, „Das heißt, in einer schmachvollen Gleichgiltigkeit gegen die höchsten Interessen, welche das Herz der Menschheit durchzucken, die eigene Musse und Behaglichkeit den gewaltigen Fragen vorziehen, von denen das Wohl und Weh des Vaterlandes abhängt, und so die Pflichten verrathen, die wir dem Vaterlande schulden."

Die beiden großen, ziemlich allgemein als hervorragende Leistungen anerkannten Werke Lassalles, „Das System der erworbenen Rechte" und „Die Philosophie des Herakleitos", verdienen, schon deshalb hier erwähnt zu werden, weil darin die leitenden Gedanken der späteren Agitationschriften enthalten sind. Der große Werth des ersten ist von Juristen wie Savigny und von Volkswirthschaftlehrern wie Wagner und Schaeffle hervorgehoben worden. Als Aufgabe des Werkes bezeichnete Lassalle die „rechtswissenschaftliche Herausringung des unserer ganzen Zeitperiode zu Grunde liegenden politisch-sozialen Gedankens." Herakleitos „der Dunkle", den Lassalle zuerst zum Gegenstande eines tiefen Studiums machte, hat viel über die sozialpolitischen Zustände Griechenlands nachgedacht. Er ist ein Gegner der Vielherrschaft, ein Vertreter der Staatsidee und der „Diktatur der Einsicht." „Heraklits Ethik" sagt Lassalle, „faßt sich in dem einen Gedanken zusammen, der zugleich der ewige Grundbegriff des Sittlichen selbst ist: Hingabe an das Allgemeine." Diese Hingebung ist auch der Grundzug in Lassalles Dichtung „Franz von Sickingen." Dem tötlich verwundeten Helden seiner Tragoedie legt Lassalle die Worte in den Mund:

O weine nicht, beklage nicht mein Loos.
Wir schulden dieses Leben jenen Zwecken,
In deren Werkstatt die Geschlechter nur
Die Arbeiter, die hingegebnen sind.

Der Krieg von 1859 bedeutete für Deutschland das Ende der nach den Ereignissen von 1848 eingetretenen rückläufigen Bewegung und die Wiederaufnahme der nationalen Bestrebungen. Es entstand der Nationalverein. In den Verbindungen der Schützen, Turner und Sänger kam ein jugendlicher, gemüthvoller Enthusiasmus zum Durchbruch, der immerhin einen wohlthuenden Gegensatz zu der drückenden Atmosphäre der Reaktionepoche bildete. Aber die Unklarheit und Verwirrung, die das erste deutsche Parlament beherrscht hatte, dominirte auch in den leitenden Geistern der neuen Bewegung. Der Nationalverein übernahm in sein Programm die Reichsverfassung des Jahres 1849, die praktisch unmöglich war, da sie den preußisch-österreichischen Dualismus, das Haupthinderniß der deutschen Einheit, nicht aufhob. Dazu kam die Furcht vor den Arbeitern, vor dem „rothen Gespenst". Die französischen Reformbankette waren von den besitzenden Klassen ausgegangen und gegen das persönliche Regiment des von ihnen eingesetzten Königs Louis Philippe gerichtet gewesen. Die Entfaltung der Militärmacht hatte den Aufstand provozirt, das Proletariat in den Kampf geführt. Dieses wurde dann über die Grenzen seines Könnens hinausgedrängt, worauf naturgemäß eine rückläufige Bewegung eintrat. Schließlich wurden aber doch die Errungenschaften behauptet, die den Machtverhältnissen der einzelnen Klassen und Länder entsprachen. Ueber diese Dinge waren sich aber die Führer der nationalen Bewegung eben so wenig klar wie über Weg und Ziel ihrer eigenen Politik. Deshalb eiferte man blind gegen die national-politischen Kundgebungen der Jugend und verschloß den Arbeitern den Nationalverein. Bald entstand dort, wo Thatkraft vorhanden war, tiefe Unzufriedenheit und auf dem Wehrtag, der Ende September 1862 in Heidelberg stattfand, kam diese Stimmung zum Durchbruch. Oberst Rüstow, der ehemalige Generalstabschef Garibaldis, legte dort einen Organisationplan für die Wehr- und Turnvereine vor und führte dabei eine sehr heftige Sprache gegen die anwesenden Führer des Nationalvereins, welche die Geldmittel des Vereins oft in vernunftwidriger Weise verwendet hätten. Er berichtete, daß die von ihm für die italienischen Freiwilligen gekauften Gewehre nach erfolgter Umarbeitung vortreffliche Dienste geleistet hätten, und sagte, er mache sich anheischig, zunächst 30000 Stück zu einem sehr mäßigen Preis (30000 Thaler) zu liefern. Die Vereinsspielerei müsse aufhören und den mittellosen Vereinsmitgliedern die Möglichkeit gewährt werden, eine Waffe zu erwerben. Mit dem Festrummel allein werde die Einheit nicht gemacht werden, die Aera der Thaten müsse in ähnlicher Weise eingeleitet werden wie in Italien, — durch einen kühnen Zug von Freischaaren. Man dachte zunächst an Schleswig-Holstein. Die Redner des Nationalvereins antworteten in heftiger Weise und verließen dann mit ihren Freunden den Saal. Die von den Zurückgebliebenen gefaßten Beschlüsse kamen nicht zur Ausführung. Die nationale Bewegung schien auf dem besten Wege, zu versumpfen, als von anderer Seite der Versuch gemacht wurde, ihr neue Kraft und eine klare Richtung durch Verbreitung des Verständnisses für die sozialen Elemente zu geben, die auf den Gang der politischen Entwickelung einen bedeutsamen Einfluß ausüben.

Im Frühjahr 1862 hielt Lassalle in Berlin zwei Vorträge: den einen als Festredner bei der Fichte-Feier der Philosophischen Gesellschaft über die Philosophie Fichtes und den deutschen Volksgeist, den anderen in einem Handwerkerverein über die Staatsidee des vierten Standes. Dieser Vortrag, der gleich den einige Monate später gehaltenen Reden „Ueber Verfassungwesen“ nicht über den aus dem Werk Steins angeführten Ideengang hinausging, wurde sofort nach der Drucklegung mit Beschlag belegt und gegen den Verfasser das Strafverfahren eingeleitet. Hier die charakteristischsten Stellen dieser Schrift: „Die sittliche Idee des Arbeiterstandes ist die, daß die ungehinderte und freie Bethätigung der individuellen Kräfte durch das Individuum noch nicht ausreiche, sondern daß zu ihr in einem sittlich geordneten Gemeinwesen noch hinzutreten müsse: die Solidarität der Interessen, die Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit in der Entwickelung....... Die Geschichte ist ein Kampf mit der Natur, mit dem Elend, der Unwissenheit, der Armuth, der Machtlosigkeit und somit der Unfreiheit aller Art...... Der Staat ist es, der die Funktion hat, die Entwickelung des Menschengeschlechts zur Freiheit zu vollbringen....... Der Zweck des Staates ist somit der, die Kultur, deren das Menschengeschlecht fähig ist, zum wirklichen Dasein zu gestalten....... Dies ist so sehr die wahre Aufgabe des Staates, daß sie deshalb zu allen Zeiten, auch unbewußt, auch gegen den Willen seiner Leiter, ausgeführt wurde....... Für Alle aber, welche zum Arbeiterstande gehören (Arbeiter sind wir Alle, insofern wir den Willen haben, uns der menschlichen Gesellschaft nützlich zu machen), folgt aus dem Gesagten die Pflicht einer ganz neuen Haltung. Nichts ist mehr geeignet, einem Stande ein würdevolles, tief sittliches Gepräge aufzudrücken als das Bewußtsein, daß er berufen ist, seine Idee zur leitenden Idee der ganzen Gesellschaft zu machen.... Es ziemen Ihnen nicht mehr die Laster der Unterdrückten, noch die müssigen Zerstreuungen der Gedankenlosen, noch selbst der harmlose Leichtsinn der Unbedeutenden....... Man kann nie eine Revolution machen, man kann immer nur einer Revolution, die schon in den thatsächlichen Verhältnissen eingetreten ist, auch äußere rechtliche Anerkennung und konsequente Durchführung geben. Eine Revolution machen wollen, ist die Thorheit unreifer Menschen, die von den Gesetzen der Geschichte keine Ahnung haben. Eben so unreif und kindisch ist es, sich der rechtlichen Anerkennung einer in den Eingeweiden der Gesellschaft bereits vollzogenen Revolution zu widersetzen und Einzelnen, die sich bei diesem Hebammendienst betheiligen wollen, den Vorwurf zu machen, daß sie revolutionär seien.... Wie sehr die ganze, nicht Kapital besitzende Klasse auch berechtigt ist, vom Staate zu verlangen, daß er sein ganzes Sinnen und Trachten darauf richte, wie die kummervolle und nothbeladene materielle Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern, so darf und wird dennoch der Arbeiter nie vergessen, daß alles einmal gesetzlich erworbene Eigenthum vollständig unantastbar und rechtmäßig ist.“

Lassalle hatte noch vor Beginn des Prozesses, zu dem dieser Vortrag den Anlaß gab, in der Schweiz eine neue Auflage seines Vortrages unter dem Titel „Arbeiterprogramm“ erscheinen lassen; und er selbst sollte nun die Wahrheit des Satzes der inkriminirten Rede erfahren, wonach die Staatsgewalt oft gegen den Willen ihrer Leiter die Kulturarbeit fördere. Es war jedenfalls ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß der erste Verhandlungtermin in dem Pro-

zeß in die selbe Zeit fiel, wo eine leipziger Abordnung des im Oktober 1862 zusammengetretenen Centralkomitees zur Einberufung eines deutschen Arbeiterkongresses nach Berlin gekommen war, um die Führer der Fortschrittspartei wegen ihrer Stellung zum allgemeinen Wahlrecht zu sondiren. Nach einem ablehnenden Bescheid ging die Deputation zu Lassalle und das Ergebniß war eine offizielle Frage des leipziger Komitees nach der Meinung Lassalles über den geplanten Allgemeinen Deutschen Arbeiterkongreß.

Das „Offene Antwortschreiben" trat den während der ersten öffentlichen Berathungen des Komitees geltend gemachten Ansichten entgegen. Die Einen hatten die Meinung geäußert, man solle sich um Politik nicht kümmern, die Anderen machten den Vorschlag, den Kongreß als Anhang der Fortschrittspartei zu erklären. Lassalle empfahl die Gründung einer selbständigen Partei, die als nächstes Ziel das allgemeine Wahlrecht anstreben müsse, weil den Arbeitern als Klasse nur durch die Gesetzgebung geholfen werden könne. Die gesammte ökonomische Entwickelung dränge auf die Assoziation hin. Die auf die isolirten Kräfte der Arbeiterindividuen gebaute Assoziationbewegung könne bahnbrechend wirken, sie reiche aber nicht aus: hinzutreten müsse die Förderung durch den Staat. Erörterungen über die Art der Ausführung hätten erst praktischen Werth, wenn an die Verwirklichung gedacht werden könne. In erster Linie gelte es, die Arbeiter in einem großen, einheitlich geleiteten Verein zu organisiren und zu disziplíniren und auf diese Weise die Vorbedingungen für einen ersprießlichen Gebrauch des allgemeinen Wahlrechtes zu schaffen.

Als Lassalle seinen Freunden den ersten Abdruck des Antwortschreibens zeigte, sagte man ihm: „Wenn Sie Das veröffentlichen, sind Sie ein toter Mann." Lassalle gab Das zu, falls die Unklarheit unter den Arbeitern zu groß sei, erklärte aber dabei, ein Zurückweichen für ihn sei unwürdig, er sage mit Luther: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" Die Schrift erschien, die Mehrheit des leipziger Komitees stimmte zu und nun begann in der Presse und in den Arbeiterbildungvereinen eine wüste Hetze, die mit jedem Tag zunahm. Lassalle wurde plötzlich in einen „Handlanger der Reaktion", einen „Abenteurer", einen „Charlatan", einen sittenlosen „Lebemann" umgewandelt. Eine Zeitung wußte sogar zu erzählen, in dem Hause in Berlin, wo Lassalle gewohnt habe, sei eine Frau ermordet worden, doch habe man den Mörder noch immer nicht entdeckt. Die große Mehrzahl der Arbeitervereine erklärte sich sofort auf Vorschlag ihrer Leiter gegen Lassalle, nur in Hamburg, am Rhein und in einigen Orten Mitteldeutschlands, so in Leipzig, wo Lassalle selbst erschien, wurden zustimmende Resolutionen gefaßt.

Die Entscheidung über den Antrag auf Gründung eines Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins wurde von dem Ergebniß der Versammlung der Arbeitervereine des Maingaus in Frankfurt a. M. abhängig gemacht. Hier sah ich als unparteiischer Galerie-Zuschauer Lassalle zum ersten Male. Die deutsche Bundeshauptstadt bildete damals den Mittelpunkt der nationalen Bewegung. Ich hatte dort alle hervorragenden liberalen Redner Deutschlands gehört und war durch meine Umgebung und durch die Zeitungen gegen Lassalle beeinflußt. Als ich ihn aber sah und hörte, erkannte ich sofort, daß dieser Mann thurmhoch über alle seine Gegner emporragte. Der organisirte Lärm der von offenbacher Fabrikanten in

der reutlingerschen Bierhalle traktirten Arbeiter empörte mich, während mir die vornehme Ruhe Lassalles imponirte. Als der Lärm immer von Neuem begann, sagte Lassalle: „Vergessen Sie nicht, daß ich hier als Ihr Gast spreche, daß Sie mich zu dieser Versammlung geladen haben; noch eine Unterbrechung und ich schließe." Thatsächlich mußte Lassalle seine Rede abbrechen, aber seine Freunde veranstalteten zur Fortsetzung der Rede eine große öffentliche Versammlung, die zwei Tage später stattfand. Hier bildeten allerdings nicht die Industriearbeiter, sondern die „bürgerlichen" Schichten des vierten Standes die Majorität. Frankfurt hatte damals überhaupt noch kein Proletariat und zählte etwa 70 000 Einwohner. Die Gewerbefreiheit war eben erst eingeführt worden. Die zweite Versammlung endete mit einem durchschlagenden Erfolge Lassalles. Die Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereines wurde beschlossen.

Mit seinem alten Freunde Ziegler, der in bewegten Tagen die Demokraten davor gewarnt, die Disziplin im Heere zu untergraben, der einst im preußischen Abgeordnetenhause gesagt hatte: „Die Disziplin ist die Mutter aller Siege," hatte Lassalle die Organisation der Partei erwogen. Es war ihnen klar, daß eine Partei, die das Sozialprinzip an die Stelle des herrschenden Individualismus setzen wollte, zunächst beweisen mußte, daß sie selbst entschlossen sei, sich vom Geiste des herrschenden Prinzips zu emanzipiren. Die Vereinsspielerei und die „Persönlichkeitsucht der Viertels- und Achtels-Intelligenzen" durfte in dem neuen Verein nicht zur Geltung kommen. Die Dauer der Organisation war auf dreißig Jahre festgesetzt. Anfangs war beabsichtigt, eine deutsche Arbeiter-Versicherung-Genossenschaft mit dem Verein zu verbinden, doch fürchtete man, damit die bahnbrechende Propaganda für die allgemeinen Grundsätze der Partei zu beeinträchtigen, und vertagte das Projekt.

Für den einige Monate nach der frankfurter Versammlung in Leipzig begründeten Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein entfaltete Lassalle eine riesenhafte Arbeitkraft. Die eben so umfassende wie inhaltreiche Literatur (Reden, Prozeßverhandlungen, die bedeutende Streitschrift Bastiat-Schulze, deren Schlußkapitel einen so begeisterten nationalen Appell an die Gebildeten enthält u. s. w.) zeigt uns nur einen Theil der Arbeit, die auf dem Vereinspräsidenten lastete. An fähigen Helfern war großer Mangel. Die Reaktionepoche hatte keine politisch geschulten Kräfte erzeugt. Dazu kamen die Folgen der furchtbaren Hetzereien der Presse. Die Fälle waren zahlreich, wo Personen, die beim Glase Bier es gewagt hatten, den üblichen Schimpfreden über Lassalle zu widersprechen, mißhandelt und an die Luft gesetzt wurden. So war die flammende Schrift gegen jene Presse entstanden, die sich aus einem Element des Kulturfortschrittes zu einem Werkzeug der Verdummung, zu einem Hinderniß aller Kulturarbeit entwickelt hatte. Die mit der alten Parteischablone verwachsenen Achtundvierziger paßten nicht in die neue soziale Bewegung. Selbst Lothar Bucher, der intime Freund Lassalles, der Mitverfasser des „Julian Schmidt", war unbrauchbar für eine bahnbrechende Agitation. Rodbertus, an dessen Mitwirkung Lassalle so viel gelegen war, konnte nur mit Mühe für eine zweckdienliche, zustimmende Erklärung gewonnen werden. Der geistreiche, redegewandte frankfurter Advokat J. B. von Schweitzer wurde damals durch Bedenken besonderer Art am öffentlichen Auftreten gehindert. B. Becker verstand zu renommiren und sich mit fremden Federn

zu schmücken und hatte dadurch in Bezug auf seine Fähigkeiten Lassalle getäuscht. Er war der Typus eines Revolutionbummlers und arbeitete nicht, wenn er die Mittel besaß, ganze Tage und Nächte in der Kneipe zu verbringen. Unter diesen Umständen konnten die greifbaren Ergebnisse der Agitation nur sehr gering sein. Dafür war es Lassalle gelungen, in Herrn von Bismarck einen dankbaren Hörer zu finden. Die Sorge Lassalles, der König werde seinem Minister Schwierigkeiten bereiten, hatte Herr von Bismarck mit einer kernigen Bemerkung beseitigt. Aber Lassalle wußte auch, daß den besten Intentionen eines Staatsmannes durch die bestehenden Machtverhältnisse gewisse Grenzen gezogen werden. Er machte daher verzweifelte Anstrengungen, seinen Ideen im öffentlichen Leben eine Macht zu schaffen. Doch mußte er sich bald überzeugen, daß die herrschende Unklarheit zu groß sei. „Wie stark aber auch Einer sei", rief er in Ronsdorf aus, „einer gewissen Erbitterung gegenüber ist er verloren." Für die „kleine Arbeit" ist ein bahnbrechendes Genie nicht geschaffen. Seine Mission war erfüllt. Schon der Haß, der auf seiner Person lastete, ließ die Bewegung nicht vorwärts kommen. Die Treue der religiösen Wupperthaler und der begeisterte Empfang, den sie ihm bereiteten, änderte an dieser Sachlage nichts. Die glänzende Rede, die Lassalle im Mai 1864 in Frankfurt a. M. hielt (er sprach über die schleswig-holsteinische Frage und bezeichnete die Annexion Schleswig-Holsteins an Preußen als die nach Lage der Dinge einzig mögliche Lösung) war von dreißig Personen besucht. Am Abend vor seiner Abreise hatten sich etwa zwölf Personen in der Wohnung Lassalles im „Holländischen Hof" am Goetheplatz vereinigt, darunter auch die Gräfin Hatzfeld, Dr. J. B. von Schweitzer und B. Becker. In später Nachtstunde kam noch ein Gärtnereibesitzer aus Sachsenhausen, Dlouhy, der am Tage der Versammlung einen Ausflug gemacht hatte und deshalb zur Rede gestellt wurde. Dlouhy erklärte, er werde schon auf dem Platze sein, „wenn es losgehe." Diese Redensart verrieth eine Auffassung, der Lassalle mit großer Entschiedenheit entgegentrat. Er betonte die erzieherischen Aufgaben des Vereines und erinnerte daran, daß er die letzte Rundreise zu dem ausgesprochenen Zwecke angetreten habe, zu erfahren, ob die sozialen Bestrebungen mit der nöthigen Tiefe erfaßt würden. Als Dlouhy sich nicht belehren lassen wollte, wandte sich Lassalle zu Becker mit den Worten: „Bevollmächtigter, bringen Sie diesem Manne andere Ansichten bei, — oder es ist besser, wir verlieren solche Leute."

Becker war an jenem Abend in schlechter Stimmung. Er glaubte entdeckt eu haben, daß Lassalle an den geistreichen Plaudereien Schweitzers Gefallen finde, und in dem Bewußtsein seiner Nichtigkeit sah er überall Feinde, die ihn verdunkeln wollten. Kaum hatten wir die Wohnung Lassalles verlassen, als Becker mir durch einige Bemerkungen über meine „jugendliche Unerfahrenheit und Naivetät" begreiflich zu machen suchte, daß Lassalle ein „Verräther" sei. Das selbe häßliche Wort war bereits in Hamburg von einer der „Stützen" des Vereins, dem Redakteur eines Wochenblattes („Der Nordstern") ausgesprochen worden und kurze Zeit darauf hörte man von Stänkereien am Sitze des Vereines, in Leipzig. Die lange Haft, zu der Lassalle bereits verurtheilt, die neuen Prozesse, in die er verwickelt war — man befürchtete eine völlige Lahmlegung seiner Thätigkeit —, wurden als eine mit Herrn von Bismarck abgekartete Komoedie dargestellt. Die Hauptanklage richtete sich aber gegen Lassalle als „Diktator". Es

waren schlimme Nachrichten, die Lassalle kurz nach seiner Ankunft in der Schweiz erhielt. Er wurde gezwungen, die Ausschließung mehrerer leipziger Mitglieder zu beantragen. Seelisch und körperlich leidend traf ihn der Besuch der Helene von Dönniges. Lassalle hatte zugegeben, daß er ein „toter Mann“ sein werde, wenn die Unklarheit der Arbeiter noch zu groß sei. Nun war die Krise da. Die Liebestragoedie bot nur den äußeren Anlaß zur Katastrophe.

Seit dem Tode Lassalles hat die soziale Bewegung eine beträchtliche, den entwickelteren wirthschaftlichen Verhältnissen entsprechende Ausdehnung erlangt, aber der geistige Gehalt, den Lassalle ihren Organisationen geben wollte, ist bis jetzt nicht erreicht worden. Der Standpunkt Lassalles kann durchaus nicht als „überwunden“ betrachtet werden, vielmehr müssen sich die sozialen Parteien erst zu jener geistigen Höhe emporringen. Uebrigens ist es keine vereinzelte Erscheinung in der Geschichte, daß eine große Kulturbewegung in ihrer bahnbrechenden Periode auf einer geistig höheren Stufe stand als in dem folgenden Entwickelungstadium. Die Ursachen des Rückfalles in den Geist des Individualismus müssen auch in der ablehnenden Haltung der gebildeten Stände gesucht werden.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier die Bedeutung der theoretisch-kritischen Leistungen von Karl Marx verkleinern zu wollen. Marx und die Marxisten stehen auf dem Boden des Individualismus, Lassalle ist der praktische Vertreter des modernen Sozialprinzips, der Bahnbrecher des kommenden „siècle organisateur“. Marx war ein kritischer, zersetzender Geist, Lassalle eine schöpferische Kraft, ein Kämpfer, der vom Olymp der Weisen und Klugen hinabstieg in jenes Getriebe, wo „hart im Raume die Dinge auf einander stoßen.“ Marx und Lassalle entzweiten sich im Jahre 1862. Seit dem Wiederaufleben der nationalen Bestrebungen (1859) waren die Meinungverschiedenheiten unter ihnen immer schärfer hervorgetreten. Die aus dieser Zeit stammenden, von Bernstein zum Theil veröffentlichten Briefe beweisen nur, daß Lassalle, um den Freund zu überzeugen, sich bemühte, seiner Gedankenrichtung möglichst entgegenzukommen. Marx und Engels bewahrten während der Agitation Lassalles, die sie prinzipiell verurtheilten, die strengste Zurückhaltung. Engels äußerte noch zur Zeit des internationalen Kongresses im Haag (1872): der „Polizeisozialismus“ Lassalles hätte mehr geschadet als genützt. Auch heute noch bekämpfen die Marxisten den „Staatskultus“ Lassalles. Wie Professor Heinrich Ernst Ziegler in seiner interessanten Schrift „Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie“ treffend bemerkt, fängt bei Engels, „wie beim kurzsichtigsten Spießbürger“, der Staat mit der Polizei an. Alle Marxisten stimmen darin überein, daß der Staat aus dem Privateigenthum erstanden sei und nach Uebernahme der Produktionmittel durch die Gesellschaft wieder verschwinden müsse. Bebel glaubte, in seinem Buche „Die Frau“, die Naturwissenschaft und besonders Darwin für seine Theorien über Staat, Krieg und Internationalismus vorführen zu sollen. Ziegler hat ihn aber in einer Reihe von Citaten aus Darwin schlagend widerlegt und gleichzeitig den Nachweis geführt, daß der Staat nicht allein die Sicherheit des Volkes, sondern auch stets das wirthschaftliche Gesammtinteresse des Volkes zum Zwecke gehabt und als politische Einheit sich selbst bei tiefgreifenden sozialpolitischen Veränderungen erhalten habe. Lassalle war der Meinung, daß die „Gesellschaft“, wie sie in Amerika herrscht, sich erst zum Staat entwickeln müsse und daß die schlechteste Monarchie

noch immer besser sei als die „freie Gesellschaft“. Man denke nur an die Knüppelgarden, die gegen die Strikenden in Amerika ins Feld gezogen sind, man erinnere sich daran, daß ein Vorsitzender der stärksten Arbeiterorganisation Amerikas in seiner Zeitung ausgesprochen hat, Deutschland werde schon deshalb mit der neuen sozialen Ordnung beginnen müssen, weil dort das Volk durch die allgemeine Wehrpflicht zur Disziplin erzogen sei.

Der Triumph einer an die heutige wirthschaftliche Epoche mit ihren Aktiengesellschaften und Syndikaten sich schließenden, auf die genossenschaftliche Arbeit begründeten Erwerbsordnung hat zur Voraussetzung viel Gemeinsinn und jene freiwillige Disziplin, die auf einem stark entwickelten Pflichtgefühl und auf der Erkenntniß der zu wahrenden Interessen beruht. Für die Pflege solcher Eigenschaften sollte die von Lassalle angestrebte Arbeiterorganisation eine Schule sein. Ueberdies gleicht eine Organisation, die nur durch harten Kampf zum Ziel gelangen kann, einem Heer, dessen Erfolge von guter, einheitlicher Leitung und strenger Zucht abhängen. Nach der Ansicht der Marxisten war Das „Caesarismus“ und eine caesaristische Organisation mußte „gebrochen“ werden. Liebknecht stellte ihr die „Diktatur des Klubs“, die „Diktatur des „Volkes“ entgegen. Von Liebknecht rührt die Phrase her: „In Kriegszeiten schießt man einem Diktator eine Kugel vor den Kopf, in Friedenszeiten lacht man ihn aus.“ Mit der Sozialwissenschaft hatte allerdings diese Phraseologie nichts zu thun, aber dem „demokratischen“ Volk schmeichelte sie. Eine ähnliche Wirkung erzielte man damit, daß man den Krieg von 1866 als Missethat eines einzelnen Staatsmannes bezeichnete und später gegen die Verstaatlichung der Bahnen mit der Motivirung Stellung nahm, der „Staat“ dürfe nicht gestärkt werden. Das war es, was lange Zeit hindurch so viele Spießbürger in Hamburg, in Sachsen und anderen Orten bestimmte, aus Haß gegen Preußen und den als „Handlanger Bismarcks“ verketzerten Lassalle an die Seite der marxistischen Sozialdemokratie zu treten. Zum „Unverstand der Massen, die uns umlagert dicht und schwarz,“ wie es im Arbeiterlied des „Lassalleaners Audorf“ heißt, gesellte sich die Reaktion gegen die einheitliche Entwickelung des Reiches, um den Sieg der Marxisten über die nationalen Sozialisten zu vollenden.

Die Marxisten haben auch am Meisten zur Verbreitung der herrschenden Irrthümer über die von Lassalle empfohlenen Produktivgenossenschaften beigetragen. Statt den Vorschlag Lassalles zur vollen Klarheit für Alle zu gestalten, brachte man nur Verwirrung. In ähnlicher Weise ist bei „Ueberwindung“ des „ehernen Lohngesetzes“ viel müssiges Geschwätz verbreitet worden, das Lassalle Vielen als den unklaren Erfinder dieses Gesetzes erscheinen ließ. Die Unsicherheit der proletarischen Existenz, die Lassalle nach Bernstein nur „beiläufig“ erwähnt haben soll, und der zunehmende „Druck der Abhängigkeit“ von den Wechselfällen einer anarchisch geleiteten Produktionweise lasten mit eherner Wucht auf der Arbeiterklasse. Mit diesen Worten giebt Bernstein zwar dem ehernen Lohngesetz eine andere Formulirung, aber „überwunden“ ist deshalb dieses Gesetz keineswegs.

Lassalle wollte, daß die „stützende Hand des Staates“ dem freien Assoziationtrieb dort entgegenkomme, wo die wirthschaftlichen und sozialen Vorbedingungen des Erfolges (Art der Erwerbsthätigkeit, Dichtigkeit der Bevölkerung u.s.w.) gegeben seien. Diese Assoziationen sollten ausgeführt werden „mit Mäßigung,

Weisheit und Ordnung, aber immerhin im Großen", damit sie ganze Erwerbszweige umfassen können. „Mit kleinen Experimenten wäre hier nicht gedient, vielleicht nur geschadet." Lorenz von Stein, mit dem ich während meiner politischen Thätigkeit in Wien oft über Lassalle sprach, stimmte dem Vorschlag zu, doch würde er statt Produktivassoziationen mit Staatskredit gesagt haben: Förderung der genossenschaftlichen Arbeit durch die Verwaltung, also auch durch die Gemeindeverwaltung. Der englische Schatzkanzler Balfour erklärte vor wenigen Jahren in einer öffentlichen Versammlung, der ganze Erwerbszweige umfassenden Produktivassoziation gehöre die Zukunft. Die gleiche Ansicht vertritt Chamberlain, zur Zeit der mächtigste und populärste Staatsmann Englands. Man erwartet von ihm die innere Konsolidirung der Einheit des britischen Weltreiches und die Unterstützung dieses Werkes durch weitgehende staatssozialistische Reformen. Der kürzlich von dem englischen Arbeit-Departement veröffentlichte Bericht über das Zusammenwirken der Verwaltungbehörden mit den Kooperativ-Genossenschaften der Arbeiter in Neuseeland verzeichnet überraschend günstige Resultate bei Uebertragung des Baues der meisten großen Eisenbahnen, öffentlicher Gebäude u. s. w. Das frühere Kontraktsystem hatte einzelnen Hauptunternehmern Millionen, den Subunternehmern häufig Ruin, den arbeitenden Klassen Verluste gebracht und Strikes erzeugt. Jetzt, wo dieses System verschwunden ist, sind die Interessen des Staates besser gewahrt und der Arbeiterstand hat sich in jeder Hinsicht gehoben. Wie sehr der Zug der Zeit den Assoziationen günstig ist, beweist auch die Bewegung für ländliche Genossenschaften in Oesterreich, bei denen die Vereinigung von Müllerei und Bäckerei erheblichen Nutzen gewährt.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die schweren Anklagen, die früher von Marxisten gegen Lassalle erhoben wurden, auch noch in unserer Zeit, nur in einer weniger schroffen Art, vorgebracht werden. Zahlreiche Bemerkungen von Bernstein in der Gesammtausgabe der Reden und Schriften Lassalles liefern dafür Belege. Lassalle soll den selben Fehler gemacht haben, den er in seiner Tragoedie dem Sickingen vorwirft. Bernstein vergleicht den Vorschlag der Produktivgenossenschaften, in denen Lassalle den organischen Keim aller weiteren Entwickelung erblickte, mit dem Zuge Sickingens gegen den Erzbischof von Trier, also mit einem der „gewohnten Händel", die meistens Schatzungen zum Zwecke hatten. In solcher Weise das eigentliche Ziel Sickingens, die kirchliche und nationale Einheit Deutschlands, zu verkleiden, war allerdings ein Fehler. Ein ähnlicher Mißgriff liegt aber doch bei Lassalle nicht vor. Bernstein hätte sich davon schon durch folgende Sätze Lassalles überzeugen können: „Eine theoretische Leistung und eine praktische Agitation haben in einer Hinsicht ein ganz entgegengesetztes Gesetz: eine theoretische Leistung ist um so besser, je vollständiger sie alle, auch die letzten und entferntesten Konsequenzen des in ihr entwickelten Prinzips zieht. Eine praktische Agitation umgekehrt ist um so mächtiger, je mehr sie sich auf den ersten Punkt konzentrirt, dem dann alles Weitere folgt. Nur muß es eben ein solcher Punkt sein, aus welchem sich die weiteren Konsequenzen mit organischer Nothwendigkeit entwickeln müssen." Die praktische Agitation war eben der Zweck des von Lassalle begründeten Vereines. Bei den Verhandlungen mit Bismarck soll Lassalle nach Bernstein „immer tiefer in die Maschen der Regirung" gekommen sein. Als Beweise werden angeführt: die Rede in Ronsdorf, wo Lassalle von der Disziplin und der „Diktatur der

Einsicht" gesprochen hatte, und die Rede vor dem Staatsgerichtshof, in der gesagt war, das preußische Königthum, weil es noch aus seinem ursprünglichen Teige geknetet dastehe (im Gegensatz zum Königthron Louis Philippes), könne noch das Volk auf die Bühne rufen und sich auf es stützen. Das Selbe hat Stein im dritten Bande seines Werkes gesagt und die „Diktatur der Einsicht", der Gedanke der Einherrschaft, ist auch schon bei Heraklit zu finden. Die „Versöhnung von Autorität und Freiheit auf Grund des Massenrechtes und der Massenfreiheit" (das Wort Freiheit ist hier stets im Sinne Steins aufzufassen) bedeutet nichts weniger als einen Caesarismus, der Almosen giebt, vom Klassenzwiespalt lebt und die Rechte und die Freiheiten der Staatsbürger unterdrückt.

Im Januar 1864 konnte Lassalle — so sagt Bernstein — noch sprechen:

„Noch ist sie rein — noch! Das Verbrechen kam
Nicht über diese Schwelle noch!"

Aber zur Zeit der schleswig-holsteinischen Frage ist der „Diktator" „nicht mehr frei," sondern nur ein „Bevollmächtigter" Bismarcks. „Das Verbrechen" ist begangen. Denn Lassalle wendet sich gegen den „Schleswig-Holstein-Dusel" der Hamburger und plant eine Versammlung zu Gunsten der Annexion der Herzogthümer durch Preußen. Die Annexion erörterte Lassalle schon 1859 in einer bekannten Brochure. Weil, nach marxistischer Geschichtauffassung, der Krieg von 1866 Oesterreich den Slaven ausgeliefert hat, diente die nationale Politik Lassalles der „Reaktion."

In den sechziger Jahren war Bismarck zweifellos der mächtigste praktische „Revolutionär," den Deutschland besaß. Hätte die deutsche Einheit warten sollen, bis die londoner Revolutionmacher den Zeitpunkt für gekommen hielten? Dann wäre man wohl nicht viel weiter gekommen als mit dem Beschluß des Generalrathes der Internationalen Arbeiterassoziation, den Ausbruch der Revolution zunächst in England herbeizuführen und den Hebel dazu in Irland anzusetzen. Die unmittelbare Wirkung des Krieges von 1866 war auch ein Sieg der Deutschen in Oesterreich. Der später eingetretene Rückschlag zu Gunsten des schon früher von der Staatsgewalt verhätschelten slavischen Elementes stand in innigem Zusammenhang mit dem Rückgang der nationalen Bestrebungen in Deutschland. An diesem Rückgang ist die Sozialdemokratie nicht ohne Schuld. Die Partei der Arbeiter, berufen, die nationale Bewegung und eine kräftige nationale Politik in jeder Weise zu fördern und in der Schaffung einer starken deutschen Weltmacht dem internationalen Kulturfortschritt und der sozialen Befreiung eine Stütze zu bieten, huldigte bis in die jüngste Zeit einem unfruchtbaren Internationalismus. Lassalle hat nicht der Reaktion gedient. Eher könnte Das von Denen gesagt werden, die stets dem seichtesten „Radikalismus" Zugeständnisse machten, die ankündigten, das Proletariat werde die Herrschaft noch vor dem hundertjährigen Gedenktag der Revolution von 1789 antreten, und die auch dann nicht klüger wurden und den Termin in die letzten Jahre des ablaufenden Jahrhunderts verlegten.

Heinrich Oberwinder.



Börsenbarometer.

Interessante, aber unbequeme Fragen ließen sich jetzt richten: an den Leiter der Handelsgesellschaft, an den ersten Direktor der Bergisch-Märkischen Bank, an den König von Griechenland, an den Generaldirektor der Harpener Bergbaugesellschaft. Herr Fürstenberg könnte, wenn er wollte, vielleicht aufklären, weshalb er gerade jetzt, mitten in einer lebhaften Haussebewegung, mit dem glänzenden Abschluß des Bochumer Gußstahlvereines herausgekommen ist; sonst wurde dieser Abschluß nicht vor Ende Oktober veröffentlicht. Herr Jordan würde wohl feierlich versichern, als die Zehn-Millionen-Erhöhung der Bergisch-Märkischen Bank beschlossen wurde, sei von einer Fusion mit der Deutschen Bank noch nicht die Rede gewesen, sonst hätte man den Zeichnern der jungen Aktien doch diesen wichtigen Umstand nicht verhehlt. Der König Georg hat natürlich keine Ahnung davon, daß seine Kriegskontribution-Anleihe in London und Paris zu Shylockzinsen bereits abgeschlossen ist, daß die Kontrole der griechischen Finanzen als selbstverständliche Voraussetzung des Handels gilt, also die Drohung Seiner Majestät, auf die Einsetzung der europäischen Kontrolkommission mit seiner Abdankung zu antworten, nicht sehr ernst zu nehmen ist. Endlich würde Herr Müser von der Harpener Bergbaugesellschaft den Verdacht entschieden zurückweisen, er könne die Aktien der Zeche Courl, die er jetzt in der Hand hat, zu Kursen von 50 bis etwa 120 für die Gesellschaft gekauft haben.

Im Grunde sind aber alle diese Vorgänge ziemlich gleichgiltig, da der Waarenmarkt jetzt ein sehr viel größeres Interesse für sich in Anspruch nimmt. Europa braucht für etwa 70 Millionen Dollars Getreide aus Amerika: diese Schätzung finde ich in Briefen new-yorker Bankiers und vorsichtige Umfragen bei deutschen Getreidehändlern zeigen mir, daß man diese Summe nicht für übertrieben hält. Frankreich allein muß diesmal für 15 Millionen Dollars von drüben holen, Oesterreich hat bereits über eine halbe Million Metercentner amerikanischen Weizen abgeschlossen und für Deutschland wird das normale Defizit von ungefähr 12 Millionen Sack sich in Folge der Ueberschwemmungen vielleicht beträchtlich vergrößern, wenn sich da auch noch Manches ändern kann. Zu der unbefriedigenden Ertragsmenge kommt jedenfalls noch die minderwerthige Qualität. Diese Lage der europäischen Märkte ist natürlich den Farmern in der Union genau bekannt und sie beuten das Verhältniß, das sich zu ihren Gunsten verschoben hat, nach Kräften aus. Mit dem Verkaufen haben sie es nun sicher nicht eilig, da sie nach dem Weltmarktpreis von heute viel höhere Vorschüsse auf ihre Waare erhalten können als in anderen Erntejahren. Man muß bedenken, daß bei uns zwar Jeder, der Geld auf Getreide leihen will, schon als „faul“ gilt, daß aber drüben dieses Beleihungsystem bis ins Kleinste ausgebildet ist. Der Farmer schickt sein Getreide nach dem Elevator, wo er ohne Weiteres seinen Lagerschein nebst genauer Klassifikation erhält; auf diesen Schein giebt ihm seine Bank sofort Vorschuß, ohne noch einmal untersuchen zu lassen, ob es Winter- oder Sommerweizen ist. Der Vorschuß wird sehr rasch danach bemessen, wie die letzte Notirung in Chicago war. Als 1893 die amerikanischen Banken sehr knapp waren und die Farmer nichts auf ihre Vorräthe geliehen bekommen konnten, mußten sie bekanntlich zu jedem Preise losschlagen und erlebten eine furchtbare Krisis. Europa hat es also nicht allein mit einer Legion von Getreidebesitzern zu thun, ohne die es sich diesmal schwer-

lich decken kann, sondern zugleich mit geriebenen und durch große Organisationen unterstützten Kaufleuten. Nun schicken wir ja in Zeiten, wo es den Amerikanern sehr gut geht, auch viel Waare hinüber und unsere Konfektiongeschäfte haben auch jetzt, trotz der Dingley-Bill, große Bestellungen; aber auf eine ungeheure Goldausfuhr nach New-York muß man sich in den europäischen Hauptstädten gefaßt machen.

Noch ein anderer Umstand dürfte unsere Goldbestände stark vermindern. Bisher haben die Engländer die hohen Kurse ihrer amerikanischen Bonds eifrig zu Verkäufen benutzt, wobei allerdings New-York die größten Posten willig aufnahm. Man hatte in England noch eine gewisse Scheu und traute der Hausse nicht recht; seit es sich jedoch herausgestellt hat, daß die Getreideaussichten wirklich glänzend sind, erwarten Kenner des englischen Publikums bald eine Umkehr. Natürlich handelt es sich dabei nicht um Shares, die ja keine großen Summen betreffen können, sondern um Bonds. Zunächst kämen die guten Bonds dran, die der westlichen Bahnen, dann die der Chicago und Milwaukee, Atchison und Topeka u. s. w. und allmählich die mittleren und nicht ganz schlechten. Wie sehr auch die Yankees ihre Eisenbahnbonds heute schätzen: zu einem schönen Kurs sind sie doch sämmtlich zu haben. Diese Anlagebewegung, die in der Natur des englischen Kapitals liegt, dürfte nach der Meinung Erfahrener recht bald eintreten und dann würden Goldbeträge — oder, was das Selbe ist, Wechsel auf London — in ungeheuren Summen übers Meer gehen. Das ist in unserer Diskontopolitik ein Faktor, mit dem sich nicht spaßen läßt.

Selbst große Anleihen, wie z. B. die chinesische, würden solche Massenkäufe des englischen Publikums nicht mehr aufhalten. China braucht 16 Millionen Pfund Sterling. Da dieses Bedürfniß dringend ist, wird die deutsch-belgische Gruppe (angeblich sind auch Franzosen und Engländer dabei) vielleicht vorzügliche Preisbedingungen erzielen und auch vielleicht unerwartet rasch abschließen. Dann kommt der Prospekt heraus, der genehmigt wird, weil die Börsenvorstände leider nicht mehr nach ihren praktischen Anschauungen, sondern nach den von grauer Theorie ersonnenen Reformgesetzen zu urtheilen haben. Wo bleibt aber die Sicherheit? Schon die letzten Chinesen konnten nur schwer untergebracht werden, weil ihr Coupondienst zum Theil auf inneren Zöllen — von Provinz zu Provinz — basirt. Wirklich helfen könnte hier nur eine Erhöhung der Seezölle; dazu müßte aber England seine Einwilligung geben, die einstweilen noch nicht sicher ist.

Nur eine Kontrole, wie sie Mr. Hart in den chinesischen Vertragshäfen ausübt, könnte uns auch in Griechenland helfen; alles Andere ist Blendwerk und soll nur irgend einer eitlen Diplomatie beim beschränkten Unterthanenverstand ein ganz unrichtiges Ansehen geben. Alles kommt darauf an, ob die Delegirten der Mächte wirklich an den Einnahmestellen sitzen, also erst vertrieben werden müßten, wenn man ihnen Gelder vorenthalten wollte. Versprechen aber die Griechen nur, unseren Delegirten die Einnahmen abzuliefern, so wäre ein Bruch dieses Versprechens Betrug, gegen den man mit Kanonen selten vorzugehen pflegt. Wichtig wäre für uns, in Athen durch eine bedeutende Persönlichkeit vertreten zu sein. Das Talent zur Organisation genügt allein nicht. So hat z. B. um die finanzielle Gesundung Egyptens Herr Schmidt, Krupps jetziger Direktor, große Verdienste, aber erst Vincent — der im Oktober vielleicht von der Ottomanbank zurücktreten wird — brachte die Reformen durch die Art seiner Persönlichkeit zur vollen Wirkung.

Wie groß unsere Sorgen wegen der Zollerhöhungen in den Vereinigten Staaten sind, merkt man fast nur aus den Berichten der kleinen Handelskammern. Deutscher Zucker ist allein im letzten Halbjahr für 47 Millionen nach drüben gegangen und der große Trust in New-York scheint so riesige Summen, die er dem Auslande zahlen muß, schmerzlich zu empfinden. Vielleicht ist der Plan, Hawaii zu annektiren, nur entstanden, weil es da Rohzucker giebt; Hawemeyer, Spreckels und die übrigen ersten Raffineure stecken dahinter, die dann aus Mexiko, Honolulu und Kuba ihren Hauptbedarf zu ziehen und die deutschen Fabrikanten zu ruiniren hoffen. Das sind Aussichten, die unsere Fabrikanten immer mehr auf den Inlandsbedarf hinweisen, auf das Bemühen, eine gesteigerte Lebenshaltung herbeizuführen, wie sie England schon längst hat. Man versucht jetzt, unserer Armeeleitung Zucker als Erfrischung für längere Märsche zu empfehlen; für 2000 Mann soll sogar eine Gratislieferung zum Ausprobiren angeboten worden sein. Es wird dabei auf die Schweiz hingewiesen, wo die Chocoladen-Industrie erheblichen Nutzen aus den Erfolgen zieht, die auf beschwerlichen Märschen dadurch erzielt sein sollen, daß den Soldaten Eßchocolade als Erfrischung geliefert wurde.

An einen Zollkampf mit England denkt man einstweilen nicht; nur in den Hansastädten scheint ein etwas unbehagliches Gefühl zu herrschen. Unsere Kaufleute sind da nicht ganz kompetent, denn sie haben stets lieber mit dem Kommissionär in London als mit den Kolonien selbst gearbeitet und ganz gern das Delcredere mit 2½ und 3 Prozent bezahlt. Anders liegt die Sache für den Industriellen, der nun auch noch den Zoll bezahlen soll. Unter keinen Umständen würde England irgend eine Rücksicht gegen Kanada verletzen, denn dieser Staat sucht durchaus nicht nur aus Geschäftsinteresse einen engen Zollanschluß an das Mutterland; es sind wirklich politische Sympathien im Spiele, die an der Grenze der Union und im Angesicht der Yankee-Mißwirthschaft üppig gedeihen. Natürlich würde nach dem Ablauf des Handelsvertrages die gegenseitige Behandlung als meistbegünstigte Nation nicht aufhören; wir haben allen Grund, die Engländer, die unsere besten Kunden sind, gut zu behandeln. Auch soll man nicht allzu felsenfest glauben, daß wir die britische Industrie gänzlich verdrängen können; in neuen Berichten kann man lesen, daß z. B. jetzt berühmte Spezialitäten unseres Textilgebietes von den Engländern im Auslande geschlagen werden.

An den Börsen wüthet die Spekulation. Berlin hat sich in das neue Gesetz besser hineingelebt als die anderen Plätze, die jetzt fleißig das Telephon benutzen und — was Herr von Podbielski nach seiner neuesten Aeußerung nicht zu wissen scheint — mittags schon drei Mark für jedes Gespräch bezahlen. Der boom in Bergwerken ging von Bochumern aus, die um 17 Prozent stiegen. Dieses Gußstahlwerk hätte schon im vorigen Jahr 1 oder 2 Prozent mehr vertheilen können, wenn es den Herren gepaßt hätte. Das Aktienkapital von 22 Millionen ist nicht groß; von seinen Erwerbungen wurde z. B. die Zeche Hasenwinkel mit bochumer Aktien zum Kurs von 175 bezahlt, während diese Aktien doch nur 100 kosteten. Harpener stiegen auf so hohe Dividendenschätzungen, daß man annehmen muß, die Monatsausweise seien nur recht oberflächlich gelesen worden. Die geplante Fusion mit der Zeche Courl wäre eine finanzielle Belastungprobe, aber jedenfalls kennt die Direktion den Betriebsnutzen einer solchen Vereinigung. Die Aktienkäufe erfordern in solchen Fällen die höchste Vorsicht, sonst hat der gläubige Laie zu viele „Gefährten". Pluto.

✣

Marie Seebach.

Im Juli des Jahres 1854 konnten die Münchener sich an den Mustervorstellungen freuen, die Franz Dingelstedt im königlichen Hof- und National-Theater veranstaltet hatte. Allzu laut war freilich die Freude nicht; in das hehre Kunstfest, das der Nachtwächter mit den langen Fortschrittsbeinen träumte, tönten schreckende, unheimlich hallende Klänge hinein. Schon wühlten die Maulwürfe hurtig gegen den fremden, nicht, wie sichs auch vor Johannes Sigl im bayerischen Vaterlande geziemte, in einem sauberen Bajuvarenbett geborenen Intendanten, schon wisperte man an der Isar boshaft, aus Hessen könne nichts Gutes kommen und der dreiste Herr, der sich vermesse, die münchener Kunst zu reformiren, müsse zum Abzug gezwungen werden, und schon drang auch die erste Kunde von der Ankunft des düsteren Gastes in die Menge, dessen Wüthen das letzte Aufflackern festlicher Lust bald ersticken sollte. Die Cholera nahte der Residenz Maximilians und der Intendant mußte sich beeilen, wenn er die kostbare Ernte schnell noch in die Scheune schaffen wollte. Dumpfer, von fern herrollender Donner und gelbe Blitze begleiteten das lange erwartete Gesammtgastspiel und die Stimmung wurde nicht recht behaglich. Immerhin erlebten die Leute, die sich muthig ins Schauspielhaus wagten, ein Theaterereigniß; sie sahen die hellsten Sterne der deutschen Bühne am münchener Himmel vereint: Anschütz, Döring, La Roche, Emil Devrient, Hendrichs, Liedtke, den damals wohl noch nicht ganz zähen und ungenießbaren Haase und die Frauen Haitzinger, Rettich, Marie Dahn, Luise Neumann und Damböck. Ob das Kunststück gelang, ob es möglich war, die Auseinanderstrebenden flink unter einen Hut zu bringen und organische Einheitlichkeit, das Ziel aller Kunst, zu erreichen? Ganz so schwer, wie sie heute wäre, war die Aufgabe vor vierzig Jahren noch nicht, denn damals herrschte noch die Tradition, deren wesentliche Elemente aus Hamburg und Weimar gekommen und in Wien vermischt worden waren, damals bekannten selbst die feindlichen Heldenbrüder Devrient und Hendrichs sich noch zu dem selben Stil und Spieler, die nicht gehen und stehen, nicht sprechen und einem Affekt nicht den mimischen Ausdruck geben konnten, wurden noch nicht ehrfürchtig Realisten, sondern deutsch und deutlich Stümper genannt. Unfreie, eckige Bewegungen, eine unreinliche — also ganz besonders „natürliche“ — Sprache und die Fähigkeit, Knabenwuth nach der Kinderstubenwirklichkeit darzustellen, fleißig den Kopf zu kratzen, die Nägel zu putzen und mit Hysterikerhast über die Bretter zu fegen: solche jetzt hoch und höchst geschätzten Gaben sicherten damals noch nicht den Erfolg. Der Stil war schon ein Bischen staubig geworden, aber er bot den schwächeren Talenten doch die Krücke, mit der sie sich ans Ziel tasten konnten, er hinderte die Starken nicht, ihre Persönlichkeit frei walten zu lassen, und verbürgte den sternlosen Vorstellungen eine ruhige, durch täppische Dilettan-

tereien und aufdringliche Flegelmanieren nicht gestörte Harmonie. Den ernsten und kraftvollen Realismus, der dem Leben sein Recht läßt, aber nicht von dem Wunsch genarrt wird, überragende Gestalten in das Prokrustesbett der Alltagswirklichkeit zu klemmen, vertraten Anschütz, Döring und La Roche in München gewiß nicht unwürdig; und neben ihnen, den längst Gefeierten, siegte ein junges Mädchen, dessen Spiel damals eben so neu, von eben so seltsam fremdartigem Reiz erfüllt schien wie vierzig Jahre später die virtuose Natürlichkeit der Frau Duse. Als dieses Mädchen Schillers Luise Millerin und Goethes Gretchen gespielt hatte, war der Name Marie Seebach bis über die deutschen Grenzen hinaus berühmt: das schlanke Theaterkind, dem die herbe Größe und die dunkle Leidenschaft der Rettich, die bestrickende Liebenswürdigkeit der Neumann und die prachtvolle Plastik der schönen Damböck fehlte, hatte alle um den Ruhm ringenden Rivalinnen mühelos mit zwei Streichen besiegt.

Neulich, als aus der Schweiz die Nachricht vom Tode der Seebach kam, konnte man lesen, die deutsche Schauspielkunst und besonders die berliner Hofbühne habe einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten. Das ist eine von den leeren, albernen Lügen, die in Leichenreden längst leider üblich geworden sind. Die Seebach war, seit sie in den Rollen ernster und komischer Mütter auftrat, eine sehr schlechte Spielerin geworden, — eine so schlechte, daß nüchterne Zuschauer ihren Ruhm gar nicht begreifen konnten. Sie war eine bejammernswerthe Königin Elisabeth, sie heulte als Gattin Odoardos Galotti so kläglich, daß man eine talentlose Provinzmama vor sich zu haben glaubte, und ihr krampfhaftes Bemühen, um jeden Preis komisch zu wirken, mußte die Freunde ihrer früher so feinen und zarten Kunst wehmüthig stimmen. Es war ein arger Fehler, daß sie nach den Triumphen ihrer langen Jugend noch einmal den Weg auf die Bühne suchte. Herr Karl Frenzel hatte schon vor Jahren erkannt, daß der Zeiger auf ihrer Seelenuhr nur einen kleinen Kreis von Empfindungen zu durchlaufen vermochte, und seine bedenkliche Frage, ob das Mustergretchen je eine finstere, hoheitvolle Heldin werden würde, ist von der Zeit entschieden verneint worden; die alte Frau, die auf der Bühne gern noch jugendlich erschien, versuchte sich einmal an der Lady Macbeth, kam über das lächelnde und blinzelnde Theatergethue einer schlotternden Schottenkönigin aber nicht hinaus. In ihrem Wesen war überhaupt nichts Königliches, nichts von der Art geborener Gebieter; sie brachte es höchstens bis zur bleichen Majestät der Märtyrerinen. Als sie schon fast sechzig Jahre alt war, konnte ihre Maria Stuart an den Stellen noch rühren, wo sie gebrochen vor uns steht, der Schatten der Maria, die Riccio und Bothwell begehrten, und der Abschied von den klagenden Frauen ergriff jedes fühlende Herz; aber die strahlende, sieghaft schöne Herrscherin war nicht zu sehen, der überquellende Jubel der Befreiten und der Zorn der Geschmähten nicht zu vernehmen, die leidenschaftlich für ihr Recht streitet und stirbt. Diese Mängel hatte gewiß nicht nur die Schwäche des Alters bewirkt; auch das junge Fräulein Seebach war nicht schön,

nicht stark, nicht vom Stamme der Ueberwinderinnen, deren Joch selbst die Helden mitunter gern auf sich nehmen. Das innerste Wesen dieser Frau, die sich und leider auch Anderen die Groschen absparte, um ihren Namen in einer Stiftung fortleben zu lassen, über deren Eigenthümlichkeiten man lieber nicht spricht, war kleinbürgerlich und vermochte sich nie bis zu der Menschheit Höhen zu recken. Sie hatte viel Unglück erlebt, den vergötterten Mann an eine stärkere, weiblichere und deshalb reizendere Nebenbuhlerin verloren und den einzigen Sohn, einen wilden Jungen, der nach dem Vater geartet schien, früh ins Grab sinken sehen, — aber sie blieb bis ins Greisenalter elastisch und frisch, sie erhielt sich in Trauer und Ungemach den zähen Geschäftsgeist, der das Bürgerthum zur Macht geführt hat, und glich eher einer mit ihrem Loos zufriedenen alten Jungfer als einer Wittwe und Mutter, der das Liebste entrissen ist. Die Bürgertugend, die sie im Leben aufrecht erhielt, spürte man auch in ihrem Kunstbetrieb: sie war als Virtuosin Jahre lang durch die Lande gezogen, war dabei mit den Werken der größten Dichter so respektlos umgegangen, daß sogar die Holländer, die an Manches gewöhnt sind, heute noch über ihre Faustzerfetzung Anekdoten erzählen, hatte auf jede erdenkliche Weise, ohne die geringsten Skrupel, raschen Gewinn gesucht und war dennoch eine einfache Frau geblieben, die auf Luxus, Toilettenpracht und galante Huldigungen nichts gab und als ein nie erschautes Musterbild schlichter Sittsamkeit angestaunt wurde. Solche im parfumirten Bretterreich seltenen Eigenschaften halfen ihr zum Erfolg und schienen ungemein liebenswürdig, so lange die Spielerin jung war oder im Rampenlicht wenigstens Jugend heucheln konnte. Das kluge Theaterkind, das die schwache Stimme zur deutlichsten Rede zwang, hatte sich eine Technik ersonnen, die aus der Noth eine Tugend machte und deren kargem, bürgerlich blassem Reiz das Publikum auch außerhalb der Theaterräume nicht widerstand. Eine raphaelisch schlanke, fast schon fleischlose, in irgend ein dürftiges Fähnchen gehüllte Gestalt, ein helles, zärtliches, immer ein Bischen verängstigt in die böse Welt blickendes Auge, das ganze Geschöpfchen nichts als unendliche Hingebung und bescheidene, läuternde Liebe: so sollten damals die Mädchenblumen aussehen, die dem werbenden Mann angenehm duften und die er, wenn der Jugendduft verweht ist, achtlos bei Seite wirft. Marie Seebach verstand ihre Rolle nicht mehr, da sie im duftlosen Herbst ihres Lebens durch ein Hinterpförtchen noch einmal auf die Bühne schlich.

Gretchens vergrämte und doch so holde Kümmerlichkeit, von der die in seidenen Unterröcken durch die Straßen rauschenden Modetheatermädchen nichts ahnen, und die Hinterstubensentimentalität der Millerin muß ihr zum Entzücken gelungen sein. Für Julia, Ophelia, Emilia fehlte ihr wohl stets die süße, reife Sinnlichkeit und der Reiz bunter, brennender Farben. Ihre koloristische Kraft war nicht groß, sie gab gewöhnlich nur die blassen Konturen einer Gestalt, aber ein Wunder konnte entstehen, wenn diese leise und feine Kunst die Umrißlinien einer zärtlichen, kränkelnden Mädchengestalt zum beinahe schattenhaft wirkenden Bilde

fügte. Wer die Alternde noch als Stella sah, konnte den Eindruck nie wieder vergessen. Vielleicht dachte Goethe die Verlassene sich nicht so reizlos, so verkümmert, so ganz nur auf spirituellen Zauber beschränkt, — man sann der Frage nicht nach: der Anblick der Aermsten zwang das härteste Herz zu mitleidiger Regung. Wie sie von ihrem geschäftigen Müssiggang schwatzte, der ihr über den furchtbaren Verlust hinweghelfen soll, von ihrem Verkehr mit kleinen Schulmädchen, Rehen, Hunden und Federvieh, wie das Vogelstimmchen durch das stille Gemach jauchzte und zur Venus emportrillerte, als der Geliebte ihr endlich wiedergegeben ward, wie das blaue, von Thränen getrübte Auge selig erglänzte und nach ein paar kurzen Glücksstunden das Unheil mit gedoppelter Macht dann wieder über die zum zweiten Male Verstoßene hereinbrach, wie sie nach Fassung rang und mit letzter Kraft klaglos den Einzigen, den sie noch immer liebt, dem ihr sanftes Seelchen noch immer allen bereiteten Kummer verzeiht, der Anderen ließ und allein aus dem lästigen Leben glitt: Das war so rein, so echt und in jedem Zuge so mädchenhaft, daß selbst die Banausen nicht mehr nach den Runzeln der Spielerin spähten. Der bewegliche Geist der Künstlerin, der sich wohl in keiner anderen Rolle so heimisch fühlte, siegte über den welkenden Körper und der Betrachter erlebte das beglückende Wunder, das immer entsteht, wenn die von einem großen Dichter erträumte Gestalt zu lieblichem Leben erwacht.

Der Frau, die alles Ungemach mit der ergebenen Ruhe eines braven Geschäftsmannes trug, war eine hohe Gunst vom Schicksal gegönnt: sie durfte zur rechten Stunde ins Bühnenleben eintreten. Nach den wilden Tagen der Romantik und des Jungen Deutschlands, nach dem wüstes Pubertätgeschrei von dem Recht der Leidenschaft und der Emanzipation des Fleisches ersehnte die junge bürgerliche Gesellschaft Ruhe und pries idyllische Wonnen und das friedliche Glück eines stillen Gemüthes. Die Seebach war zum Liebling dieser Gesellschaft geschaffen: sie war einfach, klar, klug und gar nicht romantisch, sie blieb in Jubel und Jammer stets in den Grenzen der Bürgerlichkeit und zeigte, daß auch in diesem engen Revier unter einer nicht allzu heißen Sonne manchmal Blumen erblühen. Später, als das nach dem heißen Kampf rastende Bürgerthum zur Großbourgeoisie geworden war, die beim Mahl und beim Kunstgenuß getrüffelte Reize verlangte und an den Theatermädchen das Fleisch und die perversen Triebe mehr schätzte als Sittsamkeit und Gemüth, wäre der schmächtigen Gretchenspielerin und ihrer deutschen, soliden Kunst kein Triumph beschieden gewesen... Die Brüder Goncourt waren gar nicht so dumm, als sie die berühmtesten Schauspielerinnen in den Mittelpunkt ihrer kulturgeschichtlichen Studien stellten: der Geist und die Stimmung einer Gesellschaftepoche ist auch ohne feierliche soziologische Untersuchungen sehr gut aus der Beobachtung zu wittern, welchen Coulissenprinzessinnen die zärtlichste Gunst gespendet wird. Es ist keine Schande für das deutsche Bürgerthum, daß es im Lenz seines Lebens Marie Seebach zum Liebling erkor.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 21. August 1897.

Wasserballet.

Nero Claudius Caesar, der gekrönte Komoediant, dem zum Heldentenor nur die Stimme, der Heroenwuchs und die Gesangskunst fehlte, liebte gymnische und pantomimische Spiele. Auf den Gebieten, die er selbst zu beherrschen wähnte, war ihm, dem Dichter, Sänger, Plastiker, Baukünstler, Aesthetiker, Deklamator und Wagenlenker, die Konkurrenz recht unangenehm; er hatte in den ersten Jahren seiner Regirung zwar römische Ritter und adelige Damen in der Arena und bei den Juvenalien zu Histrionenkünsten schmählichster Art gezwungen, aber diese Neigung wich, seit er die eigenen Talente entdeckt und beschlossen hatte, als Gastspieler durch die römischen und griechischen Städte zu streifen. Seitdem war der Künstlerstolz in dem Dilettanten das stärkste Gefühl: er entzog seinem Günstling Lucanus, dem Dichter der Pharsalia, die Huld, weil der Dreiste gewagt hatte, bessere Verse als sein Gebieter zu machen, und ächtete Jeden, der dem Genie des erhabenen Imperators den Glauben versagte, als einen Feind des Reiches, einen schnöden Minderer vaterländischen Ruhmes. In den Künsten, die er allergnädigst zu üben geruhte, wollte er der Erste sein, der von keines Unterthanen frechem Vermessen übertroffene Meister, und Keiner durfte in seiner Nähe auch nur danach streben, der Menge mehr zu gefallen als der Herr der römischen Welt. Aber der fette, blonde Weichling langweilte sich, an den Tagen besonders, wo er nicht auf irgend einer Bühne das Applausbedürfniß stillen konnte, — und so mußten Ringerspiele und Pantomimen ihm die Zeit verkürzen. Der Komet, der das Land erschreckte, der Blitz, der im Sublaqueum die unter der Speisenlast ächzende

kaiserliche Tafel zerschmetterte und das Gymnasium in Flammen begrub, der Einsturz des neapolitanischen Theaters, in dem er seine Gastspieler-rundfahrt begonnen hatte, der Brand Roms: solche Sensationen konnten, so willkommen sie für kurze Stunden waren, nicht lange den Eitlen fesseln, der nach immer neuem Vergnügen, nach immer stärkeren Reizen lechzte und das Leben nicht zu ertragen vermochte, wenn er nicht stets, von blendendem Licht umstrahlt und von einer schausüchtigen Menge umjubelt, im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stand. Er hatte zwar häufig erklärt, er werde streng nach den politischen Grundsätzen des Augustus regiren, aber von der alten augustischen Zeit war bald keine Spur mehr zu sehen und es währte nicht lange, bis das Rom des ruhelosen Claudiers dem verfallenen Ort glich, den Augustus in gerechtem Zorn Apragopolis, die Stadt des Müssigganges, getauft hatte. Gaukler, erbärmliche Literaten und andere müssige Speichellecker bestimmten am Hofe den Ton und lenkten mit leisem Griff, ohne daß ers merkte, den Willen des wahnwitzigen Caesars, den sie mit nie endenden Festen zu füttern verstanden, mit Schwertkämpfen, Gladiatorenspielen, Seegefechten und Pantomimen, deren Stoffe gewöhnlich der griechischen Mythologie entnommen waren. Diese Lustbarkeiten, die ihm die Nerven kitzelten und die schlaffen Sinne aus dem Schlummer rüttelten, waren ihm wichtiger als alle Staatsgeschäfte: er besuchte mit seiner höfischen Bande gern sogar die Proben der Pantomimen, ließ in den Naumachien, den für Marineschauspiele eingerichteten Bassins, Ballets aufführen, lud alle Buhldirnen Roms zu Gast und festigte so zwischen dem Theater und dem Bordell die allzu dauerhafte Verbindung. Sollte der Mann, der grinsend verkündet hatte, er habe der Welt erst gezeigt, was ein Fürst sich erlauben dürfe, sich etwa gar um das Volk und des Volkes Sorgen bekümmern? Mochte das Volk unter der Hungersnoth leiden und sehnsüchtig die Blicke gen Alexandria senden, von wo die Getreidekähne erwartet wurden: der Imperator befrachtete das ersehnte Schiff mit dem feinen Manegesand, den seine Gymnastiker brauchten. Mochten die Proletarier beim Brande Roms ihr Bischen Habe verlieren: der Caesar hatte nun wenigstens Raum für seine Baupläne, die ungeheure Summen verschlangen, und konnte die Mauern des Goldenen Hauses weiter dehnen, in dem er endlich fast wie ein Mensch zu wohnen erklärte.

Es ist eine der lustigsten und zugleich doch ernstesten Lehren der ehrwürdigen Legendensammlung, die man die Weltgeschichte nennt, daß dieser blutrünstige Clown, dieser im tiefsten Wesenskern unehrliche, untreue, mo-

ralisch farbenblinde, von schlechter Lecture verdorbene und von Eitelkeit völlig durchfressene Narr populär sein konnte. Renan, der über den schlechten Schüler des schlechten Lehrers Seneca milder urtheilt als Tacitus und Sueton und der den scheusäligen Laffen, in dem er einen an paralysie criminelle erkrankten dilettirenden Romantiker sieht, vielleicht allzu glimpflich behandelt, hat für seine Popularität unwiderlegbare Beweise erbracht und dem staunenden Betrachter gezeigt, weshalb der Epileptiker der Liebling einer epileptischen Zeit werden mußte, einer Zeit, die ihr Assoziationcentrum verloren hatte und taumelnd in den bunt bekränzten Abgrund glitt. Wenn der Cirkus im Mittelpunkt der Volksleidenschaft steht, wird der Clown leicht zum Helden; wenn der Geschmack der herrschenden Klasse sich zur Lust an Prunkspielen und „Lebenden Bildern" erniedert, schwindet schnell das Verständniß für schlichte, wahre Empfindung; und wenn ein ganzes, durch rauhe Kriegertugend und einfache Sitte zur Größe gelangtes Volk sich an eine Aera der Feste gewöhnt und durch die Macht der Massensuggestion sich in immer wüstere Räusche hineinheulen läßt, dann darf des lautesten Beifalles Der stets sicher sein, der die prächtigsten Feste veranstaltet und die stärksten Suggestionen zu wirken vermag. Das sinkende Römerreich hatte in Nero den Herrscher gefunden, den es verdiente, der ihm Abwechselung und Zerstreuung bot, unerschöpflich in der Erfindung neuer Feste und Schaustellungen war, mit seiner Ruhelosigkeit, seinen plötzlichen Entschlüssen und hastigen Willenswandlungen, mit der tollen Verschwendungsucht und den ausschweifenden Wünschen dem Klatsch beständig Nahrung gab, und Renan konnte mit Recht sagen: Le plus coupable en tout ceci fut le peuple avide de plaisirs, qui exigeait avant tout que son souverain l'amusât. Ist es gar so wunderbar, daß ein solches Volk einem Monarchen zujubelte, der stets festlich geputzt und mit gekräuselten, von Salben duftenden Locken vor ihm erschien und über dessen Treiben jeder neue Tag neue Anekdoten brachte? Und darf man staunen, wenn man sieht, wie der amuseur en chef die Reizmittel steigerte, — bis zu der Schreckensstunde, da er, in Thierhäute gehüllt, aus der cavea hervorbrach, einer im Brunstzorn brüllenden Bestie ähnlich, und an den weißen Leibern christlicher Jungfrauen widernatürlicher Lust die Sättigung suchte?

Tief, so scheint es, wurzelt im Sinn der Völker, auch der längst zum Recht und zur Pflicht der Mündigen berufenen, die Lust an festlichem Spiel, an wechselndem Schaugepränge, und wer aufmerksam die Lebensgeschichte

der Nationen durchblättert, Der wird häufig geneigt sein, dem grimmigen Wort des goethischen Toledaners zu glauben, daß ein Volk nie altert, sondern stets kindisch bleibt. Anderthalb Jahrhunderte nach Neros Gartenfest, das die weihende Bluttaufe des Christenthumes war, rief Tertullian den Genossen im Heiligen Geist zu: „Wir dürfen stolz darauf sein, daß ein solcher Mann uns geächtet und aus dem Bannkreis gesetzlicher Duldung vertrieben hat! Jeder, der diesen Nero kennt, wird begreifen, daß nur eine große und gute Sache von einem solchen Menschen verurtheilt werden konnte." Der Kirchenvater wußte nichts von sozialpsychischen Zusammenhängen, nichts von determinirenden Mächten, die den Willen des Einzelnen lenken: er sah nur den bösen, Böses sinnenden Menschen, den antichristlichen Herrn der Welt, und von dem schlimmen Trachten des Einen schien alles Unheil ihm auszugehen. Der moderne Sinn ist von dieser Art, das Wachsen und Welken der Volkheiten zu betrachten, recht weit entfernt; er hat sich gewöhnt, hinter den hell beleuchteten Gestalten der Helden und Tyrannen das dämmernde Kollektivbewußtsein zu suchen, von dem die Protagonisten sich abheben und das ihnen erst die Wirkung ins Weite ermöglicht, und er sieht deshalb auch in dem blutigen Fest, das Nero im August des Jahres 64 in seinen Gärten feiern ließ, mehr als das ruchlose Verschulden eines Einzelnen: ihm ist es das roth glühende Symbol einer Zeitstimmung, die in einem Nero schließlich den stärksten, schreckendsten Ausdruck finden mußte. Auch ohne den tollen Claudier hätte die Sterbestunde dem Römerthum geschlagen, das sich auf den Gipfel weltlicher Größe gelangt wähnte, während seine Macht mählich zerfiel, und das amusirt sein wollte, während in seinen Mauern ein neues, ernstes Ideal geboren ward. Es ist ein bequemer, namentlich in den Zeiten der Demokratie beliebter Brauch der Völker, die ganze Schuld an schlimmen Lebensschicksalen schlechten Regenten aufzubürden, den späten Caesaren, den Stuarts, den ärgsten Louis von Frankreich, dem von Straußens Satire zerzausten Romantiker auf dem preußischen Königsthron. Kein Volk mag hören, daß es an seinem Mißgeschick selbst mindestens mitschuldig ist; es stützt lieber den Thorenwahn, daß eines Einzelnen böses Beginnen den gesunden Geist der Gesammtheit ins Verderben riß. Und doch zeigt das Bild Ludwigs des Sechzehnten gewiß nicht neronische Züge und Friedrich Wilhelm der Vierte war sicher kein Bösewicht; Metternich hat ihn treffend charakterisirt, als er 1842 an Apponyi schrieb: Le roi est un singulier mélange de qualités éminentes avec certains défauts éclatants, parmi lesquels il faut ranger la passion de

tout remuer et d'agir de façon à mettre ses propres qualités en relief. J'ai bien peur qu'il ne soit en train de tout bouleverser, son pays et l'Allemagne toute entière. Der alte Kanzler, der noch ganz in den monarchocentrischen Vorstellungen der Feudalzeit lebte, hielt nicht viel von dem im Willen der Völker thätigen Kräften; aber wäre der König, dessen Wesen er mit knappen Strichen klar gezeichnet hat, einem Volk gefährlich geworden, das der Willensrichtung sich bewußt und fest entschlossen war, für seine besonderen Zwecke den Monarchen zu erziehen? ... Das Unheil bricht fast immer dann erst über die Völker herein, wenn sie vergessen, daß die Kunst des Regirens die Nüchternheit des Praktikers, nicht blendenden romantischen Zauber fordert, und wenn sie, dankbar jauchzend, von einem Romantiker, dessen Antlitz versunkenen Zeiten zugekehrt ist, sich amusiren lassen, während im Schoß der noch nicht zur Herrschaft gelangten Klassen ein Neues wird.

* * *

Auf keinem Thron Europas sitzt heute ein Nero. Selbst den kindisch gebliebenen Abd ul Hamid, den feige Angst zur Duldung blutiger Gräuel getrieben hat, kann kein Verständiger dem epileptischen Claudier vergleichen und der junge Herr Nikolaus, der das Reich der Reußen selbstherrisch regirt, hat in keinem Wesenszuge noch irgend eine Aehnlichkeit mit dem wüsten Sohn Agrippinas gezeigt, obwohl er neulich, als der Deutsche Kaiser mit seiner Frau ihn besuchte, das neronische Vergnügen eines Wasserballets zu neuem Leben erweckt hat. Der reiche Erbe, dem der stille und ernste Vater die Macht und die Schätze gehäuft hat, darf sich solche Prunkfeste gestatten, darf, während es der wimmelnden Masse des Russenvolkes am Nöthigsten fehlt, an menschenwürdiger Nahrung und Wohnung, Verkehrswegen, Gesundheitschutz und den dürftigen Lämpchen, die das Dunkel der Hirne mit leisem Flackern erhellen könnten, für ein Fest, das kaum mehr als eine halbe Stunde dauert, sechzigtausend Rubel ausgeben. Was wäre dem Manne verwehrt, der noch heute so unumschränkt herrscht wie einst der mächtigste Khan der Goldenen Horde? Wenn im Winter die Fabelkunde von dem Prachtspiel in die fernen Dörfer dringt und ein Zugewanderter, der am Ende gar ein Bischen lesen kann, auf dem Lehmofen dem neben ihm liegenden Mushik erzählt, der Zar habe im Olgasee, mitten im Wasser, eine Bühne errichten lassen — ein Brettergerüst, wie es in den größeren Dörfern fahrendes Volk manchmal zimmert —, eine Schaar wunderschöner Mädchen habe halbnackt da Tänze aufgeführt, das

Inselland und sogar die Wassertiefe sei von unzähligen bunten Lampen erleuchtet gewesen, in goldig bestickten, mit Edelsteinen besäten Gewändern habe eine glänzende Fürstengesellschaft die bunten, bewegten Bilder betrachtet und zum Schluß sei ein Schifflein aus lauterem, funkelndem Golde auf dem Wasserspiegel erschienen, — dann wird in dem dumpfen Sinn des Bauern, der mit offenem Munde der Märchenbotschaft lauscht, nur eine gesteigerte Vorstellung von der Macht und Herrlichkeit Batjushkas entstehen und der breitstirnige Mann, der Hoffnung und Zorn nie gelernt hat, wird ruhig, wie sonst, wenn im Lenz die Eiskruste geschmolzen ist, die schwarze Erde bestellen und pflügen und in sein Alltagselend wird ein Strahl des Glanzes hineinleuchten, der in Peters Stadt den Papstkaiser umgiebt. Aber selbst dieser eng begrenzte, zu politischem Denken noch nicht erwachte Bauer wird sich nicht in den Kinderwahn verlieren, ein Wasserballet und die längste Reihe der üppigen Hoffeste könne die Geschicke großer Völker bestimmen, selbst er empfindet sich als das Glied einer Gemeinschaft, die, ob ihr auch das helle Bewußtsein noch fehlt, in nächtigem Dunkel sich doch auf eigenen schweren Füßen tastend nach ihrem Ziel hintappt und Jeden zertrampelt, der sie auf ihrem leisen und langsamen Marsch hemmen will. Aus diesem religiösen Gefühl, aus dem Glauben an die mystische Macht der Volkheit, schöpft der russische Islam den sichersten Theil seiner Kraft. Mag der Zar Feste feiern und Pracht entfalten: Das ist sein unbestrittenes Recht, denn er ist berufen, im weiten und reichen Land Ordnung zu halten, gegen Ueberhebung und allzu hitzige Triebe der Einzelnen den Gesammtwillen zu wahren und glanzvoll vor den fremden Barbaren die Größe des Volkes zu verkörpern, das seinen Ahnen in der Zeit innerer Wirren die Krone anbot. Gern überläßt ihm das ernste, zu lauter Lust nicht gestimmte Volk, dessen Lieder so schwermüthig klingen und dessen nationalster Dichter der düstere Nikolaus Nekrassow ist, die prunkende Repräsentation; es weiß, daß es, trotz der Autokratie, den Lebensfragen selbst die Antwort suchen und finden wird. Weil dieses Gefühl den durch die Finsterniß Wandelnden Stab und Stütze war, konnte ihnen kein Iwan und kein Paul auf die Dauer gefährlich werden und kein Nero wird, wenn er je erschiene, sie in den Abgrund reißen.

Der junge Herr Nikolaus ist nicht vom Stamme der Claudier. Er trägt den Namen des stählernen Gossudars, der gesagt hat, die Fürsten müßten Alles, was sie irgend vermögen, thun, um für die Vorrechte ihrer Stellung von den Völkern Verzeihung zu erlangen, und er würde

wahrscheinlich staunen, wenn er vernähme, daß seines Festes weithin hallendes Echo im Sinn der Westeuropäer die literarische Erinnerung an die Wasserpantomimen geweckt hat, die im ersten christlichen Jahrhundert bei Ostia, Bajae und in den römischen Naumachien des berüchtigtsten Imperators aufgeführt wurden. Der äußere Unterschied ist gering: damals sah man, ohne elektrisches Licht, Pasiphae mit dem schneeweißen Stier gepaart, jetzt bestrahlten farbige Glühlampen die Vermählung des Peleus mit Thetis, der lieblichen Nereide. Um so größer ist der innere Unterschied: Nero trieb, auch wenn er die Massen nur zum ludus matutinus rief, Politik, Nikolaus veranstaltete auf den Inseln des Olgasees ein höfisches Fest; für ein politisches Ballet hätte er wohl einen anderen Stoff gewählt als die auf dem Pelion gefeierte Hochzeit des Aeakiden, in deren Verlauf Eris den goldenen Apfel unter die Gäste warf. Warum aber ersann der Weiße Zar für den Deutschen Kaiser ein Prunkspiel, wie ers nicht dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Siam geboten hat und Herrn Felix Faure, seinem nächsten Gast, nicht bieten wird? So fragen befremdet in Deutschland die ernsthaften Menschen, die nachgerade genug leeren Hofprunk erlebt haben und sich sonst um das Amusement gekrönter Häupter schon längst nicht mehr kümmern. Sollte der Sohn Alexanders des Stillen glauben, der Schein des Lampenfestes könne das Gemüth der Nachbarn erhellen, es könne den Deutschen schmeicheln, daß für ihren Vertreter die glänzendste Pracht aufgespart ward?... Der Verdacht klingt kindisch; wenn man aber bedenkt, wie oft in den letzten Jahren die geliebte öffentliche Meinung sich bei uns an Lebenden Bildern berauscht, wie das ernste politische Geschäft sich immer mehr zu einem amusanten, bunt wechselnden Schauspielvergnügen gewandelt hat, dann wird man nicht für unmöglich halten, daß dieser Gedanke in einem Lande entstehen konnte, dessen leitender Diplomat früher als Botschaftrath die berliner Presse zu sichten hatte. Graf Murawiew kann gemerkt haben, daß ein großer Theil unserer Zeitungen von dem römischen Muster des liber de spectaculis kaum noch allzu weit entfernt ist, und es mag ihm nützlich erschienen sein, das Bilderbuch für die scheinbar reifere Jugend mit einem neuen, ganz besonders kostbaren Festblatt zu zieren. Wenn er in der berliner Presse eine getreue Spiegelung des deutschen Geistes zu finden glaubte, hat der Kluge geirrt; diese Presse aber hat sein Mühen mit nie erhörten Fanfarenstößen belohnt: sie hat schmetternd in die Lüfte gerufen, das höfische Fest, in dem gewiß weder der

Wirth noch der Gast irgend einen politisch beträchtlichen Sinn suchte, bedeute für die Politik der beiden mächtigen Nachbarreiche einen Wendepunkt, die Hochzeit des Peleus, der einst der Erisapfel schlimmen Mythenruhm sicherte, sei nun zur weltgeschichtlichen Friedensfeier geworden ... Ist, so fragt der erschreckte Hörer, die Zeit des gekrönten Clowns wiedergekehrt und lebt sein Geist in dem Volke fort, dessen Sagenheld den Feldherrn des Caesar Augustus besiegte? Dann brauchte ein schwarzer Tag dieser Zeitstimmung nur noch den Exponenten zu bringen, brauchte ein Nero sich nur auf den Stuhl zu schwingen, auf dem bisher ernster Pflicht treue Geschäftsleute saßen, — und die Römerkrankheit zerfräße das Erbe Teuts.

Noch ist die Gefahr unserem Lebenssitz nicht nah, noch dürfen wir lächeln, wenn ein Fremder meint, neronische Künste könnten für die deutsche Politik Bedeutung gewinnen. Während über das Wasserballet und die Reihe der übrigen Russenfeste die Hundstagshymnen erklangen, war der Sinn der still wägenden Deutschen, die sich die Meinung nicht vorkauen lassen, von ganz anderen Sorgen erfüllt und ihr Sang an Aegir hatte nicht den Jubeltext, der bei Monplaisir vor dem kaiserlichen Dichter gesungen wurde. Seit sie von der Schreckenskunde überrascht worden waren, des Wassers Gewalt habe den Wohlstand ihrer Brüder vernichtet, manchem Armen den letzten Besitz geraubt, mancher Familie jäh den Ernährer entrissen und Tausenden die Erntehoffnung des Jahres zerstört, waren sie auf den heidnischen Herrn der Fluthen nicht gut zu sprechen, — nicht viel besser aber auf den stolzen christlichen Staat, der die nach Hilfe Langenden vergeblich harren ließ. Nie war die Nothwendigkeit, rasch und ausgiebig zu helfen, dringender, nie die Gelegenheit günstiger, dem Staat in den Herzen der Enterbten Liebe zu werben: doch nichts von Allem, was man erwartet hatte und erwarten durfte, geschah. Die Bedürftigen wurden an die private Wohlthätigkeit gewiesen und es wurde geduldet, daß Reklametrompeter, die ihrer Firma neue Kunden herbeilocken wollten, spärliche Summen zusammenbettelten; die in der Heimath schmerzlich vermißten Söhne der geschädigten Provinzen wurden nicht aus dem Heer beurlaubt, der durch seine Unterlassungsünden an dem Unheil mitschuldig gewordene Staat blieb stumm und die Wohlthätigkeit der Einzelnen hielt sich in engen Grenzen. Die Kargen darf man nicht tadeln; der Einzelne hat andere ernste Pflichten — auch die berliner Stadtverwaltung, deren Millionspende wie eine soziale Heldenthat ausgebrüllt wird, sollte sich lieber um das Hungerleiderlos ihrer Unterbeamten kümmern — und muß

bei allgemeinen Nothständen die Hilfeleistung dem Staat überlassen. Wußten die Herren, die als wichtigste Werkzeuge diesem Staat zu dienen haben, nicht, was im Lande geschah? Fast scheint es so; sonst hätten sie nicht nach Wochen erst betheuert, „nächstens“ bestimmt Etwas thun zu wollen, sonst hätten sie den Kaiser nicht in die Lage gebracht, bei geräuschvollen Festen in der Fremde zu weilen, während ein Theil seines Volkes verzweifelnd um das arme, nackte Leben rang. Wie der greise Franz Joseph, so wäre auch Wilhelm der Zweite ganz sicher an die Stätten der ärgsten Zerstörung geeilt, wenn er die Wahrheit gewußt hätte; schon die Thatsache, daß seine Gabe für die Ueberschwemmten geringer war als die für die bereits vorher überreichlich versorgten Opfer des Brandes in der Rue Jean Goujon, beweist, daß er über den Umfang der Verwüstung von den Ministern nicht genügend unterrichtet war. Und Niemand spricht das Wort, das gesprochen werden muß, Niemand mahnt mit rauher Rede die Dienstboten der Nation an ihre Pflicht. Die ernsthaften Menschen schütteln schweigend das Haupt, die Anderen lauschen dem Wiegenlied, das nach den Fanfaren nun von den Holzpapierwällen herabtönt. Die Schilderung der überschwemmten Gelände wird bald langweilig; viel holder klingt die schmeichelnde Musik, die das Wasserballet begleitet. . . Sollte Graf Michael Murawiew am Ende doch nicht Unrecht haben? Ist die Schaulust und die kindische Freude an buntem Spiel im Leben einer wachsenden Mehrheit bei uns wirklich eine Macht geworden, mit der man rechnen, vor der man zittern muß? Sieht das Volk, das einen Bismarck seinen Sohn nennen durfte, in höfischen Festen heute politischen Sinn?

* * *

Der große Korse, der, als die Feudalzeit im Todesschlaf lag, mit harter Hand die Monarchengeißel schwang, pflegte zu sagen, man müsse politische Dinge mit nüchterner Vorsicht betreiben und nie, auch nicht für Sekunden, durch Gefühle und Illusionen sich vom rechten Weg abdrängen lassen, parce que tout se tient dans le système politique. Der selbe Mann schrieb, als er die Theilung des Osmanenreiches und den Abenteurerzug nach Indien plante, an den General Caulaincourt, seinen Gesandten in Petersburg, er sei nur von dem einen Wunsch beseelt, der Welt den Frieden zu sichern, er hoffe, in diesem Wunsch sich mit dem Zaren vereinen zu können, und bitte, Alexander dem Ersten zu sagen: que je veux tout ce qu'il veut, que mon système est attaché au sien irrévocablement, que je seconderai la Russie de tous

mes moyens. Wer diese Worte liest, könnte glauben, Lätitias Sohn sei vom schmalen Pfade der Vorsicht gewichen und habe trunkenen Sinnes in Romantikerträumen geschwelgt. Das wäre ein Irrthum: der morallose Brecher alter Verträge, der auf den Vorwurf des Treubruches höchstens mit einem höhnischen Lächeln geantwortet hätte, wählte die Worte, wie sie ihm für das besondere Bedürfniß der Stunde passend und nützlich schienen, und war stets bereit, heute zu widerrufen, was er gestern gesagt hatte. Wenn man ihn bei Borodino an den Brief erinnert hätte, in dem er vier Jahre vorher um Alexanders Liebe warb, dann wäre die Erinnerung ihm wahrscheinlich nur angenehm gewesen; 1808 wollte er Frieden mit Rußland, Frieden mit der ganzen christlichen Welt, 1812 wollte er das erwachende Slavenreich in seinem Lebensnerv treffen und aus einem Blutmeer sich die Weltherrscherkrone holen. Mit den Zwecken, so dachte er, müssen eben auch die Mittel sich ändern; die Hauptsache ist, daß man das Ziel fest im Auge behält und ihm so schnell und so geschickt wie möglich näher zu kommen sucht. Sein Genie war nicht zu vererben, sein „System“ aber hat Schule gemacht und gerade die Russen haben sehr viel von ihm gelernt; sie sind Meister in der Kunst, da, wo es ihnen nöthig scheint, Guirlanden zu winden und mit Artigkeiten Gunst zu gewinnen. Das System Bonapartes fordert die straffste Centralisirung, die ermöglicht, in jedem Augenblick die sichtbare Stimmung nach Belieben zu lenken. Der russische Tschin, der auch die Presse umklammert, bietet diese Möglichkeit und so kann man im Zarenreich Politik „machen“, — bis zu der Stunde freilich nur, da nach langem Zögern der Volksinstinkt das Schicksalswort spricht und das Gespinnst der Diplomatenschlauheit zerreißt. In den Tagen von Peterhof hatten die Diplomaten das Wort; sie wollen Frieden mit Deutschland haben, sich von dem hitzigen Ungestüm ihrer französischen Freunde nicht kompromittiren lassen und ihrem Brotkorn den deutschen Markt sichern. Ein einträglicher Handelsvertrag ist schon ein paar Guirlanden und Glühlämpchen werth. Der Deutsche Kaiser wurde festlich empfangen, festlicher als irgend ein anderer Monarch, und die Presse lieferte prompt die bestellten Jubelartikel. Wir werden zu prüfen haben, ob das Handelsgeschäft für uns lohnend ist; aber wir würden eher neronische als napoleonische Politik treiben, wenn wir auf Feste und festliche Reden die Hoffnung bauten und da den Zug des zärtlichen Herzens zu erkennen glaubten, wo kühle Berechnung die Tonart bestimmte.

Wilhelm der Zweite hat dem Sinn nach zu Nikolaus fast genau

so gesprochen wie Bonaparte einst zu Alexander: auch er will, mit dem Zaren vereint, den Völkern den Frieden erhalten, auch er sieht sich „auf unerschütterlicher Basis“ ihm in Freundschaft gesellt, auch er will mit ganzer Kraft Rußland gegen jeden frevlen Störer des Friedens unterstützen. Die Wahl seiner Worte war leider nicht überall so, daß der Deutsche sie freudig vernehmen konnte; er sprach von einer Gnade, die der Zar ihm erwiesen habe, von dem „tiefgefühltesten“ Dank, den er dem Wirth „zu Füßen lege“ — um Das zu thun, müßte er sich bücken und Deutsche Kaiser beugen vor Sterblichen gewiß nie den Nacken —, und von einem „Gelöbniß“, das der jüngere Mann von ihm empfangen solle; auch der ganz ungewöhnlich lebhafte Ausdruck seiner Freude über die Ernennung zum russischen Admiral, die doch nur eine gar nicht zu vermeidende Erwiderung der selben höfischen Artigkeit war, mußte überraschend wirken. Aber auch dem geübtesten und begabtesten Redner kann leicht eine Wendung entgleisen und der Kaiser braucht sich nicht gegen den Vorwurf zu vertheidigen, ihm fehle das nöthige Selbstbewußtsein. Der Toast des Zaren, der französisch sprach, war ruhig und höflich, die Antwort des Kaisers war enthusiastisch, beinahe auf den Ton einer Friedenshymne gestimmt; der Unterschied bezeichnet die Verschiedenheit zweier Temperamente und die unfreundliche Ansicht, der Gast habe den Wirth überbieten und mit starkem Nachdruck die politische Bedeutung des Augenblickes festlegen wollen, konnte nur im argwöhnischen Geist der Feinde entstehen. Der Vertreter der deutschen Stämme und ihrer Fürsten berechnete seine Worte nicht schlau, wie Napoleon es that, als er an Caulaincourt schrieb, sondern überließ sich seinem impetuosen Gefühl; ihm durfte er diesmal willig folgen, denn es handelte sich nicht um einen politischen Akt, sondern um ein höfisches Fest und die beiden gekrönten Männer, die einander in Peterhof begrüßten, dachten sicher nicht daran, eine neue Epoche der Weltgeschichte einzuleiten. Aber da kam der von erschöpften Diplomaten in unzüchtigem Verkehr mit der Presse gezeugte Wechselbalg, den man öffentliche Meinung nennt, und begann unter Freudenthränen zu quarren, nun sei die lange ersehnte Weltwende erschienen, Europas Ruhe vor jeder Störung fürder bewahrt und friedlich werde das Lamm nächstens neben dem Tiger grasen; vom friedlichen Dreibund und vom nicht minder friedlichen Zweibund, die über ein Kleines zum allerfriedlichsten Fünfbund konvertirt werden sollen, wurde gefaselt und die Möglichkeit einer allgemeinen Abrüstung, einstweilen noch schüchtern, immerhin schon erwogen. Und diese Herrlichkeiten

und Himmelswunder sollen gesichert sein, weil der Deutsche Kaiser in Rußland sehr freundlich empfangen wurde und weil ihm, ihm ganz allein, ein Wasserballet vorgeführt worden ist ... Durch den umnebelten Sinn der Philister, die der Märchenbotschaft vom Olgasee gläubig lauschen, spukt der Geist des Circuspolitikers aus dem Claudierstamm.

Die nächste Militärvorlage wird schnell die Nebel verscheuchen und dem frei gewordenen Auge zeigen, daß sich in der Welt nichts verändert hat. Aber die latente Gefahr bleibt, auch wenn das sichtbare Symptom der Erkrankung wieder schwindet, und es wird Zeit, daß sich gegen den Kinderwahn eine Liga der Ernsten, Erwachsenen waffnet. Wäre das Gedächtniß der immer Vergnügten nicht gar so träg, dann würden sie sich erinnern, wie oft ihnen während der letzten Jahre neue Triumphe verkündet wurden, und sie müßten in höchster Glückshoffnung fragen, bis zu welchem Gipfel irdischer Macht wir inzwischen nun wohl hinaufgelangt sind. Früher benutzte man bei uns für die politischen Schlachten rauchloses Pulver und der große Künstler staatsmännischer Strategie fesselte ohne Geräusch den Sieg an die deutschen Fahnen; jetzt knattert und qualmt es beständig durch das deutsche Land, aber die greifbaren Vortheile, die das unendliche Getöse uns doch beschert haben müßte, wollen sich dem spähenden Blick nicht enthüllen. Beinahe darf man sich deshalb der ausbündigen Thorheit der Balletpolitiker freuen: vielleicht lehrt, wenn auch dieses Luftschloß wieder spurlos zerronnen ist, endlich doch selbst die Blödesten die Erfahrung, daß die Politik der Reisen, Schauspiele, Feste und Toaste auf die Geschicke der Nationen ohne dauernden Einfluß bleibt, daß es gleichgiltig ist, ob die von geschminkten Komoediantinnen dargestellten Damen Germania und Italia vor einer flott gemalten Wandeldekoration auf Bestellung gereimte Treuschwüre tauschen, und daß auch der beste, redlichste Wille eines Monarchen auf die von dumpfen Instinkten und derben Interessen bestimmten Beziehungen der Völker nicht zu wirken vermag. Wir werden mit Rußland in Frieden und Freundschaft leben, so lange die Interessen zusammenstimmen und wir den Nachbarn zeigen, daß wir mit nüchterner Zähigkeit und mit der stillen Würde des Starken unsere Geschäfte zu besorgen verstehen; und der Friede wird gefährdet sein, wenn wir allzu eifrig um Liebe werben und dadurch den Verdacht erwecken, daß wir uns im eigenen Hause zu einsam fühlen ... Der Apfel, der unter die Hochzeitgäste des Aeakiden geworfen wurde, barg den Keim zum trojanischen Krieg; wer aus dem Ballet politische Belehrung schöpfen will, konnte am Olgasee der Frage

nachsinnen, wie es kam und kommen mußte, daß in der Geschichte der größten Nationen so oft der lautesten Lust die tiefste Trauer gefolgt ist.

* * *

Die Völker, nicht schlechte Regenten, tragen an schlimmer Irrung und jähem Verfall fast immer die Schuld, — die Völker, in deren Sinn tief die Freude an festlichem Spiel und wechselndem Schaugepränge wurzelt. Ahnten die Römer, die sich von Nero amusiren ließen und dem amusantesten Monarchen später fluchten, daß in den Mauern ihrer Stadt ein Neues geworden war, ein neues sittliches Ideal, das den Caesarenwahn für immer in die Komoedienhölle verbannen sollte? Solche Ahnung ergriff sie nicht; ihnen war der Christ der hostis patriae, den der ordentliche Bürger mit Feuer und Schwert von der Erde vertilgen müsse, und sie dachten in jeder Noth zunächst nur daran, im Blut der Verhaßten und Hassenswerthen die Rache zu kühlen. Nach dem Brande, der ganze Stadttheile Roms in Asche begrub, stürzten sie in den Circus, um in lechzender Gier zu sehen, wie die Ketzer, die Tacitus die Träger eines verderblichen Aberglaubens nennt, gekreuzigt, von hungrigen Hunden zerrissen oder als lebende Fackeln verbrannt wurden. Der Feuerschein besänftigte die vom Feuer Erschreckten. Wäre der Tiberstrom damals aus seinen Ufern getreten, wäre das Proletarierviertel vom Hochwasser vernichtet worden, dann hätten die braven Bürger sich aus den überschwemmten Quartieren in die Naumachie des Imperators geflüchtet und beim Anblick eines Wasserballets das vom Wasser geschaffene Elend vergessen. Sie heischten mit herrischem Pöbelruf eine feiertäglich geputzte Politik, eine Politik der Galaopern und Manegepantomimen, und nicht die wüste Lust wahnwitzig wüthender Caesaren, — nein: die eigene innere Armuth, die Freude an Flittertand, bunten Theaterbildern und erregenden Wonnen bereitete ihnen der Untergang.



Ein Besuch bei Jakob Burckhardt.

Am vorletzten Sonntag wagte ich es, an Jakob Burckhardt ein Schreiben zu senden, das einen gütigen Brief von ihm zu beantworten bestimmt war. Es geschah sehr spät, aus einer der thörichten kleinen Nachlässigkeiten, die uns nachher mehr drücken als viel wichtigere Versehen, — zu spät, denn nun starrt mir aus der Zeitung die Nachricht von dem Tode des verehrten Mannes entgegen. Er ist an diesem selben Tage dahin geschieden. Ich habe zu ihm niemals persönliche oder sachliche Beziehungen gehabt, aber da ich keinen unter den lebenden Historikern mehr als ihn verehrte und schätzte, so drängte es mich, ihm, dem einsamen alten Manne, noch einmal recht herzlich zu sagen, wie großen Dank ich und, wie ich meine, jeder Kulturhistoriker ihm schulde.

Man kann über das Vergessenwerden der großen Männer des geistigen Schaffens Beobachtungen anstellen, die lehrreich, aber nicht allzu erquicklich sind. Mit Jakob Burckhardt ist wieder einer der Forscher dahingegangen, deren Größe der Nation ganz aus dem Gedächtniß zu schwinden pflegt und die erst sterben müssen, um die Aufmerksamkeit Seiner Majestät des Volkes auf sich zu ziehen, — nicht freilich, weil der vielköpfige Souverain ungnädig, aber weil er eben so undankbar und für Verdienste vergeßlich ist wie nicht selten die wirklich gekrönten Häupter. Dieses Schauspiel werden wir auch jetzt wieder erleben, wie man es seit Jahren voraussagen konnte. Nun wird eine Fluth von Nekrologen und Aufsätzen das Andenken an Burckhardts Kulturgeschichte und an seine Baugeschichte der Renaissance zu beleben suchen, nachdem Jahrzehnte lang kaum noch von ihm die Rede war.

Freilich wäre es schlimmer, wenn auch diese Huldigung unterbliebe. Denn in Burckhardt verlor unser Volk einen der wenigen wirklich großen Menschen der Wissenschaft. Leider ist zwar Niemand geschäftiger als die Männer der Feder, der Oeffentlichkeit immer von Neuem Berühmtheiten aufzudrängen, deren Namen mehr dem Jahrzehnt oder Jahrfünft anzugehören bestimmt sind als der Ewigkeit, aber um so nachdrücklicher muß gesagt werden, wenn einmal nicht Talmi, sondern lauteres Gold Gold genannt werden soll. Von Burckhardt ist namentlich in Norddeutschland nie so viel Rühmens gemacht worden wie von den Nachfahren Rankes, von den Epigonen aus der Generation des heute oft unerträglich laut gepriesenen Sybel, aber eben weil er nicht in diesem übermächtigen Nexus stand, der die deutsche Geschichtschreibung Jahrzehnte lang und nicht immer zu ihrem Vortheil beherrscht hat, kommt ihm eine originale Bedeutung zu. Er hat die Tradition des achtzehnten Jahrhunderts, die Tradition Herders und Winckelmanns, bei uns neu belebt und er hat an die Geschichtschreibung des Volkes angeknüpft, das diese Ueberlieferung nie so jäh und überhastig abgeschnitten hat, wie unsere beiden großen

politischen Historiker, wie Niebuhr und Ranke es gethan haben, an die Geschichtschreibung der Franzosen, an die Werke Augustin Thierrys und Guizots. Aus diesem Geiste heraus ist er unser erster Kulturhistoriker geworden: er zuerst hat den Geist einer Epoche in seiner Tiefe und Eigenthümlichkeit erfaßt, er zuerst hat unter den Deutschen den Gesammtcharakter eines Zeitalters analysirt, — eine Leistung, die man heute doch nicht mit Recht der augenblicklichen Epoche der Geschichtschreibung zuweist. Neben den Namen Thierrys und Guizots, Tocquevilles und Taines wird der Burckhardts diese Meinung immer als irrig erweisen. Und Das gelang ihm, weil er mit wunderbarer geistiger Kraft nicht, wie die meisten unserer Literatur- und Kunsthistoriker, nur das Gebiet der geistigen Thätigkeit eines großen Volkes in großer Zeit zu übersehen vermochte, sondern den Blick in die Weite über ganz andere Felder der Historie schweifen ließ und zugleich ihn in die Tiefe bohrte, in die Tiefe, wo geistige und politische und materielle Geschichte in einer Wurzel zusammenlaufen. Es wollte doch Etwas sagen, daß ein Mann von so ausgeprägt ästhetischer Grundrichtung als den Haupttriumph seines Forschens die Erkenntniß des sozialen Wesens einer Zeit davontrug: denn was Leo — auch Einer von den außerhalb der Ranke-Schule Stehenden und deshalb sehr zu Unrecht Verschmähten und Vergessenen — nur geahnt und nur erst halbklar umschrieben hatte: die Renaissance als das Zeitalter des Individualismus, Das ist das große Leitmotiv und zugleich das hohe Ziel von Burckhardts Kulturgeschichte. Und damit war etwas Großes geleistet nicht nur für die Geschichte dieses Zeitalters, zu dem den Historiker immer neues Sehnen zurücktreibt, sondern für die Methode der Wissenschaft selbst. Freilich kein neues Handwerksmittelchen war damit ersonnen — daran denken wir ja leider heute zuerst bei dem Wort Methode, Burckhardt aber ist bei aller Exaktheit, bei aller Beherrschung der Technik nie Kärrner, sondern immer König gewesen —, aber der Historie war damit eine neue große Aufgabe gestellt. Es galt fortan wieder, die großen Zusammenhänge aufzusuchen und nicht bei dem Fragment stehen zu bleiben. Und die irrthümliche Behauptung, die heute von den Theoretikern der politischen Geschichte zuweilen mit großer Hartnäckigkeit verfochten wird, daß nämlich nur noch in ihrer deskriptiv individualisirenden Richtung psychologische Feinheit zu suchen sei, wird durch nichts besser widerlegt als durch dies große Werk. Ich kenne kein Blatt in Rankes Werken, das irgend sich an seelenkündender Tiefe mit Burckhardts soziologischer Analyse des geistigen, des geselligen Lebens im Quattro- und Cinquecento messen könnte, von seinen Nachfahren Sybel und Droysen ganz zu geschweigen. Wie er ausführt, daß der Ruhm damals wieder ein Agens wurde in der Geschichte, ist nur eine von den vielen unübertrefflichen Schilderungen und Darlegungen, mit denen man die Wahrheit dieser These erweisen könnte.

Jakob Burckhardt kam zu dieser tiefen Auffassung, weil er nicht nur ein Historiker, sondern auch ein Denker war, — was Beides nicht in jedem Fall beisammen ist. Aber diese wahrhaft systematische Anlage — den Ausdruck „philosophisch" möchte ich seines scholastischen Klanges wegen, der ihm doch nicht immer mit Unrecht beigelegt wird, vermeiden — hat ihm denn auch zu seinem zweiten großen Erfolge verholfen. Sein Cicerone, der noch heute, von Bode aufs Sorgfältigste fortgeführt, jedem deutschen Italienfahrer ein unentbehrlicher Reisebegleiter ist, hat immer und überall den zeitlichen Zusammenhang im Auge, seine Geschichte der Renaissance aber ist ein Muster entwickelnder Kunstgeschichte. Wie hier im Großen und im Kleinen, an den Grundrissen wie an dem letzten Gesimse, die Abwandlung des Stils verfolgt ist, wird immer ein Typus methodischer Architekturgeschichte bleiben. Schon die Anlage, die im Wesentlichen nicht chronologisch, sondern systemathisch ist, ist charakteristisch; er sah überall nicht die individuelle, sondern die zeitlich bedingte Leistung, das Glied in der Kette der Entwickelung. Daß diese Betrachtungweise einer individualisirenden Ergänzung bedarf, ist offenbar; aber diese ergiebt sich am Ehesten nicht aus der heute so beweglich gerühmten Deskription des Einzelnen, sondern aus solcher Gesammtschilderung. Und es war in diesem Falle unendlich viel schwerer, zu diesem Ueberblick zu gelangen, als das Einzelne noch so fein zu interpretiren. Was hat jedes dieser kleinen Kapitel, „Der isolirte Altar", „Die Gewölbe der Hochrenaissance", für unsägliche, sammelnde und sichtende Arbeit gekostet und wie viel Scharfblick und historischen Sinn setzt jedes von ihnen voraus!

Diese beiden großen Ergebnisse von Burckhardts Leben und Forschen hängen aufs Innigste zusammen. Sie sind beide geboren aus einem systematischen Kopf, einem Geist, der in dem einen Fall in der Ausbreitung ins Weite, über alle Manifestationen einer Epoche hin, im anderen in der Vertiefung in den zeitlichen Zusammenhang sein Genügen fand. Der Entwickelungsgedanke und die Idee einer wahrhaft allgemeinen Geschichte gehen auch hier wieder zusammen. Sie sind beide aus dem Drang nach Vollständigkeit der Erklärung entstanden: der eine trachtet nur da nach der Herstellung eines Querschnittes, wo der andere zum Längsschnitt drängt.

Aber ich wollte eigentlich gar nicht oder nur ganz kurz von Burckhardts wissenschaftlicher Bedeutung reden; ich kann es auch mit diesen Andeutungen um so eher bewenden lassen, als ich den Lesern dieser Zeitschrift noch in anderem Zusammenhange darüber einige Erwägungen vorzutragen gedenke. Ich wollte nur eine persönliche Erinnerung vorbringen. Sie ist freilich nur sehr fragmentarischer Natur: ich habe Burckhardt nur einmal gesehen, aber daß ich es wage, von dieser Unterredung hier Einiges zu erzählen, ist doch vielleicht gerechtfertigt. Das arabische Sprichwort sagt, daß man zuweilen

dem Fremden auf der Landstraße mehr sagt als dem vertrauten Bekannten, und wenn ich Das auch von diesem Gespräch nicht rühmen darf, so bleibt die Erfahrung als Trost, daß bei einmaliger Begegnung auch das Ohr des Besuchers oft schärfer zu hören versteht als bei täglichem, immerhin abstumpfendem Verkehr.

Ich glaubte, für eine Romfahrt keinen besseren Segen erlangen zu können als durch das Bemühen, zu Jakob Burckhardt zu dringen, und ich war so glücklich, von ihm empfangen und freundlich aufgenommen zu werden. Ich war ergriffen von der gebrechlichen und arg zusammengekrümmten Gestalt des Greises, den schon damals ein inneres Leiden übel plagte. Aber trotzdem der Achtundsiebenzigjährige, schwer athmend, starr vor sich hinblickend, an seinem Schreibtisch saß, fast ohne aufzublicken, ein Bild schwachen Alters, vergaß ich doch sehr schnell über dem köstlich gemeißelten Kopfe des Mannes alle seine irdische Last und Plage. Auch das Greisenalter hat, wie jede Lebensstufe, Vorzüge, die es mit keiner anderen theilt: es läßt am Mann innerlich und äußerlich das geistige Theil unseres sterblichen Wesens stärker hervortreten als jede andere; alle körperlichen, sinnlichen Schlacken fallen fort. Ein so mächtiges Haupt wie dieses hat nie so wirken können, als da es nur noch das Hauptgerüst des Körpers, den Knochenbau, hervortreten läßt. An diesem Kopf war die höchst bedeutende, weit ausladende Stirn Alles, der Rest trat zurück.

Was er mit mir sprach, gehört nur zu einem Theil hierher. Einiges aber darf ich erzählen. Zuerst fiel mir auf: seine klare Einsicht in seine eigene Stellung in der Geschichte der Wissenschaft. Auch hierin Entwickelunghistoriker, war er sich voll bewußt, von Guizot und Thierry am Meisten beeinflußt zu sein. Schon in dieser Hervorhebung einer Abhängigkeit offenbarte sich eine rührende Bescheidenheit; sie trat noch mehr aus anderen Aeußerungen hervor. Er betonte, daß er kein politischer Historiker gewesen sei, was dann diese Unterhaltung selbst, die später auf die französischen Staatsverhältnisse überging, schlagend widerlegte. „Es kam eben darauf an, einmal nicht-politische Geschichte zu schreiben.“ Im Uebrigen sei er zufrieden, ihm sei es stets gut gegangen. Dafür, daß seine Anregung noch so wenig Nachahmung gefunden habe, fand er die Erklärung vor Allem in dem Umstande, daß er nie in großen Städten gelebt habe, — es handle sich nur darum, ob man der herrschenden Richtung angehöre. Das war eben bei ihm nicht der Fall; es heißt, Ranke, dessen starke Seite allerdings unbefangene Würdigung seiner Rivalen wohl nicht war, habe selbst den Namen Burckhardts nur sehr ungern nennen hören.

Noch ergreifender war mir die Art, wie Burckhardt von Nietzsche sprach, der ihm einst in Basel persönlich nahegestanden hatte. Er bedauerte vor Allem, daß er, ein gar nicht philosophischer Kopf, ihm so wenig habe sein können. „Man hatte immer das Gefühl, Dem kann man mit seiner Prosa

nichts Neues sagen, Der steckt Unsereinen hundertmal in den Sack.“ Auch von Nietzsches griechischen Studien sprach er mit unparteiischer Würdigung: er hat kühne Gleichnisse gehabt. Wenn man mit dieser Unbefangenheit eines Mannes, der Denker und Gelehrter war und in Beidem groß, vergleicht, was an Thorheit noch heute im Gespräch zuweilen von klugen, ja bedeutenden Männern über Nietzsche gesagt wird, so ist auch diese Parallele eben so lehrreich für die Voreingenommenheit landläufiger Urtheile wie ehrenvoll für Burckhardt.

Burckhardt sagte mir, er habe nun schon lange die Thätigkeit der Historiker nicht mehr verfolgt; er kannte selbst die heute am Meisten genannten Namen nicht. Von mir als Berliner erbat er sich nur Auskunft über seinen Freund und Gesinnungverwandten Hermann Grimm. Alle Aeußerung über seine eigene Thätigkeit schloß mit den Worten: „Was habe ich denn gethan? Ich habe zusammengerafft von allen Seiten.“ Und das Geheimniß seiner kulturgeschichtlichen Forschung bezeichnete er mit den Worten: „Das findet man nicht in den Archiven, dazu muß man nur die Chroniken und Schriften einer Zeit immer wieder und wieder lesen.“

Zu dieser Gesinnung stimmte die Umgebung des Mannes. Er wohnte wohl in einem weiträumigen Hause an einer breiten, schönen Hauptstraße Basels, aber die Zimmer, die Einrichtung waren von denkbarster Schlichtheit. Ungestrichenes Geräth stand ringsum, dazwischen freilich ein Repositorium mit Kupferstichen, das einen köstlichen Schatz von Bildern bergen mußte. Ich schied ergriffen von diesem einfachen, großen Menschen und drückte in tiefer Bewegung die Hand, die so Starkes geschaffen hatte.

Als ich meine Straße fürbaß schritt, sah ich noch von fern die Gestalt des einsamen Mannes auf dem Altan seines Hauses wandeln. Dieses verschwimmende Bild, das ich vor einem Jahre sah, ist mir im Gedächtniß geblieben und es wird schwerlich je daraus schwinden. Die Verlassenheit und Stille des Alters hat etwas Erschreckendes, Tragisches; daß eine Nation ihre großen Söhne so ganz vergißt, ist nicht erfreulich. Und doch, welcher schöne Lebensabend ist den Kämpen des Denkens beschieden: noch damals war der große Forscher, der, so gebrechlich, doch tapfer und zäh aushielt, beschäftigt, an seinem Werk zu bessern und zu feilen, und ein freundliches Geschick hat ihn nicht auf dem Siechenbett, sondern im Lehnstuhl, vielleicht kurz nach gethaner Arbeit, einen guten Tod finden lassen. Ein Gelehrter kann auch als Neunundsiebenzigjähriger noch auf seinem Schlachtfeld, als Kämpfer, sterben.

Burckhardts Wirken aber ist selbst durch seinen Tod schwerlich abgeschlossen. Es wäre das beste Denkmal, das ihm errichtet werden könnte, wenn man aus seinen nachgelassenen Papieren das Gold zu gewinnen trachtete, das in ihnen sicherlich noch zu schürfen ist.

Professor Dr. Kurt Breysig.



Unsere Universitäten.

Unsere Universitäten werden jetzt von vielen Seiten angefeindet. Man macht gegen die Hochschullehrer und den Hochschulunterricht die verschiedenartigsten Bedenken geltend. Die Einen behaupten, das Berufungwesen liege in den Händen von Fakultätcliquen, die Anderen halten dagegen gerade den Einfluß der Regirungen auf die Fakultäten für zu groß; die Einen glauben, der Unterricht führe zur Begünstigung falscher Doktrinen, die Anderen, er sei zwar theoretisch ganz richtig, bereite aber zu wenig für die Praxis vor; Viele meinen, die Hochschulbildung sei zu spezialistisch geartet, Andere wieder, sie sei zu allgemein. Was daran auch richtig oder unrichtig sein mag, so muß doch gesagt werden, daß den hier erhobenen Vorwürfen wesentliche Mängel nicht entsprechen. Daß bei Berufungen leicht Mißgriffe möglich sind, ist zweifellos; aber man hat eben nur die Wahl zwischen faktischer Kooptation durch die Fakultät oder Ernennung durch die Regirung. Jene Methode führt schließlich immer dazu, daß bestimmte wissenschaftliche Richtungen dominiren und ihre Anhänger in die Stellen bringen, die andere führt schließlich immer zur Begünstigung politischer Richtungen, die der Regirung genehm sind. Man kann streiten, welches der beiden Systeme, ganz allgemein genommen, das richtigere ist. Für die deutschen Universitäten muß aber im Großen und Ganzen die Beibehaltung der alten Methode, also der Wahl durch die Fakultät, empfohlen werden; denn bei ihrer Befolgung sind die Universitäten deutscher Zunge die berühmtesten Unterrichtsanstalten der Welt geworden, während die Annahme des entgegengesetzten Prinzipes mindestens ein gewagtes Experiment darstellen würde. Auch der Vorwurf mangelnder Berücksichtigung der praktischen Bedürfnisse muß in dieser Allgemeinheit als übertrieben angesehen werden. Einfach deshalb, weil die Universität von ihrer wissenschaftlichen Höhe herabsteigen würde, wenn sie zu einer rein technischen Bildunganstalt würde: sie muß immer und überall in erster Linie allgemein wissenschaftliche Kenntnisse und das Verständniß für die Denkmethoden vermitteln und darf erst in zweiter Linie unmittelbar für die Praxis vorbereiten. Und daß die Universität Das in leidlichem Maße thut, zeigt die praktische Brauchbarkeit unserer Aerzte und Juristen.

Dagegen vermisse ich in den bisherigen Debatten über unsere Universitäten ein wichtiges Moment, das wohl der Erwähnung würdig wäre: die Pflege des Idealismus an unseren Hochschulen.

Das moderne wirthschaftliche Leben, der verstärkte Interessenkampf aller Klassen und Stände, die übergroße Anzahl gebildeter und ungebildeter Arbeitkräfte und der dadurch sehr verschärfte struggle for life bewirken eine ungeahnte Ausbildung der in der Menschenbrust schlummernden egoistischen Instinkte,

so daß man nur mit Besorgniß daran denken kann, was sich im Laufe der Zeit noch daraus entwickeln muß; und hier liegt eine wichtige Aufgabe für unsere Hochschulen. Sie sind in früheren Zeiten, wo es gegolten hat, den Idealismus der Jugend zu entflammen, dieser hohen Bestimmung noch immer nachgekommen. Wie ließ sich der deutsche Student von Schiller begeistern, wie von Fichte, der durch seine Reden vielleicht der gewaltigste Bekämpfer der fremden Zwingherrschaft in deutschen Landen war! Welch gewaltiges Kapital an idealer Lebensanschauung muß in den deutschen Hochschulen aufgespeichert gewesen sein, wenn in den folgenden Jahrzehnten die Jugend der Universitäten mit solcher Ausdauer für das Prinzip der Einheit und des konstitutionellen Verfassunglebens des Vaterlandes einstehen konnte!

In England wiederum, wo die Jugend für Ziele politisch-nationaler Art nicht mehr zu streiten nöthig hatte, sehen wir sie verständig in die praktischen Versuche, die sozialen Probleme zu lösen — nicht in die Parteibestrebungen — eingreifen; auch hier geben die Universitäten ihren Hörern außer dem Bildungschatz einen mindestens eben so hoch anzuschlagenden Schatz an moralischem Kapital mit auf den Weg. Es ist bekannt, daß von den englischen Universitäten die Bewegung für höhere Volksbildung und für Veredlung aller Vergnügungen ausgegangen ist, — wie überhaupt der oxforder Student Toynbee in unserem Jahrhundert das erhabenste Vorbild werkthätiger Theilnahme am Leben der unteren Klassen darstellt. Die Parole seines Lebens war, unter Vermeidung jeder Ueberhebung die Massen der materialistischen Gesinnung und der Unbildung zu entreißen. Bezeichnend ist für seinen sozialen Standpunkt die Erklärung: „Die alte Verbindung, die auf der Abhängigkeit des Arbeiters beruhte, verschwindet, eine neue Verbindung erhebt sich, gegründet auf die Unabhängigkeit des Arbeiters. Diese neue Verbindung ist tiefer und weiter als die alte. Denn Arbeitgeber und Arbeiter hören auf, Schutzherr und Höriger zu sein, um sich als gleiche Bürger eines freien Staates wieder zu vereinigen!“ Also: nicht Almosen sollen dem Volke dargeboten werden, sondern wie mit Gleichstehenden sollen die Gebildeten mit ihren Volksgenossen verkehren. Und in diesem Sinne haben seit Toynbee viele Hunderte englischer Studirender gewirkt, die sich auf längere oder kürzere Zeit in Arbeitervierteln niederließen, Vorträge hielten, Debattirklubs leiteten, Unterhaltungabende arrangirten, Arbeiterklubs für Tennis-, Cricket- und ähnliche gesunde Spiele stifteten und sogar Tanzkränzchen einrichteten.

In Alledem kann uns England zum Muster dienen. Doch darf hier nicht an eine sklavische Nachahmung gedacht werden. Vielmehr muß blos das Prinzip das selbe sein: unsere studirende Jugend muß wieder idealistischer werden. Und Das ist nur möglich, wenn die Dozenten ideal von ihrem Beruf denken lernen. Der Student hat, wie schon Helmholtz einmal sehr

richtig hervorgehoben hat, ein sehr feines Gefühl für die Leistung und Gesinnung seines Lehrers. Damit aber eine innige Wechselwirkung zwischen Dozenten und Studenten entstehen kann, muß sich Eins ändern: die Professoren dürfen nicht mehr wie bisher zum großen Theil in kastenartiger Abgeschlossenheit verharren, sondern sie müssen mehr persönliche Fühlung mit den Studirenden suchen. Diese sollen nicht blos im Kolleg, sondern auch in persönlichem Umgange von ihrem Lehrer lernen. Aus eigener elfjähriger Thätigkeit als akademischer Lehrer kann ich versichern: die Studirenden empfinden die höchste Dankbarkeit, wenn ihr Lehrer auch persönliches Interesse für sie bekundet und sich um ihre Charakterbildung eben so bemüht wie um ihre rein wissenschaftliche Ausbildung. Und wer wahrhaft mit Leib und Seele Dozent ist, wird mit herzlicher Freude am inneren Leben der Jugend theilnehmen und diese Erweiterung seines Wirkungskreises nur willkommen heißen.

Wird danach gehandelt, so wird aber nicht nur der förderndste Einfluß auf das soziale Leben der Nation durch das Medium der gebildeten Schichten ausgeübt, sondern alle Kulturbestrebungen werden objektiv unterstützt. Man vergesse nur nicht, was dafür diese Schichten bedeuten. Denn „hier besonders und in den sogenannten liberalen Professionen, dem gebildeten Mittelstande — sagt Karl Hillebrand vom Frankreich der vierziger Jahre in goldenen Worten, die auch heute noch auf alle Kulturvölker passen — folgt man noch mit wahrem Interesse und leidenschaftlichem oder witzigem Kommentar den Ereignissen der Politik und Literatur, der Theater und der Gerichtshöfe. Hier fühlt man sich frei und, bei einfacher Gastlichkeit und nüchternster Tafel, unter den geschmacklosen Mahagonimöbeln braver Schreinermeister, die noch keine Künstler zu sein behaupten, auch heiterer und geistreicher als alle Luxusdiener beim fließenden Champagner.“ Der Ausbildung solcher Menschen von innerlichem Reichthum wird sich die Hochschule künftig mehr als bisher zu widmen haben.

Professor Georg Adler.



Ungarn und Oesterreich.

Mit dem „Ehrenwort“ kann man heutzutage keine Politik machen. Das hat auch der ungarische Justizminister Erdely erfahren, als er sein Ehrenwort verpfändete, daß er nicht ein Wort an dem Paragraphen 16 der neuen Strafprozeßordnung ändern werde, trotzdem die Opposition in diesem Paragraphen ein Attentat gegen die Preßfreiheit erblickte. Der Minister glaubte, dadurch seiner früheren Partei zu imponiren und den Widerstand der Opposition als hoffnungslos erscheinen zu lassen. Er hat sich aber getäuscht, denn die Regirungpartei hat das verpfändete Ehrenwort nicht ernst genommen. Sie hält es mit Falstaff und fragt: „Was ist Ehre? Ein Wort. Was ist dieses Wort Ehre? Luft.“ Baron Banffy ist dem Beispiel seines Justizministers gefolgt und hat

leider auch den Mund zu voll genommen. Er hat sogar zu einem alten Tric seine Zuflucht genommen und es versucht, die Krone in den Kampf der Parteien hineinzuzerren. Als er nämlich aus Ischl zurückkehrte, versammelte er jene Koryphäen der Partei, die sich freiwillig kalt gestellt haben, weil sie die gewaltsame Politik Banffys nicht billigen, aber den Zerfall der liberalen Partei nicht herbeiführen wollten; diese Herren erscheinen stets nur im Augenblick einer Krise. Er erklärte ihnen, daß er die Obstruktion auf immer unmöglich machen und die Kloture einführen werde; von einer Abänderung des Paragraphen 16 könne nicht die Rede sein. Zugleich ließ er durchblicken, daß er in Ischl die Zustimmung der Krone zu seinem Plan erhalten habe. Banffy bedachte nicht, daß die gewesenen Minister, wie Szell, Csaky, Julius Andrassy, Szilagyi, die Wege am wiener Hofe aus Erfahrung kennen und sich kein X für ein U machen lassen. Sie haben die Drohungen mit großem Gleichmuth aufgenommen und ihn aufgefordert, er möge den Präsidenten des Abgeordnetenhauses mit der Mission betrauen, mit den Führern der Opposition Verhandlungen einzuleiten, um so eine Verständigung zwischen Regirung und Opposition herbeizuführen. Als Gegenleistung sollte die Opposition die Obstruktion aufgeben und versprechen, daß sie der Durchberathung des Budgets und des Ausgleichs-Provisoriums keine Hindernisse in den Weg legen werde. Banffy war über diese Aufforderung ganz verblüfft. Er glaubte sich seiner Sache ganz sicher. Außer der numerischen Mehrheit besaß er ja die Unterstützung der Tisza-Gruppe, die ihn gänzlich in ihre Netze verwickelt hatte. Noch mehr erstaunt war der alte Koloman Tisza über dieses unerwartete Hervortreten der Staatsmänner aus der Schule Deaks, die sich bisher im Hintergrund gehalten hatten. Als schlauer Mann dachte Tisza: „Der Klügere giebt nach“ und rieth seinem Knappen Banffy, die Waffen zu strecken. Szell und Szilagyi haben sich erst mit Apponyi über alle zwischen der liberalen Partei und der Nationalpartei strittigen Punkte verständigt und dann die Vereinbarung, nach der nun der verhaßte Paragraph geändert worden ist, abgeschlossen. Bei dieser Gelegenheit wurde festgestellt, daß zwischen der liberalen Partei und der Nationalpartei nicht der geringste prinzipielle Zwiespalt besteht. Das einzige Hinderniß der Fusion beider Parteien besteht in der „Personenfrage“. Tisza will nämlich noch immer das parlamentarische Schauspiel hinter den Coulissen arrangiren und leiten; er will im Interesse des Protestantismus das protestantisch-jüdische Bündniß aufrecht erhalten. Er und seine Anhänger wollen um jeden Preis Apponyi von der Macht fern halten, so daß der Schlüssel zur parlamentarischen Lage eigentlich in dem Kampfe der Tiszas gegen Apponyi liegt. Banffy ist nur der Prügelknabe, mit dem sich Tisza vor den Demonstrationen der öffentlichen Meinung decken will. Er rieth nur deshalb Banffy, nachzugeben, weil der Minister a latere, Baron Josika, aus Wien hierher entsendet worden war und sich im Ministerrathe für die Verständigung mit der Opposition erklärt hatte. Auch hatte Josika mit Apponyi und Szell lange Besprechungen. Tisza fürchtete, daß, falls Banffy nicht sofort nachgäbe, eine Ministerkrise oder eine sofortige Fusion der Parteien erfolgen könne.

Der österreichisch-ungarische Ausgleich ist von zwei Seiten bedroht: Ungarn will von der Erhöhung der Quote und von vielen anderen Punkten des von den Ministerien vereinbarten volkswirthschaftlichen Ausgleiches nichts hören, während die österreichisch-slavischen Parteien, die jetzt die Macht in Oesterreich be-

sitzen, geheime Gegner des dualistischen „politischen" Ausgleiches vom Jahre 1867 sind; sie hoffen, daß Ungarn den volkswirthschaftlichen Ausgleich verhindern werde, weil dann ja auch der Dualismus gefährdet sei. Diese Hoffnung der Slaven wird nur dann in Erfüllung gehen, wenn die Fusion der Parteien in Ungarn nicht erfolgt und Tisza mit Banffy die bisherige gewaltsame Politik fortsetzen darf.

Das ungarische Parlament ist, wie ich früher hier geschildert habe, die Frucht unerhörter Korruption und Gewaltthätigkeiten. Die Opposition ist gänzlich gebrochen, und wenn die deakische Gruppe der Mehrheit nicht für die Freiheit in die Schranken getreten wäre, so hätte Banffy die Preßfreiheit beschränkt und die Redefreiheit durch die Einführung der Kloture vernichtet. Die deakischen Staatsmänner haben nach der Verständigung mit Apponyi aber nur die Hälfte ihrer Aufgabe erfüllt; sie müssen nun dafür sorgen, daß die Freiheit der künftigen Reichstagswahlen garantirt wird. Das kann nur durch die Revision des Wahlgesetzes und durch die Berufung des obersten Gerichtshofes zum Urtheil über die Giltigkeit der Wahlen erreicht werden.

Nicht minder wichtig für die künftige Gestaltung der Dinge in Ungarn ist die Bewegung für die katholische Autonomie. Die bis jetzt vollzogenen Wahlen für den katholischen Kongreß sind günstig für den Katholizismus ausgefallen; wenn nun Tisza durch Banffy den Kongreß in seiner Arbeit hindert, so ist der Ausbruch des Kulturkampfes ganz sicher; dann hätten wir im Parlament und außerhalb des Parlamentes den Kampf zwischen dem Katholizismus und dem protestantisch-jüdischen Bündniß, und zwar einen Kampf bis aufs Messer. Zum Glück sind die Ungarn praktische Leute und es ist mehr als wahrscheinlich, daß im letzten Augenblick die Fusion zu Stande kommt und Banffy und Tisza über Bord geworfen werden. Die alten Deakisten werden dann mit Apponyi eine neue Partei bilden und neue Reichstagswahlen anordnen.

Viel ernster bedroht erscheint der Ausgleich und der Dualismus von Oesterreich her. Die Ungarn haben den Ausgleich 1867 mit Deutsch-Oesterreich abgeschlossen, und so lange die Deutsch-Oesterreicher am Ruder waren, war der Dualismus für alle Fälle sichergestellt. Nun haben die Gegner des Dualismus die Macht in Oesterreich. Die Krisis in Ungarn war ihnen willkommen, denn sie ermöglichte es dem Grafen Badeni, die Schuld daran, daß der Ausgleich nicht perfekt werden kann, auf die Vorgänge in Ungarn zu wälzen. Vorläufig wird ein Ausgleichs-Provisorium auf Grund des status quo zu Stande kommen. Die Ungarn verlangen, daß dieses Provisorium auf die Dauer von zwei Jahren gelte, weil sie hoffen, in dieser Zeit die Verhältnisse in Oesterreich geklärt zu sehen.

So lange die Slaven in Oesterreich regiren, kann von einer Konsolidirung der österreichisch-ungarischen Monarchie auf dualistischer Grundlage nicht die Rede sein. Uebrigens kommt Banffy vielleicht zu der Erkenntniß, daß er von Tisza dupirt worden ist, und sorgt dann selbst für die Fusion der Parteien, die den Ausgleich sichert. Als er Ministerpräsident wurde, war er bereit, die Fusion ins Werk zu setzen, doch später gelang es Tisza, ihn zu bekehren und dadurch gänzlich für sich zu gewinnen, daß er ihn überredete, Apponyi sei sein unversöhnlicher Gegner. Nun wird er sich, während das Parlament geschlossen ist, überzeugen können, daß diese Einflüsterung unsinnig war.

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.



Die Jungtürken.

Wer einmal orientalische Städte durchstreifte, kennt die hohen, fensterlosen Mauern, zwischen denen der Wanderer oft und lange hingehen muß. Seien es Mauern von Palästen oder Moscheen, von Schulen oder Privathäusern, es sind blinde Mauern und auch taube Mauern, von denen Leben und Geräusch der Außenwelt abprallt. Ueber diese Mauern gehen, in Alexandrien, in Kairo, in Konstantinopel, Telegraphendrähte hinweg; europäisch gekleidete und europäisch bewaffnete Truppen ziehen daran vorüber; europäische Gelehrte haben manche dieser Gebäude gemessen, studirt, erklärt und bewundert: das Alles ist spurlos, wie Bilder der Laterna Magica auf weißer Wand, an ihnen vorübergeglitten. Sie blieben, was sie waren, die Wächter starren Islams, und der Strom modernen Geisteslebens fluthete vorbei, ohne die Menschen zu berühren, die in jenen Mauern wohnten.

So ist das orientalische Geistesleben und Erziehungwesen denn im Großen Ganzen seit Jahrtausenden das selbe geblieben. Inmitten einer Knaben- oder Mädchenschaar thronen heute, wie zu Zeiten des Propheten, Lehrer oder Lehrerin und lassen in langgezogenen Tönen von den Kindern den Koran lesen, singen oder schnattern. Schreiben und Rechnen wird gelehrt, doch ohne viel Erfolg; der Koran wird den Kindern nicht erklärt, bleibt ihnen also, da er nicht für Kinder geschrieben ist, unverständlich; Geschichte der Welt, Geographie der Welt, Naturwissenschaften im modernen Sinne sind unbekannte Größen in den Kirchenschulen — jede Schule gehört zu einer Moschee — des Orientes. Ja, wie man mir glaubwürdig sagt, sind selbst die orientalischen Universitäten in ihrem Lehrgange gänzlich zurückgeblieben und in der mohammedanischen Hochschule zu Kairo soll heute noch gelehrt werden, daß die Sonne sich um die Erde dreht. Wenn also die Gelehrten, die Leuchten der Wissenschaft, denken, wie soll man dann moderne Einsicht von Fellachenbuben verlangen?

Die letzten Ereignisse im Orient, das fanatische Hinschlachten Tausender, haben dazu beigetragen, das Morgenland nun auch noch in moralischer Hinsicht als recht zurückgeblieben hinzustellen. So hat der Europäer heute einen nicht gerade sehr schmeichelhaften Begriff von türkischer — oder besser mohammedanischer — Kultur. Nicht immer hat der Europäer so gedacht. Nicht immer galten Mohammedaner, besonders nicht Araber, dem Abendlande als zurückgeblieben. Sternkunde ward von ihnen, unter ihrem klaren Himmel, mit Eifer und Erfolg getrieben; die Naturwissenschaften, die Heilkunde der Griechen fanden nach dem Untergang der hellenischen Kultur bei den Arabern eine Zufluchtstätte. Araber sind es, die den Aristoteles übersetzten, die ihn mit nach Spanien brachten, von wo er durch hebräische Uebersetzung spanischer Juden in die südfranzösischen Universitäten eindrang. Die Alchemie ist arabischen

Ursprunges; das Ritterwesen, die Troubadourdichtung sind in Berührung mit arabischer Civilisation entstanden. Hier liegt ein Problem literar-geschichtlicher Forschung, das bisher stets zu Gunsten des Abendlandes gelöst wurde. Vielleicht mit Unrecht; vielleicht nur deshalb, weil wir Romanisten fast niemals auch Orientalisten sind. In seinem Gegner Saladin endlich sah Friedrich von Hohenstaufen einen Mann von hoher Bildung; und das gesammte Mittelalter hat die Sarrazenen wohl für ungläubig, nicht aber für Barbaren gehalten.

Woher nun heute die so gänzlich andere Meinung? Weshalb erscheint der Orient, der früher dem Abendlande durch sein Wissen, seine Geistesbildung, seine Baukunst, seinen Luxus imponirte, heute als eine Gegend des Verfalles, ein Gebiet der Primitiven, ein zurückgebliebenes Stück Erde? Nun, einfach, weil er zurückgeblieben ist. In seiner einmal erreichten Vollendung ist er versteinert und erstorben. Er hat sich in seine hohen, blinden Mauern so gut eingepfercht, daß ihn der Schlaf überfiel und er im Winkel, von ehrwürdigem Spinnengeweb umsponnen, sitzen blieb, während andere Völker sich vom Rad der Weltgeschichte munter drehen und zur Höhe tragen ließen. Deshalb erscheinen Syrien und Egypten, Algier und Tunis heute eine Welt der Primitiven. Die Gesammtheit dieser mohammedanischen Primitiven ist aber kein zu verachtender Theil der Menschheit; es sind 300 Millionen, die theils in dichten Massen das türkische, kleinasiatische, syrische und afrikanische Mittelmeerufer bewohnen, theils als halbwilde Stämme das dunkle Festland Afrika bevölkern, theils auch durch Rußland, Persien, Indien, China und den malayischen Archipel verstreut sind. Das Arabische folgt ihnen als die Kirchensprache und der Koran ist als ihr Buch der Bücher überall anerkannt.

An der Aufgabe, wie einem Theil des großen mohammedanischen Gebietes, dem ottomanischen Reich wenigstens, mit einigen gelinden, politischen und geistigen Reformen beigekommen sei, damit sich dort Etwas wie kulturelle Zustände entwickeln können und Leib und Leben orientalischer Staatsbürger nicht von dem Willen eines Einzelnen abhängen, — an dieser Aufgabe arbeiten die europäischen Großmächte seit lange mit einer aus ihres Herzens Habgier stammenden Flauheit und Ungeschicklichkeit herum. Von klugen Leuten wird ihnen der Vorwurf gemacht, daß sie allein die Schuld an den fortwährenden Christenmetzelcien tragen. Der Sultan weiß ja, daß die Mächte sich über die endgiltige Theilung seiner Erbschaft nicht einigen können, und weil er weiß, daß man ihn nicht von heute auf morgen vertilgen wird, will er den Mächten durch das — angeblich von den Bevölkerungen ausgehende — Morden zeigen, wie wenig derartig erregte Landestheile für irgend welche Reformen politischer und konstitutioneller Art reif sind. Er fürchtet sozusagen den Umbau seines Hauses und reißt es daher lieber selbst theilweise ein, um in dem ihm persönlich reservirten Raum nach wie vor auf

seine Art Alleinherrscher sein zu können. Selbst wenn die Mächte aber mit den geplanten Orientreformen Ernst machen wollten, selbst dann, meinen Kenner der Lage, würde ihr Bemühen ohne jeden Erfolg bleiben. Der Orientale, sagen sie, hat einen instinktiven Argwohn gegen Alles, was von Westen kommt. Der Abendländer wiederum ist nicht im Stande, dem Orientalen die Reformen annehmbar zu machen. „Keine vom Abendland kommende Reform hat Aussicht, im Orient Wurzel zu schlagen. Der Orient muß sich selber reformiren", ist die Ansicht dieser Männer. Die so denken, sind selbst Orientalen, Araber, Türken, Tunesier, und ihrem Glauben nach Mohammedaner. Ihre Hauptsammelplätze sind Paris und London; in beiden Städten gehören sie häufig zur Partei der Jungtürken.

Zu beiden jungtürkischen Kolonien hat der „rothe Sultan", wie man Abd ul Hamid in Paris nennt, während der letzten kritischen Monate einen Vertrauensmann und Bevollmächtigten, einen geborenen Araber, Exgouverneur von Armenien, früheren Abgeordneten von Jerusalem, geschickt. Dieser Mann hat die jungtürkischen Führer um ihre Mithilfe bei eventuell einzuführenden Reformen ersucht. Denn der Sultan weiß, daß er in seiner jetzigen Umgebung aufgeklärte Mitarbeiter und politisch geschulte Staatsmänner nicht gleich finden dürfte. Ist doch seit Jahren die freiheitlich denkende mohammedanische Intelligenz im ottomanischen Reiche nicht geduldet, verfolgt oder in ein besseres Jenseits befördert worden. Der Bevollmächtigte des Sultans soll folgende Vorschläge der Jungtürken nach dem Goldenen Horn mitgenommen haben: die Mitwirkung der jungtürkischen Liberalen wäre um den Preis zu haben, daß die ottomanische Reichsvertretung, die 1876 nach dem Berliner Kongreß berufen und vor dem russischen Kriege 1878 nach Hause geschickt wurde, von Neuem, mit vollen Sicherheiten, hergestellt werde. Außerdem soll eine Art Klassenwahlsystem den ottomanischen Reichsbürgern gestatten, diese Vertretung selbst zu wählen und sie so in gewissem Maße zur Volksvertretung zu machen. Von diesen Maßregeln erhofft man gerechtere Steuererhebung und Verhinderung von Massenmorden, wie den armenischen.

Der Mann, der in Paris die politischen Forderungen der Jungtürken und die Parlamentarisirung des ottomanischen Reiches mit dem regsten Eifer betreibt und öffentlich befürwortet, ist Achmed Riza Bey. Eine eigenartige Figur: ungewöhnlich groß, mit scharfem Profil und graublauen Idealistenaugen. Er ist der Sohn eines türkischen Diplomaten und einer Deutschen. Trotzdem kann er kein Wort deutsch. Aus einem träumerischen Kind wurde er ein für die Freiheit schwärmender Jüngling, der sich in Konstantinopel, wo er bis zum Jahre 1889 mit seiner Familie lebte, im einsamen Studium meist verbotener französischer Bücher in religiöser Hinsicht zu einem Positivisten, in politischer Hinsicht zu einem Konstitutionellen und Liberalen

entwickelte. Er beschäftigte sich daneben mit dem Studium der Landwirthschaft, machte aber aus seinen vorgeschrittenen politischen Ansichten kein Hehl und wurde deshalb eines Tages plötzlich seiner friedlichen Beschäftigung des theoretischen Kohl- und Rübenbaues entrissen: er mußte schleunigst die Flucht ergreifen, weil es dem Sultan gefiel, über seinen Kopf die Todesstrafe zu verhängen. Achmed Riza entfloh nach Frankreich, nach Paris; seit acht Jahren hat seine Mutter ihn nicht wiedergesehen. In Paris erwarb er sich durch seinen uneigennützigen Charakter, seine Zuverlässigkeit und Güte viele Sympathien. Er sammelte die Jungtürken, gründete eine Zeitung, den Metchveret (Berathung), der zuerst in zwei Sprachen, französisch und türkisch, erschien und rücksichtlose Kritik an den ottomanischen Zuständen übte. Nie hat eine „doppelzüngige“ Zeitung so ehrliche Ueberzeugungen ausgesprochen; da diese dem Sultan nicht gefielen, ließ er dem Metchveret die türkische Zunge durch die französische Regirung verbieten. Er machte auch Miene, sich der eigenen Zunge Achmed Rizas nebst dem dazugehörigen Kopfe bemächtigen zu wollen. Dieser Plan schlug fehl; Riza Bey wurde nicht an die Türkei ausgeliefert; der Metchveret erscheint ruhig in französischer Sprache weiter, und wer mittags über den Boulevard Saint Germain kommt, kann dort die große Gestalt des zum Tode verurtheilten Jungtürken raschen Schrittes zum Frühstück gehen sehen.

Neben den völlig modernen, persönlich dem Islam kaum mehr angehörenden Riza Bey tritt in der mohammedanischen Kolonie von Paris eine andere Figur, die aber der jungtürkischen Partei nicht angehört. Es ist ein aus Jerusalem gebürtiger Araber, von großer Familie, ein Nachkomme des Eroberers von Syrien, Khalid-Ibn. Er wurde in Jerusalem auferzogen, war zum mohammedanischen Gelehrten und Priester bestimmt, besuchte zuerst die gewöhnliche Kleinkinderschule, dann das jerusalemer Priesterseminar in der Omarmoschee. Er preßte die gesammte mohammedanische Theologie in sein jugendliches Haupt, aber die innere Berufung zum Priester wollte ihm nicht kommen. Er verstand die arabischen, persischen und türkischen Bücher zu lesen, doch konnten sie ihn nicht befriedigen. Gegen den Willen seiner Familie suchte er nach Konstantinopel zu gelangen, weil er sich dort freieres Wissen, moderneres Leben erhoffte. Die Familie ließ den kaum Sechzehnjährigen in Jaffa beim Einschiffen festnehmen und nach Jerusalem zurückbringen. Ein Jahr lang hielt er schweigend, aber unerschütterlich an seinem Freiheitplane fest. Dann ließ der Vater ihn nach Konstantinopel gehen. Dort trat der junge Khalidy in die nach europäischem Muster eingerichtete Schule für Verwaltungbeamte ein. Mit Feuereifer studirte er europäische Geschichte, Geographie, Nationalökonomie u. s. w. Da er aber tief mit orientalischen Einflüssen durchtränkt, ein Kenner des Morgenlandes und schon in

jungen Jahren mit einer gewissen ruhigen Mäßigung versehen war, ließ er sich nicht dazu verführen, alles Abendländische als absolutes Ideal zu betrachten. Acht Jahre blieb er in Konstantinopel. Dann reiste er, wieder gegen den Willen der Familie, nach Paris ab. Er wollte die abendländische Kultur an ihrer Quelle studiren. Seit drei Jahren lebt der junge Gelehrte in Paris, ein eifriger Besucher der Nationalbibliothek, ein rühriges Mitglied der mohammedanischen Kolonie. Weit mehr als Riza Bey ist er dem Islam treu geblieben, dessen Lehren ihm als werthvoll, wahr und lebendig gelten, die er seinen Glaubens- und Stammesgenossen erhalten möchte. Sein Hauptgedanke ist, die mohammedanische Bevölkerung der Welt durch die Schulen und die Moscheen mit der modernen Bildung des Abendlandes bekannt zu machen, sie so erst auf die politische Emanzipation vorzubereiten, den Islam aus dem geistigen Schlaf zu wecken, damit er selbst, er thätig, er wollend, sich erneue.

Ein Mittel zum Zweck sieht El Khalidy zuerst in der Organisation der mohammedanischen Kolonie in der französischen Hauptstadt. Die Kolonie soll etwa 300 Köpfe stark sein, — besitzt bisher aber noch kein wirklich mohammedanisches Vereinslokal. Man spaltet sich nach Landsmannschaften, die irgend ein Café zum Hauptquartier ersehen. So treffen die Egypter und Araber sich im Café Cluny, die Türken im Café Soufflet. Eine Moschee, die alle Muhamedaner vereinigen könnte, giebt es noch nicht. Die Gründung einer solchen Moschee regte El Khalidy vor zwei Jahren, bei einer von ihm organisirten Feier des Geburtstages des Propheten, an. Sein Vorschlag fand lebhaften Beifall in der pariser Kolonie und im gesammten Orient. Bis nach Kairo, Tripolis, Jerusalem weckte das Wort des jungen Mohammedaners begeisterten Widerhall: hatte man doch oft gesehen, daß die Mohammedaner im Abendlande ihren Glauben sehr lässig nahmen. Man war also um so mehr erfreut, in El Khalidy diese Treue und diesen Eifer wahrzunehmen.

Die pariser Moschee soll in erster Linie die Mohammedaner der französischen Hauptstadt vereinigen. Dann aber soll sie mit einer Schule verbunden werden und in dieser Schule gedenken El Khalidy und seine Glaubensgenossen die Lehrer zu erziehen und zu bilden, die nach dem Orient zurückkehren und dort in die Schulen die modernen Naturwissenschaften einführen, die Entwickelunglehre auf Geschichte, Literatur und Sprache anwenden lehren, kurz, die Brücke zwischen der fortgeschrittenen abendländischen Kultur und dem erstarrten Orient schlagen können, — jedoch, ohne an dem Koranglauben zu rühren: als Mohammedaner, nicht als Fremde, Christen, Giauren.

Wohl nur mit Hilfe der von Riza Bey geplanten politischen Reformen wird der Plan sich für das ottomanische Reich durchsetzen lassen; denn es steht nicht in der Macht eines Einzelnen, gegen den Willen des Sultans

die althergebrachten Lehrpläne der Moscheenschulen und Universitäten zu ändern. Vorläufig ist jedoch die Durchdringung der Elite morgenländischer Intelligenz mit abendländischer Bildung eine unentbehrliche Grundlage zur Einführung jungtürkischer Reformen.

Wird die neue Kulturbewegung mit dem Ernst, Eifer und praktischen Sinn weitergeführt, der sie bisher leitete, so dürften die morgenländischen Aufklärer eines Tages vielleicht ihr Ziel erreichen, und was dem Feuer, dem Schwert, den diplomatischen Verhandlungen nicht gelang, vielleicht gelingt es der neuen Moschee in Paris, ihren Sendboten und den französischen Schulbüchlein, die, ins Arabische übertragen, die Lehren Galileis, Darwins und Pasteurs in orientalische Städte, in die Straßen mit den langen, blinden und tauben Mauern tragen sollen.

Paris. Dr. Käthe Schirmacher.



Landwirthschaftlicher Kredit in Rußland.

Die seit dem Jahre 1892 an einer Reorganisation der Reichsbank in Rußland arbeitende Kommission hatte im Jahre 1894 dem Reichsrath den Entwurf einer neuen Verfassung dieses Institutes vorgelegt, die, nach der Annahme durch den Reichsrath und nach erfolgter kaiserlicher Sanktion, in Kraft trat. Durch diese neuen Statuten ist zunächst eine Aenderung in der Oberaufsicht der Reichsbank herbeigeführt worden; sie wurde bisher von dem Rath der Staatskreditinstitute ausgeübt, während sie jetzt der Kompetenz des Reichsrathes überwiesen worden ist. In der inneren Organisation der Bank wurde theilweise eine Decentralisation geschaffen und es wurden, um der Verwaltung der Bank eine mehr praktische Richtung zu geben, den bureaukratischen Elementen dieser Verwaltung zwei Mitglieder zugesellt, von denen eins aus den Kreisen der Grundbesitzer, das andere aus denen der Kaufmannschaft gewählt wurde. Die Decentralisation kam auch durch die Einführung des sogenannten „Bezirksystemes“ zur Geltung, das darin besteht, daß die über das Reich zerstreuten einzelnen Filialen der Reichsbank nicht der Hauptverwaltung ist Petersburg direkt, sondern den „Hauptfilialen“ untergeordnet sind und mit diesen verkehren; so ist z. B. die Hauptfiliale der Bank in Warschau die vorgesetzte Behörde aller sonstigen Reichsbankfilialen im Königreich Polen.

Die „Diskont-Kommitees“, deren Aufgabe ist, die Kreditwürdigkeit der Bankschulden zu prüfen, bestehen aus zwei Abtheilungen: eine für den Geld- und Handelsverkehr, die andere für den landwirthschaftlichen Kredit; der zuletzt genannten Abtheilung gehören meist Landwirthe an. Mitglieder dieser beiden Abtheilungen sind in der Regel Privatpersonen, die auf Präsentation des Vorsitzenden einer Hauptfiliale vom Finanzminister ernannt werden. In dem neuen Statut der Bank war auch eine progressive Steigerung der Bankfonds vorgesehen, und zwar so, daß das Grundkapital von 25 auf 50 Millionen, das Reservekapital von 3 auf 5 Millionen Rubel erhöht werden sollte.

Als Grundlage für die Reorganisation der Reichsbank wurde das alte Statut der ehemaligen Polnischen Bank in Warschau benutzt, das sich sehr gut bewährt hatte und das nur aus höheren politischen Gründen umgestaltet worden war. So wurde auch das von der ehemaligen Polnischen Bank eingeführte System der Darlehen für den Ankauf von Vieh und landwirthschaftlichen Geräthschaften, für Wolle u. s. w. von der Reichsbank adoptirt. Man ging dabei von dem Grundsatz aus, der Landwirthschaft, so weit es irgend möglich ist, Hilfe zu leisten, und dieser Grundsatz, der in den wirthschaftlichen Prinzipien der russischen Regirung eine leitende Rolle spielt, hat dazu geführt, daß nach und nach neue Arten des Kredites entstanden, wie z. B. Kredite auf Unterpfand von Getreide, Hopfen, Wolle u. s. w. Da es die Aufgabe dieses Artikels ist, die Thätigkeit zu schildern, die die russische Reichsbank zu Gunsten der nothleidenden Landwirthschaft entfaltet, so wollen wir uns hier vornehmlich mit jenen Maßregeln der Bank beschäftigen, die in den zehn Gouvernements des Königreiches Polen zur Anwendung kommen, da die Verhältnisse des dortigen Grundbesitzes denen in den angrenzenden preußischen Provinzen ähnlich sind.

Man wird von vorn herein zugeben müssen, daß in dem neuen Verfassungstatut der Reichsbank das Prinzip der Kreditgewährung an die Landwirthschaft in ausgedehntestem Maße zur Anwendung kommt. Dieses Prinzip bestimmt, daß jedem rationell wirthschaftenden Grundbesitzer, der nicht mit Wucherschulden überlastet ist, die weiteste Kredithilfe gewährt werden soll, schon damit er der wucherischen Ausbeutung durch die kleinstädtischen „Bankiers" entzogen wird. Neben den Vorschriften über die landwirthschaftliche Kreditgewährung giebt es noch eine Reihe anderer in sogenannten „Cirkularen" niedergelegter, vom Ministerium ausgehender Regulative, die uns hier aber nicht beschäftigen sollen, da sie bisher nur selten praktische Anwendung gefunden haben, weil das Beamtenthum mit ihrer Handhabung noch nicht genügend vertraut ist.

Von besonderer Wichtigkeit ist der auf Unterpfand von Getreide gewährte Kredit, der im vergangenen Jahre sehr vielen russischen Landwirthen großen Nutzen gebracht hat. Solche Darlehen werden gegeben: erstens auf gedroschenes Korn bis zur Höhe von 75 Prozent des Verkaufswerthes; zweitens auf ungedroschenes Getreide und Stroh bis zur Höhe von 40 Prozent des Werthes. Von dieser Art des Kredites ist bisher hauptsächlich Gebrauch gemacht worden. Wer sich um ein solches Darlehen bewirbt, erhält ein Formular, auf dem er die Größe seines Gutes, den Erntestand und die örtlichen Bedürfnisse für den Getreideverbrauch, außerdem die eventuell zum Verkauf sich eignende Quantität des Getreides angeben muß. Dann wird ein Beamter der Bank oder Bankfiliale an Ort und Stelle entsandt, um die Angaben des Formulars unter Zuziehung des Gemeindevorstehers und zweier Zeugen, deren Besitz möglichst dem des Darlehnsbewerbers benachbart sein soll, zu prüfen. Die beiden Zeugen müssen schreiben können. Es wird dann über das Ergebniß dieser Prüfung ein Protokoll aufgesetzt und dem Diskont-Komitee eingereicht, das die Höhe des Darlehns bestimmt. Die Rückzahlung des Darlehns muß spätestens nach neun Monaten erfolgen; dieser Termin kann jedoch im Ganzen oder theilweise auf längere Perioden von je drei Monaten prolongirt werden, wobei die Bank sich aber das Recht vorbehält, die als Unterpfand gegebenen Getreidevorräthe zu realisiren. Eine Ab-

zahlung vor dem Fälligkeittermin ist in jeder Höhe zugelassen. Die Zinsen für die Darlehen sind auf $4^1/_2$ Prozent festgesetzt, die bei der Rückzahlung erstattet werden. Der Schuldner stellt über den empfangenen Betrag einen Solawechsel aus und erhält außer dem Gelde einen Schein, auf dem von der Bank die Höhe des ihm gewährten Darlehens und Gattung und Quantität des von ihm als Unterpfand gegebenen Getreides verzeichnet sind. Auf diesem Schein wird bei ratenweise erfolgender Rückzahlung des Darlehns die Höhe der Rückzahlung vermerkt.

Das als Unterpfand gegebene Getreide muß zum vollen Werthe und für die ganze Dauer des Darlehnsgeschäftes bei einer inländischen Gesellschaft gegen Feuersgefahr versichert sein. Die Police wird auf den Namen der Bank ausgestellt und der Verpfänder genießt den Vortheil der verminderten Prämienzahlung. Es sind auch Fälle vorgesehen, wo der Darlehnssucher einen Theil des bei der Bank verpfändeten Getreides verkaufen will, ohne vorher eine Abzahlung auf das Darlehen geleistet zu haben. In diesem Falle muß er ein dem Werthe des zu verkaufenden Getreides entsprechendes anderes Unterpfand geben, bestehend in Schafen, Wolle, Hopfen u. s. w. Das der Bank verpfändete Getreide muß, gleichviel ob es in einer Scheune, im Speicher oder sonstwo lagert, mit einem Stempel versehen werden, der die Inschrift trägt: „Dies ist der Reichsbank verpfändet.“ Wer so bezeichnetes Getreide ohne Vorwissen der Bank verkauft oder fortgiebt, macht sich straffällig.

Eine andere Form der Kreditgewährung ist der Kredit auf Wollprodukte zur Hebung der inländischen Schafzucht. Er wird gewährt a) den Inhabern von Schafställen, b) auf Unterpfand für inländische Wolle und c) an Fabrikanten zum Ankauf inländischer Wolle. Den Besitzern von Schafställen werden auf Solawechsel Darlehen gewährt auf Grund ihres unbeweglichen Eigenthumes oder auf Grund irgend einer anderen Bürgschaft. Im Darlehngesuch muß Zahl, Rasse und Alter der Schafe angegeben werden, worauf diese Angaben, wie vorhin geschildert wurde, von der Bank nachgeprüft werden. In dem Diskont-Komitee, das über das Gesuch entscheidet, müssen mindestens zwei Mitglieder sein, die mit der Schafzucht völlig vertraut sind. Jährlich mindestens einmal wird von der Bank eine Revision der Schafställe vorgenommen. Das Darlehen wird auf zwölf Monate gewährt und der Schuldner soll beim Verkauf der Wolle während dieser Periode einen entsprechenden Theil des Darlehens abzahlen. Die Darlehen auf die Wolle allein werden unter den selben Bedingungen gewährt wie auf Getreide und andere landwirthschaftliche Produkte. Die Wolle muß versichert sein und der Schuldner hat für alle Schäden aufzukommen. Die Höhe des Darlehens darf bei ungewaschener Wolle die Hälfte des Verkaufspreises nicht überschreiten, bei gewaschener Wolle beträgt sie zwei Drittel und in ganz besonderen Fällen 75 Prozent des Verkaufspreises. Die Darlehen auf ungewaschene Wolle werden auf vier und die auf gewaschene auf sechs Monate gewährt. Für die gewaschene Wolle kann der Termin der Rückzahlung des ganzen Darlehens bei vorheriger Theilzahlung von mindestens 10 Prozent des Darlehnsbetrages um drei Monate prolongirt werden; weitere Prolongationen um je drei Monate erfolgen bei Rückzahlung von 20 bezw. 40 Prozent des Darlehnsbetrages. Die Ausfuhr der Wolle vom Gute des Schuldners kann nur mit Einwilligung der Bank geschehen. Im Falle des Sinkens der Wollpreise

ist die Bank stets berechtigt, eine proportionelle Rückzahlung des Darlehens zu fordern oder die Wolle auf Rechnung des Besitzers zu verkaufen.

Die Gewährung von Kredit zum Zwecke der Förderung des einheimischen Hopfenbaues erfolgt unter den selben Bedingungen wie die bisher beschriebenen Kreditgewährungen, und zwar werden die Kredite gewährt: a) den Hopfenproduzenten auf die Kosten des Anbaues, b) auf das Unterpfand des eingesammelten Hopfens, c) den Brauern auf den Ankauf des Hopfens. Der Hopfenproduzent muß in seinem Darlehnsgesuch eine Beschreibung (einen Plan) der mit Hopfen bebauten Fläche seines Gutes liefern, die Größe der bebauten Fläche, die Zahl der verwendeten Stangen und Drähte bezw. der Pflanzen selbst, die Gattung des Hopfens und der angewandten Geräthe u. s. w. angeben. Die Bank läßt, wie vorhin beschrieben, diesmal aber auf Kosten des Darlehnssuchers, die Angaben des Gesuches prüfen. Die Darlehen werden auf neun Monate, und zwar nur vom dreizehnten März bis zum dreizehnten Dezember, gewährt, müssen auch innerhalb dieser Zeit zurückgezahlt werden. In einigen seltenen Fällen gewährt die Bank bei vorheriger Theilzahlung eine Prolongation. Die Darlehen auf trockenen Hopfen werden auf Grund der bei den Darlehen auf alle anderen landwirthschaftlichen Produkte geltenden Bedingungen gewährt; Darlehen auf präparirten Hopfen werden aber nur auf neun Monate ohne Prolongation und nur ganz sicheren Personen oder Anstalten gewährt. Der Produzent haftet für den von ihm der Bank verpfändeten Hopfen und macht sich bei unrechtmäßiger Beseitigung nach den allgemeinen kriminellen Bestimmungen strafbar.

Alle der Reichsbank für Darlehen verpfändeten Gegenstände unterliegen keinerlei Arrest, der von irgend einer anderen — privaten — Seite oder vom Reichsschatze auf das Vermögen des Schuldners der Bank ausgebracht werden könnte.

Die Bank kann sich bei der Vermittelung von Darlehen auch dritter Personen bedienen, wie z. B. der Vorschußvereine, der sogenannten Semstwos, der Genossenschaften oder auch einzelner Privatpersonen, wenn deren Charakter genügende Gewähr bietet. Solche Vermittler erhalten dann 1 Prozent Provision, das die Bank von den ihr zukommenden $4^1/_2$ Prozent abtritt.

Von allergrößter Bedeutung ist der in Polen eingeführte Kredit auf Solawechsel mit entweder hypothekarischer Sicherheit oder Sicherheit auf Bürgschaft; er wird den Landwirthen gewährt zu dem Zwecke, ihnen für ihre Unternehmungen flüssiges Kapital zur Verfügung zu stellen. Der Kredit mit hypothekarischer Sicherheit muß 57 Prozent des Gutswerthes betragen. Der Darlehnssucher muß in seinem Gesuche (auf besonderem Formular) eine genaue Beschreibung der Größe seines Gutes, der Felder, Wiesen, Aecker, der brachliegenden Theile u. s. w. liefern und die Einnahmen und Ausgaben sorgfältig angeben. Auch wird eine Angabe darüber, zu welchem Zweck das Darlehen gebraucht wird, gefordert, da die Darlehen, wie schon gesagt, nur für die engsten landwirthschaftlichen Zwecke, also für Bezahlung der Tagelöhner und Diener, der ländlichen Inspektoren, zum Ankauf von Vieh und Saatkorn, Verbesserung der Gebäude u. s. w. gewährt werden. Nicht erlaubt ist die Verwendung des geliehenen Geldes für den Bau neuer Gebäude, für Zahlung von Zinsraten, für Einführung von Meliorationen u. s. w. Die Bank behält sich das Recht einer Kontrole der landwirthschaftlichen Buchführung des Schuldners vor und kann, falls das Darlehen erweislich zu

anderen als zu den vorgeschriebenen Bedingungen verbraucht worden ist, auf sofortige Rückzahlung in Raten dringen. Außer jenen vorhin erwähnten Angaben in dem Darlehnsgesuch muß der Bewerber noch eine Bescheinigung über die von ihm gezahlten Kommunal- und sonstigen Steuern und einen Ausweis darüber beibringen, zu welcher Höhe sein Gut von dem ländlichen Kreditverein, bei dem er zuletzt ein Darlehen aufgenommen hat, abgeschätzt wurde. Sind alle diese Papiere der Bank überreicht, dann wird vom Diskont-Komitee die Höhe des hypothekarisch sicherzustellenden Darlehens abgeschätzt. Um sie festzustellen, rechnet man von der von dem ländlichen Kreditverein bewirkten Schätzung des Gutswerthes a) die Anleihe bei dem ländlichen Kreditverein in der nicht amortisirten Summe, b) die dreijährigen Zinsen auf Coupons ohne die Amortisationzinsen vor dieser Anleihe, c) den jährlichen Steuerbetrag, d) weitere hypothekarische Schulden, falls solche vorhanden sein sollten, ab und die Differenz, die sich dann aus der so ermittelten Summe und der Summe von $^3/_4$ des Gutswerthes ergiebt, wird als Darlehen gewährt. Ein Beispiel wird das Verhältniß deutlich machen. Das Gut ist 100 000 Rubel werth; das Darlehen des ländlichen Kreditvereines an den Gutsbesitzer betrug 48 700 Rubel; die dreijährigen Zinsen von der Nominalziffer von 50 000 Rubel betragen 6750 Rubel, die jährlichen Steuern 1276 Rubel, die Privatschulden 3750 Rubel. Es gelangen also zur Abrechnung vom Schätzungwerthe insgesammt 60 476 Rubel. Da nun der von der Reichsbank zu gewährende Darlehnsbetrag 57 Prozent des Werthes betragen soll, so kann dieses Darlehn in der Höhe von 14 500 Rubeln gewährt werden. Die Bank ist übrigens an ein solches Verfahren bei Ermittelung der Höhe des zu gewährenden Darlehns nicht gebunden. Viel hängt auch von der Person, der Tüchtigkeit und sonstigen moralischen Schätzung des Darlehnssuchers ab. Wenn dem Darlehnssucher die Höhe des ihm von der Bank gewährten Darlehens bekannt gegeben ist, erfolgt nach strengen Vorschriften die hypothekarische Eintragung dieses Darlehens. Ueber diese Eintragung wird ein Dokument aufgesetzt, das der Bank durch ihren Rechtskonsulenten zur Prüfung übergeben wird. Erst nachdem alle diese Formalitäten erfüllt sind und festgestellt ist, daß sich der Hypothekenstand des Darlehnsbewerbers während der Zeit der Verhandlungen mit der Bank nicht verändert hat, übernimmt die Bank den Solawechsel in ihren Besitz.

Jeder mehr als 5000 Rubel betragende Kredit unterliegt der Bestätigung durch den Bankrath in Petersburg, doch kann, bis diese Bestätigung erfolgt, die Hälfte der Summe dem Darlehnsbewerber einstweilen als Anzahlung angewiesen werden. Der Kreditsucher braucht den ihm bewilligten Kredit nicht in seiner ganzen Höhe in Anspruch zu nehmen; er kann ein laufendes Konto bei der Bank anlegen und erhält zu diesem Zwecke ein Check-Buch.

Die durch die ländlichen Kreditvereine nicht abgeschätzten Güter werden von der Bank abgeschätzt. Die Bewilligung des Kredites auf Bürgschaftwechsel, die für viele Pächter und solche Landwirthe, deren Verhältnisse einen hypothekarischen Kredit nicht ermöglichen, sehr vortheilhaft ist, erfolgt auf Grund der Kreditwürdigkeit der beiden als Bürgen auf dem Wechsel figurirenden Personen. Die Prüfung erfolgt auch hier durch die Diskont-Komitees, während im Uebrigen nach dem vorhin erwähnten Schema verfahren wird.

Warschau. Dr. Ladislaus von Zakrzewski.

Elektrotechnische Wettkämpfe.

Durch die Presse geht ein Artikel über das Elektrizität-Geschäft, wie es sich im berliner Handelskammerbericht nach den Referaten einiger ersten Unternehmer darstellt. Dem Publikum bietet man dazu leider keinen Kommentar; die Eingeweihten finden die Klagen über manche merkwürdigen Gründungen sehr auffällig, da man doch weiß, wer eigentlich mit solchen Finanzirungen begonnen hat, und sie fühlen die Absicht, jede Behauptung rasch durch eine andere wieder aufzuheben.

Da offenbar noch immer sehr viel zu thun ist, wirkt das Jammern über die allzu hitzige Konkurrenz etwas seltsam. Gewöhnlich pflegt erst in schlechten Zeiten der Wettbewerb schärfere Formen anzunehmen; dann erst arbeitet man, um nur den Betrieb aufrecht erhalten zu können, gern sogar mit Verlust. Heute ist es eine Selbsttäuschung, wenn die Besitzer elektrischer Werke meinen, sie wollten einmal ohne Nutzen liefern, nur um in das Geschäft hineinzukommen. Die Erfahrung zeigt, daß sie beim nächsten Mal dann erst recht billig sein müssen, um keine nachahmenden Konkurrenten hineinzulassen, daß also keine Sicherheit für einen später besseren Preis besteht. Um sich die Aufträge zu sichern, gründen z. B. die Gesellschaften jetzt Trambahnen in den verschiedensten Städten, denn die unabhängigen Trambahnen bestellen ihre Motoren bald hier, bald dort. Die Große Berliner Pferdebahn, die 600 Wagen mit 1000 Motoren braucht, würde wohl kaum mit der Union so schnell abgeschlossen haben, wenn nicht die Gesellschaft für elektrische Unternehmungen — also die Bank der Union — sich den Einfluß auf die Pferdebahn gesichert hätte. Die Klagen über die Gründungsucht sind durchaus nicht immer berechtigt. In den kleinen Städten bringt das elektrische Licht und die Straßenbahn nicht mehr als vier bis fünf Prozent; dabei sind die Abschreibungen oft noch ungenügend. Aber eine Gesellschaft, die eine Menge solcher vier- bis fünfprozentigen Betriebe hat, wird dennoch manchmal zwölf Prozent Dividende vertheilen: sie zieht sie aus dem Agio, mit dem die einzelnen Werthe im Publikum untergebracht werden. Ein Elektrizität-Werk verdient heute eben nur da, wo es die Preise selbst machen kann. So entsteht freilich eine neue Art des Wettkampfes.

Früher freute man sich, eine städtische Bestellung zu haben, weil man dann nachher nichts mehr damit zu thun hatte. Jetzt bewirbt man sich mit Vorliebe um die Betriebsübernahme, um Konzession oder Pacht. Aus einer Konzession mit den üblichen Anhängseln läßt sich eine Aktiengesellschaft herstellen und eine Pacht giebt die Hoffnung, sich für den vielleicht niedrigen Konkurrenzpreis später durch Verdienst am Betriebe schadlos halten zu können. Um Das zu erreichen, macht man gleich bei der Submission verlockende Angebote. Will z. B. eine Stadt wie Köln ihre Trambahn „elektrisiren,“ so vereinigt sich ein ganzes Konsortium — auch von sonst einander feindlichen Brüdern — und zahlt sofort ein paar Millionen, um eine längst nothwendige Brücke bauen zu lassen; die Bedingung, daß die Gesellschaft für eine Reihe von Jahren keine Brückenabgabe zu zahlen brauche, ist natürlich nur eine Bemäntelung der Schleuderofferte. Eine große Stadtverwaltung weiß ja sehr gut, daß Aktiengesellschaften nichts verschenken, daß baar gezahltes Geld mit Zins und Zinseszins zurückgegeben werden muß und sie also besser thäte, sich ihre Rheinbrücke selbst zu bauen. Wahrscheinlich steckt der Haken in der Dauer der Konzession; ohne Geldzugabe für dreißig,

mit Geld für vierzig oder fünfzig Jahre. Das bedeutet eine längere Amortisation; wo aber würden die eventuell der Stadt zugezahlten Millionen in der Bilanz figuriren? Unter den Aktiven nicht, denn der Ausgleich erfolgt doch erst binnen vierzig Jahren ... So entstehen dann die dunklen Bilanzen.

Hübsche Kunststücke findet man auch in den Tarifen, die bei Unterbietungen von Konzessionen und Pachtverträgen angefertigt werden und über deren merkwürdigen Inhalt noch immer Schweigen herrscht. Jede Stadt will natürlich möglichst billiges Licht und billige Fahrgelegenheit haben; da ist nun die Tariffrage wichtiger als der Preis, die Dauer der Konzession, das Rückkaufsrecht u. s. w. Dieser Erkenntniß soll der sogenannte oberschlesische Tarif zu danken sein, der sich angeblich auf Werke mit großen Wasserkräften oder auf solche in der Nähe von Kohlenrevieren bezieht. Auffällig ist an diesem Tarif, daß jedem Abnehmer die elektrische Kraft oder das Licht etwa bis zu einem Quantum von 500 Brennstunden zu 50 Pfennigen per Einheit berechnet wird, darüber hinaus aber Alles zu 2 Pfennigen. Das ist nicht etwa ein Druckfehler und sollte 20 Pfennige heißen. Scheinbar ist dieser niedrige Preis unerklärlich, da die 2 Pfennige nicht einmal die Selbstkosten decken. Alles, mit Einschluß der Amortisation, wäre danach also geschenkt. Wenn nun ein Abnehmer in seinem Betrieb Motoren und Lampen hat, die zusammen 20 Kilowattstunden konsumiren, so werden ihm bis zum Verbrauch von zwanzigmal 500 = 10000 Kilowatt je 50 Pfennige berechnet, was jährlich 5000 Mark macht; hat er aber zufällig 1000 Brennstunden, so kosten die zweiten 500 nicht 5000, sondern nur 200 Mark. Also im Durchschnitt für 1000 Brennstunden 20 Kilowatt = 5200 Mark, was eine plötzliche Reduktion von 50 auf 26 Pfennige ergäbe. Das wäre sehr verlockend, wenn nicht ein Kniff dabei wäre, den die Laien meistens erst zu spät merken. Die Tarifkünstler rechnen entweder darauf, daß ihre Abnehmer kaum jemals über ihr festes Minimum hinauskommen, dann sind 50 Pfennige ein sehr theurer Preis; oder sie wissen, daß die Abnehmer überhaupt nicht den Konsum haben werden, der bei der Umfrage angegeben wird. Ein Beispiel. Ein Schreiner hat in seiner Werkstatt einen Motor für 2 Kilowatt; er hat also bis zu 1000 Kilowattstunden 50 Pfennige pro Einheit zu zahlen und sich zu diesem Minimum von 500 Mark sogar verpflichtet. Er glaubt aber, daß sein Motor viel länger gehen wird, und hofft deshalb, mit dem Zweipfennigtarif ein gutes Geschäft zu machen. Nun werden aber in Wirklichkeit die 500 Stunden kaum erreicht oder nur wenig überschritten, da solche Maschinen ja nicht ununterbrochen laufen. Der Handwerker bezahlt also schließlich einen relativ hohen Preis für seine Kraft und das gute Geschäft macht das Elektrizität-Werk. Die Selbstkosten sollen, wie mir gesagt wird, mit etwa 30 Pfennigen angegeben werden. Die Inhaber der Konzessionen wissen sehr gut, daß der billigere Tarif fast niemals in Wirksamkeit tritt und nur eine Lockspeise für mittlere und kleinere Betriebe ist.

Ein Beispiel, wie man sich über den eigenen Bedarf irren kann, bietet Pforzheim, wo sehr viele, aber nur kleine Motoren laufen und der wirkliche Bedarf an Kraft gegenüber den gehegten Erwartungen so gering ist, daß die Stadt ohne großen Widerspruch den Strompreis erhöhen konnte. Für die Verhältnisse der Konkurrenz ist bezeichnend, daß in einer Versammlung von Elektrotechnikern, wo auch der eben erwähnte Tarif besprochen wurde, Keiner ein offenes Wort darüber wagte; nachher, in der Intimität, soll es um so mehr Aufrichtigkeiten gegeben haben. Heute ver-

kaufen die Städte ihr Licht mit 50 Pfennigen, aber ihre Kraft mit 20 Pfennigen, gleichsam als Nebenprodukt, weil am Tage die Maschinen sonst doch nicht gebraucht werden. Es giebt bei uns auch Städte, wo die Lichtabgabe 70 Pfennige — mit Rabatt — kostet, während die Kraft für 10 oder 20 Pfennige abgegeben wird. Die Preisherabsetzungen für das Licht haben wider Erwarten keine neuen Abonnenten herbeigelockt, weil die Reduktion eben zu gering war. Was an Kraft mehr eingenommen wurde, soll noch nichts für einen entsprechenden Verdienst beweisen. Ein Hauptfehler bleibt eben die mangelhafte Ausnützung; darunter sollen Plätze wie Köln, Nürnberg, Dresden, Frankfurt mit ihren Wechselstromanlagen leiden, da ein solches System zu große Maschinen erfordert.

Bei den Konkurrenzen sollen oft noch im letzten Augenblick sogenannte Nachgebote einlaufen, um einem Anderen den bereits erhofften Zuschlag fortzunehmen, und die Submittenten brauchen dann viel Energie, um solche scheinbar vortheilhafte Einmischung abzuwehren. Wohin aber Schwäche in dieser Beziehung führt, lehrt ein Blick auf Baden-Baden; da hatte der Magistrat schon einer bestimmten Firma Alles übertragen, einem der Unterlegenen aber war es gelungen, sich in der Stadtverordneten-Versammlung Sympathien zu erwecken, und nun dauerten die neuen Verhandlungen ein ganzes Jahr. Natürlich wurden die besten Kunden, die Hotelbesitzer, ungeduldig und schufen sich eine eigene Anlage. In Essen wurde die vorhin geschilderte Tarifermäßigung als niedrigeres Gebot vorgeführt, aber ein ernster Submittent wies dem Magistrat mündlich nach, wie zweifelhaft der Vortheil der billigeren Offerte sei, und so entschied man sich endlich für das theurere Angebot als das billigste. In Dortmund dagegen, wo die Stadt selbst den Betrieb übernimmt, mußten sich die Erbauer die Bedingungen vorschreiben lassen und diese wurden durch die Nachgebote so drückend gestaltet, daß der ganze Nutzen wohl lediglich in der Reklame-Anlage liegt. Das Institut der Sachverständigen ist recht unbeliebt, — und nicht ohne Grund, wie peinliche Erfahrungen in der letzten Zeit wieder bewiesen haben.

Von den großen haben die kleinen Elektrotechniker längst gelernt; ich greife einmal die Installation in einem Hause heraus, um das Wesen der Konkurrenz auch in mittleren Verhältnissen typisch zu zeigen. Ein Installateur geht zufällig an einem neuen Hause vorüber, das ihm elektrischer Beleuchtung würdig scheint. Er stellt sich dem Besitzer vor und bittet, ihm einen Anschlag überreichen zu dürfen. Auf die Antwort, daß die „Elektrisirung" einem Anderen schon fast sicher übertragen sei, folgt die gemüthliche Frage nach der Höhe jenes Anschlages; etwa 1600 Mark und 250 Mark für Montage, heißt es. Bald darauf läuft die Gegenofferte ein; sie fordert nur 1100 Mark, die Montage ist gar nicht gerechnet und der Ausfall muß wohl an irgend einem anderen Punkt der Arbeit hereingebracht werden. Nun ist der Hausbesitzer gereizt und bittet um nähere Darlegung: da vernimmt er, daß ein förmlicher Plan „extra" vergütet werden müsse. Dem niedriger Offerirenden ist es nämlich gar nicht um die Uebernahme der Arbeit zu thun: er will nur der Konkurrenz den Preis verderben. Oft kann man unter einem solchen Mindergebote sogar lesen: „Sollten die übrigen Submittenten noch billiger werden, so sind wir gern bereit, unser Angebot noch einmal zu revidiren." Und diese Konkurrenzjagd wird veranstaltet, trotzdem die elektrischen Werke fast sämmtlich mit Aufträgen überhäuft sind.

Pluto.



Notizbuch.

In Petersburg und Peterhof hat sich ein Vorgang von geradezu welterschütternder Bedeutung abgespielt. Der Friede, der liebliche Knabe, den Jeder gern hätschelt, sieht heute strammer und munterer aus als jemals zuvor und für Deutsche und Russen zieht eine neue Aera herzlicher Freundschaft herauf. So melden seit den ersten Augusttagen in holder Eintracht die deutschen Blätter. Der Spukglaube, der uns Jahre lang die östlichen Nachbarn als eine Horde von Baltenfolterern, Judenverfolgern und Talglichtfressern vorführte, ist zerronnen und das kaufkräftige Kundenvolk aus dem Osten wird zärtlich gestreichelt. Leider steigt, während wir die Lobgesänge einschlürfen, in unserem Sinn die Erinnerung daran auf, daß wir die selben Töne schon im September des vorigen Jahres vernahmen, als der russische Nikolaus in Breslau gewesen, an der Spitze der deutschen Truppen vom Paradefeld heimwärts geritten war und damit auch den boshaftesten Zweiflern klar bewiesen hatte, wie inniglich er uns liebt. Wir sollen, wie es scheint, aus den weltgeschichtlichen, mit frohem Festjubel zu begrüßenden Ereignissen gar nicht mehr herauskommen und es wird für den Deutschen bald schwer werden, die Fülle der herrlichen Tage zu tragen, die ihm von oben beschieden sind. Das möchte noch hingehen; die ernsthaften Leute, die da und dort ja noch immer im Deutschen Reich leben, lächeln höchstens über das alberne Treiben, das uns täglich neue Triumphe vorgaukelt, und warten geduldig, bis der letzte Lärm allgemach wieder verhallt sein wird. Schlimmer ist schon der schamlose Byzantinismus, den man in der Schilderung der politischen Großthaten von Tag zu Tag empfindlicher spürt und dessen widriges Gebahren uns dem Spott anderer Völker preisgeben muß. Wie weit wir darin bereits gekommen sind, lehrt ein Bericht, der in der vorigen Woche durch die Presse ging und also lautete: „In den taktischen Manövern führte Kaiser Wilhelm sein wiborgisches Regiment innerhalb des Rahmens einer größeren Gesammtübung. Bei der Uebernahme des Kommandos hielt er eine kurze Ansprache und entwickelte dann das Regiment durch alle Stadien des Angriffes mit absoluter Beherrschung des erst kürzlich eingeführten Reglements. Schwer zu beschreiben ist die frappirende Wirkung seiner genauen Dienstkenntniß auf alle Anwesenden. Kaiser Wilhelm gab die Kommandos auf Russisch. Allerwegen sind die Offizierskreise ganz begeistert. Am Schluß der Uebung stürmten die Wiborger, der Kaiser voran, im Bajonettangriff die Höhe, worauf der Zar seinen Standpunkt eingenommen hatte. Dicht davor befahl Kaiser Wilhelm Halt, ließ präsentiren und die Zarhymne anstimmen, worauf die Kaiser einander herzlichst begrüßten. Des Kaisers Sachkenntniß, verbunden mit seiner schneidigen Führung, bildet überall das Tagesgespräch. Selbst die unter den Zuschauern befindlichen zahlreichen Franzosen stimmten in die rauschende Beifallskundgebung ein . . ." Den Kaiser muß, wenn er solche erbärmlichen Lobhudeleien liest, tiefster Ekel erfüllen; er weiß am Besten, daß bei Paradeübungen, deren Details vorher bis ins Kleinste genau festgestellt werden, der Truppenführer gar nicht die Möglichkeit hat, seine Fähigkeiten zu zeigen, daß die Sache nicht um ein Haar anders ausfiele, wenn ein Civilist die eingelernten Weisungen gäbe, daß sogar bei ernsteren Manövern das Publikum über die Befähigung des Kommandeurs nicht zu urtheilen vermag, und er wird sicher auch die Franzosen, die ihn anbeten — daß sie ihn vergöttern, kündete uns eine andere Depesche —, nach ihrem wahren Werth zu schätzen wissen. Soll solcher

Unfug, der in keinem anderen europäischen Staat, selbst in Monaco nicht, heute noch möglich wäre, im deutschen Land etwa heimisch werden? Dann wäre für die Deutschen, die es für selbstverständlich halten, daß ihr gekrönter Vertrauensmann stets seine Pflicht thut und sein Geschäft gründlich versteht, die sich an den Eunuchenton asiatischer Despotien aber nicht gewöhnen wollen, wirklich die Stunde gekommen, wo sie daran denken müssen, den vaterländischen Staub von den Füßen zu schütteln.

* * *

Mildernde Umstände muß man unserer süßen Presse freilich zubilligen, wenn man sieht, wie ihr Lakaiensinn auch andere, auch ausländische „Fürstlichkeiten“ prompt und willig bedient. Die Verherrlichung Nikolais des Zweiten war auf dem bunten neu-ruppiner Bilderbogen, der zum Ruhm der Russenfeste angefertigt wurde, ja nicht zu entbehren; daß aber auch die Privatvergnügungen gleichgiltiger Prinzchen in die jetzt so reichhaltige Rubrik der weltgeschichtlichen Vorgänge eingereiht werden, zeigt doch, wie tief Unterthanentreue und ehrfürchtige Loyalität in der wackeren Kulischaar wurzelt. Da hat ein junger Herr, der Prinz Henri von Orleans heißt und durch allerlei galante Abenteuer und noch mehr durch ein unersättliches Reklamebedürfniß bekannt geworden ist, mit einem anderen jungen Herrn, der den Titel eines Grafen von Turin trägt, ein Duell gehabt. Man sollte annehmen, eine unbeträchtlichere Geschichte sei kaum zu ersinnen. Das wäre ein Irrthum: Genesis und Verlauf dieses Prinzenduells werden uns in langen Depeschen und Artikeln haarklein erzählt, — also muß dieser Knabenhandel für das politische Leben des deutschen Volkes wohl von ganz ungewöhnlicher Bedeutung sein. Und die Holzpapiergelehrten haben richtig auch schon herausgebracht, daß die in Vaucresson veranstaltete blutige Spielerei erstens die Monarchie in Italien befestigt und zweitens die feindsälige Gesinnung zwischen Franzosen und Italienern gesteigert hat. Das konnte man in Zeitungen lesen, wo sonst über die Duellwuth in den schrillsten Tönen gezetert, zugleich aber emsig die kindische Wahnvorstellung gepflegt wird, daß die Völker den Schnupfen haben müssen, weil die Fürsten allergnädigst zu niesen geruhten.

* * *

Don Antonio Canovas del Castillo, der spanische Ministerpräsident, ist von einem italienischen Anarchisten ermordet worden. Er war ein gebildeter, literarisch begabter Mann, dessen historische Arbeiten von Kennern als achtbare Leistungen gerühmt werden und der mit Muth, Sachkenntniß und nie ermattendem Eifer die politischen Geschäfte seines Vaterlandes leitete. Daß er ein großer Staatsmann gewesen sein soll, klingt nicht sehr glaublich; die Lebensleistung großer Staatsmänner kann man, wie den Inhalt guter Dramen, fast immer in einen knappen Satz zusammenfassen, der auch dem fremden Betrachter dann sofort die Größe des Mannes bezeichnet. Das ist bei Canovas nicht möglich. Er hat, als Isabellchen fern von Madrid ihren Sünden nachzusinnen begann, der jüngeren Bourbonenlinie den spanischen Thron gesichert, — einstweilen gesichert, denn auf die Dauer der „angestammten“ Monarchie wird kein Spanier hohe Wetten eingehen. Er hat die Verfassung, das allgemeine Stimmrecht und einen verständigen Schutzzoll eingeführt und nach den verheerenden Bürgerkriegen dem Lande Ruhe verschafft, — einstweilen verschafft, denn seit den kubanischen Verwickelungen sieht es mit der Ruhe und Ordnung im Lande der Toreros und Gitanen wieder recht bedenklich aus. Er hat, da er 1881 freiwillig aus dem Amt schied, um nicht einem Privatwunsch des

Königs Alfons nachgeben zu müssen, gezeigt, daß er politische Ueberzeugungen hatte, die ihm für keinen Preis feil waren, — und solche Eigenschaften schätzen wir in Deutschland heute besonders an einem Minister. Seinem Volk aber hat er doch nur in sehr bescheidenem Umfange genützt; Spanien ist heute ein unrettbar verfallendes Land und der Wanderer, der die iberische Halbinsel durchstreift, hat das bange Gefühl, über eine Trümmerstätte zu schreiten, der in absehbarer Zeit neues Leben wohl nicht entkeimen wird. Immerhin war Canovas der einzige Mann, auf den die Spanier, trotz seinem hohen Alter, noch hofften; nach seinem Tode priesen selbst die früheren Gegner ihn in überschwänglich schwärmenden Worten. Der Zerrüttung aller Verhältnisse hat aber auch dieser tapfere Patriot nicht zu wehren vermocht und man darf sich nicht darüber wundern, daß gegen den Träger eines mitunter bis zur Barbarei grausamen Regirungsystems sich die Wuth eines irren Fanatismus waffnete. Canovas wollte mit Feuer und Schwert die Rebellen ausrotten und fiel als ein Opfer ihrer tückischen Rache. Die Ermordung des muthigen Greises ist menschlich beklagenswerth, sie konnte politisch aber nach Allem, was man in den letzten Jahren über Spanien gehört hat, kaum noch Verwunderung wecken. Wunderbar ist nur, daß dieser Mord bei uns ausgenutzt werden soll, um für neue Umsturzgesetze Stimmung zu machen, obwohl gerade er wieder den festen Nexus zwischen drakonischen Unterdrückungmaßregeln und Attentaten beweist. Die Spanier haben die strengsten Anarchistengesetze, sie sind, wie die Aburtheilung Angiolillos durch ein Kriegsgericht zeigt, sogar bereit, sich über gesetzliche Formen hinwegzusetzen, und ihr Land ist dennoch die Heimath der politischen Morde geblieben und mit jeder Verschärfung der Gesetze hat die Rebellenwuth sich gesteigert. Uebrigens sind wir in Deutschland ja noch nicht bei spanischen Zuständen angelangt; wenn es eines Tages aber mit saarabischer Hilfe so weit kommen sollte, dann werden unsere Umsturzdeliranten in der Geschichte Spaniens etwas weiter zurückblättern und, statt von Canovas, von Philipp dem Zweiten lernen müssen, mit welchen Mitteln den Völkern die Ruhe des Kirchhofs zu sichern ist.

* * *

Vorläufig begnügen die allerklügsten Kämpfer für Sitte, Recht und Ordnung sich mit lautem Wehgeschrei darüber, daß Herr Wilhelm Liebknecht noch immer nicht im Gefängniß sitzt. Der sozialdemokratische Abgeordnete sollte vor zwei Jahren in Breslau den Kaiser beleidigt haben und wurde vom breslauer Landgericht zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Da er während der Reichstagsverhandlungen immun ist, zog die Sache sich hin und nun jammern gute Christen und weise Politiker, weil das Reichsgericht über die von dem Verurtheilten eingelegte Revision noch nicht entschieden hat. Das breslauer Urtheil ist selbst von Franz von Liszt, der doch kein Umsturzmann ist, als unbegreiflich bezeichnet worden und gerade bei den Ordnungstützen sollte Jubel ertönen, wenn dieses Urtheil aufgehoben würde. Die „Zukunft“ und ihr Herausgeber werden von Liebknecht mit ganz besonders heißem Haß beehrt, mit einem Haß, der durch keine noch so oberflächliche Bekanntschaft mit dem Blatt und seinem Leiter gemildert ist. Darf darum hier nicht gesagt werden, daß es im höchsten Grade bedauerlich wäre, wenn der fast zweiundsiebenzigjährige Mann, weil ihm eine unvorsichtige Wendung entfahren ist, die interpretirende Kunst übel zu deuten vermochte, ins Gefängniß gesperrt würde? Für den alten Liebknecht, der von den Genossen in letzter Zeit recht häßlich behandelt wurde, wäre dieses Martyrium an seinem Lebensabend ein Glück, denn es würde ihm mit einem Schlage wieder

die Stellung sichern, aus der er von hurtigen Minirern verdrängt worden ist. Aber sollen auch die Gegner der Sozialdemokratie sich über dieses neue Blatt im schon allzu stark angeschwollenen Martyrologium freuen, sollen sie wünschen, daß ein ungefährlicher Greis Rumfutsch essen und seine Zelle scheuern muß, um nach der Verbüßung der Strafe dann wie ein Heiliger durch das Spalier der Genossen zu schreiten? Und wenn der alte Mann im Gefängniß erkrankt oder stirbt? ... Noch darf man auf das Reichsgericht hoffen; wird das breslauer Urtheil aber wider Erwarten in Leipzig bestätigt, dann sollte ein kluger Berather, etwa Herr von Miquel, dem Kaiser empfehlen, von seinem Gnadenrecht im Fall des Greises Gebrauch zu machen.

* * *

Zu solchen Erwägungen hat der Ritter Johannes vom Schwarzen Adler jetzt gerade die nöthige Zeit: er sitzt in Wiesbaden, pflegt den vom Rheumatismus geplagten Leib und scheint in der Stille daneben mit feiner Voraussicht für die kommenden parlamentarischen Schlachten, die letzten vor den gefürchteten Wahlen, die Waffen zu schmieden. Er hat Herrn von Stumm, ihn hat Herr Lieber besucht und man wispert sogar, das Trifolium habe sich in Eltville vereint, im landschaftlich reizvollen Altavilla, wo einst die Erzbischöfe von Mainz ihren Hof und ihre Münzstätten hatten. Das Gerücht ist sicher nicht wahr; Herr von Miquel braucht zwar, wie die alten rheinischen Kirchenfürsten, Geld, Geld für die Flotte und Geld für neue Kanonen, aber der Sommerhof des Königs von Saarabien ist einstweilen doch wohl noch nicht zur politischen Residenz des Deutschen Reiches geworden, und wenn die Herren Miquel und Lieber in der eltviller Au weilten, wollten sie wahrscheinlich nur hören, wie in diesem Regenjahr Stumms berühmter Grünhäuser gerathen ist.

* * *

Im berliner Zoologischen Garten ist jetzt eine Kalmückenhorde zu sehen, die, nach dem Urtheil der Sachkenner, einigermaßen an anthropologische Jahrmarktswunder erinnert, für die aber rastlos in den „ernsthaften“, „führenden“ und „vornehmen“ Blättern der Hauptstadt Reklame gemacht wird. Warum? In den selben hochgeschätzten Organen der öffentlichen Meinung konnte man am siebenten August eine Notiz lesen, deren wesentlicher Inhalt lautetete: „Ein zu Ehren der Vertreter der berliner Presse aus Anlaß der Eröffnungschaustellung der Kalmücken-Horde gegebenes Frühstück konnte mit vollem Recht als eine exposition culinaire bezeichnet werden. Die kalten Buffets brachen schier unter der Last der auserlesensten Leckerbissen. Gleich Anerkennendes muß über die dabei kredenzten Weine gesagt werden. Ein Château Margaux fand allseitige Bewunderung und ein Gleiches konnte von einem alten Rüdesheimer konstatirt werden.“ Allerliebst, nicht wahr? Für solche Abfütterungen ist der hübsche technische Ausdruck „Beleuchtungproben“ erfunden worden und er wird auch da angewandt, wo von Beleuchtung aus guten Gründen gar nicht die Rede ist. Dem Publikum ist die Thatsache unbekannt, daß die Herren, die ihm über öffentliche Schaustellungen Bericht erstatten, vorher mit den „auserlesensten Leckerbissen“ gemästet werden und in Château Margaux und altem Rüdesheimer sich Muth und Kraft zum schweren Werk trinken. Trotzdem sind sie natürlich voll und ganz — besonders voll — unabhängig und entrüsten sich fürchterlich, wenn einem ihrer Kollegen nachgewiesen wird, daß er sich das warme Abendbrot und die Droschke von konzertirenden Virtuosen bezahlen läßt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert-Damcke in Berlin.



Berlin, den 28. August 1897.

Proletarier.

Im letzten Juliheft habe ich eine in Dialogform gekleidete kleine Betrachtung veröffentlicht, die an die Landtagsverhandlungen über den Entwurf eines preußischen Vereinsgesetzes geknüpft war und ein paar für die politische Entwickelung unseres Reichsorganismus wichtige Fragen streifte. Auf den spöttischen Einwurf eines köllernden Tischgenossen, er werde mich eines Tages wohl auch noch unter den Sozialdemokraten sehen, war am Schluß da geantwortet worden: „Diesen Schmerz werden Sie nicht erleben; aber ich gestehe Ihnen, daß ich Jeden beneide, der innig an die Heilslehren der Sozialdemokratie glaubt, denn nur ihm bleibt, wie die Dinge heute in Deutschland liegen, noch eine frohe Hoffnung. Birgt dieser Zustand nicht eine größere Gefahr als alles Hetzen und Wühlen der wüstesten Agitatoren?“... Die flüchtige Betrachtung — und besonders der Schlußsatz — hat eifrigeren Widerspruch und lebhaftere Zustimmung gefunden, als ihr Inhalt erwarten ließ; und es hat sich wieder gezeigt, daß man, um die Menschen für wirthschaftliche Erscheinungen zu interessiren, nicht überraschende Originalität braucht, sondern nur den nicht einmal gefährlichen oder gar zum Ruhm berechtigenden Muth, der den Schleier der Konvention zu lüften und die Dinge beim rechten Namen zu nennen wagt. Unter den Briefen, die der schon durch den Titel „Kaffeeklatsch“ als anspruchslose Plauderei bezeichnete Aufsatz mir ins Haus brachte, war auch ein von einem westpreußischen Gutsbesitzer geschriebener, den ich den Lesern der „Zukunft“ mittheilen möchte, — nicht nur, weil der Schreiber darum bittet, sondern, weil er mir für die in manchen Kreisen

heute noch herrschende Anschauung typisch scheint und, wenn er nicht unbeantwortet bleibt, vielleicht geeignet sein kann, die geschiedenen Schichten unseres Volkes, die einander kaum noch kennen und verstehen, auf einem schmalen Grenzgebiet wenigstens der Möglichkeit einer Verständigung um einen kleinen Schritt näher zu bringen. Hier ist er:

Sehr geehrter Herr Harden,

Beinahe glaube ich nun selbst, daß der Herr, mit dem Sie beim „Kaffeeklatsch" saßen, Recht hatte, als er sagte: „Sie sehe ich auch noch als Sozialdemokraten!" Wenn ich auch mit dem letzten Satze Ihres ... Artikels einverstanden bin, so hat mich doch eine andere Behauptung in Erstaunen gesetzt. Sie sagen: „Die Phrase, daß die Sozialdemokraten ‚außerhalb der Staats- und Gesellschaftordnung stehen', enthält kein Körnchen verständigen Sinnes; sie müssen gegen den Staat und die Gesellschaft ihre Pflicht pünktlich erfüllen und werden, wenn sie es nicht thun, sehr hart bestraft." Sehr schön. Aber kann es wohl einen größeren Unsinn geben als den, daß ein Mensch, der öffentlich eingesteht, daß er die Staats- und Gesellschaftordnung umstürzen, ja selbst Kaiser und Reich zu Grunde richten will, im Reichstage sitzen kann, um über das Wohl und Weh des Reiches zu berathen? Daß die Sozialdemokraten „ihre Pflicht pünktlich erfüllen," geschieht doch nur mit dem größten Widerwillen und nur so lange, wie sie sich der Macht der Bajonnette beugen müssen.

Sie meinen ferner, hochgeehrter Herr Harden, daß es den Proletariern nicht besser gehe als den kleinen Landwirthen und Gewerbetreibenden, und sprechen so gelassen und kühl den Satz aus: „Wenn sie (d. h. die Landwirthe) Alles verloren haben, so sind sie noch gerade so weit wie die Handarbeiter." Das heißt mit anderen Worten: „Dann mögen sie nun auch kennen lernen, was Arbeiten heißt!" Ich für meine Person würde Das gerade noch nicht so sehr empfinden, da ich von Jugend auf als Landwirth mitgearbeitet habe. Immerhin würde es mir aber in meinen Jahren (ich bin sechzig) sehr kurios vorkommen, falls ich genöthigt sein sollte, den Spaten oder die Hacke den ganzen Tag über zu handhaben. Wenn ich mir aber denke, sehr geehrter Herr Harden, daß Sie in die Lage kämen, Ihren Posten als Herausgeber der „Zukunft" und zugleich Ihr ganzes Vermögen zu verlieren! Was dann? Ich habe nicht die Ehre, Sie persönlich zu kennen, aber, nach Ihrer zierlichen Handschrift zu urtheilen, müssen Sie von der Natur gerade nicht allzu sehr mit Muskelkräften ausgerüstet sein. Wenn Sie nun, verehrter Herr, als Maurerhandlanger fungiren sollten und müßten? Welche traurige Rolle würden Sie wohl spielen?! Bitte, malen Sie sich das Bild gefälligst weiter aus und — haben Sie etwas mehr Mitleid mit den armen Landwirthen und Gewerbetreibenden.

Ueber die Arbeiterverhältnisse scheinen Sie nicht genügend informirt zu sein, wenigstens nicht über die ländlichen. Dadurch, daß man „zufällig" mit einem oder mehreren Arbeitern spricht, lernt man die Leute und ihre Verhältnisse nicht kennen. Ich bin mit den Leuten sozusagen aufgewachsen, wie so viele und wohl die meisten meiner Standesgenossen; da kann man schon eher ein Wörtchen mitreden und weiß, wie der Hase in Wirklichkeit läuft. Wenn der Mann, mit dem Sie gesprochen haben, mit zwei Mark Tagelohn nicht zufrieden ist, warum kommt

er nicht aufs Land zu uns, wo die Arbeiter knapp sind und wo der Mann, wenn er ordentlich und fleißig ist, behaglich leben und noch Etwas erübrigen kann? Warum wohl nicht? Weil er dann nicht mehr sein freier Herr ist, nicht blauen Montag machen und nicht nach Belieben faullenzen kann. Denn in der Landwirthschaft muß strenge Zucht herrschen. Es ist ein Unterschied, ob die Arbeiter z. B. mitten in der Weizenernte montags nicht zur Stelle sind oder ob sie in der Stadt bei einem Bau fehlen. Dem Baumeister schadet es weiter nichts, bei dem Landwirth aber stehen oft Tausende auf dem Spiel.

Die Leute haben, glauben Sie mir, auf dem Lande überall ihr gutes Auskommen, wenn sie nur nicht dem Trunke ergeben sind und wenn sie eine ordentliche Frau haben. Einer meiner Instleute hat mit nichts angefangen, besitzt jetzt ein geordnetes Hauswesen, eine Kuh, Schweine, Federvieh u. s. w. und hat fast tausend Mark auf der Sparkasse liegen. Das können sie Alle; jeder Besitzer wird Das bestätigen. Ich aber habe in den fünfundzwanzig Jahren meiner Thätigkeit nicht einen Pfennig erübrigt, obwohl ich in dem Ruf stehe, ein fleißiger, tüchtiger, nüchterner Landwirth zu sein.

Seien Sie versichert, hochgeehrter Herr Harden: meine Leute schlafen jede Nacht ruhiger als ich; sie haben keine Sorgen, ob es alle Tage regnet oder ob Wochen lang Dürre herrscht; ihre Lebensweise ist durchaus auch nicht geringer als meine: sie essen das Selbe, was ich esse. Nur ein Unterschied besteht zwischen uns, auf den aber die Arbeiter ein ungeheures Gewicht legen: ich habe Pferde und Wagen, um nach ihrer Ansicht „spaziren" fahren zu können, wann und wohin es mir beliebt. Gewöhnlich benutze ich das Fuhrwerk aber nur, wenn ich als Amtsvorsteher Geschäftsreisen mache oder gezwungen bin, in die Stadt zu fahren, um zur Bezahlung der Leutelöhne Vorschüsse auf Getreide zu holen. Es ist merkwürdig, mit wie scheelen Augen die gewöhnlichen Leute gerade auf das Fuhrwerk der Wohlhabenden blicken. Man irrt deshalb wohl nicht, wenn man die Ansicht ausspricht, aus diesem Neidgefühl sei bei den Arbeitern das krankhafte Sehnen entsprungen, Rentengutsbesitzer zu werden, was heutzutage bei so Vielen zur Quelle des Unglücks wird. Auch wenn sie nur ein lahmes Pferd haben und dabei darben müssen, — sie können doch fahren.

Wie aus den freisinnigen Zeitungen ersichtlich ist und wie man täglich hören kann, wenn man mit Städtern zusammentrifft, herrscht über die ländlichen Verhältnisse eine schreckliche Dunkelheit. Deshalb habe ich zur Feder gegriffen, um in kurzen, schlichten Worten zur Aufklärung beizutragen. Sie würden mich sehr verbinden und den Dank aller Landwirthe verdienen, hochgeehrter Herr Harden, wenn Sie meine kleine Darstellung Ihrem großen Leserkreise zugänglich machten. Das ist ja das Betrübende und gewissermaßen ein Unglück für die Landwirthe, daß sie nicht gern schreiben und reden mögen, sondern lieber Alles, auch die albernsten Vorurtheile, geduldig über sich ergehen lassen.

Titelshof bei Riesenburg. Karl Schütze,
Landwirth.

Die Antwort lautet:

Sie glauben also, sehr geehrter Herr, daß mein Tischgenosse Recht behalten wird? Ich glaube: Sie irren. Mir fehlt — soll ich sagen:

leider? — völlig der Demokratenstolz, der von der Souverainetät der Völker hehre Wunder erwartet, und ich habe von dem unreinlichen Erdenrest, der uns hienieden zu tragen bleibt, eine zu üble Meinung, als daß ich auf eine mählich werdende oder plötzlich eintretende Verengelung des aufrecht schreitenden Vierfüßlers homo sapiens hoffen könnte, ohne die, was die klügsten und „wissenschaftlichsten" Sozialisten auch dagegen sagen mögen, das Tausendjährige Reich Sankt Marxens mir nicht lebensfähig erscheint. Der wilde Kampf ums Dasein, dessen Wüthen durch Blut und Koth und über gehäufte Leichen führt, ist, wie mich dünkt, als Mittel sozialer Auslese nicht zu entbehren; das Mittel ist grausam, aber unerbittliche Grausamkeit finden wir ringsum in der belebten Natur, und wenn Karl Marx, in dem ich ein Denkgenie ersten Ranges und einen der stärksten Anreger aller Zeiten sehe, nicht ein Hegelianer, sondern ein Darwinist gewesen wäre, dann wäre auch er vielleicht zu anderen Ergebnissen gelangt. Er lebte leider im Dunstkreis der Hegelei, die uns, wie so Vieles im deutschen Land, mit ihren künstlich gezüchteten Ideenpilzen auch die proletarische Bewegung verseucht hat. Ich gehe nur so weit wie Enrico Ferri, der von Haeckel mehr als von Hegel gelernt hat und Gleichheit der Rüstung beim Auszug zum Kampf ums Dasein verlangt. Ein Zustand, der Millionen die Eingangspforte zu den Kulturgenüssen versperrt und, weil er einer winzigen Minderheit Privilegirter das Monopol der Bildung und des Besitzes sichert, eine wohlthätig wirkende Selektion unmöglich macht, scheint mir unerträglich und ich glaube, man kann den heute herrschenden Klassen nicht oft genug die bittere Wahrheit ins Ohr rufen, daß sie, als ein kleines Häuflein, nicht den Anspruch erheben dürfen, die Geschicke des Landes zu bestimmen und im Namen der Volkheit das große Wort zu führen. Diese Wahrheit hätten sie längst lernen können, seit man den Massen politische Rechte gab und sie damit zum Bewußtsein ihrer Macht erweckte. Halten Sie etwa einen Zustand für ersprießlich und dauerhaft, der das Geld auf den Thron erhöht und einem Parasitenheer gestattet hat, behend in die fettsten Pfründen zu schlüpfen? Wenn Sie um sich blicken und sehen, wie nach und nach Alles zum Geschäft, zum schnöden trade, geworden ist und wie die Gier nach möglichst rasch zu erraffenden Gewinn jede Gesinnung korrumpirt, dann wird Ihnen vor der Gottähnlichkeit der bourgeoisen Menschenheerde einigermaßen bang werden und Sie werden begreifen, daß in dieser Gesellschaft die Sozialdemokratie entstehen mußte, — als ihr böses Gewissen, als die unbequeme, aber nöthige Mahnerin an alte und neue, stille und laute Sünden. So er-

scheint sie wenigstens mir; ich betrachte sie wie jede andere gesellschaftliche Bildung, verkenne die mit keinem festen Staatsgefüge vereinbaren schlimmen Folgen ihres agitatorischen Wirkens keineswegs, glaube aber, daß Roscher Recht hatte, als er sagte: „Ob die Sozialisten durch Anregung der guten, Einschüchterung der bösen Elemente in den oberen Klassen mehr nützen oder durch Entsittlichung der unteren Klassen mehr schaden, wird ganz davon abhängen, welcher Grad von wahrer geistiger Gesundheit im Volke lebt." Diese Gesundheit müssen wir zu festigen, die Kluft zwischen den Klassen zu verengen, den Kreis der an der Erhaltung des Staates Interessirten zu erweitern suchen, wenn wir vor dem rothen Gespenst das Zittern verlernen wollen.

Dieses sehnend gesuchte Ziel wird aber nicht dadurch erreicht, daß wir den vermeintlichen Feind aus dem hellen Tageslicht in dunkle Kellerräume verbannen; er bleibt auch da unten stark, bahnt sich durch die Fundamente des Hauses mit hurtiger Hand schmale Minengänge, in die er heimlich den Zündstoff legen kann, und wirkt, wie jedes im Finstern fortwühlende Wesen, mit dem lockenden Zauber gespenstischer Macht. Sie möchten die Sozialdemokraten aus dem Reichstag vertreiben, weil sie die „Staats- und Gesellschaftordnung umstürzen wollen." Ich habe mich gewöhnt, die Menschen nach ihren Handlungen, nicht nach ihren verhallenden Reden zu beurtheilen, die fast immer nur irgend einen äußeren Schein wahren oder einer taktischen Erwägung dienen sollen, und sehe, daß die Sozialdemokraten ihre Pflicht gegen den Staat und die Gesellschaft pünktlich erfüllen, ihre direkten oder indirekten Steuern bezahlen, sich als Soldaten gut führen und ihre Arbeit eifrig und sauber besorgen. Ob sie Das gern oder, wie Sie behaupten, mit dem größten Widerwillen thun, kümmert mich gar nicht; auch sonst erfüllt Mancher nur widerwillig die Pflicht gegen den Staat und manche Partei, die später recht zahm und geschmeidig wurde, hat mit wilden Brandreden ihr Dasein begonnen. Den Umsturz der Staatsordnung planten auch die starren Royalisten, die nach 48 die beschworene Verfassung beseitigen und die Hörigkeit wieder einführen wollten, und die heute nationalliberalen Herren waren einst rothe Republikaner und wollten ihre Fahnen mit Tyrannenblut färben. Sie fragen, ob es einen größeren Unsinn geben könne als den, daß die Sozialdemokraten im Reichstag sitzen; ich antworte: Ja, in Ihrem Sinn ist es sicher ein noch viel größerer Unsinn, daß dichte Schaaren sozialdemokratischer Arbeiter in allen industriellen Betrieben thätig sind, den von Marx verfluchten Mehrwerth schaffen helfen und von den Kapitalisten, die in ihnen doch Todfeinde

sehen müßten, gern, wenn sie gut arbeiten, geduldet werden. Was in der einem einzelnen Unternehmerinteresse dienstbaren Fabrik nicht unsinnig scheint, kann es im Reichstag, wo die Interessen aller Klassen und Stände vertreten sein sollen, erst recht nicht sein. Wollen Sie die Millionen ächten, die sich zur Sozialdemokratie bekennen, — schön; aber dann entpflichten Sie diese Massen auch, befreien Sie, wie die Plebejer im alten Rom, sie vom Wehrdienst und von der Steuerleistung und lassen sie nur noch für die Brut, für die proles sorgen. So lange Sie Das nicht können, werden Sie sich damit bescheiden müssen, daß die Proletarier, auch wenn ihre Reden Ihnen und mir häßlich klingen, nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte haben.

Sie werfen mir vor, ich spräche kühl und mitleidlos von der Noth der Landwirthe; der Vorwurf ist neu — bisher wurde ich stets den gemeingefährlichsten Agrariern gesellt — und ich glaube, Sie sind zu ihm nur durch ein Mißverständniß gekommen. Ich unterscheide nämlich nicht etwa, wie Sie anzunehmen scheinen, zwischen Handarbeitern und anderen Leuten, die ich für Müssiggänger halte — ganz so dumm bin ich doch nicht —, sondern zwischen Besitzenden oder mit Erwerbsmöglichkeiten Ausgestatteten und besitzlosen Proletariern, die nicht mehr als das zum Lebensunterhalt und zur Fristung ihrer Familie unbedingt Nöthige zu erwerben vermögen. Und daß diese Unterscheidung nicht aus der Luft gegriffen ist, beweist gerade Ihr Brief sehr deutlich. Sie haben in fünfundzwanzig Jahren ernstester Thätigkeit nicht einen Pfennig erübrigt, sind bei Tag und bei Nacht von Sorgen geplagt und sehen, daß es Ihren Leuten, die solche Sorgen nicht kennen und von denen Mancher Etwas erspart hat, eigentlich besser geht als dem Gutsbesitzer. Dennoch ist Ihnen in diesem Vierteljahrhundert nie der Gedanke gekommen, sich als Instmann oder Hofgänger zu verdingen, und die Aussicht, mit Spaten und Hacke arbeiten zu sollen, lockt Sie nicht mehr als, trotz der mephistophelischen Verheißung, den Doktor Heinrich Faust. Sie hofften auf hellere Tage und sagten sich, auch im schlimmsten Falle bliebe Ihnen, wenn Sie mit dem weißen Stabe von der lieb gewordenen Scholle scheiden müßten, immer noch die karge Möglichkeit eines Instenlebens. Mehr aber habe auch ich nicht gesagt, als ich den Wahn zurückwies, den kleinen Landwirthen und Gewerbetreibenden gehe es heute schlechter als den Proletariern. Sie fragen, was aus mir werden solle, wenn ich meine Stellung und mein Erspartes verlöre, und äußern die sehr berechtigte Furcht, ich würde als Maurerhandlanger eine traurige Rolle spielen. Müßte ich aber Maurerhandlanger werden? Ich gehöre

ja, wie Sie, zu den Glücklichen, die sich für ihren Beruf zu bilden und waffnen vermochten; wenn ich in diesem Beruf nichts leiste, ists meine persönliche Schuld, — und ich könnte selbst dann noch auf irgend einer Annoncenplantage als Kuli scharwerken und da immerhin mehr erwerben als der geschickteste Maurer. Wir Beide sind für den Kampf ums Dasein gerüstet; und weil unsere Rüstung aus festerem, haltbarerem Stoff ist als die der Proletarier, deshalb, scheint mir, sollten Sie auf das Bischen Behagen Ihrer Instleute eben so wenig mit Neid blicken, wie ich mir einbilde, den Herren, die meine Artikel setzen und drucken, gehe es besser als mir, weil sie vor der sechsten Abendstunde mit ihrer sorgenlosen Arbeit fertig sind, ich aber oft am Schreibtisch das Morgengrau dämmern sehe. Die heuchlerische Kapitalistenphrase, daß man im Grunde nur weiterarbeite, um die gemietheten Leute nicht brotlos werden zu lassen, klingt Ihnen sicher genau so widrig wie mir. Der Unternehmer läßt auch in schlechten Zeiten den Betrieb fortbestehen, weil er auf eine vortheilhaftere Konjunktur, eine günstigere Chance hofft und die Möglichkeit hat, durch neuen Gewinn dann den alten Verlust zu ersetzen, vielleicht doppelt und dreifach hereinzubringen. Der Proletarier kennt solche Hoffnung und solche Möglichkeit nicht; er muß das Risiko mittragen, wird, wenn der Betrieb eingeschränkt oder eingestellt werden muß, auf die Straße geworfen, aber er hat an dem steigenden Gewinn guter Tage keinen Theil und wird, wenn er durch Koalition oder Strike sich diesen Theil sichern will, ein Feind des Staates und der Gesellschaft gescholten. Glauben Sie nicht, daß in diesem Gewimmel Mancher zu finden wäre, der mit unserer Vorbildung unseren Beruf viel besser ausfüllen würde, als wir es thun? Denken Sie sich einen solchen Menschen, dem der Eintritt in den Wettkampf gar nicht erst gestattet wurde und der doch die schlummernde Kraft in sich fühlt, denken Sie sich Menschen, die von jeder Möglichkeit, mit den Privilegirten die Kräfte zu messen, abgesperrt und vielleicht verdammt sind, ihr Leben lang der selben Maschinenart mit der selben Bewegung mechanisch zu dienen, und in deren Ohr doch ein Widerhall aus dem Revier reicherer Daseinsformen dringt, — und sinnen Sie dann auch ein Weilchen der Frage nach, wie viel ein Volk durch solche Beschränkung der Auslese verliert.

Sie mögen die ländlichen Arbeiterverhältnisse besser kennen als ich und ich will an der rosigen Schilderung, die Sie von der Lage der Landarbeiter entwerfen, heute nicht mäkeln, will gern einmal glauben, daß die Leute in reiner Luft und bei kräftiger Kost ein leidliches Leben haben. Mit großstädtischen, organisirten Arbeitern aber habe ich viel öfter zu thun als

Sie und Ihre Berufsgenossen, ich kenne das Leben und Streben dieser Menschen ziemlich genau und muß es gerade deshalb beklagen, daß Sie von ihnen nichts Anderes zu sagen wissen, als daß sie gern „blauen Montag machen und nach Belieben faullenzen". Wenn Sie nach Berlin kommen und mir gestatten wollen, Sie durch die auf Befehl des wohlweisen Magistrates aufgewühlten Straßen zu führen, wo die Erdarbeiter während der Mittagspause wie leblose Bündel schmutziger Lappen in der Sonnengluth auf dem harten, erhitzten Pflaster liegen, dann werden Sie einer anderen Anschauung vielleicht nicht unzugänglich sein. Dann werde ich Ihnen auch besser als auf dem Papier beweisen können, daß der Mann, der in Berlin mit zwei Mark Tagelohn nicht zufrieden ist, nicht aufs Land kommen kann, weil er das dazu für sich und seine Familie nöthige Reisegeld nicht besitzt, die ländliche Arbeit nicht gelernt hat, also von vorn anfangen müßte und die Arbeitgelegenheit allein und ohne Hilfe kaum finden kann. Sollen die vorhandenen „Hände" zwischen Stadt und Land nach dem Bedürfniß vertheilt werden, dann müssen mindestens organisirende Aemter den Arbeit Suchenden die Wege weisen. In dem Augenblick aber, wo Sie auf dem Lande nicht mehr über Arbeitermangel zu klagen hätten, würde durch das gesteigerte Angebot auch der Lohn noch tiefer herabgedrückt, die Behandlung, die Sie so eifrig rühmen, würde auch beim besten Willen der Besitzer schlechter werden und ein neuer Sündenkreis wäre geschlossen. Sie meinen, die Leute strömten in die Städte, um faullenzen und den Herrn spielen zu können. Wie es bei zwölf- oder vierzehnstündiger Arbeitzeit mit dem Faullenzen steht, werden Sie sich selbst sagen können. Und ist der Wunsch, wenigstens ein Stückchen persönlicher Freiheit zu erringen, gar so verächtlich und verdammenswerth, folgt der Mann, der aufs Gerathewohl von der Heimath scheidet und die Centren aufsucht, wo er sich doch als Glied einer großen Gemeinschaft fühlen darf, nicht dem Trieb, der die Menschheit zu höheren Lebensformen geführt hat? Er strebt aus der Dumpfheit heraus, sucht den reicheren Lebensinhalt — dessen Symbol seiner Unwissenheit vielleicht die Herrschaftkutsche sein mag — und hofft auf das Wunderbare, auf die „Chance", die ihn aus dem grauen Einerlei des Proletariates erlöst. Er findet sie nicht; aber daß er sie sucht, sollten Sie ihm nicht als Verbrechen anrechnen. Uns Beiden bleibt selbst in Noth und Sorge diese Chance und deshalb muß ich bei meinem Glauben beharren, daß es uns auch an den dunkelsten Tagen noch besser geht als dem Proletarier und daß wir Grund genug haben, mit Ihrem Berufsgenossen Thünen zu fragen, ob es edel ist, glücklich zu sein, wenn dieses Glück nur mit dem Unglück Anderer erkauft werden kann. M. H.

⚘

Der Judenstaat.

Eine sehr gut geschriebene, merkwürdige Brochure liegt vor mir. An und für sich ist sie ein kleines literarisches Kunstwerk. Aber weder mit der klaren Kristallisation des ungeheuren Stoffes noch mit der glänzenden Sprache, die das Büchlein redet, will ich mich hier befassen. Der Plan, der darin entworfen wird, ist es, der mein Interesse erregt.

Auf dem Umschlage steht die Aufschrift: „Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage von Theodor Herzl, Doktor der Rechte."

Der Judenstaat? Klingt uns dieses Wort nicht wie aus einer jener Volksversammlungen entgegen, die sich in letzter Zeit an allen Orten zum fraglichen Glück der Besucher in erschreckender Zahl mehren? Der Judenstaat! Schon sehe ich im Geist sich schwielige Hände zu Fäusten ballen, wuthverzerrte Gesichter, lärmende Straßenaufläufe. „Verjudung" ist das Schlagwort der Gasse am Ausgange des neunzehnten Jahrhunderts geworden. Verjudung des Theaters, Verjudung des Advokatenstandes, Verjudung des Handels, Verjudung der Aerzte, Verjudung — in erster Linie — der Presse!

Es hilft nicht, den Kopf gleich dem Vogel Strauß unter die Flügel zu stecken. In der letzten Schenke der Vorstadt, in der guten Stube des Mittelstandes, im Palaste des Reichen, ja, selbst auf den Stufen des Thrones flüstert man das vielsagende Wort. Wo man es nicht laut gellend gegen den Himmel zu schreien wagt, da raunt man es sich mit bedeutsamen Blicken und bedauerdem Achselzucken zu. Das ist nun einmal eine Thatsache, die sich nicht aus der Welt schaffen läßt.

Es ist nicht Aufgabe dieser Arbeit, zu untersuchen, inwieweit die Klage über das Entarten Israels auf Kosten Europas gerechtfertigt ist oder nicht. Der Antisemitismus besteht und schickt sich an, seine Theorie ins praktische Leben umzusetzen. Daraus müssen auch greifbare, praktische Folgen entstehen. Die Juden fühlen sich bei uns nicht mehr wohl. Einige von ihnen kündigen Europa ihre so sehr beneidete und angefeindete Stellung und wollen ein eigenes Gemeinwesen gründen. Sie wollen der Welt zeigen, wie ein Judenstaat beschaffen ist und was er zu leisten vermag. Sie wollen ihrem geschändeten Namen wieder Achtung verschaffen. Und wenn sie dies Alles können, so ist es ihr gutes Recht, es zu thun. Die Männer, die sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt haben, nennen sich Zionisten.

Ist denn die Gründung eines modernen Judenstaates ein Ding der Unmöglichkeit? Ich glaube: Nein. Den Weg, den man zur Erreichung ...es Zieles einschlagen müßte, zeigt uns Dr. Herzl in seiner Brochure, deren ...chrift so antisemitisch klingt. Der Verfasser schildert uns mit knappen, ...hen Worten, wie das Jerusalem der hasmonäischen Fürsten, mit seinem

Glanze, seinem leuchtenden Tempel, seinen schimmernden Palästen, seinen duftenden Gärten und seinen heißblütigen, leidenschaftlichen Bewohnern auf der Grundlage des siebenstündigen Arbeitstages wieder erstehen könnte. Den Gang dieses Prozesses kann ich hier nur andeuten. Ich muß mich damit begnügen, den Leser auf die Brochure hinzuweisen, die einer Utopie gleicht, ohne eine zu sein.

Der Plan, einen Judenstaat in Palästina zu errichten, ist an und für sich keineswegs ein neuer Gedanke. Er zählt zu den ältesten Forderungen der Geschichte und ist an den verschiedensten Orten, zu den verschiedensten Zeiten, von den verschiedensten Männern erwogen worden. Die Beharrlichkeit, mit der sich die Frage — der Emanzipation und Assimilirung der Israeliten zum Trotze — auf der Tagesordnung der großen Probleme zu behaupten weiß, berechtigt zu den versöhnenden Hoffnungen, die ihre Anhänger auf ihre Erfüllung setzen. Denn einerseits kann nur einem thatsächlich gefühlten Weltbedürfniß eine so zähe Kraft innewohnen, andererseits lehrt uns die Erfahrung, daß sozialen Nothwendigkeiten stets früher oder später Gerechtigkeit wurde.

Jedes Volk hat ein geheiligtes Recht auf die Erde. Es ist ein Naturrecht, ein Recht, wie das des Einzelnen auf die Luft, die er athmet, und auf den Sonnenstrahl, der ihm leuchtet. Die Zerstreuung Israels war daher ein Akt unerhörter despotischer Willkür. Wir leiden heute noch an den Folgen der harten und grausamen Maßregel eines Römerkaisers. Vielleicht — ja wahrscheinlich — würde die Welt ein ganz anderes Gesicht haben, wenn Palästina, die Pforte zu einem ungeheuren, reichen Erdtheil, die letzten Jahrhunderte hindurch von einem so thatkräftigen, intelligenten Volke, wie die Juden es unzweifelhaft sind, bevölkert gewesen wäre. Krankt doch unsere moderne Kultur an dem großen drohenden Fragezeichen im Osten.

Weshalb scheint es unmöglich, eine Jugendsünde der Civilisation zu sühnen, sobald man sich ihrer einmal bewußt geworden ist? Man wird mir darauf erwidern: Ganz einfach deshalb, weil man die Weltgeschichte nicht um einige Jahrhunderte zurückzuschrauben vermag. Die Juden unserer Tage gleichen nicht mehr ihren durch die Diaspora gezüchtigten Vorfahren. Was einst Moses gekonnt, was vielleicht sogar noch vor der Emanzipation im Bereiche der Möglichkeiten gelegen hätte, ist heute schlechterdings ein wahnwitziges Unternehmen geworden. Man vermag die Juden nicht mehr unter einen Hut zu bringen. Denn es giebt Deutsche, Franzosen, Italiener, Russen, Spanier israelitischen Glaubens, aber es giebt kein jüdisches Volk.

Das war bisher auch meine Meinung. Ich habe mir für den Sprachgebrauch sogar, gleich den meisten Gebildeten, angewöhnt, unter den Bezei[...]nungen „jüdisch“ und „israelitisch“ zwei streng gesonderte Begriffe zu ver[...] Herr Dr. Herzl aber will von einer derartigen Erweiterung des deu[...] Wortschatzes nichts wissen. Er hat mir in eine große, tiefgreifende Bev[...] der Juden Einblick gewährt, die sich über den ganzen Erdball verbr[...]

Die Zionisten wollen, daß die Juden ein Volk werden. In seiner Brochure betont Dr. Herzl stärker, als es meiner Ansicht nach die Klugheit gestattet, daß sie es bereits seien. Dieses stolze Wort gleicht einem zweischneidigen Schwert. Auch dürfte es manchen Widerspruch erregen, denn ein großer Theil Israels ist unzweifelhaft bereits in uns aufgegangen oder hängt nur durch den ererbten Glauben noch mit dem alten Stamme zusammen.

Die Zionisten sind viel zu kluge Leute, als daß sie nicht auf den verzweifelten und sicherlich gerechtfertigten Widerstand, auf den ihr Plan im eigenen Lager stoßen wird, vorbereitet wären. Trotzdem sind sie entschlossen, dem heraufbeschworenen Sturme ruhig die Stirn zu bieten. Es darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß nicht nur Bedürfnisse zu Entdeckungen führen, sondern auch neue Entdeckungen neue Bedürfnisse erwecken. So werden reiche Israeliten, die heute noch den Gedanken entrüstet von sich weisen, im kommenden Jahrhundert vielleicht vorziehen, ihr Geld in Jerusalem zu verzehren, das nun doch einmal der historische Boden ihrer Rasse ist.

Aber gerade dieser Umstand liefert einen zweiten, triftigen Einwand gegen das Vorhaben der Zionisten. Schwere Bedenken werden gegen den Abfluß so leistungfähigen Kapitals in maßgebenden Kreisen laut werden. Man wird jeden wirthschaftlichen Rückgang dem Abzuge der Juden zuschreiben, — gerade so, wie man ihn jetzt ihrer Anwesenheit zuschreibt. Die Sache ist aber thatsächlich keineswegs so schlimm. Das den Mißmuth erregende Vermögen der Juden besteht nicht etwa aus großen, glänzenden Goldbarren, die sie in Koffern mit sich führen werden, sondern es beruht einzig und allein in ihren Geschäften, im Verkehr der Güter, auf den sie, durch ihre Ausnahmestellung gezwungen und vermöge ihrer eigenthümlichen Befähigung, ihre harte Hand gelegt haben. In die durch den eventuellen Abzug der Juden entstandene Bresche werden die Christen einziehen müssen. Es wird von ihrer Tüchtigkeit abhängen, ob sie dieser wichtigen Funktion gerecht werden können. Wie eine solche große Liquidation ohne allzu empfindliche Entwerthungen ausgeführt werden kann, zeigt Dr. Herzl in seinem Buche.

Aber selbst wenn uns die schwersten wirthschaftlichen Krisen bevorstünden, dürften wir uns trotzdem, aus sittlichen Gründen, nicht der freiwilligen Auswanderung der Juden widersetzen. Denn schließlich und endlich ist die Kulturgeschichte mehr als die Bilanz eines Kaufmannshauses. Kann Europa nicht die Juden entbehren, — wohlan, dann muß es sich auch gefallen lassen, daß Israel jenen Platz einnimmt, den es sich zu erobern die Kraft hat. Vermöge seiner unheimlichen Intelligenz wird es binnen Kurzem die Herrschaft an sich gerissen haben und den Antisemitismus durch alle Mittel, selbst durch das letzte Argument des Menschen — die Gewalt der Bajonnette — mundtot machen.

„Wenn die Judenfrage aber eine Machtfrage ist“, wird man mir er-

widern, „so steht auch uns — den Christen — dieser Modus einer Lösung zu. Wir werden es eben versuchen, ihre Stärke durch unsere Zahl zu brechen. Wir werden ihnen bei Zeiten Gesetze diktiren. Das Recht hierzu leiten wir aus der selben, allen Widerspruch vereitelnden Quelle ab: aus der Stärke.“ Das wäre konsequent, — wenn wir es vermöchten. Aber wir vermögen es nicht. Denn jedes auftauchende Ghetto — und wären seine Grenzen auch noch so weit gesteckt — würde den gährenden Massen der Umsturzparteien eine solche Fülle von Intelligenz und Gold zuführen, daß an einen friedlichen Ausbau der sozialen Entwickelung nicht länger zu denken wäre. Die Emanzipation der Juden würde eben so gut wieder auf dem Programm der radikalsten Sozialdemokraten ihren Platz finden, wie sie eine Forderung der bürgerlichen Parteien des Jahres 1848 bildete; sie würde ein mächtiges Agitationmittel den Unzufriedenen liefern und wäre in kürzester Zeit wieder erreicht. Und damit würde das Ringen um die Herrschaft wieder beginnen.

Der moderne Staat ist gegen Israel völlig waffenlos, — aber auch gegen den Antisemitismus. Die Regirungen müssen sich darauf beschränken, das Eigenthum zu schützen und allen groben Ausschreitungen vorzubeugen. Das aber ist auch Alles, was sie zu Gunsten der Israeliten zu thun vermögen. Gerade so wenig jedoch, wie ein moderner Staatsmann die den Juden eingeräumten Rechte aufheben und sie sammt und sonders des Landes verweisen kann, ohne die Entrüstung aller Gesitteten zu erregen, darf er deshalb Jene, denen der gewährte materielle Schutz nicht genügt, die sich ihrer Rasse wegen in ihrem Gewerbe geschädigt glauben oder von ihren Mitbürgern für die geleistete Arbeit nicht nur gleißendes Gold, sondern auch soziale Anerkennung fordern, daran hindern, ihr Reisebündel aus freien Stücken zu schnüren.

Es wird sich bald zeigen, ob der Antisemitismus in der That, wie man behauptet, eine Rassenfrage ist oder etwa nur eine Blase, die der nagende soziale Unfriede aufgeworfen hat. Bestätigt sich der erste Fall, sind die Israeliten, wie Dr. Herzl so stolz behauptet, wirklich trotz der Diaspora ein „Volk“ geblieben, — dann werden sie auch sicherlich in absehbarer Zeit ihren Staat erhalten. Sie brauchen es nur zu wollen. Man wird ihnen — und Das ist vielleicht das Merkwürdigste an diesem großartigen Schauspiel — die Scholle aus dem selben Grunde nicht verweigern dürfen, aus dem man sie ihnen vor vielen Jahrhunderten rauben zu müssen meinte. Denn es war nicht ein „lustiger und fröhlicher“ Antisemitismus, der den römischen Kaiser zur Zerstörung Jerusalems bewog: er brauchte Ruhe im Orient, sollte nicht der Bestand seines ungeheuren europäischen Reiches ernstlich gefährdet werden.

Salzburg. Fürst Friedrich Wrede.



Volksthümliche Hochschulkurse.*)

Fünfundneunzig von hundert Einwohnern des Deutschen Reiches besuchen nur die Elementarschule, ein Zwanzigstel vom Hundert, also von zweitausend ein Einziger, besucht die Universität. Das giebt zu denken. Es ist keineswegs ausgeschlossen, vielleicht sehr wohl möglich, daß die am Besten Beanlagten sich unter der ersten, nicht unter der zweiten Gattung finden. Sicher giebt es unter ihnen viele gut beanlagte Menschen, aber nicht Wenige von ihnen werden unentwickelt bleiben, da sie mit der Noth des Lebens zu kämpfen haben. Von den Fünfundneunzig zahlen nicht weniger als Sechsundsechzig keine Steuern. So wird denn unter den die Universität Besuchenden die Zahl der gut beanlagten, deren Anlagen nicht verkümmern, verhältnißmäßig größer sein, — ob sehr viel größer, ist die Frage. Es sind vielfach äußere Umstände, die zum Besuch der Universität den Anlaß geben. Beruf und Stellung der Eltern vor Allem, dann das Vorhandensein der erforderlichen Mittel. Eine gute oder gar ausgezeichnete Begabung ist in seltenen Fällen der ausschlaggebende Beweggrund, meistens gilt eine mittlere Begabung für vollkommen ausreichend. Dazu kommt, daß die Noth des Lebens und der Kampf mit ihr nicht blos Kräfte aufreibt und zerstört, was manchmal der Fall ist, sondern auch Kraft entwickelt und vermehrt, besonders dann, wenn die Noth, wie gewöhnlich, ein gewisses Maß nicht übersteigt. So ist es begreiflich, daß wir unter Denen, die nur die Elementarschule besucht haben, nicht selten Leute treffen, die wirklich denken können und den schwierigeren, ihnen zum ersten Male sichtbaren Gedankengängen mit Verständniß zu folgen im Stande sind. Freilich ist ihre Zahl nur klein. Aber ist Das etwa anders bei den „studirten Leuten?“ Ist die Zahl der urtheilsfähigen, gedanklich durchgebildeten hier etwa besonders groß? Vielfache Beobachtungen und Vergleiche, die ich in dieser Hinsicht anstellte, legen mir den Gedanken nahe, daß dem Leben eine größere bildende Kraft zugeschrieben werden muß als der Schule. Das sind einige der Erwägungen, die mir (neben den Erfahrungen bei den seit drei Jahren außerhalb der Universität gehaltenen Vorlesungen für Herren und Damen) die Ueberzeugung aufdrängten: wir sollten auch den nicht in der herkömmlichen Weise Vorgebildeten, auch den Frauen und Arbeitern, wenn sie durch das Leben wirklich gebildet worden sind, die Thore der Universität öffnen und ihnen Zutritt zu unseren Vorlesungen gewähren. Ob diese Bedingung erfüllt ist, darüber kann selbstverständlich in erster Linie nur Der urtheilen, der die Vorlesung hält, wie es auch seinem Ermessen

*) S. „Zukunft“ vom 12. Juni, 3., 10., 24., 31. Juli 1897.

anheimgestellt bleibt, ob er für Kreise außerhalb der Universität Vorlesungen seines Faches halten will oder nicht.

Halle a. S. Professor Dr. Goswin Uphues.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bei der Feier des fünfzigjährigen Bestehens unserer Hochschule entstand 1885 der bernische Hochschulverein, der sich aus Professoren, im Amte stehenden Akademikern u. s. w. zusammensetzt. Er hat gleich in der ersten Zeit Vorträge in allen Landestheilen zu arrangiren gesucht und dafür hat sich ihm eine Reihe von Professoren oder akademisch gebildeten, in der Praxis stehenden Personen zur Verfügung gestellt. Als die university extension auftauchte, war es daher angezeigt, sich an Das zu lehnen, was der Hochschulverein bereits angebahnt hatte; so bildete sich der Dozentenverein, der mit dem Hochschulverein in Unterhandlung trat und die jetzige Organisation schuf. Wir haben nun bereits die zweite Campagne hinter uns. Im letzten Winter wurden von uns im Rathhaus drei Cyklen abgehalten, gratis; die Zuhörer hatten sich in Listen einzutragen. Die Vorträge werden überall mit größtem Dank entgegengenommen und erfreuen sich eines guten Besuches. Bekanntlich ist es nicht leicht, irgend ein wissenschaftliches Thema populär zu behandeln. Wenn man sich aber die dazu nothwendige Mühe nimmt, so wird man durch die Dankbarkeit und Aufmerksamkeit der Zuhörer reichlich belohnt. In unserem Kanton wird fortgefahren. Noch subventionirt die Staatsbehörde das Werk nicht, sondern nur die Stadtbehörde, aber ein altes berner Sprichwort sagt: „Nur nah lah, gwünnt“ und mit dieser Regel wird es uns auch gelingen, den Staat zu einer Subvention zu bringen.

Bern. Professor Dr. J. H. Graf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Zweck der volksthümlichen Hochschulkurse ist, Männern und Frauen, die nach Absolvirung der Volksschule ins Erwerbsleben eintreten mußten oder aus anderen Ursachen verhindert waren, sich weiter zu bilden, die Möglichkeit einer höheren Bildung zu schaffen. Sie erfüllen also ihre Aufgabe, wenn sich aus ihnen ein freies und allgemein zugängliches Unterrichtssystem entwickelt. Die materiellen Opfer, die von den Schülern verlangt werden, müssen gering sein, und wenn die Hochschulkurse eine dauernde Einrichtung werden sollen, dürfen sie nicht auf die wechselnden Neigungen von Privatwohlthätern angewiesen sein, sondern müssen sich Staatssubvention erzwingen. Wenn der Staat einmal die Popularisirung der höheren Mittelschulbildung in eigene Regie übernimmt, wird die Rolle der Hochschulkurse ausgespielt sein oder sie werden sich noch höhere Ziele stecken müssen. Es ist zu hoffen, daß das von Wien den deutschen Universitäten gegebene Beispiel überall Nachahmung findet und daß jeder Widerstand, der sich von unberufener Seite erhebt, überwunden

wird. In Wien hat sich das Unternehmen in seinem kurzen Bestande schon vollkommen bewährt. Die Hörerzahl ist von 5200 im ersten Jahre auf weit über 7000 im zweiten Jahre gestiegen.*) Gelungene Versuche, die Bewegung aus der Großstadt auch auf kleinere Orte zu übertragen und den eigentlichen Unterricht intensiver zu gestalten, deuten den Weg an, der in der Zukunft eingeschlagen werden muß.

Wien. Privatdozent Dr. L. M. Hartmann.

Ich halte es für eine sehr wichtige Aufgabe der Universitäten, im Sinne der Verbreitung gediegenen Wissens in die weitesten Kreise der Bevölkerung zu wirken. Mich bestimmen zu diesem Urtheil insbesondere zwei Momente. Erstens ist nur Der im Stande, das vollständig Gesicherte aus dem Gebiete einer Wissenschaft Anderen mitzutheilen, der vollständigen Einblick in dieses Gebiet hat; zweitens dürfen unsere Universitäten auf volksthümliches Wirken nicht verzichten, wenn sie nicht die ihnen zukommende führende Rolle im geistigen Leben des Volkes verlieren wollen. So sehr ich daher für eine Erweiterung der Universität-Thätigkeit durch volksthümliche Kurse, Vorträge u. s. w. bin, so möchte ich doch nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit auf zwei Momente aufmerksam zu machen, die meiner Ansicht nach ernste Beachtung verdienen. Erstens darf die Ausdehnung der Universität-Lehrthätigkeit nicht in schablonenhafter Weise erfolgen. Eine bloße Uebertragung der englischen university extension auf deutsches Gebiet wäre ganz fehlerhaft; die Einrichtungen der Universität-Ausdehnung werden sich daher an jedem Orte den lokalen Bedürfnissen und Verhältnissen anpassen müssen. Zweitens wird man insbesondere an kleineren Universitäten, die über eine geringe Zahl von Dozenten verfügen, sich davor hüten müssen, daß nicht die volksthümliche Thätigkeit die normale akademische Thätigkeit ungünstig beeinträchtige. Die deutschen Universitäten verdanken ihren Weltruf in erster Linie ihren wissenschaftlichen Leistungen und diese dürfen nicht verringert werden. Die volksthümliche Thätigkeit der Universitäten soll eine Ausdehnung ihres Wirkungskreises, nicht dessen Verschiebung bedeuten.

Prag. Professor Dr. R. v. Wettstein.

Die den volksthümlichen Hochschulkursen zu Grunde liegende Idee einer größeren Popularisirung der Wissenschaft ist zweifellos eine richtige, denn die Wissenschaft, die nicht — wenigstens in ihren letzten Konsequenzen — der

*) In dem Gutachten des Herrn Dr. Reich war irrthümlich gedruckt, die Vortragenden erhielten in Wien ein Honorar von 750 Mark; wie der aufmerksame Leser gleich erkannt haben wird, sollte es heißen: 150 Mark.

Allgemeinheit nützt, die Geistesbildung des gesammten Volkes hebt, hat keine Existenzberechtigung. Und wenn die Wissenschaft nicht nur, wie bisher, durch die Presse und die Vorträge berufsmäßiger Wanderredner, sondern auch direkt durch ihre berufensten Vertreter dem Volke übermittelt wird, so wird Das beiden Theilen zum Nutzen gereichen. Daß es nicht die Sache jedes Gelehrten ist, als volksthümlicher Interpret seines Wissenschaftzweiges aufzutreten, ist selbstverständlich, denn dazu gehören besondere Gaben, die nicht Jeder besitzt. Die stille, ungestörte Gelehrtenarbeit wird stets das eigentlich Wichtige und Förderſame an der Wissenschaft bleiben; aber wenn daneben es Jemand unternimmt, die in ernster Forschung zu Tage geförderten Schätze der Wissenschaft weiteren Kreisen bekannt zu machen, so sollten seine Kollegen wenigstens nicht geringschätzig auf diese berechtigten Bestrebungen herabblicken.

Welche äußere Form diese Bestrebungen anzunehmen haben, ist eine Frage, die erst in zweiter Linie in Betracht kommt und speziell in Deutschland um so weniger wichtig erscheint, als ja jedem akademischen Lehrer die Berechtigung zusteht, an der Universität „öffentliche“ Vorlesungen zu halten und ferner auch nicht immatrikulirte Zuhörer als „Hospitanten“ zu seinen Vorlesungen zuzulassen. Man versuche es nur, irgend ein für weitere Kreise berechnetes Kolleg unter geeignetem Titel, d. h. etwa unter Beifügung der Worte „in gemeinverständlicher Darstellung“, in einer späteren Abendstunde (etwa zwischen sieben und neun Uhr) zu lesen, und man wird sehr bald die Wahrnehmung machen, daß sich nicht nur Studenten aus anderen Fakultäten dazu einfinden, sondern daß auch Männer aus den verschiedensten Berufsklassen um Zulassung als Hospitanten bitten. So ist es also jedem Dozenten ermöglicht, „volksthümliche Hochschulkurse“ einzurichten, und ich kann nur die Hoffnung aussprechen, daß diese Möglichkeit recht vielfach ausgenützt werde.

Straßburg i. E. Professor Dr. W. F. Wislicenus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vielleicht steht der gedeihlichen Entwickelung volksthümlicher Hochschulkurse auf deutschem Boden nichts so sehr im Wege wie der Vergleich mit der britischen Universität-Ausdehnung-Bewegung. Wer eine größere Anzahl dieser Kurse, die in ihnen Vortragenden, ihre Zuhörerschaften, ihre Gegenstände, mit eigenen Augen angesehen oder gar einen Einblick in die Prüfungarbeiten bekommen hat, die häufig den Abschluß bilden, wer den Unfug geschaut hat, der mit den „Zeugnissen“ über bestandene Prüfungen getrieben wird, oder wer gar als Lehrender und Lernender solchen Vorträgen beigewohnt hat, Der weiß, daß es in Deutschland bereits eine ganze Anzahl von Institutionen giebt, die seit Jahrzehnten die selbe Arbeit leisten, die jenseits des Kanals einem großen Bruchtheile der university extension zufällt. Da sind zuerst unsere technischen Schulen und Hochschulen, unsere Handels-

schulen und landwirthschaftlichen Schulen, unsere landwirthschaftlichen Wanderkurse namentlich in den Rheinlanden, als die Vertreterinnen besonderer Berufsausbildungen, für die es in Großbritannien nichts Entsprechendes giebt (die wenigen Technical Colleges sind kaum unseren Techniken zu vergleichen, geschweige denn unseren Polytechniken). Da sind ferner in etwa 800 größeren deutschen Städten die zahlreichen kaufmännischen und anderen Vereine, die in jedem Winter eine Reihe einzelner Vorträge veranstalten und die in mehreren kaufmännischen Verbänden und einem eigenen Vortragsverband vorzüglich organisirt sind. Die größeren von ihnen haben fast alle besondere Abendkurse, in denen namentlich moderne Sprachen, Stenographie, Buchführung gelehrt wird. An dritter Stelle ist der literaturgeschichtliche Unterricht unserer Gymnasien, Realgymnasien, höheren Mädchenschulen u. s. w. zu nennen, den Großbritannen nicht kennt, da es die Literatur mit verschwindenden Ausnahmen von der Schule ausschließt. Das literarische Interesse, das hier seine Befriedigung findet, sucht sie in Großbritannien in schöngeistigen Universitätvorträgen, die nicht selten ganz auf dem Schulniveau stehen. Ferner haben wir Kunstgewerbeschulen, Kunstgewerbemuseen, Maschinenbauschulen.

Ein direkter Vergleich Dessen, was in Deutschland auf dem Gebiete von Volkshochschulkursen etwa mit Nutzen zu schaffen wäre, mit Dem, was Großbritannien heute schon hat, ist deshalb ganz unangebracht. (Die sogenannten university-settlements, deren Dimensionen in Deutschland gewöhnlich durch ein hundertfach vergrößerndes Glas betrachtet werden, bleiben am Besten ganz außerhalb der Erörterung.) Die Behauptung, daß Deutschland deshalb keine Volkshochschulkurse brauche, wäre jedoch ganz verkehrt. Die deutsche Schulbildung hat so gut ihre Lücken wie die englische und das über den engsten Berufskreis hinaus greifende Interesse der weniger Bemittelten schreit so laut nach Befriedigung wie nur je drüben zwischen den Kanalinseln und den Orkneys. Besonders weit klafft die Lücke in der naturwissenschaftlichen Bildung, von Biologie und Physiologie bis zur Physik und mathematischen Geographie. Dann kommt die Geschichte, namentlich die nationale Geschichte, und diese wiederum besonders nach der Seite der wirthschaftlichen und sozialen Entwickelung hin. Ferner die Volkswirthschaftlehre. Auch die Sozialethik. Literarische Neigungen, deren Bedeutung man wohl durchgängig überschätzt, finden weit leichter Befriedigung durch Lecture als andere. Im modernen Staat mit seinen Einrichtungen, seinen Rechten und Pflichten, seiner Gesetzgebung und der Art seiner Entwickelung ist der Durchschnittsdeutsche von heute so schlecht zu Hause wie in den Gebirgszügen auf dem Grunde des Großen Ozeans, und da das nöthige Wissen in hundert Büchern zerstreut liegt, ist es ihm meist ganz unmöglich, es sich selbst zusammen zu suchen. An solchen Stellen sollten volksthümliche Hochschulkurse einsetzen, freilich auch nicht mit

ausgesponnenen Kollegien, in denen der Vortragende in der festgesetzten Stundenzahl nicht über die Einleitung hinaus kommt, sondern mit Uebersichten in großen, klaren Linien, die unter allen Umständen das angekündigte abgeschlossene Ganze bieten. Vermuthlich wird es in nicht allzu langer Zeit Aufgabe unserer Fakultäten sein, regelmäßig für solche Kurse Redner zu bestimmen. Dann dürfte für die Wahl der Betreffenden ausschließlich die Gabe volksthümlichen Ausdruckes und rednerischer Fähigkeit maßgebend sein. Sonst verdirbt man den Lernenden leicht die Lust. In England wird noch heute dagegen gesündigt. In den sieben Jahren meines Aufenthaltes in Großbritannien habe ich nicht einen einzigen freien wissenschaftlichen Vortrag gehört. Die Vorträge werden ausnahmelos gelesen, wenn der Redner nicht gar so langsam spricht, daß man seine Rede nur als Diktat betrachten kann. Aehnlich wie in zahlreichen deutschen juristischen Kollegien. Dann wird der Hörsaal in der Regel mit jeder Stunde leerer. Was die Ausdehnung der Kurse betrifft, so hat sich nach meiner Erfahrung die Anzahl von sechs Stunden, die in auf einander folgenden Wochen an dem selben Wochentage und zu der selben Tageszeit abgehalten werden, am Besten bewährt. Zweimal in der Woche zu einem Vortrag zu erscheinen, wird von Vielen schon als zu viel empfunden. Bei noch größeren Pausen leidet das Interesse und das Gefühl für den Zusammenhang. Die Tageszeit ist ganz mit Rücksicht auf den Stand zu wählen, aus dem sich die Zuhörerschaft zusammensetzt. Englische Damen ziehen die Zeit von 5 bis 6 Uhr für solche Zwecke vor. Englischen Arbeitern ist die Zeit von 7 bis 8 abends am Angenehmsten, deutschen vermuthlich die von 8 bis 9.

Schließlich muß ich noch das auch in Großbritannien schmählich vernachlässigte soziale Gebiet — oder Gebiet des sozialen Wissens — erwähnen. Gerade in Hinsicht auf soziale Dinge ist eine tiefere Einsicht weiten Kreisen und nicht zuletzt unserem großstädtischen Arbeiterpublikum dringend nöthig. Von Nationalökonomie lernen die breiten Schichten des Volkes immer noch allerlei, wenn auch oft recht zweifelhafte Weisheit aus ihren Zeitungen. Allerdings hat Deutschland keinen einzigen großen Vertreter der Bevölkerungwissenschaft; aber eine ganze Reihe tüchtiger Männer wäre recht wohl im Stande, dem Volke die Grundzüge einer mit den gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft von heute in Einklang stehenden sozialen Weltanschauung zu zeichnen und so ein ideelles Gegengewicht gegen die sozialistische Sozialideologie zu schaffen. Um diese allgemeine Anregung zu einem greifbaren Vorschlag zu gestalten und aus der Fülle der unendlichen Möglichkeiten das nach meiner Ansicht etwa Geeignete auszuwählen, will ich ein Programm zu sechs Vorträgen über Bevölkerungwissenschaft hierher setzen, obgleich ich mir recht wohl bewußt bin, daß es dem Ideal einer solchen Skizze noch recht fern steht.

Erster Vortrag. Bevölkerung, Volksstand, Bevölkerungdichte, Formen der

Bevölkerungstatistik, Durchschnittszahlen, Staffelstatistiken. Der Wettbewerb um die Daseinsmittel als soziale Grundthatsache; seine unmittelbaren Folgen, Möglichkeit oder Unmöglichkeit seiner Beschränkung. Nahrungmittel-Spielraum. Uebervölkerung. Das sogenannte malthusische Gesetz. Darwin, der Meister von Malthus. Radenhausen. Heirathrate, Heirathalter, Geburtenüberschuß, Volksvermehrung, Vermehrung der einzelnen Familien, der einzelnen Stände.

Zweiter Vortrag. Der Einzelne. Die Familie, der Berufskreis, der Stamm, das Volk, die Rasse, die Art, die Gattung. Das politische Gemeinwesen, der Staat. Gleichheit und Verschiedenheit der Interessen verschiedener sozialer Gruppen. Geeignete und ungeeignete Mittel, sie durchzusetzen. Die natürliche Ungleichheit der Menschen. Typische Unterschiede in der Leistungfähigkeit verschiedener sozialer Gruppen. Verschiedene Aussichten der einzelnen sozialen Gruppen im Wettbewerb um Arbeitgelegenheit und Erdoberfläche. Höhere und niedere, aufsteigende und aussterbende Rassen. Berührung verschiedener Rassen. Völkergeschichte. Die Bevölkerung Indiens, Mexikos, Englands, Deutschlands. Idealtypen. Tendenzen der heutigen Bevölkerungvorgänge.

Dritter Vortrag. Arbeit. Verschiedene Arten der Arbeit. Die Arbeit als soziale Großmacht. Arbeit und Eigenthum. Die Arbeit als oberste soziale Pflicht. Arbeit und Arbeitfähigkeit. Leistungstatistiken, Begabungstatistiken, Erblichkeit der Begabung; Mittel, die Arbeitleistung und Leistungfähigkeit verschiedener sozialer Gruppen zu messen. Niveau der Lebenshaltung und Zinsfuß als soziale Symptome. Der Wettbewerb um die Arbeitgelegenheit. Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitmarkt. Leistung und Lohn. Das sogenannte eherne Lohngesetz. Das Lohnleistungsgesetz. Das Gesetz der Wirthschaftlichkeit der Arbeit. Handwerk und Großindustrie; Kleinhandel und Großhandel; Bauerngut und Großgrundbesitz in ihrer sozialen Bedeutung.

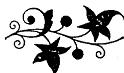
Vierter Vortrag. Das Verhältniß zwischen Lohn und Leistung bestimmt die Bevölkerungspannung. Verschiedene Volksstandsspannungen. Ihre Folgen: soziale Wanderungen nach den Mittelpunkten der geringsten Spannung. Vom Land in die Städte; von Ost nach West; Beschränkung der Zahl der Wandernden durch das Maß ihrer Leistungfähigkeit. Fremde Einwanderung. Fremde Arbeiter in Oesterreich, Deutschland, der Schweiz, England, den Vereinigten Staaten, in Australien. Thörichte und weise Maßnahmen gegen fremde Einwanderung. Schutz bedrohter nationaler Gebiete. Auswanderung. Ihre Bedeutung für die Ausbreitung des Stammes. Ihre Vorbedingungen, ihre Richtung. Kolonialbesiedelung und Zersplitterung der Auswanderer.

Fünfter Vortrag. Sozialer Körper und soziale Herde. Soziale Schichtung. Erbliche, berufliche und landschaftliche Gliederung des Volkes. Tendenz zu reinen Berufsständen in der Gegenwart. Arme und Reiche, Ungebildete und Gebildete. Soziale Schichtung und soziale Ausscheidung. Sozial ausgeschieden ist, wer ohne Nachkommen stirbt. Die soziale Ausscheiderate. Die natürliche Ausscheidung der Arbeitscheuen, der Verbrecher, der Lasterhaften, der Irren, der Kranken; die geschlechtliche Ausscheidung. Hemmung und Beförderung der sozialen Ausscheidung durch wirthschaftliche Umwälzungen, Krisen, durch Versicherung, Erbrecht und andere soziale Einrichtungen.

Sechster Vortrag. Bedeutung der Volksvermehrung für die Stellung des

Volkes in der Menschheit. Bedeutung der durchschnittlichen Leistungfähigkeit der Volksglieder für den Wettbewerb um die Daseinsmittel und um die Erdoberfläche. Beides als unerläßliche Grundlagen auch jeder politischen Macht. Mittel zur Hebung der Volkszahl und Leistungfähigkeit eines Volksstandes. Körperpflege. Erziehung, technische Ausbildung. Darwinismus und Neu-Lamarckismus auf sozialem Felde. Die Hebung einer sozialen Gruppe durch soziale Ausscheidung oder durch Vererbung förderlicher Eigenschaften. Weismanns Theorien und Ribots Folgerungen. Galton und Wallace. Bevölkerungpolitik. Bevölkerungwissenschaft Volksstandswirthschaft. Nationales Wohl und nationale Größe.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.



Deutsche Zuckerfabriken in Amerika.

Wie ein großer Theil der Bevölkerung Europas durch die jetzt so mißliche Lage der Zuckerindustrie und ihren noch trüberen Ausblick in die Zukunft berührt wird, so hat auch in Amerika eine die Zuckerindustrie berührende Bewegung weite Kreise ergriffen. Wenn es den näher Betheiligten auch lange schon als eine Thatsache galt, daß die Vereinigten Staaten im Stande seien, eine der Deutschlands oder Frankreichs ähnliche Rübenzucker-Industrie ins Leben zu rufen, die in absehbarer Zeit die Zuckereinfuhr aus diesen Ländern auf ein Minimum reduziren und allmählich ganz ausschließen könnte, so hat sich diese Anschauung doch erst in letzter Zeit allgemeiner Bahn gebrochen.

Als in den letzten Dezembertagen des vorigen Jahres vor dem wichtigen Kongreßkomitee „Für Mittel und Wege“ Vertreter der vier großen Thätigkeitzweige erschienen, die am Zuckertarif ein direktes Interesse haben, nämlich Herr John Farr aus New-York als Repräsentant der Zuckerimporteure, Oberst J. D. Hill aus New-Orleans als Vertreter der Zuckerplantagen-Besitzer des Staates Louisiana, dann verschiedene Herren, die das Interesse der Zuckerraffineure vertraten, ferner noch Herr Henry T. Oxnard aus Grand Island im Staate Nebraska, Präsident der American Beet Sugar Society, nebst dem Senator Perkins aus Kalifornien, Herrn Herbert Myrick, dem Mormonen-Bischof Cutler aus Utah und anderen Vertretern der Rübenzucker-Fabrikanten und der Farmer, die Zuckerrüben bauen oder bauen wollen, da wurden Argumente vorgebracht, die die Aufmerksamkeit von Hunderttausenden erregten. Die Herren Oxnard, Perkins, Cutler und Allen behaupteten, daß in den verschiedensten Theilen der Vereinigten Staaten Land genug vorhanden sei, um so viel Rüben zu ziehen, daß der daraus hergestellte Zucker den ganzen Bedarf des Landes decken und die Zuckereinfuhr aus Europa

vollständig beseitigen könne. Das war eine laute Mahnung nicht nur an den Patriotismus, sondern vor Allem an den Geschäftssinn und den Eigennutz des amerikanischen Volkes, die nicht unbeachtet blieb. Im Frühjahr 1897 traten in den verschiedenen Theilen des Landes Farmer zusammen und bildeten — einstweilen noch in ziemlich zwangloser Form — Zuckerrübenzucht-Vereinigungen (Sugar beet growers Assocations), verschafften sich von der Bundesregirung Unterweisungen zum Anbau von Zuckerrüben und guten Samen und suchten sich unter ihren Ländern geeignet scheinende Grundstücke aus, um sie probeweise mit Rüben zu bestellen. In ähnlicher Weise befaßten sich Kapitalisten mit dem Plane der Erbauung von Rübenzucker-Fabriken an geeigneten Orten und verschiedene Staaten der Union setzten „Bounties" aus für in ihrem Bereiche hergestellten Rüberzucker. Solche Bestrebungen wurden angefeuert und in weitere Bahnen gelenkt durch die fortgesetzten Verhandlungen über den Zuckertarif im Kongreß und durch eine bedeutsame Rede, die der Senator Aldrich im April hielt. Er führte, gestützt auf amtliche Berichte, durch genaue Zahlen vor Augen, daß von den ungefähr zwei Millionen Groß Tonnen (à 2240 Pfund) Zucker, die jetzt jährlich in den Vereinigten Staaten verbraucht werden und die fast 50 Prozent des Verbrauches der Welt repräsentiren, 12 Prozent oder 243 000 Tonnen aus einheimischem Zuckerrohr, 6 Prozent oder 157 000 Tonnen aus Zuckerrohr auf der Insel Hawayi (der nach dem bestehenden Handelsvertrage steuerfrei in die Vereinigten Staaten eingeführt wurde) und nur 2 Prozent oder 40 000 Tonnen aus Rüben hergestellt wurden, die in den Vereinigten Staaten gezogen waren, während das Kontingent, das der Rübenzucker zum Zuckerkonsum der Welt beisteuert, ungefähr $61^1/_2$ Prozent beträgt. Jedem, der dieser Sache einige Aufmerksamkeit schenkt, muß sofort das große Mißverhältniß zwischen Verbrauch und eigener Erzeugung auffallen, wenn er sich die wichtige Thatsache vergegenwärtigt, daß die große amerikanische Union nur 14 Prozent des von ihr jährlich verbrauchten Zuckers selbst erzeugt und 86 Prozent vom Auslande einführt. Daher ist es auch nicht zu verwundern, daß sich, nachdem dieses Mißverhältniß allgemein zum Bewußtsein des Volkes der Vereinigten Staaten gekommen ist, ein immer größerer Bruchtheil der Bevölkerung für die Beseitigung dieses volkswirthschaftlichen Uebelstandes interessirt.

Der Ausbreitung des Anbaues von Zuckerrohr sind ziemlich enge natürliche Grenzen gesteckt; der Ausfall des Zuckers von Kuba, dessen Produktion von ungefähr einer Million Tonnen im Jahre 1893 auf 100 000 Tonnen im Jahre 1896 gefallen und heute natürlich beinahe gänzlich ruinirt ist, macht sich im Handel zwar bemerkbar, aber die Zuckerausbeute der unglücklichen Perle der Antillen wird kaum mehr als die natürliche Verbrauchssteigerung durch den regelmäßigen Bevölkerungzuwachs in den Vereinigten Staaten decken, wenn jene Insel nach erfolgter Pazifikation allmählich wieder in die Reihe der Zucker produzirenden Länder von Belang treten wird; die Verarbeitung des Sorghum zu Zucker in größerem Maßstabe hat sich, nach vielen langen und kostspieligen Experimenten, als ein fast vollständiger Fehlschlag erwiesen. Somit bleibt zur erheblichen Steigerung der einheimischen Produktion nur die Gewinnung von Zucker aus Rüben in viel größerem Umfange als bisher übrig. In der That liegt hierin aber auch ein überaus ergiebiges und weites Feld zur Vermehrung

des Volkswohlstandes und zur Verminderung der Zuckereinfuhr, ein Feld, auf dem sich der amerikanische Unternehmungsgeist bald lustig tummeln wird und das trotz der verhältnißmäßig kurzen Zeit schon in weit größerem Umfange bebaut sein würde, wenn man hier nur annähernd so vertraut mit dem Anbau der Zuckerrübe und der Einrichtung und dem Betriebe von Zuckerfabriken wäre wie etwa in Deutschland und wenn in Amerika das Kapital sich nicht in den Händen verhältnißmäßig Weniger befände, wodurch es schwerer für diesen neuen Industriezweig zugänglich ist, als wenn es, wie in Europa, mehr vertheilt wäre.

Vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean zieht sich durch die ganzen Vereinigten Staaten, von den Staaten Connecticut, Massachusetts und New-York, durch die nördlichen Theile von Pennsylvanien, Ohio, Indiana, Illinois und Iowa, die südliche Hälfte von Michigan, Wisconsin und Minnesota, einen Theil von South Dakota, Nebraska, Kolorado, New-Mexiko und Arizona ein mehrere hundert englische Meilen langes ideelles Band, das von Arizona aus mit einem Flügel sich durch Utah, Idaho und das nördliche Oregon hinauf bis zum Puget-Sund des Staates Washington windet und mit dem anderen Flügel im Staat Kalifornien sich lang an der Küste des Stillen Meeres hinstreckt. Dieses Band, in der angegebenen Weise gedacht, bildet den langen und vielfach gewundenen Landstreifen in Nord-Amerika, der, so weit die dort vorherrschenden Temperaturverhältnisse in Betracht kommen, vorzugsweise zum Anbau der Zuckerrübe geeignet ist, wie langjährige Beobachtungen und Experimente bewiesen haben. Da diese Temperaturverhältnisse aber nur einen der Hauptfaktoren für den vortheilhaften Anbau der Zuckerrübe bilden, so kann er innerhalb des besprochenen Gürtels auch nur dort am Besten geschehen, wo auch der Regenfall und die Bodenbeschaffenheit ihm günstig sind. Dies ist nun an so vielen Stellen dieser Zone der Fall, daß man viele Millionen Acker als überaus geeignet zum Anbau der Zuckerrübe bezeichnen kann. Der größte Theil dieses sich so vorzüglich zur Zuckerrübenzucht eignenden Landes befindet sich in Komplexen von 40 bis 160 Acres in den Händen von Farmern, von denen sich nach und nach ein großer Theil dazu verstehen wird, den nutzbringenden Anbau der Zuckerrübe einzuführen, wenn er des dauernden Absatzes an eine nahegelegene Fabrik sicher ist. Daneben giebt es aber in der besprochenen Zone auch noch einzelne gut gelegene größere Landkomplexe, die vor längerer Zeit durch Privatpersonen oder Gesellschaften vom Staate zu Besiedelungzwecken angekauft wurden und noch nicht parzellirt worden sind. Wenn solche Areale nach bald geschehener Vorbereitung mit Rüben bestellt und mit einer Zuckerfabrik versehen werden — und Das wird ohne Zweifel in aller Kürze geschehen —, so werden sie eine äußerst günstige Wiederholung der in einzelnen Theilen des östlichen Preußens vorhandenen Art und Weise rationeller und billiger Zuckerproduktion darbieten, wo die Besitzer großer Güter Zuckerfabriken gebaut haben und sie, unabhängig vom wandelbaren und oft querköpfigen Sinne der Rüben produzirenden Bauern und Kossäthen, mit den durch ihre eigenen Arbeiter auf ihrem eigenen Lande erbauten Rüben speisen, wie es auch die großen Plantagenbesitzer Louisianas mit ihren Rohrzuckerfabriken thun. Bis jetzt giebt es nur sieben betriebene und vier im Bau begriffene Rübenzuckerfabriken in den Vereinigten Staaten, da der hiesige Zuckertrust, wie er den Ein- und Verkauf regelte und den deutschen Zuckermarkt in der Hand hielt, es auch

verstand, das amerikanische Volk bisher von der Rübenzuckerproduktion abzuschrecken und zurückzuhalten, was jedoch jetzt, nachdem der Ausfall der kubanischen Zuckerernte durch Rübenzucker gedeckt werden mußte und die Vortheile des Rübenbaues und der Rübenzuckerfabrikation allgemeiner bekannt geworden sind, sein Ende erreicht hat. Der beste Beweis dafür ist, daß der kalifornische Zuckerkönig Claus Spreckles selbst den Bau einer Rübenzuckerfabrik unternommen hat.

Die wenigen Rübenzuckerfabriken in den Vereinigten Staaten können, trotzdem sie in der ersten Zeit doch Manches zu lernen hatten, was den Produzenten der alten Welt schon längst in Fleisch und Blut übergegangen ist, auf ganz bedeutende Erfolge ihrer Thätigkeit hinweisen. So hat die Rübenzuckerfabrik in Norfolk im Staate Nebraska, die eine Leistungfähigkeit von 335 bis 350 Tonnen täglicher (24 Stunden) Rübenverarbeitung besitzt, in der Campagne 1896/1897, bei einem Zuckergehalt von 12 Prozent bis 14 Prozent und einem an die Rübenzüchter gezahlten Preise von 4 Dollars per Tonne, einen Reingewinn von 180 000 Dollars gemacht, während die Fabrik in Chino in Kalifornien, bei einer Leistungfähigkeit von ungefähr 700 Tonnen und dem gleichen Rübenpreise von 4 Dollars, in der viermonatigen Campagne von 1896 auf 1897 einen Reingewinn von 240 000 Dollars zu verzeichnen hatte. Daß die Kunde von so günstigen Resultaten bald die Errichtung noch vieler solcher Fabriken herbeiführen wird, ist außer Frage; sie werden meist Kooperativ-Fabriken sein, doch wird sicher auch manche Gesellschaft die Vortheile der Zuckerfabrikation aus Rüben, die auf eigenen größeren Landkomplexen gebaut wurden, sich zu Nutzen machen.

Hier wäre nun für deutsche Zuckerindustrielle, Kapitalisten und Sachverständige eine überaus günstige Gelegenheit, Das, was sie in Deutschland durch Bodenvertheuerung, Ueberproduktion, Ausfuhrerschwerung u. s. w. verloren haben und noch immer mehr zu verlieren befürchten müssen, in den Vereinigten Staaten reichlich wieder zu gewinnen. Wie es verschiedene andere bedeutende Industriezweige Deutschlands, die bei ihrem Absatz nach Amerika bereits unter Fracht und Zoll zu leiden hatten, schon längst gethan haben, so sollten sich auch deutsche Zuckerinteressenten hier einrichten und nach bewährter deutscher Methode ihren Zucker fabriziren, für den ja in den Vereinigten Staaten der beste und nachhaltigste Absatzmarkt der Welt ist und wo die Produktion nicht durch Taxen und Steuern belastet wird. Zum Zuckerrübenbau geeignetes Land ist in verschiedenen Gegenden noch in größeren Komplexen zu verhältnißmäßig sehr billigem Preise zu haben. Das zum Bau einer Zuckerfabrik mit allem Zubehör nöthige Grundstück wird von einer dem Rübenlande benachbarten Ortschaft meist gern kostenfrei überlassen. Für die Erbauung von Zuckerfabriken in Gegenden, wo eine genügende Anzahl von Grundbesitzern sich zum Anbau und zum Verkaufe von Rüben kontraktlich verpflichtet, findet sich ebenfalls reichlich Gelegenheit, und zwar recht häufig in Gegenden, wo ein sehr großer Bruchtheil der ländlichen Bevölkerung aus Deutschen besteht. Zuckerrüben aus deutschem Samen sind hier schon vielfach angebaut und in ihrem Verhalten zur Bodenbeschaffenheit und zu den Witterungverhältnissen in ihrer Ertragsfähigkeit sorgfältigen Proben unterworfen worden. Sie haben die befriedigendsten Resultate ergeben und in den meisten Fällen den Vorrang vor französischen und russischen Rüben behauptet.

Für deutsche Maschinenfabriken, die heute ohnehin schon einen Theil der

auswärtigen Konkurrenz bedienen, wie Pluto in der „Zukunft“ vom zwölften Juni mittheilte, böte sich gleichfalls in den von deutschen Industriellen in Amerika zu erbauenden Rübenzuckerfabriken ein reiches Absatzgebiet und es würde sich wahrscheinlich für einzelne deutsche Fabriken, die Zuckerfabrikeinrichtungen herstellen, dringend empfehlen, in den Vereinigten Staaten Tochter-Fabriken für die gleichen Erzeugnisse zu gründen. Diese würden auf lange Zeit hinaus durch die Anfertigung neuer Maschinen vollauf beschäftigt sein, da in den nächsten Jahrzehnten ohne allen Zweifel weit über hundert Rübenzuckerfabriken in den Vereinigten Staaten gebaut werden und die Reparaturen in solchen Fabriken auch stets eine gute Einnahmequelle für die Maschinenfabriken bilden.

Da, wie aus den Konsularberichten für den Juni 1897 hervorgeht, das in diesem Jahre mit Rüben bestellte Areal noch um 12 724 Acres größer sein wird als das schon so ungemein hohe des vorhergehenden Jahres, so muß man dem amerikanischen Generalkonsul Mason beistimmen, wenn er in seinem Berichte sagt: „This is equivalent to an increase of 1,2 per cent, over the already very large average of last year, and is regarded with apprehension by economists, who realize that, notwithstanding the practical suspension of the sugar supply from Cuba, the limit of the world's consumption has been fully reached, and that any further increase in the product must react upon its market value.“

Wenn es unbestritten ist, daß die deutsche Zuckerindustrie an Ueberproduktion schon leidet — auch Pluto sagt, es erscheine ihm besonders nöthig, daß die Kontingentirung wieder herabgesetzt werde — oder doch unmittelbar davor steht: wie soll es dann werden, wenn der pfiffige Amerikaner, nachdem er einmal den darin liegenden Nutzen erkannt hat, hier in den nächsten Jahren schnell noch ein halbes Hundert Rübenzuckerfabriken errichtet und, statt der 40 000 Tonnen des letzten Jahres, 300 000 bis 400 000 Tonnen einheimischen Zucker auf den amerikanischen Markt bringt? Was werden dann — und daß es so und noch viel schlimmer kommen wird, ist für Den, der die hiesigen Verhältnisse kennt, gar keine Frage — dem deutschen Zuckerproduzenten die hohen Ausfuhrprämien und seine hochwissenschaftliche Fabrikation-Methode helfen? Sie werden es leider nicht verhindern können, daß ein blühender deutscher Erwerbszweig, weit mehr als durch den jetzt wieder drohenden hohen Schutzzoll bei der Einfuhr in hiesige Häfen, bis ins Mark hinein durch eine Konkurrenz geschädigt wird, die ihre Ueberlegenheit den günstigen natürlichen Verhältnissen verdankt. Es wäre, wenn man sich einmal mit der unabwendbar scheinenden Thatsache vertraut macht, daß Deutschland auf jeden Fall in absehbarer Zeit vom amerikanischen Zuckermarkt abgedrängt und ausgeschlossen wird, vom allgemein volkswirthschaftlichen Standpunkt aus gewiß besser, eine Anzahl der weniger gut situirten Zuckerfabriken Deutschlands ginge ein, das ihnen tributäre Rübenland würde seiner früheren Bestimmung zurückgegeben und deutsches Kapital gründete hier neue Rübenzuckerfabriken, als daß dies reiche Feld dem auf Raubbau ausgehenden und gierigen Yankee allein überlassen bliebe.

Chicago.

Dr. F. W. Ihne,
Präsident der Polytechnischen Gesellschaft.



Dresdener Kunst in der Ausstellung.

Wenn man auf der dresdener Kunstausstellung nach dresdener Künstlern fragt, so ist die Antwort nicht leicht gefunden. Es sind da die Werke älterer und jüngerer Künstler, die in Dresden leben, es sind Bilder, die Dresdnerisches darstellen. Aber wenn man in Berlin so gern jubelnd rühmt, preußische Kunst sei geschaffen, wenn ein paar Bilder gelangen, auf denen der Unteroffizier eine Heldenrolle spielt, wenn man in Bayern und Tirol oder in Ungarn von örtlicher Kunst spricht, weil ein paar jodelnde Schuhplattler, tanzende Burschen oder fiedelnde Zigeuner im Bild auftreten, so ist Das doch nicht viel klüger, als wenn man Gentz oder Fromentin für die Erfinder einer mohammedanischen Kunst hält, weil sie Beduinen und Fellachen darstellten.

Es gab in Sachsen Sächsisches. Seit Gellert ist Keiner mehr örtlich bedingt, mehr Sachse gewesen als Ludwig Richter. Er sah nicht nur Sachsen, seine Landschaft und seine Menschen, mit liebendem Auge, sondern auch mit einem durchaus sächsischen Empfinden. Er mochte darstellen, was er wollte — und zum Glück wollte er nicht Anderes schildern als Das, was ihn umgab —: immer blieb ihm ein Zug von Sachsenthum anhaften, immer besiegt dieses das Fremdartige. Er war der Erste, der die Schönheit des Elbthales erkannt hatte; er lehrte, sie in ihrer Kleinheit lieben: das Bächlein unter Gebüsch; das Bauernhaus, aus dessen halb sich öffnender Thür der alte die Pfeife schmauchende Bauer den Kindern und den Gänsen zuschaut; den Plauenschen Grund mit seinen nicht ganz gelungenen Versuchen, „romantisch“ zu sein; jenes Sachsen der kleinen Freuden und bescheidenen Genüsse, das damals vor den Thoren der Stadt sich jedem Wanderer aufthat. Es giebt ja noch brave Künstler, die es auch heute zu finden wissen und es mit aller Herzensliebe für ihren Meister gewissenhaft weiter malen. Sie haben aber vor der Jury keine Gnade gefunden, sie fehlen mit Recht auf der modernen Ausstellung, in die sie so wenig hineingepaßt hätten. Denn die Schule Richters ist Wenigen gut bekommen. Nur in den Kinderbüchern lebt sie noch fort, ja, sie steht im Begriff, in den liebenswürdigen, aber etwas zu stark verbreiteten Fehler alles sächsischen Thuns, den der Selbstironie, zu verfallen.

Es giebt überall in Sachsen Leute, die mit sächsischen Geschichten ihre Zuhörer zu erschüttern wissen, — nicht zu Thränen des Mitgefühles, sondern zu solchen herzlichen Gelächters. Die Spitze dieser Geschichten ist immer die selbe: der Erzähler schildert sich selbst oder seinen Helden als braven, aber kleinlichen und einfältigen Menschen. Die gesammte sächsische Dialektdichtung kommt auf diesen Witz hinaus. Partikularist Bliemchen, vor zwanzig Jahren eine glaubwürdige Gestalt, deren Darstellung eine gewisse Berechtigung hatte, ist eine zwar nicht neue, aber für den landläufigen Witz be-

zeichnende Erscheinung, deren einmaliges Auftreten man sich hatte gefallen lassen können. Aber die Dialektdichtung ist zweifellos hinter der Entwickelung des Landes stark zurückgeblieben. Mit dieser Art Witz ist es nicht mehr zu schildern. Denn erstens ist Sachsen längst nicht mehr partikularistisch, sondern reichstreu, mit der Treue, die dem Volksstamme ganz besonders eigen ist, der oft in der Wahl des Freundes sich völlig vergreifenden, unpolitischen Anhänglichkeit. Heute hängt es an dem einstigen Feinde Bismarck mit einer Selbstüberwindung, die aus einem guten, sich bescheidenden Herzen kommt. Und zweitens hat das Leben im Lande längst den spezifischen Zug zum Kleinen verloren, den es in der nachnapoleonischen Zeit annahm. Sein ins Riesige steigender Gewerbefleiß, das gewaltige Wachsthum seiner Städte, die Erhöhung der Lebenshaltung hat es aus der altväterischen Ruhe herausgerissen. Es brauchte nur der rechte Mann zu kommen, um Ernstes auch in sächsischem Dialekt zu sagen, und es brauchte nur die Erkenntniß im Lande selbst zu erwachen, daß die jetzige Dialektdichtung zum großen Theil eine Schande für den Volksstamm ist, um den Stich ins Lächerliche von ihm zu nehmen, in den er zum guten Theil durch seiner eigenen Schriftsteller Verdienst kam.

Auf Richter ist Jahrzehnte nichts Eigenartiges gefolgt. Seine Gestalten sind Dialektdichtungen; auch er suchte „schnurrige Kerle“ im Lande und fand ihrer zahllose, auch er zeichnete mit einem Lächeln um den Mund, aber nicht mit dem flachen Lachen Jener, die sich über die „Bliemchen“ erhaben glauben, während sie ununterbrochen „Bliemchen“ dichten. Nur Einer war ihm verwandt: Rietschel, der Bildhauer, auch er ein feinsinniger, in sich vertiefter und nach außen zaghafter Mann, dem es darauf ankam, dem Dargestellten gerecht zu werden, nicht darauf, es zu überwinden, der freilich mit einer Welt von Klassizismus zu kämpfen hatte, die nur zu oft das Beste in seinen Bestrebungen erstickte. Denn neben ihm standen Bendemann, Hübner, Schnorr, leider schon der Alte, der die feine, an sächsischen Zügen so reiche Kunst seiner Jugend vergessen hatte, um „Edleres“ zu schaffen, Hähnel, den wohl der Humor noch gelegentlich packte, aber der ihn schon nicht mehr außerhalb der Griechenwelt darzustellen vermochte. Und nach ihnen kam die völlige Leere. Es wäre der Mühe werth, einmal Das zusammenzustellen, was an örtlichen Lebenskräften in Sachsen sich zeigte, ehe diese durch die rauchische und düsseldorfer Schule erstickt wurden.

Neue Leute sind in Dresden eingezogen, stehen jetzt im Vordergrund. Unter ihnen blickt man vor Allem erwartungvoll auf Kühl. Er hat eine Reihe sehr interessanter Skizzen und ein feines, sorgfältig durchgeführtes dreitheiliges Bild ausgestellt. Ausgezeichnete Werke, von denen mich hier, wo ich von Dresdnern in Dresden sprechen möchte, die Skizzen am Meisten beschäftigen. Ist es thatsächlich ganz die Elbe, die er malt, ganz ohne Blick

hinaus in eine ihm malerischer erscheinende Welt, ohne Rückerinnerung an sein geliebtes Lübeck und gar darüber hinaus an Hollands tonreiche Schönheit? Man verstehe mich wohl: ich habe den Eindruck, daß Kühl mit außerordentlicher Kraft und Feinheit das Bild Dresdens unter bestimmten Lichteindrücken festhielt, daß er von seinem Atelier aus, von der Kunstakademie auf der Brühlschen Terrasse mit sicherem Griff packte, was er sah, als ein fein gestimmter Realist. Aber er sah vorher Holland, ihm gefiel das für die Elbe nicht Charakteristische, er lebt wie die Alten in der Ansicht, daß nur zu bestimmten Zeiten die Elbe malerisch sei, dann nämlich, wenn sie nicht sich selbst, sondern den Stimmungen anderer Länder gleicht. Er wandelt hierin die selben Bahnen wie die sogenannte „Schule von Goppeln," Baum, Ritter, Stremel und andere junge Maler, die sich vor einigen Jahren in dem bei Dresden liegenden Dorfe Goppeln zusammenfanden und hier eine landschaftliche Schönheit entdeckten, die sie mit außerordentlicher koloristischer Feinheit festzuhalten verstehen. Der Realismus, den sie mit Meisterschaft betreiben, ist aber leider nicht in Dresden erfunden worden und hätte hier gar nicht erfunden werden können. Er ist bei uns zu Gast, ein lieber, sehr achtbarer und festzuhaltender Gast, aber ich glaube doch, ein solcher, der bei uns sich nicht ein Weib nimmt, kein Haus gründet, nicht Kinder seiner Art in die Welt setzt.

Man redet jetzt so gern von örtlichen Schulen, namentlich für die Landschaft, die heute der Grundstein der Malerei ist. Mir will scheinen, daß örtliche Schulen nur auf Grund der Liebe zu örtlichen Schönheiten möglich sind. So lange diese eine bedingte bleibt, steht die Schule auf schwachen Füßen. Sie muß das Land in allen seinen Erscheinungen umfassen, um sicher zu wurzeln. Das hat Ludwig Richter bewiesen.

Der Luft um Dresden fehlt die Feuchtigkeit und damit die Farbigkeit. Das sieht man am Besten an den Knalleffekten der Natur, an den Sonnenuntergängen: selten bieten sie im Elbthal ein wahres Rothfeuer. Einst hat die Sächsische Schweiz die Welt entzückt, galt sie als das echteste Beispiel „pittoresker" Natur. Ohne die unbequeme Größe der Alpen bot sie im Kleinen eine Unmenge von Form, die willkommensten Hilfsmittel für bequeme Komposition stilvoller Landschaften. Noch heute nennt der Zeitungmensch, als eine der für sich selbst konservativsten Naturen trotz allem Geschrei nach Fortschritt, Das malerisch, was den Stempel etwa der Sächsischen Schweiz an sich trägt, Das heißt: einen Ausblick auf viele und absonderlich geformte Einzelheiten. Die Kunst aber ging weiter, suchte große Linien und fand sie in Sachsen nicht. Das Erzgebirge kann unter Umständen im Sinn selbst des Rottmann malerisch sein. Aber es blieb unentdeckt auch für Dresden, in der Zeit der Studienreisen in die Ferne, nach Italien. Es kamen dann die Tage, da die Maler der Linien satt wurden und Ton suchten. Die Menge

hat ja die Linienschönheit der Natur nie recht verstanden. Schon vor fünfzig Jahren waren sich alle Maler darüber klar, daß man eine als malerisch berühmte Gegend nicht malen könne. Schon damals galt die „Vedoute“ als eine untergeordnete Kunst, die man höchstens dem Besteller zu Liebe schuf. Schon damals erwartete man von einem kunstsinnigen Manne, er solle nicht vom Maler fordern, daß er darstelle, was dem Besteller in der Natur gefällt, etwa seinen Park, die Aussicht zum Fenster hinaus, einen gefeierten Fernblick. Die Kenner lernten, daß die Schönheit in der Kunst und in der Natur sich nicht decke, daß die braune Campagna Roms all dem vom Dichter verherrlichten Frühlingsgrün der Welt im Bilde unendlich an Schönheit überlegen sei: große Linien, einfache Farben, geschlossene, ernste Pracht gegenüber einer im Gemälde gar nicht wiederzugebenden Lebhaftigkeit der Farbe und einer in ein Bild nicht zusammenzuzwingenden Vielheit von sprossendem Leben, selbstständigen Pflanzen-Individualitäten.

Also man suchte den Ton. Und die Maler jener Zeit fanden ihn wieder nicht in Dresdens Umgebung. Die Luft hat hier etwas Kaltes, Nichtssagendes oder richtiger: Zuvielsagendes. Sie hat eine starke Deutlichkeit und Durchsichtigkeit. Und wer die Schönheit der Natur auch in der farbigen Wirkung der Luft, im Dämmern der Form und im Flimmern des Lichtes, erkennen gelernt hat, Der findet hier so wenig seine Rechnung wie Jener, der auf die Wolken sieht. Unter Sehen verstehe ich hier das Schauen mit der Absicht auf Genuß. Tausende fahren ja alljährlich Stunden lang auf der Eisenbahn, um sich an der Großartigkeit der Alpen zu erfreuen, auch Solche, die nicht schwere Eisen an den Schuhsohlen haben, um Berge zu „machen“, oder Solche, die blos Luft schnappen wollen, sondern auch Stille, die nur kommen, um zu sehen. Man hat seit anderthalb Jahrhunderten die Völker gelehrt, die früher als schreckhaft verschrienen Berge mit Genuß anzusehen, und sie sehen sie jetzt wirklich mit Behagen an. Die Wolken aber, die viel größer, viel „romantischer“, viel „pittoresker“ sind als die Berge, hat man sie noch nicht gelehrt anzusehen: die Dichter haben sie noch nicht auf dem Programm, die Maler nur so nebenbei. Und daher haben eben auch noch nicht Viele gesehen, daß es im Elbthal wenige schöne Wolken giebt, deshalb gilt Der noch für einen komischen Kerl, für einen Hans-Guck-in-die-Luft, der sich an Wolken freut. Ich für meine Person habe auf den Spazirgängen von Wilmersdorf nach Friedenau, zwischen hoffnungvollen Bauzäunen und im besten Fall Lupinen wandelnd, mehr Schönes gesehen als im Uttewalder oder Schoner Grund: Duft, graue, goldene, silberne, blaue Nebelschleier und ein Riesengemäuer massiv geballter Wolken darüber, — ein Stück feuchter Seestimmung, Meeresgröße, tief ins Flachland hineingewälzt; Bilder überall!

Im Frühjahr, wenn der Schnee geschmolzen ist und der Boden dampft,

da kommts auch über das Elbgelände, diese Bildmäßigkeit, wie sie mir nun eben gefällt. Das hat mir jene „Schule von Goppeln" in ihren Bildern erzählt, junge dresdener Maler, die aus den Niederlanden zurückkamen und nun in der Umgebung von Dresden herumliefen, um Ton zu suchen, wie einst Richter formenreiche Winkel suchte. Und ich habe mich überzeugt: sie haben Recht, diese Maler, wie vor Allem Baum, wenns ihnen auch Alle, die die Natur durch ein Loch des Siebenmeilenstiefels ansehen, die Fußwanderer, Radtreter, Kutschenfahrer, nicht glauben wollen. Denn diese Leute, die alle Winkel nach der Karte absuchen, kennen die Natur nur in ihren topographischen Formen, und was sich nicht einmessen, besteigen oder in die Botanisirtrommel stecken läßt, von Dem schwören sie, daß es nicht da sei. Sogar die Photographen sind auf ihrer Seite: denn die als Realisten, als Abklatscher der Natur verschrienen Künstler malen das Unphotographirbare, wenigstens für die meisten Amateure Unerreichbare: Wolkenstudien sind „schwer" und Duft ist der Feind der Kamera.

Die Bilder der Goppelner sind gut und echt. Aber die Maler gehen von Zeit zu Zeit nach Holland, um etwas Seeduft in ihre Tuben zu thun, wenn über Goppeln wieder dürre Luft weht. Sie fanden eben dort Holland wieder, sie fanden nicht das ureigentlich Heimische. Eine rechte dresdener Kunst käme meines Ermessens erst dann wieder, wenn Einer aufträte, der uns das Elbthal in seiner ganzen Art schön empfinden lehren könnte. Denn ich bilde mir nicht ein, daß mir Wilmersdorf aus eigenem Verdienst gefiel. Dies danke ich einer großen Anzahl von Malern: von Turner und Millet an beginnt die Reihe meiner Wohlthäter, wie ich auch weiß, daß es Albrecht von Haller und in letzter Linie Rousseau waren, die uns Alle die Freude an den Bergen lehrten. Ohne sie — oder doch ohne den in ihnen zum Ausdruck gekommenen Natursinn — wäre keine Aktie der Jungfrau-Bahn auf der Börse einführbar. Das wird auch dem härtestgesottenen Geschäftsmann die Nützlichkeit eines Neu-Idealismus beweisen. Ich bilde mir auch nicht ein, die Kraft zu haben, Andere von einer zunächst nur von mir empfundenen Schönheit zu überzeugen, ja, ich habe sie selbst noch nicht einmal empfunden. Aber wenn Meunier in einer Kohlengrube und Liebermann in einem Schweinestall den Stoff zu einem echten Kunstwerk findet, so müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn der rechte Mann nicht zwischen Kötzschenbroda und Blasewitz Schönheit finden und uns malerisch schildern könnte, und zwar eigenartige, dort besondere Schönheit, wenn nicht die verständige, trockene, nüchterne dresdener Luft auch dadurch „malerisch" gemacht werden könnte, daß man sie eben gut malt. Einer hats ja schon gekonnt: Canaletto, obgleich er aus Canales duftreicher Schule kam.

Ich weiß noch Einen, der es vielleicht fertig bekommt. Das ist Woldemar

Graf Reichenbach. In der Ausstellung hat er ein ganz kurioses Bild; Blumen, eine Monstranz, erhobene Hände mit den Wundmalen Christi, das Allerneueste in der Branche des Unmodernen, das Allermodernste auf dem Gebiet des Alten. Es heißt „Gloria doloris“ und zeigt die Dinge auf blauestem Grund in einer Farbigkeit, die hahnebüchen erscheint, so lange man sich in ihre Feinheit nicht hineinsah. Schon mehrfach ist Reichenbach mir auf Ausstellungen aufgefallen als Einer, dessen Tag einmal aufgehen wird, wie der Thomas. Und darum ging ich nach Wachwitz, wo er an der Elblehne ein Stück sächsischer, — also höflicher — Wildniß sein Eigen nennt und wo er viel sonderbares Zeug zusammenmalt. Seine meisten Bilder stammen nicht von der Elbe her. Salzburg, Bayern erscheinen mehrfach. Aber was mich auf ihn hoffen läßt, Das ist die ungewöhnliche Geradheit seines malerischen Wesens. Er scheint dem „schönen Bild“ absichtlich aus dem Wege zu gehen. Ich wüßte ihn auch keiner Schule einzugliedern. Die Kritik hat sich wenig mit ihm beschäftigt und er hat sich doch mit einem Bilde bei ihr einzuschmeicheln gesucht, in dem der Teufel den Kritiker holt. Man schätzt ihn in England und man kümmert sich um seine Arbeit verhältnißmäßig wenig in Deutschland. Er malt Landschaften und Figürliches, immer mit der größten Sorgfalt im Kleinen und mit keckster Breite in Licht und Farbe. Er ist wohl kein großer Meister und hat sich redlich zu plagen, um seine Absicht durchzuführen, aber er ist ein Origineller, der nicht durch Zufall in Dresden seinen Boden fand. Er gehört hierher: ein Präraphaelit, der nichts mit Rossetti und nichts mit Overbeck gemein hat. Einer, der das verborgenste Veilchen auf weiter Wiese sieht und mit der Kraft Courbets in die Masse des Walddunkels zu schauen versteht; der Figuren malt, über die man lachen muß, wenn sie auch ernst gemeint sind, und der doch ein ernster Künstler ist, selbst wenn er Komisches malt. Ein Graf, aber in seiner Kunst wahrlich kein „Kavalier“, sondern ein Arbeiter. Wenn man nach einem Vergleich sucht, so liegt der mit dem Engländer Holman Hunt am Nächsten, dem nun schon greisen Gründer des englischen Präraphaelismus, den ja auch Alt und Jung über die Achsel ansieht, dem einzigen englischen Präraphaeliten, vor dessen Werken die deutsche Kritik noch rathlos ist und auch der englischen die dort besonders breitflüssige Tinte eintrocknet, der aber darum nicht weniger ist als Millais und viel mehr als Walter Crane: keiner der großen Könner, aber Einer, der Etwas aus sich heraus muß. Unsere Zeit ist so durstig nach Persönlichkeit, daß ihr es vielleicht gelingen wird, sich an Reichenbach zu begeistern. Da sind Landschaften und ist Figürliches, da sind vor Allem auch Studien von merkwürdiger Saftigkeit, Bilderreihen, die man in geschlossener Ausstellung vorführen sollte, um den Ganzen als Ganzes zu verstehen. Man hat ja zunächst Mißtrauen gegen malende Grafen, aber dieser Graf ist vor Allem ein in sich lebender Mensch.

Doch was schreibe ich da für einen verkehrten Ausstellungbericht zusammen: ich sollte über 1400 Kunstwerke Urtheile abgeben und plaudere über Bilder, die gar nicht in der Ausstellung zu sehen sind. Ich suchte Sächsisches und rede von Gemälden, die Sachsen nicht darstellen, und von Einem gemalt sind, von dem ich nicht einmal weiß, ob er Sachse ist, — rede von ihm, weil in ihm ein Zug steckt, der mich örtlich anmuthet. Und endlich: ich suche einen neuen Mann aufs Schild zu heben, obgleich ich weiß, daß gerade Das heutzutage ohnehin schon im Uebermaß geschieht.

Dresden. Cornelius Gurlitt.



Dekorationen.

Gestern begegnete ich einem General, den ich von der Zeit her kenne, da auch ich noch durch starke Wattirung gegen die heute endemische nörglerische Verschnupfung geschützt war. Er stolzirte in vollem Wichs einher, besternt und bebändert zum Bekreuzen, und klingelte wie ein Schlittenpferd. Ich schlug an meine Brust — der General hätte Das nicht gekonnt, ohne seine Fassade zu gefährden — und dachte: „Welche Unsumme prämiirten und patentirten Verdienstes giebt es doch in Deutschland! Lieb Vaterland, du könntest wirklich etwas ruhiger sein." Beschämt wollte ich mich vorbeischleichen, allein der General gewahrte und „sah" mich (bitte, verehrter Herr Harden, streichen Sie mir diesen Brillanten nicht) und nach kurzem Gruß begann er, treu der trauten Gewohnheit seiner vierzig Dienstjahre, weidlich zu schimpfen. Während er raisonnirte, schielte ich nach seinen Dekorationen, die nicht „von Pappe" waren, und summte ganz leise das Verschen vor mich hin:

Un vent de fronde
S'est levé ce matin,
Je crois qu'il gronde
Contre le Mazarin.

Eins fiel mir aber doch auf: der alte grimmige Schnauzbart fühlte sich durch die Gnadenbeweise und Frühstücksorden augenscheinlich nicht verpflichtet, seine Gedanken vorschriftmäßig an der preußischen Schnalle zu rangiren. Sollte die Ansicht, daß solch ein farbiges Anhängsel zu nichts verpflichte, weit verbreitet oder gar allgemein sein? Sollte das Ordensmanna, das jetzt reichlicher als je herabtrieft, die Hungernden nicht mehr sättigen, weil sie derberer Kost bedürftig sind? Sollten alle vierzig Abarten des Rothen Adlerordens ihre werbende, ihre erhaltende Kraft eingebüßt haben? Wenn Dem so wäre, ja, dann weiß ich wirklich nicht mehr, wie die Monarchen die kulturelle Entwickelung ihrer von Gott ihnen anvertrauten Völker ersprießlich leiten sollen. Allerdings bleibt noch das persönliche Beispiel und die Belehrung der Unterthanen durch allegorische Darstellungen, aber die erzieherische Wirksamkeit der Dekoration war doch zuverlässiger und wirkte, geschickt gehandhabt, wahrhafte Wunder. Das weiß man „oben", so lange es ein Oben und

Unten giebt, und als die Centennarfeier für Wilhelm den Schlichten prunkvoll begangen wurde, da wurde die Armee dekorirt und auch die Oekonomiehandwerker wurden nicht ausgenommen. In der Umgebung des Kriegsherrn zwar wurden Stimmen laut — pardon! wisperten Stimmen, nur die Crapule wird laut —, die da behaupteten, eine Erinnerungmedaille sei immerhin eine Auszeichnung, eine Auszeichnung aber gebühre ihrem Begriff nach nur einer Minorität, vielleicht den Kriegsgefährten des alten Herrn, nicht aber den Grünschnäbeln, die kaum so viel Pulver gerochen haben wie etwa die Bürger, die die Durchschlagskraft militärischer Beweisgründe gelegentlich eines Arrestantentransportes zu würdigen vermochten. Diese Bedenklichkeiten wurden von der höheren Auffassung zerschmettert, daß Alle, die dieses Ehrenzeichen auf der Brust tragen, gegen die sozialdemokratische Seuche immunisirt seien. Wenn so die läuternde Macht der Dekorirung mit intuitiver Unfehlbarkeit erkannt wurde, so ist es nun ja leicht, der ansteckenden sozialen Krankheit mit Ordenslymphe entgegenzutreten — das Impfdiplom kann Miquel noch mit Stempelsteuer belasten — und durch Massenauszeichnungen auf dem Wege moralischer Eroberungen, den wir im Inland wie im Ausland so erfolgreich betreten haben, rüstig fortzuschreiten. Wenn erst jeder sozialdemokratische Führer einen Piepmatz oder ein Hauskreuz hat, während die Nichtsalsgenossen sich mit dem Allgemeinen Ehrenzeichen begnügen müssen, dann ist die revolutionäre Kraft der Bewegung gebrochen . . . Auch hier, scheint es, begegnen sich feindlich zwei Anschauungen, die ich kurz als feudal-mittelalterliche und individualistisch-moderne bezeichnen möchte. Die feudale Anschauung erblickt in dem Gnadenbeweis gleichsam einen Belehnungakt, der Geber und Empfänger in einem Treuverhältniß verbindet, die moderne Anschauung erstrebt ökonomische Unabhängigkeit, der moderne Mensch will mehr oder weniger Selfmademan sein und weiß nichts von Vasallengelöbniß und Lehnspflichten. Welche Auffassung die höhere ist, bleibe unerörtert; welche die heute siegreiche ist, Das bedarf der Erörterung nicht. Jeder, der hungert, wird das Ehrenzeichen verkaufen, wenn er mit dem Erlös sein Leben fristen kann, und Jeder wird Genosse werden, wenn er als Kamerad dem wirthschaftlichen Untergange geweiht ist. Die Gesinnungzüchtung durch Ordensverleihungen und Nobilitirungen, durch Medaillenprägung und Kriegervereinlerei wird sich nicht bewähren; alle diese Stützen sind morsch. Vielleicht könnten die „leitenden Kreise,“ denen heut ihr Centrum entschlüpft zu sein scheint, von den Sozialdemokraten und von Schiller lernen, daß der Erhaltungtrieb in beiderlei Gestalt die Welt regirt, und aus der Betrachtung des wiesbadener Ausstattungstückes entnehmen, daß, seien die Dekorationen auch noch so blendend, dennoch „nichts dahinter“ ist. Alle Kenner des militärischen Lebens, innerhalb und außerhalb der Armee, sind darüber einig, daß die Auszeichnungen, die in den letzten Jahren für hervorragende Leistungen gestiftet wurden, dem Geist der Armee, die früher schlechtweg ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit that, nur geschadet haben. Aber auch auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens bestätigt sich die Beobachtung und es ist mehr als ein Wortspiel und wir bekennen es uns schmerzlich: Wir stehen im Zeichen der Dekoration. Hier, nach dem immerhin geringen Vermögen auch des mächtigsten Einzelnen, Wandel zu schaffen, sollten gerade die Fürsten sich angelegen sein lassen, die den stolzen Wunsch hegen, mehr zu sein als die dekorativen Regenten eines mündigen, zu freier Selbstbestimmung erwachsenen Volkes.

Eduard Goldbeck.

❦

Darf man der Geschichte glauben?

Eine Erwiderung.

Einfach und schmucklos war im Mittelalter die Art, Geschichte zu schreiben. In der Stille seiner Zelle, die nicht allzu sehr von dem Lärm der sich draußen abspielenden großen Weltereignisse berührt ward, schrieb der emsige Klosterbruder seine Annalen oder seine Chronik. Weit rückwärts schweifte sein Blick dabei nicht; glücklich, wer für die Geschichte der Vergangenheit aus den Darstellungen seiner Vorgänger schöpfen konnte; wo diese fehlten, ergänzte man die Zusammenhänge der Thatsachen wohl auch nach Willkür und Belieben. Sie Alle sahen im Gange der Geschichte nicht viel mehr als ein rein zufälliges Aggregat der sich in Raum und Zeit abspielenden Handlungen und Ereignisse. Im Zwielicht der bewußten oder unbewußten Legendenbildung lag die historische Wahrheit Jahrhunderte lang verborgen und harrte ihrer Auferweckung.

Doch dann veränderte sich plötzlich die Szene; die Humanisten traten auf, mit ihrem an dem hingebenden Studium der Antike geschärften Blick und Urtheil, und prüften den Chronisten nach und siehe da: man entdeckte auch bei den Besten völligen Mangel an Kritik und unselbständiges Ausschreiben, viel tendenziöse Entstellung, hier und da auch offenbaren Betrug. In jenen Tagen, da es, wie der junge Hutten begeistert ausrief, „eine Lust war, zu leben," eröffnete sich, nach Rankes Wort, eine neue Gedankenwelt, die der Menschheit „einen anderen Himmel gab und eine andere Erde." Seitdem folgte Schlag auf Schlag gegen die Autorität der mittelalterlichen Geschichtschreibung, bis dann in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts unter den meisterhaft geführten Streichen schneidiger kritischer Waffen die gesammte alte Tradition zu Boden sank und die neue historische Anschauung fast alle Wissenschaften, ja auch die Verhältnisse des national-staatlichen Daseins mit ihrem Geiste durchdrang. Es hemmte den Fortschritt der Entwickelung nicht, wenn man dabei auch gelegentlich einmal über das Ziel hinausschoß, wenn selbst „der Fürst der Chronisten," Dino Compagni, es sich noch vor Kurzem gefallen lassen mußte, durch einen der schärfstsinnigen Forscher zeitweise ins Reich der Fabel verwiesen zu werden. Allein mit der wachsenden Erkenntniß von der Unzulänglichkeit jener Geschichtschreibung wuchs auch, wie es kaum anders sein konnte, die Skepsis an der Möglichkeit historischen Erkennens. So Vieles, was man für dauernder denn Stein und Erz gehalten, war vernichtet, verehrungwürdige große Namen waren aus ihrer Höhe gestürzt worden. Was durfte da überhaupt noch in der Erscheinungen Flucht für gesichert gelten?

Von diesem Gesichtspunkte aus konnte de Fontenelle, ein Neffe Corneilles, sein oft citirtes Wort sprechen: l'histoire n'est qu'une fable convenue; so konnte noch in der Morgenröthe unseres hereinbrechenden Jahrhunderts ein Unberufener in einem der wunderlichsten Bücher, die je geschrieben worden sind,*) alle schriftliche Ueberlieferung als eine mit Plan und Absicht ins Werk gesetzte Fälschung be-

*) Joseph Müller, Vizepräsident des Tribunals zu Düsseldorf, in seiner Schrift: „Meine Ansicht der Geschichte;" Düsseldorf 1814.

zeichnen, um an deren Stelle die Ausgeburten seiner erhitzten Phantasie zu setzen. Aber auch klareren Köpfen erschien die Vergangenheit „einer furchtbaren Sphinx vergleichbar, die fortdauernd Räthsel aufgab und jeder Lösung über kurz oder lang immer wieder Verderben brachte.“ *)

Und heute? Ueber den Trümmern der zerstörten Ueberlieferung ist durch das schöpferische Vermögen hochbegabter Männer unseres Volkes ein gesichertes Bild des wirklich Geschehenen in großen Zügen gestaltet worden. Um ganz andere Fragen tobt zur Zeit der Kampf der Meinungen und Gedanken: ob die Geschichte mehr Wissenschaft oder Kunst sei, ob die leitenden Kräfte und Ursachen historischen Werdens mehr in einzelnen hervorragenden Individuen oder in der unterschiedlosen Masse zu suchen seien. Der Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Historie schien für immer verstummt.

Da stellte am ersten Mai dieses Jahres Scipio Sighele hier die Frage: „Darf man der Geschichte glauben?“ und beantwortete sie mit einem schlanken Nein. Denn „es giebt kaum ein historisches Begebniß, eine Anekdote, ein Stichwort, ohne zwei verschiedene Versionen.“ Ist Das richtig, dann verdient, wie Sighele selbst zugeben wird, die Geschichte den usurpirten Namen einer Wissenschaft nicht länger; denn von jeder Wissenschaft verlangen wir, daß sie uns Wahrheiten bietet, die unsere Erkenntniß zu erweitern geeignet sind. Wo aber blieben diese in der Historie, wenn sich die Weltereignisse nicht nur in ihrer Beurtheilung, sondern auch in ihrer Thatsächlichkeit in jedem Kopfe anders malten? Ein Mann, der so verwegen zum Angriff vorgeht, darf in seiner Rüstung dem Gegner keine Oeffnung bieten; er wird sicherlich die gewichtigsten Gründe ins Treffen führen, wenn er sich nicht dem Vorwurf einer leichtfertigen Behauptung aussetzen will.

Sehen wir im Einzelnen zu, worin seine Beweise bestehen. Er sagt: „Unter dem Ministerium Crispi erhitzten sich die Zeitungen darüber, ob Crispi mit Garibaldi bei Calatafimi gefochten habe oder nicht;“ und: „Noch sind die Wunden nicht verharscht, die der Unglückstag von Abba-Carima geschlagen hat, und schon sind die Mitlebenden außer Stande, den Verlauf des Kampfes in Einzelheiten festzustellen.“ Also weil in diesen beiden Fällen die volle Wahrheit noch nicht an den Tag gekommen ist, so — ist im Sinne Sigheles weiter zu schließen — muß man an der Möglichkeit einer objektiven historischen Wahrheit überhaupt verzweifeln. Aber sieht denn Sighele nicht, daß gerade, weil diese Ereignisse in der Gegenwart liegen oder doch mit noch lebenden Persönlichkeiten verknüpft sind, ihre genaue Feststellung außerordentlich erschwert ist? Darin liegt ja das Gefährliche jeder historischen Tagesliteratur, daß die Ereignisse und Personen im Kampfe divergirender Interessen und Tendenzen mit Nothwendigkeit entstellt, ja die Schreiber selbst von dem Geiste der Parteiung infizirt werden müssen. Und wie darf der Historiker sich unterfangen, mit Anspruch auf Wahrheit die fortstürmenden Bewegungen der Gegenwart zu schildern, deren eigentliches Absehen er höchstens ahnen kann, da er ihre Folgen nicht vor Augen hat, die ihm aber vielleicht schon morgen ein anderes Antlitz zeigen und Alles widerlegen, was er heute festgestellt zu haben glaubt? Die wahren Zeugen kommen

---

*) Löbell, „Das reale und das ideale Element in der geschichtlichen Ueberlieferung . . .“ Histor. Zeitschr. I. S. 270.

doch erst zu Worte, wenn die handelnde Generation ins Grab gesunken ist, wenn die Archive ihre Geheimnisse entschleiert haben, wenn das vom Streite der Tagesfragen getrübte Auge sich geklärt und der Forscher einen höheren Standpunkt gewonnen hat als die Zinne der Partei. Deshalb ist jeder Zeitgeschichte nur ein bedingter Werth beizumessen; Grund genug dafür, daß sie sich außer in Frankreich noch keinen Lehrstuhl erobert hat und auch in deutschen Schulen nicht gelehrt wird; denn, wie Georg Kaufmann auf dem ersten Historikertage in München sagte: „Wer den geheiligten Boden der Schule betritt, Der ziehe vorher die Schuhe aus, an denen der Schmutz des Parteilebens klebt."

Doch mit Alledem sage ich Herrn Sighele nichts Neues. Er korrigirt sich später nämlich selbst: „Freilich sind Das Thatsachen aus unserer Zeit, die von der Parteien Gunst und Haß verwirrt werden . . .; aber auch viel ältere Vorgänge bleiben eben so getrübt und unsicher." Als solche „viel ältere Vorgänge" führt er — wiederum aus der leidigen Kriegsgeschichte — an, einmal: man wisse nicht genau, wer den französischen Reiterangriff bei Floing kommandirt habe; zweitens: General Wolseley habe in seinem Buch über die Schlacht von Waterloo eine Reihe von Irrthümern berichtigt, „Irrthümer, die durch Hunderte von Zeugnissen bekräftigt zu sein schienen". Zunächst frage ich: was ergiebt sich uns aus diesem Beispiel? Doch nur, daß hier die wissenschaftliche Arbeit des Sachkundigen aus der Fülle von Irrthum und Sage, die sich, wie an jedes Ereigniß, so auch an den Tag von Waterloo knüpften, den Kern der Wahrheit herausgeschält hat. Ein glänzender Beweis dafür, was eine spätere besonnene Kritik zu leisten vermag, wenn auch der Mund Jener längst verstummte, die noch aus persönlicher Anschauung hätten berichten können. So werden wir einst vielleicht auch noch den nominellen Führer jener Reiterattaque bestimmen können. Wenn uns Das aber nie gelingen sollte, büßt dadurch etwa der zweite September auch nur eine Linie von seiner Größe ein? Ja, selbst wenn wir wirklich von den meisten Schlachten nicht viel mehr wüßten, als daß „ein Heer das andere geschlagen habe", so wäre damit für den Gang der Weltgeschichte, für die Erkenntniß der sie beherrschenden Ideen, nicht allzu viel verloren. Nach Clausewitz ist der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln; jede Schlacht beschäftigt daher den Historiker in erster Linie wegen ihres Ausganges und ihrer Folgen für den Verlauf des ganzen Krieges, dieser selbst, abgesehen von allen moralischen Faktoren, wegen seines Einflusses auf die politischen und sozialen Verhältnisse der Völker.

Und zweitens: wird es uns wirklich so befremdlich erscheinen dürfen, wenn wir nur von den allerwenigsten Schlachten ein völlig gesichertes Bild besitzen, bei den meisten aber die Unmöglichkeit zugeben müssen, die einzelnen Momente in Zusammenhang mit dem großen Ganzen zu setzen? Vergessen wir nicht, daß sich in einer Schlacht die mannichfachsten und wechselvollsten Vorgänge in den Rahmen weniger Stunden zusammendrängen, daß die Gefechtsbilder sich fortwährend verschieben, daß die Phantasie auch des kaltblütigsten Führers den aufregenden Einflüssen des Kampfes sich nicht völlig zu entziehen vermag, daß schließlich tausend Zufälligkeiten, jeder Berechnung spottend, die feinsten Kombinationen durchkreuzen können. Wahrlich: kein Wunder, wenn sich da die Zeugnisse der Betheiligten widersprechen, wenn auch der Geschichtschreiber, der sich bei dem Fehlen unmittelbarer

Aufzeichnungen lediglich auf spätere schriftliche oder mündliche Mittheilungen der Betheiligten beschränkt sieht, vielfach im Dunkeln wandert, zumal ihm meist auch noch die nur durch eigene Anschauung gewonnene sichere Kenntniß des Geländes fehlt. Deshalb bleibt es aber doch wahr, daß die spätere Forschung eine Schlacht in ihren Grundzügen besser feststellen wird, als es unmittelbar nachher möglich sein kann. Auch die Veranlassung und den Verlauf des eben beendeten türkisch-griechischen Krieges werden wir in einigen Jahren sicher klarer erkennen, als es heute noch möglich ist.

Mag Sighele als Psychologe nicht Unrecht haben, wenn er sagt: „Je mehr Zeugen einen flüchtigen Vorgang bekunden, desto unzuverlässiger war die Beobachtung.“ Wie aber trifft Das den Historiker? Es müßte ihm denn im einzelnen Falle nachgewiesen werden, daß er jemals nach dem größeren Reichthum überlieferter Meinungen, nach Stimmenmehrheit, nicht aber nach Gewicht und Zuverlässigkeit der Zeugen entschieden habe. Jedermann weiß, daß eins der obersten Gesetze historischer Kritik in der Prüfung der Quellen besteht, daß die gesammte Methode im letzten Grunde darauf hinzielt, Gewißheit von Zweifel, das Wahre vom Falschen zu trennen. Deshalb ist es Pflicht, wenn sich Bestimmtheit nicht erlangen läßt, Dies in der Darstellung zum Ausdruck zu bringen; oder wie Waitz sagt: „Der Begriff der historischen Wahrheit erfordert, daß der größere oder geringere Grad der Zuversicht sich äußerlich kundgebe“.*) Davon aber spricht Sighele kein Wort. Ihm scheint der Historiker wohl gar dem sich selbst täuschenden Passanten vergleichbar, der, von einem Spaßvogel irregeleitet, wirklich zu sehen vermeint, was Jener ihm suggerirt, und es neu Hinzukommenden als eigene Wahrnehmung mittheilt. Angesichts dieser schlecht verhüllten Parallele fragt man erstaunt, ob Sighele über das Wesen historischer Methode überhaupt ernsthaft nachgedacht hat, ob ihm bekannt ist, daß jeder Geschichtschreiber zugleich auch Forscher sein muß, daß seine Resultate sich nicht auf Ansichten, sondern auf Urkunden zu stützen haben, an deren objektivem Charakter — mögen sie nun Gesetze, Verträge, Urkunden über Besitz- und Rechtstitel oder in gewisser Hinsicht auch Instruktionen sein — sicherlich nicht gezweifelt werden kann. Beherrschung seines Stoffes, strenge Zurückhaltung der eigenen Person bei maßvoller Freiheit des Urtheiles: Das sind Eigenschaften, die dem Historiker nicht fehlen dürfen, die Sighele selbst uns aber sehr vermissen läßt.

Nicht nur im Jugendalter der Menschheit war die Auffassung von der Geschichte eine poetische: auch um spätere Vorgänge ranken sich Sage und Mythus in reicher Fülle. Gewiß und ganz mit Recht wird der Historiker nicht achtlos an ihnen vorübergehen, denn sie sind oft charakteristisch für die Zeit, in der sie entstanden, für die Personen, die sie behandeln. Ja, man kann behaupten, daß die Sage für den Historiker oft viel größeren Werth in sich birgt, da sie ihn über Tendenzen mannichfacher Art zu unterrichten vermag, als manche Thatsache, die unbestritten feststeht. Denn nicht Alles, was als geschehen erwiesen ist, ist für uns wissenswerth; der Kreis der historischen Betrachtung erstreckt sich nicht auf einzelne Begebnisse oder Individuen, die nur in ihrer Masse und ihrer Wiederholung von Bedeutung sind, allein betrachtet aber nichts Charakteristisches für

---

*) „Falsche Richtungen“. Waitz an Sybel. Histor. Zeitschr. I, S. 25.

das Milieu haben, in dem sie auftreten, sie erstreckt sich ferner nicht auf Ereignisse, die folgenlos, wie Friedrich der Große einmal sagt, gleichsam ohne Nachkommen gestorben sind. Die Hauptsache bleibt nur, daß die Forschung auch stets Sage von Geschichte zu unterscheiden weiß, und wo sie die Sage einführt, es in deren eigenem Gewande thut. Und gerade hier hat sich die historische Kritik bewährt. Ihr Verdienst ist es, wenn jene mehr und mehr vom Boden der Geschichte verschwindet, ohne jedoch dadurch ihr ethisches Interesse zu verlieren. Die Fabeln von der Vergiftung Ottos des Dritten, den treuen Weibern von Weinsberg, dem Heldentode der vierhundert Pforzheimer bei Wimpfen, der Aufopferung Frobens für seinen Kurfürsten, der Begegnung Friedrichs des Großen mit den österreichischen Generälen im Schlosse von Leuthen und ungezählte andere Legenden sind heute in Ursprung und Tendenz und Entstehungzeit längst nachgewiesen. Gewiß soll damit nicht geleugnet werden, daß es noch unendlich viele streitige Fragen auf dem Gebiete der Geschichte giebt — man erinnere sich nur, daß selbst die Ursachen des größten Krieges der Neuzeit, des deutsch-französischen von 1870/71, noch nicht völlig aufgeklärt erscheinen —, allein welche Wissenschaft dürfte sich rühmen, ihr Ziel erreicht zu haben? Jede menschliche Erkenntniß bildet doch nur eine Stufe zur Annäherung an die Wahrheit, die jemals ganz zu erreichen, nach Lessings Ausspruch, dem Sterblichen nicht beschieden ist. Auch der Irrthum muß diesem Zweck dienen. Mit einem lebenden Historiker des Alterthumes kann Jeder seinem Werke keinen besseren und edleren Wunsch auf den Weg geben als den, es möge selbst dazu beitragen, „recht bald und in möglichst vielen Dingen“ überholt zu werden.

Um eines Himmels Weite ist dieser Standpunkt von jenem entfernt, den Sighele seinem Historiker anweist, wenn er bei der von ihm aufgeworfenen Frage, ob Crispi bei Calatafimi mitgekämpft habe oder nicht, zu dem Resultat gelangt, „ein ministerieller Geschichtschreiber würde sich für die patriotischere Annahme entschieden haben, ein oppositioneller für das Gegentheil.“ Wenigstens in Deutschland ist eine solche apodiktische Scheidung der historischen Geister in feindliche politische Lager mit keinem Worte zu rechtfertigen. Bisher hat jeder Forscher um so höher gestanden, je mehr er von der eigenen, rein zufälligen Individualität abstrahirte und hinter sein Werk zurücktrat. In diesem Sinne konnte Fustel de Coulanges zu seinen ihm mit Beifall lohnenden Zuhörern sagen: „Ich bin es nicht, der zu Ihnen redet: die Geschichte selbst spricht durch meinen Mund.“

Aber, sagt Sighele, sogar „Napoleon hat im Laufe eines halben Jahrhunderts die verschiedensten Werthschätzungen erfahren.“ Gewiß, jedoch auch nur von weithin sichtbaren Parteien, denen Leidenschaft die Feder führte. Für die Geschichte steht seine Persönlichkeit so fest wie wenige andere und daran wird auch alle „neue Mythenbildung“ nichts ändern. Wohl sind Menschenalter dahin gegangen, ehe wir die vielleicht reichstbegabte Natur einigermaßen so erkannt haben, wie sie ist, aber je größer eine Persönlichkeit erscheint, um so schwerer ist es, den Spuren ihres Geistes zu folgen, um so dichter umgiebt sie das Sagengewebe der Volksphantasie, die sich auf ihre Weise die Handlungen zu erklären versucht, deren eigentliche Ursachen ihr verborgen bleiben. Gerade der Reichthum der Ideen, die Komplizirtheit der Motive macht große Männer schwer verständlich, — zumal da, wo noch eine so dämonische Verstellungskunst, wie sie Napo-

leon eignete, ihre innersten Absichten verschleiert. Wenn Sighele sich weiter zu dem Paradoxon hinreißen läßt, in späteren Jahrhunderten werde man vielleicht an der Existenz Napoleons eben so zweifeln wie an der Buddhas, so wird schon im Hinblick auf die schier unerschöpfliche Korrespondenz der Bonapartes eine solche Befürchtung wohl etwas übertrieben erscheinen. Freilich: wenn irgend ein Naturereigniß alle modernen Ueberlieferungen vernichtete und nur vage Vermuthungen zurückließe, dann ließe sich leicht auch haarscharf beweisen, daß Friedrich der Große nur eine tendenziöse Erfindung des Preußenthumes war.

Sighele hat eben Anekdote mit Geschichte, kritikloses Skribententhum mit ernster Forschung verwechselt; nur von solchen Prämissen konnte er zu den schroffen Folgerungen gelangen, die vom Standpunkt der historischen Wissenschaft zu bedauern sind. Doppelt bedauerlich ist es, daß diese Aeußerungen gerade von dem Boden ausgehen, auf dem zuerst das individuelle Denken einer ehrwürdigen Tradition zu Leibe ging, wo Ludovico Valla die „donatio Constantini" als geschichtliche Lüge offenbarte, wo Sigonius und Baronius der neuen Forschung als Bahnbrecher erstanden sind. Mögen auch noch unendlich viele und dunkle Probleme der Menschheitgeschichte — vielleicht umsonst — der Lösung harren, so dürfen wir uns doch auch heute schon eines stattlichen Gebäudes erfreuen, mit festen Fundamenten, unerschütterlich sicheren Pfeilern. Wo die Ueberlieferung abbrach oder dem grübelnden Verstande nicht genügen konnte, da hat die durch die Gesetze der Wissenschaft gebändigte Phantasie aus dem Geiste jener Epoche heraus durch Kombination die Brücke geschlagen. In dieser allerdings subjektiven Ergänzung objektiver Thatsachen liegt die eigenartige Größe der historischen Disziplinen. Dem korrekt vorgehenden Forscher wird hieraus meines Erachtens eben so wenig ein Vorwurf erwachsen dürfen wie dem Arzte, der außer den Krankheiterscheinungen bei der Behandlung des Kranken auch dessen individuelle Veranlagung in Anschlag bringt.

Allein die Geschichte ist nicht nur als die Summe gewisser Fähigkeiten und Kenntnisse aufzufassen, sondern auch als die Wissenschaft von dem Fortschritt der Menschheit schlechthin, insofern sie deren Entwickelung in der Totalität ihrer Bethätigung zu begreifen und die jene verursachenden großen und allgemeinen Ideen zu erfassen strebt, die jenseits des Vergänglichen liegen. Ueber der Eingangspforte des neuen chemischen Laboratoriums zu Breslau stehen die Worte: „Suche nach Wahrheit, ohne zu fragen, ob sie nützt." Sie gelten doppelt für den Historiker. Wie tief der Drang nach historischer Erkenntniß in der menschlichen Natur wurzelt, ward nie überzeugender geoffenbart als in den Tagen, da die große Revolution die Schranken der alten Weltordnung niederriß, alle neuen Regungen des historischen Geistes im Keime zu ersticken trachtete und dadurch nur der Ausgangspunkt für eine neu befruchtende Bewegung in der Welt der Gedanken wurde, nicht minder tiefgreifend und folgenschwer als einst das Erwachen des Humanismus.

„Und ist es Drang, so ists auch Pflicht," sagt Goethe.

München. Dr. Georg Preuß.



Prinz Henri-Bahn.

Kümmelblättchen nannte man in Berlin die Prinz Henri-Aktien, als in Folge der Kündigung der Transportverträge durch die Reichsbahnen die Kurse rasch von etwa 109 auf etwa 65 fielen. Jetzt wird wieder von dem Treiben dieses Papieres geredet, weil eine — wahrscheinlich wieder fehlgehende — Börsenuntersuchung gegen die unbekannten Verbreiter ungünstiger Gerüchte angestellt wird, die nur von Brüssel ausgehen konnten, in die aber auch ein berliner Großspekulant dadurch verwickelt sein soll, daß er den plötzlich um 7 Prozent niedrigeren Preisstand zu Deckungskäufen benutzt hatte. An des selben Mannes späteren Verkäufen von Harpenern fand man nur die Größe des Engagements bemerkenswerth.

Die Prinz Henri-Bahn, eine der beiden Vollbahnen in Luxemburg, wird leicht zum Gegenstand von Kombinationen, weil sie fünf Staaten, Belgien, Frankreich, Lothringen, Preußen und Luxemburg verbindet und stets von Zolltarifen und von den großen Konventionen abhängig ist, die in Eisen und Cokes geschlossen werden. Das Unternehmen besitzt auch Erzminen, die ihm von Luxemburg als Subvention für ältere Linien gegeben wurden, die aber nur verpachtet und nicht, wie oft fälschlich behauptet wird, selbst betrieben werden dürfen. In Brüssel, wo die maßgebenden Verwaltungräthe sitzen, herrscht nur selten die Spekulation; man hat ja den Draht nach Berlin, wo die meisten Ordres einlaufen, weil der größte Theil der Aktien, 37½ Millionen Frcs., in Deutschland liegt, während die dreiprozentigen Obligationen, 12½ Millionen Frcs., in belgischen Händen sind. Die berliner und hamburger Spekulation in Prinz Henri stammt aus den beiden Wochen des Jahres 1895, wo der Aufsichtrath von der Kündigung der Reichsbahnen wußte — Das geht aus der später vorgelegten Korrespondenz unzweideutig hervor —, aber die übrigen Aktionäre keine Ahnung davon hatten. In letzter Zeit erweiterte sich der Interessenkreis noch, da einige stark spekulirende Makler herangingen; auch ein einst großer Spekulant in Eisenbahnaktien, der jetzt am Rhein wohnt, greift manchmal ein und einzelne Banken scheinen kein Verbrechen darin zu sehen, wenn sie ab und zu dieses Papier haussiren oder fixen. Das ist für das Publikum jedenfalls ungefährlicher als das frühere Verfahren einer berliner Mittelfirma, in deren Händen die Henri-Aktien zum Spielball geworden waren. Zur Einzwängung eines Decouverts ist es bisher am Ultimo noch kaum gekommen, weil eben wohl die Großen selbst, so weit sie mit Brüssel arbeiten, oft in der Contremine zu sein pflegen. Brüssel ist natürlich das Centrum aller Quertreibereien.

Die Prinz Henri-Bahn ist aus der fallirten königlich-großherzoglichen Eisenbahngesellschaft hervorgegangen, von der für etwa 30¼ Millionen Frcs. Obligationen zu übernehmen waren. Der Name erinnert, wie der der Wilhelm-Luxemburg-Bahn, an die alten großen Eisenbahngeschäfte, mit denen die niederländischen Prinzen stets verknüpft waren. Die Wilhelm-Luxemburg-Bahn war vor dem Kriege von 1870 an die französische Ostbahn, später, laut Staatsvertrag — bis 1912 —, an unsere Reichsbahnen verpachtet. Natürlich hat Luxemburg einen wesentlichen Gewinnantheil; aber die Thatsache, daß die Reichsbahnenleiter dort ihre Hand haben, ist auch für die Prinz Henri-Bahn wichtig. Diese Bahn hat u. A. direkten Anschluß bis zum Becken von Longwy in Nordostfrankreich, wo die Hochöfenindustrie sitzt, und bis Belgien, wo sie ebenfalls den Montanverkehr mit trägt. Ihre Bedeutung liegt

darin, daß sie Erze und Roheisen nach Frankreich und Deutschland ausführt und Cokes für den Landesbedarf und für die belgischen und französischen Hütten einführt. Diese Bedeutung zeigte sich aber erst völlig, als das Thomas- und Gilchrist-Patent im Jahre 1893 frei geworden war und nun das Entphosphorungverfahren bei den Erzen auch ohne theure Lizenzen an das hoerder Bergwerk allgemein eingeführt werden konnte. Damals stieg der Kurs in einem Jahre von 55 auf 109, wurde aber später auf etwa 67 zurückgeworfen, weil die Bahn von zwei Zwischenfällen heimgesucht wurde: die Reichsbahnen kündigten die Tarife und der Bau der Linie Petange-Luxemburg wurde beschlossen.

Die Attertlinie ist die große Streitlinie der Bahn. Früher brachte sie die Cokes von Stolberg im Rheinland bis Athus zu den belgischen und bis Longwy zu den französischen Hütten. Bis Ettelbrück aber hatten die Reichsbahnen diese Transporte zu führen. Das änderte sich am ersten Juli 1895, da die viel besprochene Kündigung eintrat; seitdem befördern die Reichsbahnen die großen Transporte von Ettelbrück über Luxemburg bis Bettingen auf ihren Linien und übergeben sie erst dort der Prinz Henri-Bahn, die sie früher also viel längere Strecken zu fahren hatte als heute. Die Ursache dieses Streiches ist noch heute nicht ganz aufgeklärt. Ein finanzieller Gewinn war nicht damit verknüpft, weil nach der Berner Konvention alle Transporte auf dem kürzesten Weg oder doch zu den Sätzen der kürzesten Strecke zu befördern sind. Unwahrscheinlich ist auch, daß man sich an der Henri-Bahn rächen wollte, weil sie die Konzession für die Normalspurbahn Petange-Luxemburg vorweggenommen hatte. Erstens hätte diese Rache weniger den Aufsichtrath als die deutschen Aktionäre getroffen und zweitens bietet die neue Strecke durchaus kein glänzendes Geschäft. Die Prinz Henri-Bahn wollte Luxemburg-Petange überhaupt nicht bauen, sondern lieber noch verschiedene Nebenlinien ohne jede Subvention schaffen. Erst als erklärt wurde, man müsse sonst das Bauanerbieten der Reichsbahnen annehmen, die in Luxemburg als wichtiger politischer Faktor gelten, entschlossen sich die Leiter der Henri-Bahn, aus Furcht vor der Konkurrenz, zur Tracirung dieser Linie. Nun ist aber die neue Linie gar nicht so übel, wie sie vom Aufsichtrath hingestellt wird, denn sie wird nur 3 Millionen Frcs. kosten. In den Reserven kann man aber mit 1 950 000 Frcs. Werthpapiere verzeichnet finden, die mit 2 277 000 Frcs. geschätzt sind. Also wäre nur eine Million an neuen dreiprozentigen Obligationen aufzunehmen und mehr tragen die Staatsfonds auch nicht. Günstig ist ferner, daß die neuen Hochöfen, die sonst 2 bis 3 Kilometer landeinwärts errichtet worden wären, jetzt an die zukünftige Trace Luxemburg-Petange verlegt werden, so daß umfangreiche Transporte gesichert sind.

Ueberhaupt ist der Pessimismus des Aufsichtrathes mit den bisher bekannten Thatsachen nicht zu vereinen. Die günstigen Aussichten, wie der großartige Industrieaufschwung, der nicht allein auf Deutschland beschränkt bleibt und die durch die Ablenkung verursachten Mindereinnahmen ausgeglichen hat, die Ausdehnung unserer Ausnahmetarife auf Erze auch für Bleihütten, auf Thomasschlacke, — das Alles wird übersehen. Dabei ist die Bilanzirung so vorsichtig, daß die für einen Prozeß zurückgestellten 400 000 Frcs. auch nach der erfolgreichen Durchführung des Rechtsstreites nicht zur Vertheilung kommen und daß von den Pachterträgen aus den Minen jährlich nur 225 000 Frcs. vertheilt werden, damit derselbe Betrag für die ganze Dauer der Konzession gesichert sei. Sieht man die Einnahmen der Minenlinien durch, so sind

die Steigerungen sehr bedeutend, besonders im Jahre 1894 bei der Attertlinie, weil Luxemburg und Longwy seit der Einführung des Thomasverfahrens ungleich mehr Cokes als sonst brauchen. Die Tabellen bieten ein interessantes Bild. So führte im vorigen Jahr die Henribahn nach Frankreich $201\frac{1}{3}$ Millionen Kilogramm Eisenerze, nach Deutschland nur 128 Millionen, Roheisen nach Frankreich 250000, nach Deutschland aber fast 91 Millionen Kilogramm. Frankreich ist eben Zollausland und läßt zwar Erze frei hinein, belastet aber Roheisen stark; Deutschland dagegen, das mit Luxemburg eine Zolleinheit bildet, kann das Roheisen ohne Erschwerungen erhalten. Deshalb verhütten die Luxemburger hier ihre Erze selbst und verkaufen sie uns erst als Roheisen. Freilich bleiben auch die Arbeitlöhne im Großherzogthum. In Rheinland-Westfalen klagt man, daß uns die Verbindung mit Luxemburg nur schade. Die größte Menge Roherze, achtmal mehr als nach Deutschland, verfrachtet die Bahn nach Belgien, das dafür wieder $2\frac{1}{2}$ mal weniger Roheisen erhält. Die Bahn führt allein für $40\frac{1}{4}$ Millionen Kilogramm Cokes aus Deutschland nach Belgien und über 275 Millionen Kilogramm nach Frankreich. Das ist interessant, weil Belgien ja selbst viel Cokes hat und weil dadurch Frankreichs Kohlenmangel deutlich illustrirt wird. Die französischen Bahnen haben ihre Tarife ermäßigt, um Cokes aus dem Pas de Calais in die Hütten von Longwy bringen zu können, aber deutsche Cokes sind als besser stark verlangt. Auch für 1898 liegen schon sehr große Kaufabschlüsse vor. Natürlich würde aber ein industrieller Niedergang auch die Einnahmen der Bahn vermindern; doch davon ist vorläufig ja nichts zu merken.

Der seltsame Pessimismus des Verwaltungrathes wird häufig im Aktienkurs sichtbar. Da ist zunächst Herr Jules Urban als Präsident, ein diplomatischer, kluger Eisenbahnmann, der zugleich bisher Präsident der jetzt verstaatlichten Grand Central Belge ist. Er soll den Haupteinfluß haben, und als er beim Jubiläum des Internationalen Eisenbahnkongresses von Preußen dekorirt wurde, kaufte Berlin Prinz Henri, weil man darin ein Zeichen verminderter Feindsäligkeit der Reichsregirung gegen die Bahn sah. Am nächsten Tage warf man aber die Aktien wieder, weil man anzunehmen ... wünschte, der Dekorirte werde den aggressiven Schritten der Reichsbahnen künftig weniger Widerstand bereiten. Neben ihm sitzt Herr Salentiny, ein alter Herr, der nie opponiren soll. Der Ingenieur Servais gilt als sehr fähig und soll fälschlich für einen Franzosenfreund gehalten werden, was der Henri-Bahn bei den Reichsbahnen angeblich schadet. Herr Hermann Stern ist Verwaltungrath der Brüsseler Bank, hat aber nicht den Einfluß seines verstorbenen Bruders. Dann ist noch ein Schwiegersohn des Präsidenten Urban da, Herr Jules Wilmart, der als Aufsichtrath der Brüsseler Bank eingetragen ist und im Geschäftsbericht dieser Bank wieder als Aufsichtrath der Prinz Henri-Bahn angeführt wird. Von Deutschen ist der Justizrath Winterfeldt von der Berliner Handelsgesellschaft und ein junger Prokurist des Hauses Bleichröder zu erwähnen. Das Interesse der großen deutschen Bankhäuser an dieser Bahn ist nicht ganz klar, da die Tantiemen doch nur je 5000 Frcs. ausmachen. Um so angenehmer sind diese berliner Großmachtverbindungen dem Aufsichtrath, dem die Majorität bisher nie gefehlt hat. Der Direktor selbst, Herr Dupont, ist ein sehr tüchtiger und den Börsen fern stehender Mann, der gewöhnlich wohl nur thut, was Herr Urban wünscht.

Pluto.



Notizbuch.

Chulalongkorn, der Erhabene, auf göttlichen Füßen in den Aether Ragende, dem Reich der Engel Entsprossene, der Vollkommene, die Große Krone, der in Herrlichkeit gebietende Gipfel der Welt: der Mann, der alle diese und noch einige andere Titel trägt und den wir, kurz und respektlos, den König von Siam nennen, beehrt, nachdem er in Oesterreich, Rußland und England geweilt hat, nun auch Deutschland mit seinem Besuch. Heutzutage ist bei uns Alles möglich, auch, daß man den fremden Herrn aus dem Lande der Weißen Elephanten feiernd begrüßt und, obwohl gegen Buddha doch die Völker Europas ihre heiligsten Güter wahren sollen, dem gekrönten Buddhisten höfische Prunkfeste rüstet. Da trifft sichs gut, daß Herr Henri Benoit in der Revue de Paris von dem Siamesen neulich ein bis in die winzigsten Details sauber ausgeführtes Bild entworfen hat, dessen Hauptzüge man auch deutschen Betrachtern zeigen muß, damit sie wenigstens wissen, wen sie mit dem Hut in der Hand oder gar mit Hurrahrufen begrüßen. Maha Chulalongkorn ist der Sohn Mahas Mongkut, der mit fünfzig Jahren die Mönchskutte abgelegt, sich mit dem heiligen Schwert der Könige umgürtet und dann einen Lebenswandel begonnen hatte, für den der Ausdruck lüderlich allzu wohlwollend wäre. Das Söhnchen schlug nicht aus der Art. In Siam bleiben die Töchter der Herrscher ihr Leben lang in den Frauengemächern des Palastes und nur der Thronerbe hat, nach der dort geltenden göttlichen Weltordnung, das Recht, unter den holden Kindern seines Vaters die Lagergenossinnen zu wählen. Chulalongkorn zögerte nicht erst lange: als er am ersten Oktober 1868 fünfzehnjährig den Thron bestieg, war er bereits Vater geworden. Bald darauf starb die Traute, die ihm, wie ihrem Wälsungen Sieglinde, Schwester und Gattin zugleich gewesen war; bei einem Wasserfest schlug ihre Prunkbarke um, und da es in Siam bei Todesstrafe verboten ist, einen der Königsfamilie Angehörigen mit Menschenhand zu berühren, wagte Niemand, die arme Kleine zu retten, die elend ertrank. Aehnliche Sitten kennt man ja auch heute noch in Europa und mancher Monarch ist, weil das Gesetz verbot, ihn mit dem nöthigen Nachdruck zu warnen, ein Opfer der Fluthen und Stürme geworden; die Herrscherglorie, in deren heiße Nähe der gemeine Haufe nicht dringen darf, ist eben nur für einen Gott gemacht und kann sterblichen Menschen an stürmischen Tagen manchmal recht gefährlich werden ... Der bildhübsche Knabe Chulalongkorn war nicht untröstlich: er beglückte zuerst drei andere Schwestern mit seiner hitzigen Gunst und ließ dann aus allen Provinzen seines Reiches die schönsten Tänzerinnen und Sklavinnen werben, mit denen er sich nach der erhabenen Tradition seines Hauses echt königlich amusirte. Als er so eine Weile die Weiber im Plural geliebt hatte, wurde die Sache ihm langweilig und er faßte den Entschluß, sich auch auf anderen Gebieten fortan als fruchtbar Schaffenden zu bethätigen. Er wollte regiren, wollte, wie fast alle jungen Herrscher in dieser kritischen Stunde, irgendwo irgendwas „reformiren". Dazu muß man erst einmal reisen und draußen erspähen, wie da die Welt aussieht. Chulalongkorn ging nach Indien und brachte allerlei schöne Reformpläne mit nach Hause. Erstens wurde die Sitte abgeschafft, daß man dem Thron nur auf allen Vieren kriechend nahen dürfe: künftig sollte das siamesische Hofgesinde nur die Beine zur Vorwärtsbewegung benutzen und aufrecht zum Könige sprechen; die Konservativen waren über diese freyle Neuerung natürlich empört und beruhigten sich erst, als

sie sahen, daß Kriecherei und Lakaiensinn auch unter dem veränderten Ceremonialgesetz noch recht üppig gediehen. Zweitens wollte Chulalongkorn, wie andere Könige von Gottes Gnaden, eine schöne, luftige und helle Hauptstadt haben und ließ deshalb Bangkok, das Venedig des Ostens, das bis dahin nur schmutzige Kanäle und enge, holprige Gäßchen gehabt hatte, im Stil von Kalkutta und mit beinahe haußmännischer Hast umbauen: Prachtstraßen und Boulevards wurden geschaffen, Paläste für den Hof und die Ministerien gethürmt, Brücken über die Kanäle geschlagen, Wagen und Pferde aus der Fremde importirt und sogar eine elektrische Straßenbahn angelegt. Ehe dieser Komfort der Neuzeit aber noch vollendet war, hatte Seine Majestät schon wieder die Laune zu wechseln geruht; der auf göttlichen Füßen Ragende kümmerte sich nicht mehr um die Bauerei, die neuen Anlagen und Paläste verfielen und bald war Bangkok wieder von der alten Schmutzkruste bedeckt, unter der die schnell geschaffenen Schätze moderner Kultur im Schlaf der Ruinen lagen. Der junge König aber versuchte sich nun in hoher und höchster Politik. England, das mit Sorge auf Frankreichs Eroberungen in Indo-China sah und gern, wie in Persien und Afghanistan gegen Rußland, zwischen dem ihm vom General Prendergast eroberten Birma und den neuen Erwerbungen der Franzosen einen Pufferstaat geschaffen hätte, drängte Siam auf den Weg nach Laos und Chulalongkorn war ungemein entzückt von der Aussicht, sein Reich so beträchtlich vergrößern zu können. Der kecke Handstreich glückte zunächst: die flinken Siamesen rückten still und behutsam vor, plünderten das Land und führten alle rüstigen Männer und Frauen als Sklaven hinweg. Ein einfacher Telegraphenbeamter, Herr Pavie, sah die Gefahr und bemühte sich, als er französischer Ministerresident in Bangkok geworden war, die englisch-siamesischen Zettelungen zu vereiteln. Das geschah im Jahre 1893 und die Zeitungleser erinnern sich gewiß noch mit Schrecken der Schauermären, die damals vom Mekong und Menam kamen. Wie am dreizehnten Juli 1893 dann zwei französische Kanonenboote die Einfahrt in den Menam erzwangen und dem König von Siam die Angst ins fröstelnde Gebein jagten, wie die Engländer intervenirten, Frankreich zunächst die Beute fahren ließ und erst später wenigstens auf dem rechten Ufer des Mekong seine Einflußsphäre ausdehnen konnte: das Alles braucht uns hier, wo uns nur die Gestalt Chulalongkorns interessirt, nicht zu beschäftigen. Der dem Reich der Engel Entsprossene war damals recht krank. Er war längst schon zu den galanten Vergnügungen seiner Jugend zurückgekehrt und hatte so viel und so hastig genossen, daß der Körper des nie allzu kräftigen, dessen Mutter an der Schwindsucht gestorben war, zu siechen begann. Das Regiren hatte ihn nur ein Weilchen amusirt, dann hatte er, weil die kleinen Mädchen aus China, Indien, Laos, Annam, Birma und Malakka ihm besser gefielen, das Szepter seinem Bruder Devawongsee überlassen und sich, wie weiland Herr Gondremark, mit schon ermattender Kraft noch einmal in den Strudel gestürzt. Nun lag er, von bösem Leiden geplagt, auf dem Schmerzensbett und die 126 Hofärzte wußten gegen sein Gebresten kein Mittel. Ein aus Europa berufener Medizinmann forderte, der Erhabene solle seine Lebensweise sofort gründlich ändern, — und wurde wegen dieser Majestätbeleidigung umgehend aus dem Palast geworfen. Aber er hatte dem König Chloral gegeben und mit diesem Schlafmittel ließ die Sache sich wieder ertragen. Chulalongkorn griff nun abwechselnd nach aphrodisischen Reizmitteln aus China und nach dem Schlaftrunk und fühlte sich bei den gewohnten Uebungen froher als

jemals vorher. Das ging, so lange es gehen konnte. Eines Tages aber war der herrlich gebietende Gipfel der Welt mit Schwären bedeckt, aus den Knochen schien das Mark geschwunden und der vierzigjährige Mann, der nicht mehr gehen, stehen, sprechen und essen konnte, mußte, wie ein Saugkind, von einer Amme genährt werden. Man brachte ihn, der auf einer Menaminsel Erquickung gesucht hatte, nach Bangkok zurück und hielt ihn für unrettbar verloren. Aber er erholte sich noch einmal: der Stoß, den der plötzliche Tod des sechsjährigen Kronprinzen ihm gab, brachte ihn auf die Beine und trieb ihn zu dem Versuch, seinen Lebenswandel zu ändern. Er konnte der geräuschvollen Verbrennungceremonie beiwohnen, die ein Jahr nach dem Tode des Prinzen stattfand, konnte, nach altem Brauch, mit neu geprägten Goldstücken gefüllte Citronen aus seiner Loge unter das Volk werfen, den Großen des Hofes eigenhändig Anweisungen auf Landgüter, Schlösser, Elephanten und andere schöne Dinge überreichen und selbst den Scheiterhaufen anzünden, dessen Flamme die sterblichen Reste des Sohnes verschlang. Dann wählte er einen neuen Thronfolger und begann, sich wieder für Staatsgeschäfte zu interessiren. Im heiligen Lande der Thai sah es schlimm aus. Engländer und Franzosen hatten ihre Fänge nach dem verkommenden Staat ausgestreckt, in dem Prinzen und Mandarinen seit Jahren fürchterlich hausten, und die Chinesen, denen sogar das Monopol für Spiel und Prostitution verpachtet ist, hatten der Bevölkerung sacht die Taschen geleert. Die Siamesen, die weder gesichertes Recht noch lohnende Arbeit finden konnten, verließen die Reisfelder und bildeten Räuberbanden, die das arme Land zu einem Schauplatz wüster Gräuel machten, und Maha Chulalongkorn, der wieder König sein wollte, fand kaum noch Unterthanen, die seine Gewalt anerkannten. Da beschloß er, nach Europa zu reisen, um bei den weißen Barbaren Rath und Hilfe zu suchen. Er selbst hat für sein Land bisher nicht das Geringste gethan, — wenn man nicht etwa die Thatsache, daß der jetzt vierundvierzigjährige Mann 117 Kinder in die Welt gesetzt hat, vom Standpunkt des Bevölkerungpolitikers als eine rühmenswerthe Leistung hinnehmen will. Die holde Weiblichkeit hat ihn zermorscht und man wird begreifen, daß er in Wien fast wüthend wurde, als man ihm die Photographien pikanter Schönen in die Albums, die er zu Hunderten kaufte, schmuggeln wollte. Aber er verfügt souverain über sieben verschiedene Orden mit zusammen sechsundzwanzig Klassen, er ist „kaufkräftig“ und galant, — und deshalb ist es immerhin möglich, daß er auch im Bereich der übertünchten Höflichkeit Europas Bewunderer findet.

* * *

Herr Dr. Anton Bettelheim, der Ludwig Anzengruber persönlich befreundet war, hat uns eine Biographie des großen Dichters geschenkt, die oft und mit Recht gerühmt worden ist. Diese Biographie wird im September, unter dem Titel „Anzengruber. Der Mann, sein Werk, seine Weltanschauung“, in zweiter, erweiterter Auflage als vierter Band der empfehlenswerthen Biographiensammlung „Geisteshelden“ bei Ernst Hofmann & Co. in Berlin erscheinen. Unter dem bisher ungedruckten Material, das für diese neue Auflage benutzt werden konnte, ist auch ein Brief, den Paul Heyse über die Vorgänge, die sich abspielten, als Anzengruber der Maximiliansorden zuerkannt worden war, an Bettelheim schrieb. Da ähnliche Erscheinungen, leider nur in unerfreulicherer Form und mit übleren Folgen, sich bei der Verleihung des Verdun- und des Schillerpreises und bei anderen Gelegenheiten gezeigt haben, ist dieser Brief jetzt besonders interessant

und soll deshalb schon heute hier veröffentlicht werden. Er wird hoffentlich dazu beitragen, dem guten und gründlichen Buch den großen Leserkreis zu gewinnen, den es schon wegen seines Gegenstandes verdient. Heyse schreibt:

Sehr geehrter Herr,

in der Kapitelsitzung des Maximiliansordens stellte ich am neunundzwanzigsten Oktober 1886 den Antrag, da Scheffel gestorben war, Anzengruber an seiner Statt in den Orden zu wählen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen, die Bestätigung aber durch den Ordensmeister, den Prinzen Luitpold, blieb aus. Durch eine Indiskretion war mein Antrag in die Oeffentlichkeit gedrungen und die ultramontanen münchener Blätter hatten Lärm geschlagen, daß der Orden den der katholische König Max gestiftet, dem übel berufenen Dichter des Pfarrers von Kirchfeld und anderer gottlosen Dramen und Novellen verliehen werden sollte. Minister von Crailsheim fühlte sich dadurch veranlaßt, dem Prinz-Regenten eine Statutenänderung vorzuschlagen. In Zukunft sollte nicht, wie bisher, das Kapitel allein die Vorschläge machen, die dann zur — nie versagten — Bestätigung dem Ordensmeister vorgelegt werden sollten, sondern dem Ordensmeister sollte die Initiative zustehen und das Kapitel, das sich sonst alljährlich auf die Einladung des Vorsitzenden versammelt hatte, warten, bis ihm die allerhöchsten Vorschläge vorgelegt werden würden. Es leuchtete allen Mitgliedern ein, daß durch diese Aenderung der Satzungen die ganze Institution ihres entscheidenden Charakters entkleidet wurde. Es waren nicht mehr die Meister der einzelnen Künste und Wissenschaften, die einen hervorragenden Genossen durch ihre Wahl in ihren — im Ganzen 70 bis 80 Mann zählenden — Kreis aufnahmen, ähnlich wie die Ritter des preußischen Ordens pour le mérite, sondern der Monarch verlieh diese Auszeichnung nach eigenem Gutdünken, als einen Hoforden unter vielen anderen, und dem Kapitel blieb nur die berathende Stimme, die nicht den Ausschlag geben konnte, während die Verantwortung ihm nach wie vor zur Last fiel, da man im Publikum über die veränderte Stellung des Kapitels keine klare Vorstellung haben konnte.

Ich ersuchte den damaligen Vorsitzenden, Döllinger, eine Kapitelsitzung anzuberaumen, in der ich meinen Entschluß erklärte, unter diesen Umständen aus dem Kapitel auszutreten. Sämmtliche übrigen Mitglieder schlossen sich mir an und das Gesuch um Auflösung des Kapitels wurde dem Minister überreicht. Zu dieser Zeit nöthigte mich ein Geschäft, die Stadt auf vierzehn Tage zu verlassen. Während meiner Abwesenheit versammelte Se. Excellenz das Kapitel und gab ihm eine „authentische Interpretation“ der neuen Satzungen, die darauf hinauslief, daß im Wesentlichen Alles beim Alten bleiben sollte, zumal die Männer der Wissenschaft sollten auch fernerhin auf Vorschlag des Kapitels gewählt werden. Bei Dichtern und Künstlern behalte Se. Königliche Hoheit sich die Ernennung aus eigener Macht unter dem Beirath des Kapitels vor, „da ja in Sachen der Kunst und Poesie auch der Laie sich ein Urtheil zu bilden im Stande sei.“ Daraufhin hatten die Uebrigen ihre Entlassung zurückgenommen. Außer mir beharrte nur Graf Schack auf dem Austritt. Zur Strafe aber ward in jenem Jahr überhaupt Keiner der Vorgeschlagenen bestätigt.

König Ludwig II. hatte gleich nach seinem Regirungantritt Redtwitz den Orden verliehen, ohne das Kapitel zu befragen. Der damalige Vorsitzende, Justus

von Liebig, stellte dem Könige in aller Ehrerbietung vor, daß dadurch die Satzungen verletzt seien, und der König erklärte, er bedaure, hiervon keine Ahnung gehabt zu haben, und werde in Zukunft das Kapitel in seinen statutenmäßigen Rechten nicht beeinträchtigen. Trotz dem starken Gefühl seiner Macht und Würde hat er auch sein Wort gehalten.

Sie haben vollkommene Freiheit, werthester Herr, von dieser historisch genauen Darstellung jener Vorgänge schon vor dem Jahre 1900 Gebrauch zu machen. Mit freundlichem Gruß Ihr

sehr ergebener

Paul Heyse.

* * *

Vor hundertundzwölf Jahren schrieb Friedrich der Große, als Hochwasser die Neumark verwüstet hatte, an den Grafen von Logau, den Präsidenten der neumärkischen Kammer: „Auf den Bericht der dortigen Kammer habe ich Euch hierdurch zu erkennen geben wollen, wie Sie nicht gescheit sind, daß Sie mir so viel von dem Wege schreiben. Das ist mir einthuend; der Weg mag sein, wie er wolle, wenn ich nur dahin gelange, wohin ich will; denn wo andere Leute fortkommen, da komme ich auch fort. Statt Dessen solltet Ihr mir hübsch von den Umständen in der Provinz schreiben; wie es da aussieht, was das Wasser da vor Schaden gethan hat, wie es mit dessen Wiederherstellung aussieht, was Das kosten werde und was dergleichen Sachen mehr sind. Aber deshalben höre ich ganz und gar nichts von Euch und habe ich noch keinen Buchstaben von Euch gesehen. Ihr sitzt da stille, legt die Hände im Schoß und laßt Alles gehen, wie es wolle. Ihr bekümmert Euch um nichts und thut Das gar nicht, was einem Präsidenten von der Provinz obliegt und seine Pflicht und Schuldigkeit von ihm erfordert. Ich will Euch also wohl rathen, Euer Devoir besser wahrzunehmen und Euch die Sachen der Euch anvertrauten Provinz mit mehreren Eifer und Ernst angelegen sein zu lassen und besonders darauf zu sehen, daß ich bald die Anschläge kriege von dem geschehenen Wasserschaden, was das Alles kostet und daß demnächst Alles auf das Schleunigste wiederhergestellet und im Stande gesetzt werde. Wofern Ihr aber in Eurer bisherigen Gleichgiltigkeit so fortfahret, so könnt Ihr auch gewiß sein, daß sehr unangenehme Verfügungen erfolgen werden. Wonach Ihr Euch also nur richten könnet." Dieser Brief ging aus der selben Gesinnung hervor, die der König schon im Jahr vorher gezeigt hatte; als damals aus der abgebrannten Stadt Greiffenberg eine Deputation zu ihm gekommen war, um für die Bewilligung einer ansehnlichen Summe zum Aufbau der Stadt zu danken, sagte der große Fritz: „Ihr habt nicht nöthig, Euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen; dafür bin ich da!" Was der absolute König für seine Schuldigkeit hielt, wäre heute die Pflicht der Staatsregirung. Aber die Häupter dieser herrlichen Regirung erholen sich in Bädern und Sommerfrischen von ihren ungeheuren, dem Volk unendlich wohlthätigen Leistungen, sie kümmern sich kaum um die Wasserschäden, denken nicht daran, den Landtag einzuberufen, und überlassen es den Bürgern, auf dem Wege der Sammlungen Hilfe zu suchen. Vielleicht sollte auf diesen funkelnagelneuen Kurs das geheimnißvolle, sonst als sinnlos zu bezeichnende Wort von der Politik der Sammlung vorbereiten. Wenn man das Volk aber erst daran gewöhnt, daß es nur auf die eigene Kraft angewiesen ist, kann ihm leicht die Frage ent-

stehen, welchen Werth ihm dann eigentlich noch die theuer bezahlte Regirungmaschine hat. Verständige Leute sollten diese Bettelpolitik der Sammlung nicht mitmachen, sondern mit friderizianischer Derbheit fordern, daß die Dienstboten der Nation ihre Pflicht und Schuldigkeit thun und, wenn sie zu alt und zu krank sind, um sich nach Berlin zu schleppen, „auf das Schleunigste" ihren Abschied nehmen.

* * *

Herr Sudermann hat, da die Mode, wie ein Blick in die Kunstausstellungen lehrt, biblischen Stoffen jetzt günstig ist, ein Drama geschrieben, dessen Held Johannes, der Täufer, ist. Der Gedanke, daß dieser längst entleerte Thiergartenpoet mit den plumpen, hastig nach jeder Möglichkeit eines Erfolges tastenden Fingern den großen und reinen Evangelienstoff gegriffen hat, der von seinem Bewältiger geistige Hoheit fordert, muß jedem geschmackvollen Menschen Schauder erregen. Man kann sich mühelos vorstellen, wie der eitle Theatraliker, dem jede Ehrfurcht fehlt, die Sache angepackt und zu schrillen Sensationen verarbeitet hat, — man konnte sichs vorstellen, auch ehe man noch erfuhr, daß der flinke Herr sogar den Einzug des Heilands in Jerusalem zu einer Aktschlußwirkung zu benutzen wagte. Einstweilen ist das Stück dadurch „interessant" geworden, daß die Polizei es verboten hat. Das Verbot war nach alter Erfahrung zu erwarten und zwei schlaue Geschäftsmänner, wie die Herren Brahm und Sudermann es sind, haben sich über die drohende Gefahr sicher nie getäuscht; sie erinnerten sich wohl des Erfolges, den das Polizeiverbot der gräßlichen Hintertreppengeschichte „Sodoms Ende" und dem feinen Webermelodrama des Herrn Hauptmann verschafft hatte, und hofften, durch eine Alarmirung der „öffentlichen Meinung" die Beseitigung des Verbotes bald zu ertrotzen. Zunächst verschickten sie nette Notizchen, die den Appetit der Langenden reizen sollten, dann luden sie ein paar sogenannte Kritiker, auf die sie sich verlassen konnten, zu einer Vorlesung des nun schon berühmten Dramas ein. Herr Sudermann las, ein Buffet bot, wie kurz vorher bei der Kalmückenhorde, Speise und Trank und die so liebevoll Geletzten sollten am nächsten Tage verkünden, ein herrliches Meisterwerk sei entstanden, dessen Genuß die Brutalität der Büttel dem deutschen Volke nimmermehr rauben dürfe. So schnell, wie man gehofft hatte, wollte sich freilich selbst in diesem edlen Kreise die Begeisterung nicht einstellen und nach dem zweiten oder dritten Akt erhob sich Herr Schlenther, der bewährte Bierkenner und Schützer der beiden bedrängten Handelsleute, und empfahl, über die ernste Frage abzustimmen, ob der Ruhm des Johannesdichters schon jetzt ausgetutet werden solle. Wahrscheinlich hatte den Kassendirektor Brahm die Furcht gepackt, irgend ein nicht ganz Zuverlässiger könne sich zu einem offenen Wort verleiten lassen, und Herr Schlenther, der gewöhnt ist, aus der Seele des befreundeten Direktors Empfindung und Urtheil zu schöpfen, versuchte hurtig, solche rollenwidrigen Seitensprünge zu hindern. Bald aber kamen die ersehnten Knalleffekte, die berüchtigten sudermännischen Bretterszenen, und am anderen Morgen las man immerhin noch recht starke Lobsprüche. . . Die raffinirte Reklame ist in diesem Falle sehr viel interessanter als das unkluge Verbot, das der Preßsturm vermuthlich hinwegfegen wird und das, auch wenn es aufrecht erhalten würde, mit der Freiheit der Kunst kaum Etwas zu thun hätte. Der gefeierte Stückeschreiber wird sein Meisterwerk drucken lassen, man wird es lesen und beurtheilen können — schon Aristoteles hat gesagt, daß ein starkes Drama zur Wirkung nicht des Theaters bedarf — und geschädigt wird nicht die

Kunst, sondern höchstens die Kasse der Herren Brahm und Sudermann sein, die für ihren Profit schon selbst zu sorgen wissen werden. Um solche Geschäftskniffe künftig aber unmöglich zu machen, sollte man das Verbot eines Dramas erst aussprechen, wenn alle Instanzen darüber geurtheilt haben und die Entscheidung nicht mehr angefochten werden kann. Dann könnte die Profitsucht pfiffiger Leute wenigstens nicht mehr aus polizeilicher Ungeschicklichkeit Kapital schlagen.

* * *

Die grundlos mit dem Namen des Herrn Lebrecht von Kotze verbundene Angelegenheit wird seit ein paar Wochen wieder einmal eifrig untersucht. Den Anlaß zu dem neuen Ermittelungverfahren bot eine Brochure des verstorbenen Freiherrn von Langen-Allenstein, die als Schreiberin der anonymen Briefe die Frau des Malers Freyberg verdächtigte. Man verhört alle möglichen und unmöglichen Menschen, schreibt Protokolle, — und wird wahrscheinlich wieder nicht ans Ziel kommen, wenn man sich nicht entschließt, den Wunsch zu erfüllen, den der so leichtfertig verdächtigte Herr von Kotze schon seit Jahren hegt, und in öffentlicher Gerichtsverhandlung die hohen Herren und Damen, die an der häßlichen Skandalgeschichte einst so innigen Antheil nahmen, unter ihrem Eid zum Sprechen zu zwingen.

* * *

Die Nachricht, Herr von Boetticher habe mit seiner Frau in Christiania Henrik Ibsen besucht, hat im deutschen Land Staunen erregt. Wir sind eben nicht daran gewöhnt, daß unsere Minister, auch die weggeschickten, für Kunstfragen Interesse zeigen, und können uns, seit Herr Bosse Kultusminister ist, kaum noch vorstellen, wie ein preußischer Minister mit einem Dichter zu sprechen vermag. Deshalb entstand das Staunen, das in diesem Falle aber ganz unberechtigt ist; denn Herr von Boetticher gehört in die Galerie der Ibsengestalten, die mit dem Konsul Bernick begann und mit John Gabriel Borkman vorläufig abgeschlossen ist, er ist diesen morschen Stützen der Gesellschaft voll und ganz kongenial und man braucht, um sich den Besuch zu erklären, gar nicht boshaft anzunehmen, der Minister habe den Dichter, wie Ulrik Brendel den Pfarrer Rosmer, um ein paar abgelegte Ideale bitten wollen. Herr von Boetticher erwies sich, wie zu erwarten war, als gründlichen Ibsenkenner. Die Gedichte kann er fast sämmtlich auswendig und erfreute den greisen Wahrheitapostel dadurch, daß er eins der schönsten, „Eine Kirche" („Der König baute den ganzen Tag") aus dem Gedächtniß vortrug. Von den Personen der Dramenreihe schätzt er besonders den Doktor Relling, der den Menschen die Lebenslüge erhalten will, und den Großhändler Werle, der liebe Freunde gern an seinen Geschäften betheiligt. Auch für den Baumeister Solneß, der zu Grunde geht, weil er nicht hoch genug klettern kann, zeigte er tiefes Verständniß; einen sehr feinen Zug sieht er darin, daß Solneß nicht schwindelfrei ist. „Gerade diese Eigenschaft ist heute so selten", meinte er sinnend. Beim Abschied erbat das Paar sich natürlich ein Wort von der Hand des Dichters. Ibsen, der Menschenkenner, der Herz und Nieren seiner Besucher sorglich prüft, schrieb der Gattin auf sein Bild: „Solche Frauen sind die wahren Stützen der Gesellschaft" und dem Gatten den Spruch aus „Peer Gynt": „Der große Krumme siegt durch Warten".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 4. September 1897.

Bismarcks Glossen.

In der französischen Presse wurde während der vorigen Woche, die ein Witzbold auch die saurige nennen könnte, wieder einmal viel vom Fürsten Bismarck gesprochen. Das ist nicht wunderbar: seit in den Märztagen des Jahres 1890, die von der gallischen Hoffnung wie ein verheißender Sonnenaufgang begrüßt wurden, Valbert schrieb: Le lion est mort et les roquets sont en fête, seit Cassagnac beinahe zornig auf das Schauspiel wies, das die Undankbarkeit mancher Deutschen den Feinden bot, und mit dem sehnsüchtigen Stolz des Bonapartisten ausrief, er wünsche, den Preußen recht bald zeigen zu dürfen, wie Frankreich Helden vom Range Bismarcks liebend zu ehren wisse, ist das Interesse an der Persönlichkeit und dem stillen politischen Wirken unseres ersten Kanzlers im Lande der sonst so launischen Marianne niemals erlahmt. Hellsichtiger Haß hat die Franzosen gelehrt, daß es für sie seit zwanzig Jahren kein wichtigeres und kein froher zu begrüßendes Ereigniß gab als die jähe Entlassung des Mannes, in dem sie nie einen Handlanger, sondern stets den Schöpfer des Reiches und die Verkörperung germanischer Kraft gesehen hatten; und sie waren dabei doch klug genug, um selbst im ersten Freudenrausch zu erkennen, daß Otto Bismarck auch ohne Amt und amtliche Titel noch eine Macht ist, noch für das Stückchen Erde, das uns die Welt heißt, Etwas bedeutet. Es ist ihnen in den sieben Jahren, die uns von der Sonnenwende der neuen deutschen Geschichte trennen, recht gut gegangen und sie haben uns an jeder vorwärts führenden Biegung ihrer Etappenstraße pünktlich den Jubelruf hören lassen, den Coppée, Bérangers Erbe, einst in die

triumphirende Frage faßte: Et Bismarck?! ... Jetzt glauben sie, endlich an das Ziel gelangt zu sein, das sie, wie ihre klügsten Männer fühlen, nie erreicht hätten, so lange Bismarck im Deutschen Reich der europäische Minister war, und wir dürfen uns deshalb nicht wundern, wenn die höhnende Frage nun lauter erklingt als jemals vorher, — wie ein irres Jauchzen, wie das Geheul trunkener Sieger, die den Leichnam des Todfeindes umtanzen. Der alte Fürst sitzt ruhig in seinem Sachsenwaldhause, verfolgt aufmerksam die großen und kleinen Vorgänge des Tages, glossirt sie auf seine Weise und läßt keinen Zweifel darüber, daß er sich offiziell mit keinem Rath und keinem Vorschlag in die politischen Geschäfte zu mischen wünscht, daß er der heutigen Regirung zwar, wie jeder, die ihn nicht zur Abwehr offenbar schädlicher Maßregeln zwingt, wohlwollend gegenübersteht, aber für ihre Thätigkeit nicht verantwortlich gemacht werden möchte, und giebt dem Wunsch, „in Ruhe gelassen zu werden," milden, mitunter wohl auch ein Bischen derberen Ausdruck. Inzwischen schreien gellende Stimmen seinen Namen über die Boulevards von Paris und ein Redakteur des Figaro ruft höhnisch, er hätte wohl sehen mögen, welches Gesicht der furchtbare Mann von Blut und Eisen in dem Augenblick gezeigt habe, da er die an Bord des Pothuau gehaltenen Reden las. Wenn Herrn de Rodays dieser Herzenswunsch erfüllt worden wäre, dann hätte er eine ungetrübt heitere Miene erblickt. Fürst Bismarck findet in den mitgetheilten Tafelreden des Kaisers Nikolaus und des Herrn Felix Faure keinen bündigen Beweis für eine Veränderung der Lage, die durch die anglophilen Neigungen des Caprivismus zwischen Frankreich und Rußland geschaffen wurde. Er sagte darüber: „Nations alliées ist noch lange nicht alliance und kann unter Umständen auch eine bloße Artigkeit sein, eine Verstärkung und Unterstreichung des eben so unverbindlichen Wortes nations amies; ich erinnere mich solcher von den Betheiligten nicht ungern gehörten dunklen Wendungen aus meiner diplomatischen Thätigkeit. Und wenn wirklich von einer Alliance gesprochen werden kann, dann müßte man, um über ihren Werth und ihre Tragweite urtheilen zu können, doch erst den Inhalt des Bündnißvertrages kennen. Die Leute, die in Paris die Veröffentlichung des Textes fordern, haben nicht so Unrecht. Ich glaube nicht, daß der Inhalt des Vertrages, wenn überhaupt einer existirt, den Franzosen gefallen würde. Wenigstens habe ich die russische Politik immer als sehr vorsichtig kennen gelernt und kann mir nicht denken, daß sie sich ohne Noth auf Abenteuer einlassen wird, bei denen für sie nichts zu holen

ist. Graf Murawiew, mit dem ich, wenn er meinen Freund Schuwalow als Geschäftsträger vertrat, amtlich und persönlich sehr gern verkehrte, gab sich als unseren Freund und ich wüßte nicht, weshalb er seinen Sinn geändert haben sollte. Man überschätzt, wie mir scheint, heutzutage vielfach die Bedeutung der Reisen, Besuche, Feste, Toaste, — ich möchte sagen: das Dekorative in der Politik. Auch mich hat man ja manchmal dekorativ, als eine Farbennuance, zu verwenden versucht, aber ich bin dafür doch schon zu alt und für Theatereffekte kaum noch zu brauchen. Herr Faure, der ein tüchtiger Kaufmann gewesen sein soll — gar keine üble Schule für Staatschefs —, scheint für die neue Mode der Reisepolitik allerlei nützliche Eigenschaften mitzubringen: er ist gegen Waggon- und Kabinenstrapazen abgehärtet, hat einen guten Magen und benimmt sich taktvoll und geschickt, ohne schädliche Uebertreibungen und Exzesse der Beredsamkeit. Wenn es wahr ist, daß er in Frack und Cylinder die russischen Truppen militärisch gegrüßt hat — mit der Hand am hohen Hut —, dann ist diese Art des Grußes für einen Civilisten allerdings nicht korrekt; er hätte den Cylinder abnehmen und, wie der alte Fritz mit dem bis zum Sattel gesenkten Dreispitz, Honneur machen müssen. Im Ganzen aber hat er sich offenbar gut und geschmackvoll aus der Affaire gezogen. Nur soll man nicht glauben, daß angenehme Eindrücke und Sympathien in der Politik maßgebend sind; da entscheiden schließlich doch die Interessen und ich kann nach meiner Erfahrung nicht einsehen, welches Interesse die in politischen Dingen gewöhnlich sehr bedächtigen Russen, so lange bei uns nicht ganz unklug gewirthschaftet wird, daran haben sollten, der französischen Revanchelust zu Hilfe zu kommen. Zarenhymne und Marseillaise: Das reimt sich nicht. Immerhin ist das französische Töpfchen aber dem Feuer jetzt näher gerückt und kann noch leichter als sonst plötzlich einmal überkochen. Das sollte unsere regirenden Herren von etwa noch vorhandenen Illusionen befreien und sie vor einer Verrückung der Basis warnen, auf der unsere Wehrkraft beruht. Es ist ganz gut, daß wir Deutschen nie zur Phäakenbehaglichkeit kommen können und daß die Pariser, die ja die französische Politik machen, uns von Zeit zu Zeit mit ihrem Geschrei aus allzu schönen Träumen wecken. Aber mit den nations amies et alliées können sie uns nicht bang machen: russische Kaiser sind heutzutage doch zu gewissenhaft, um ihre Soldaten marschiren zu lassen, nur damit die französische Eitelkeit vielleicht Befriedigung findet."

* * *

Ein paar Bemerkungen über andere Gegenstände.

„Man wirft mir jetzt in den Zeitungen vor, ich habe durch eine Aeußerung, die in einem wiener Blatt veröffentlicht wurde, die konservative Fraktion verletzt. Ich kann mich der Aeußerung nicht mehr entsinnen, weiß nicht, wie sie in die Zeitung kam, und nehme an, daß sie sich auf Vorgänge bezog, die sich bei meiner Entlassung und bei der Berathung der ersten Handelsverträge abspielten. Von den heutigen Führern der Konservativen kenne ich überhaupt nur einzelne Herren, die meinem Hause befreundet sind und die ich natürlich nicht kränken wollte; auch an der persönlichen Ehrenhaftigkeit der Anderen zweifle ich nicht . . . Aber es liegt nun einmal in der Natur dieser Partei, daß sie von der auch sonst leider landesüblichen Fraktionstreberei besonders leicht verseucht wird. Da sitzen Beamte, die eigentlich gar nicht ins Parlament gehören, Leute, die Söhne, Töchter und Enkel zu versorgen haben und deshalb Rücksichten nehmen müssen, da möchte Mancher im Staat eine höhere Stufe erklettern und nützliche Verwandtschaften, gesellschaftliche und militärische Beziehungen spielen auch eine Rolle. Dazu kommt, daß meine Standesgenossen vielfach recht bequem sind, nicht gern übermäßig arbeiten oder auch durch ihre landwirthschaftliche Thätigkeit stark in Anspruch genommen werden; dann reißen die Strebsamsten, die sich auf die Sitzungen vorbereiten und in den Drucksachen Bescheid wissen, die Herrschaft an sich und die Fraktion merkt dann vielleicht zu spät, daß sie auf der schiefen Ebene angelangt ist. Mir haben die Herren von der Kreuzzeitungfarbe das ministerielle Leben recht sauer gemacht; ich war nie ihr Mann und die schlimmsten Verdächtigungen sind immer von dieser Seite gekommen. Sie ließen mich im Stich, als es darauf ankam, zunächst einmal das Deutsche Reich vor der Welt auf die Beine zu stellen; Manches wäre anders geworden, wenn ich damals konservative Hilfe gefunden hätte, aber ich hätte viel eher noch mit Herrn Richter paktirt als mit den Freunden der Nathusius-Ludom und Konsorten. Es war viel Neid dabei, weil ich es weiter gebracht hatte als andere Junker, aber auch doktrinäre Beschränktheit und protestantisch-jesuitischer Eifer. Als ich dann weggeschickt wurde, hatten wieder die selben Leute ihre Hand im Spiel: siehe Scheiterhaufenbrief und ähnliche Sachen. Wie es heute in der Fraktion aussieht, weiß ich nicht. Die außen sichtbaren Leistungen können mir nicht gerade Bewunderung abzwingen. Ich habe oft das Gefühl, daß die Herren die Begriffe konservativ und gouvernemental verwechseln, und frage mich manchmal, ob sie selbst eigentlich genau wissen, was sie konserviren wollen."

* * *

„In den Zeitungen wird unaufhörlich über die Vermehrung unserer Flotte gestritten. Wozu der Lärm? Was nach dem Urtheil nüchterner Fachmänner nöthig ist, muß bewilligt werden. Ich glaube, daß wir neue Kreuzer brauchen, aber ich bin sehr mißtrauisch gegen Paradeschiffe, die nur zur Markirung von Prestige dienen sollen und die man, wenn die Sache ernst wird, mitunter Lügenschiffe nennen muß, weil sie nichts leisten. Für koloniale Erobererpolitik nach französischem Muster hat mir schon als Minister jede Neigung gefehlt und mir scheint, daß jetzt die Zeit dafür besonders ungünstig ist. Unser Handel muß überall ausreichenden Schutz finden, aber die Flagge soll dem Handel folgen, nicht ihm vorangehen. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das Wichtigste ein starkes, zuverlässiges Heer aus gedienten Leuten, die mit der besten Waffe ausgerüstet sind. Das war auch Moltkes Meinung, mit dem mich die Ueberzeugung verband, daß wir sogar die über unseren Kolonialbesitz entscheidenden Schlachten auf dem europäischen Festlande auszufechten haben werden. Also keine Knauserei, aber auch keine phantastischen Pläne, über die wir uns dann schließlich noch mit anderen, für unsere europäische Situation wichtigen Leuten brouilliren. Qui trop embrasse ..."

* * *

„Ich bin erstaunt darüber, daß man bei den Ueberschwemmungen jetzt nicht sofort ordentlich und rationell mit Staatshilfe vorgegangen ist. Die privaten Sammlungen machen keinen erfreulichen Eindruck. Möglichst viele und möglichst hohe Persönlichkeiten mußten sich gleich in den geschädigten Gegenden zeigen und den armen Menschen gut zureden, — aber nicht nur reden, sondern auch ein anständiges Stück Geld in der Hand haben. Das ist die Hauptsache. Ganz abgesehen von den Pflichten der Nächstenliebe, die der Staat doch zu üben hat: eine Regirung sollte keine Gelegenheit, sich im Lande beliebt zu machen, versäumen. Und heute, scheint mir, sollten solche Gelegenheiten ihr ganz besonders willkommen sein."

* * *

Der Kaiser hat in Koblenz die verstorbene Kaiserin Augusta eine „große" Frau genannt. Fürst Bismarck, der auch den alten Kaiser lieber den Tapferen, den Ritterlichen oder den Treuen als den Großen genannt hören möchte, würde dieses Urtheil sicher nicht unterschreiben. Er bewahrt an die Frau seines alten Herrn keine allzu freundliche Erinnerung.

„Die hohe Frau hat an der Abnutzung meiner Nerven sehr stark mitgearbeitet. Sie war selbst eine nervöse, unstete und unruhige Natur,

trieb gern Politik und war gleich Feuer und Flamme, wenn man auf ihre Pläne nicht einging, eingehen konnte. Unsere Friktionen begannen früh. Als der Prinz von Preußen 48 nach England gehen und ich ihn aufsuchen wollte, um ihm dringend zu rathen, er solle in Potsdam bleiben, die ganze Armee und ein großer Theil der Landbevölkerung sei für ihn und seine Reise würde schlecht wirken, wollte sie mich nicht zu ihm lassen. Sie war aufgeregt, schlug sich, wie immer in solcher Stimmung, mit der flachen Hand aufs Knie und erklärte mir, sie müsse vor allen Dingen für die Zukunft ihres Sohnes sorgen. Später erfuhr ich von einem merkwürdigen Plan, der in ihrem Palais ausgekocht worden war. Vincke sprach mich im Landtag an und sagte, er wolle den Antrag stellen, der Prinzessin von Preußen die Regentschaft zu übertragen; wie ich darüber dächte. Ich fragte zunächst, warum denn der Prinz nicht Regent werden solle. Der Prinz, meinte Vincke, sei im Lande unmöglich geworden. Schön, sagte ich, wenn Sie Ihren Antrag stellen, werde ich beantragen, Sie als Hochverräther verhaften zu lassen. Der Antrag unterblieb, weil er ohne die Unterstützung der äußersten Rechten aussichtlos war. Meine Beziehungen zu der Prinzessin wurden dadurch nicht besser und sie konnte, auch als sie Königin und Kaiserin geworden war, ihren eigenthümlichen Groll gegen mich nie ganz verbergen. Ihre Neigung für alles Französische und Katholische wirkte dabei mit, an ihrem Hof entstand im Lauf der Zeit eine Kamarilla, die nicht immer unbedenkliche Mittel anwandte, um ihr Ziel zu erreichen, und ich hätte Vieles nicht durchsetzen können, wenn der alte Herr, der unter diesen Dingen übrigens nicht weniger litt als ich, in der Stunde der Entscheidung nicht doch schließlich stets bei der Stange geblieben wäre. Diese Kämpfe kosteten aber Nervenkraft, — besonders, als sie in der Konfliktzeit den König zur Abdankung überreden wollte und ich ihn energisch beim Portepee fassen mußte. Ich kann wohl sagen, daß dieser langjährige Damenkrieg meine Gesundheit mehr angegriffen hat als alle offenen Gefechte im Parlament und im diplomatischen Dienst."

* * *

In einer Zeitung war gesagt worden, der alte Kanzler werde bestimmt nächstens nach Kiel fahren, um ein Schiff zu taufen. Der Fürst las die Notiz laut und fügte hinzu: „So? Die Leute scheinen noch immer zu glauben, daß es mir so geht wie dem Dienstmädchen, das meiner guten Frau einmal in Varzin sagte: ‚An Allem kann ich mir gewöhnen, nur an dem Einsamen nicht.‘ Ich fühle mich zu Hause recht wohl und passe nicht mehr für Feste."



Italien im Dreibund.

Seit 2000 Jahren haben die Italiener wiederholt außerordentliche Glückswechsel erfahren. Zweimal haben sie, zusammen die Hälfte jener Zeit, von der Arbeit anderer Völker mehr als von ihrer eigenen gelebt und sind sehr glücklich gewesen. Zweimal mußten sie von ihrer eigenen Arbeit existiren und dann ging es ihnen herzlich schlecht. Als sie vor 2000 Jahren Karthago und Korinth zerstörten, merkten sie nicht, daß sie auch die Grundlage ihrer Macht, den selbstarbeitenden und selbständigen Bauernstand, vernichteten, den sie seitdem, trotz verschiedenen Anläufen dazu, nicht wiederherstellen konnten. Seitdem verfallen sie regelmäßig in Elend, sobald sie sich durch ihre eigene Kraft ernähren müssen. Von da ab begann die Latifundienbildung. Sie ist zeitweise auch einem Auflösungprozeß unterworfen worden, hat aber stets wieder begonnen und man kann sagen, die Latifundien bestehen heute in ähnlichem Umfange wie vor 1800 Jahren, nur die Besitzerklassen haben gewechselt, und zwar so, daß die heutigen Latifundienbesitzer Privatkapitalisten sind, wie zur Zeit des jüngeren Plinius, nachdem in der Zwischenzeit die kirchlichen und städtischen Korporationen ebenfalls Latifundienbesitzer waren. Die Eigenthumsform ist also wieder bei ihrem Anfang, nach Zerstörung des freien Bauernbesitzes, angelangt. Und die Bewirthschaftungform auch.

Der Eigen- oder Regiegroßbetrieb mit Sklavenarbeit, der den bäuerlichen Betrieb zunächst auflöste, wurde bald unrentabel und trat die Außenländereien an hörige Kolonen ab, so daß nur die der Villa nahegelegenen und besseren Aecker durch Sklavenregie mit Bau- und Erntefrohndenhilfe der Kolonen bewirthschaftet wurden, darüber hinaus liegende Aecker durch persönlich meist freie, selbstverantwortliche bäuerliche Kolonen. Gegen Ende der Kaiserzeit entstand viel Kirchengut, das um 600 zur Zeit Gregors des Großen nur noch von Kolonen bewirthschaftet wurde. Der Regiegroßbetrieb hatte aufgehört. Der Kirchenbesitz und seine Betriebsform hat bis 1860 und im Kirchenstaat noch zehn Jahre länger gedauert. Neben ihm hat stets Latifundienbesitz des Adels bestanden bis jetzt, mit der selben Kolonatsbetriebsform; nur die Weidewirthschaft und hier und da einige sehr gute Aecker blieben in Regie. Seit dem zwölften Jahrhundert traten Städte und Stadtbürger als Grundbesitzer neben Kirche und Adel, ebenfalls mit Kolonenbetrieb. Im zwölften Jahrhundert wurden in Oberitalien die Kolonen der Kirche und des Adels durch Ablösung freie Grundeigenthümer, verloren aber, meist durch Verschuldung und Verkauf, in den folgenden beiden Jahrhunderten den Besitz an die Kirche und an Stadtbürger und wurden nun persönlich freie Pächter oder Kolonen. In Unteritalien sind die hörigen Kolonen zu Napoleons Zeit freie Eigenthümer geworden, haben aber seitdem wieder vielfach den Besitz an reiche Städter und Adelige, die übrig gebliebenen den größten Theil des Werthes der Höfe durch Hypothekenschulden an ihre Gläubiger verloren, so daß im Grunde ihre wirthschaftliche Natur seit dem Jahre 600 bis heute die selbe blieb. Zwar sind sie persönlich jetzt alle frei, ökonomisch aber in einer so schlechten Lage wie jemals zuvor; oft haben sie sich in dieser Periode von dreizehn Jahrhunderten trotz ihrer Hörigkeit viel besser befunden.

Der Kolon gab und giebt entweder als Metayer die Hälfte des Rohertrages an den Possessor ab, oder als Geldpächter bei kurzer Pachtdauer noch mehr

als die Hälfte des Bruttoertrages in Geld. Der Possessor residirt selten auf der Domäne; er verzehrt seine Rente in den großen Städten oder im Auslande, denn viele Latifundien gehören fürstlichen Personen, besonders in Frankreich, Spanien und Oesterreich. Mit vollem Recht hat man die Lage der italienischen Landbevölkerung mit jener der irischen verglichen, die am Absenteeismus leidet. Nur auf den Klostergütern wurde fast die ganze Revenue des Possessors loco verzehrt. Bei diesem Wirthschaftsystem kann der arme Kleinpächter natürlich nicht rationell arbeiten und die Bodenkultur bleibt schlecht. Deshalb hat z. B. die Weizenernte in Italien von 1892 bis 1894 pro Hektar kaum 10 Hektoliter betragen, gegen 16 in Frankreich und Deutschland. Deshalb ist Italien seit 2000 Jahren in Bezug auf seine Nahrungmittel stets passiv gewesen. Seitdem mußte fast ohne Unterbrechung Getreide und oft auch Fleisch eingeführt werden, vom Beginn der Kaiserzeit bis zum Ende des Reiches Beides, und damals sogar auch noch Oel und Wein. Industrie hat Italien nur im Mittelalter so getrieben, daß sie exportfähig war, und auch damals würde dieser Export nicht genügt haben, um das Nahrungmittel-Defizit zu decken. Im Alterthum und seit der Reformation konnte sich die Industrie hauptsächlich deshalb nicht entwickeln, weil die ungeheure Masse des Volkes, das die landwirthschaftliche Arbeit leistet, keinerlei Ueberschuß behält, den ganzen Ueberschuß an die verhältnißmäßig geringe Zahl der Grundbesitzer abgeben muß und deshalb keine Kaufkraft für Handwerks- und Industriewaaren besitzt.

So glaube ich, daß Italien seit 2000 Jahren nur mit Hilfe von Subventionen des Auslandes gelebt hat, und wenn diese schwach zuflossen, im Elend sich befand. Aufgehört hat die Subvention niemals. Die halbwegs menschenwürdige Existenz des Volkes und damit die staatliche Leistungfähigkeit Italiens hängt also von dem Geldzufluß aus dem Auslande ab.

Dieser begann vor 2000 Jahren in Form von Tribut in Naturalien und auch in baarem Gelde und dauerte bis vor etwa 1500 bis 1600 Jahren — bis vor circa 1700 Jahren wachsend, abnehmend bis vor 1500 Jahren — und hörte in dieser Form damals wohl ganz auf. Der Handel war in der ganzen Periode passiv. Die Schiffe kamen beladen in den italienischen Häfen an und gingen leer aus.

Als das Ende der Kaiserzeit nahte und der Tribut aufhörte, beginnt eine neue Zeit von Subvention durch das Ausland, die bis auf den heutigen Tag dauert, aber seit 500 Jahren immer geringer wird. Es ist der Tribut, den die Christenheit dem Papst, der — mit Ausnahme der kurzen Avignonperiode — in Italien residirte, zwangsweise und späterhin freiwillig in verschiedenen Formen spendete und für den das italienische Volk im Großen und Ganzen recht undankbar war. Außer diesem baar geleisteten Tribut hat die Kirche Italien früher als anderen Reichen einen außerordentlichen und auch größeren ökonomischen Dienst geleistet. Er bestand in der Verbesserung des landwirthschaftlichen Betriebes und in der Verwendung der landwirthschaftlichen Einkünfte auf dem Lande selbst. Bei sinkenden Preisen wurde früher eben so wie jetzt der große landwirthschaftliche Regiebetrieb unrentabel. Früher, wo er Sklavenbetrieb war, noch schneller als jetzt z. B. in Norddeutschland, weil die Zahl der Landarbeiter heute reduzirt und an Lohn gespart werden kann, während der Possessor seine Sklavenzahl weder reduziren noch schlechter ernähren konnte, ohne sich Kapitalverlust auszu-

setzen. Ferner gestattete Sklavenbetrieb keinen schnellen Uebergang von einer unrentablen Kultur zu einer noch etwa rentirenden. Da hat nun die Kirche, wie aus Gregors Briefen hervorgeht, den Regiebetrieb ganz in Kolonenbetrieb aufgelöst, was damals ein Fortschritt war. Heute ist Das nicht der Fall. Sehr richtig sagte Herr von Plötz (in Danzig), „der Rentenbauer ist bankerott, sobald er seinen Kaufkontrakt unterschreibt“, weil man ihm das Land theurer verkauft, als sein Werth ist. Hatte früher das Latifundium einen Generalpächter, der gewöhnlich das Hofland und die Kolonenwirthschaften an eine Anzahl Unterpächter verpachtete, die nun wieder das Hofland mit Sklaven und Frohnarbeitern ausbeuteten und möglichst viel Pacht aus den Kolonen herauszupressen suchten, sie in guten Jahren fast jedes Ueberschusses beraubten und in schlechten ihnen gegen Wucherzinsen Vorschüsse machten, so daß sie stets arm blieben und oft zu Barbaren entflohen, so sehen wir, daß um das Jahr 600 die General- und Unterpacht auf den Kirchengütern verschwunden ist. Der päpstliche Grundbesitz auf Sizilien ist nicht an einen Generalpächter verpachtet, sondern in 400 Verwaltungbezirke zerschlagen. Auf keinem von ihnen befindet sich eine Villa oder ein Frohnhof mit Regiebetrieb, alle sind an einzelne hörige Kolonen verpachtet und einer von ihnen fungirt, stets absetzbar, als Konduktor oder Vertreter des päpstlichen Grundherrn. Er erhebt die Staatssteuer und die Pachten, schließt auch Kontrakte mit den Kolonen ab, ist aber dabei persönlich uninteressirt, da er nur eine prozentische Gebühr von den Summen, die er abliefert, erhält. Die Ausbeutung der Kolonen durch Zwischenpächter hatte aufgehört. In Zeiten der Noth mußte der Konduktor aus päpstlichen Mitteln den Kolonen Vorschüsse machen, und zwar unverzinsliche, da der Papst als Gläubiger natürlich selbst sich den Wuchergesetzen unterwarf. Wo nun ein kleinerer Kleriker, Bischof oder Abt, Grundherr war, residirte er mit dem weltlichen oder klösterlichen Klerus meist auch auf der Domäne; dann kam auch noch die dem Grundherrn gehörende Grundrente zum größten Theil loco zur Verzehrung.

So hat die Kirche nach Zerfall des weströmischen Reiches in Italien gewirkt und dann später noch einmal, als das karolingische Reich sich auflöste und Bürgerkrieg und Anarchie Norditalien und Gallien verwüsteten. Darüber belehrt uns eine neue und treffliche Schilderung von E. Sackur, der schildert, wie die Klöster im zehnten und elften Jahrhundert Wüsteneien und schlecht rentirende Güter kauften und mit Kolonen besetzten, die sie, dank der Schonung ihrer Steuerkraft und oft durch Unterstützung in Unglücksfällen, bei wirthschaftlicher Leistungfähigkeit erhielten. So schufen sie eine kaufkräftige Landbevölkerung, die erste Bedingung für das Entstehen eines Handwerkerstandes und des Handels. Sie selbst aber trieben planmäßige Großwirthschaft mit Arbeitstheilung auf dem Lande. Manche Kolonen trieben Viehzucht, andere Weinbau, wieder andere Getreidebau. Es ist ja bekannt, daß die Mönche im Beginn des Mittelalters und in den slavisch-nordischen Theilen Deutschlands die Lehrer in der Landwirthschaft wurden, daß sie die besten Landwirthe waren. Da sie nun diese Wissenschaft aus Italien brachten, so folgt, daß auch in der Verbesserung der Landwirthschaft Italien den ersten Nutzen von der Kirche gehabt hat. Die italienische Landwirthschaft ist in ihrer Mustergiltigkeit und Vorbildlichkeit erst in moderner Zeit, vor etwa 250 bis 200 Jahren, von der holländischen abgelöst worden und diese seit hundert Jahren von der

englischen. Vom Jahre 500 bis 15 oder 1600 sind die Mönche die rationellsten Landwirthe Europas gewesen. Ich glaube, daß man dieser Kulturthätigkeit in unserer Zeit wenig gerecht wird.

Endlich bezog der Abt oder Bischof nun die Grundrente, die ihm die Kolonen lieferten. Aber er vertheilte sie nicht an Kinder wie ein weltlicher Possessor und konnte sie selten so vergeuden, wie manche Possessoren es thaten, da er durch das Kapitel kontrolirt wurde. Er führte auch seltener Krieg als Jene. So kam es, daß, obwohl die Kolonen „unterm Krummstab besser wohnten" als unter weltlichen Possessoren, doch ihre geistlichen Grundherren meist Kapital sammelten und Jene selten. Das aber ist die zweite Vorbedingung für das Entstehen von Handwerk, später Manufaktur und Handel. Kaufkräftige Landleute, landwirthschaftliche Ueberschüsse und für Handel und Industrie verfügbare Kapitalien haben die Kirchengüter Italien geliefert, seit Otto der Große von 962 bis 83 der Anarchie in Oberitalien ein Ende bereitet hatte. Unter dem Schutz der Krummstäbe blühten die italienischen Städte, die damals fast alle unter der Herrschaft eines Bischofs oder Abtes standen, so auf, daß sie hundert Jahre später den mächtigen Barbarossa schlagen konnten. Nun befreiten sie sich auch von der Herrschaft der Bischöfe und stellten sich als Republiken politisch auf eigene Füße. Daß sie es auch wirthschaftlich waren und eine Periode wirthschaftlicher Unabhängigkeit begründen konnten, die einzige, die Italien gehabt hat, dankten sie nicht nur der geschilderten Organisation der Landwirthschaft durch die Kleriker, sondern auch noch der direkten Geldsubvention, die durch die Kirche nach Italien floß. Das ist meines Wissens noch nirgends hervorgehoben worden.

Die römischen Bauern hatten Italien und Griechenland erobert, aber ihre Bauernhöfe zum großen Theil durch ihre Kriegsausgaben und durch die Entfernung von der eigenen Wirthschaft verloren und es war folgerichtig, daß der Staat und die Reichen, die ihre Güter aufgekauft hatten, sie nun ernährten. Die Reichen wurden die Patrone und gaben den Klienten, die wahlberechtigte Vollbürger waren, die tägliche Sportula von etwa 1,25 Mark, der Staat gab ihnen seit der Zeit der Gracchen täglich einige Pfund Korn. Als der Staat ärmer wurde, suchte er, wie heute die Agrarier, den Zwischenverdienst der Bäcker zu ersparen und richtete ähnliche Bäckereien seit Ende des dritten Jahrhunderts ein, wie Herr Till sie heute vorschlägt. Sie lieferten ein grobes Geschenkbrot, wovon Jeder civis romanus proletarius vier Pfund täglich erhielt, das panis gradilis, das sie auf den Treppenstufen, die die Staatsbäckerei umgaben, empfingen, und ein etwas feineres panis fiscalis, das zum Selbstkostenpreise verkauft wurde. Später kamen Spenden von Schweinefleisch, Oel und Wein hinzu.

In der Barbarenzeit seit Odoaker konnte der Staat diese staatssozialistische Thätigkeit nur wenig oder gar nicht ausüben. Die Kirche war die einzige organische Macht, die auch von den meisten Barbaren respektirt wurde, und mit ihr wurde auch das Kirchengut geachtet, das noch durch Schenkungen barbarischer Häuptlinge wuchs. Sie übernahm allgemein die Armenpflege und die Präfekten der annona wurden durch die kirchlichen Diakonen ersetzt. Der Bischof von Rom hatte nicht nur im eigentlichen Italien, sondern auch in Sizilien und Gallien große Güter. Die Konduktoren der sizilianischen Güter sandten Naturalien, die Erträge der gallischen verkauften dort die Naturalpächter der Kolonen und der Papst

ließ das Geld von ihnen abholen. Damit ernährte er nun die Armen Roms. Die erste Subvention fremder Länder an Italien bestand also aus Einkommen von Kirchengütern, die im Auslande lagen, aber italienischen Klerikern gehörten. Das ist seit 600 so geblieben und existirte schon früher. Dazu kamen bald andere Subsidien. Und zwar in den Kreuzzügen, denen Italien überhaupt seinen frühmittelalterlichen Aufschwung verdankt. Es gab zwei Arten von Einnahmen, die Italien damals zuflossen, eine, die nur etwa 150 Jahre dauerte, eine zweite, die noch heute fließt. Die erste bestand in dem Gelde, das die Kreuzfahrer, die den Weg über Italien nahmen, während ihrer Hin- und Rückreisen im Lande ließen und den italienischen Rhedern für die Seefahrt nach Palästina zahlten. Auch diese Gelder flossen meist aus Kirchengut, das außerhalb Italiens lag. Die Klöster Europas waren von 1095 bis 1261 allein in Besitz von Geld oder Edelmetall. Sie lieferten den Kreuzfahrern die Geldmittel zu ihren kostspieligen Reisen gegen Verkauf oder Verpfändung von Grundstücken; hatten sie doch durch ihr vorhin gekennzeichnetes Wirthschaftsystem Edelmetalle und Geld angehäuft, das nun zuerst Reisegeld und dann in Italien Kapital, Hebel der Industrie und Schiffahrt, wurde. Die Anknüpfungen von Handelsbeziehungen der italienischen Städte mit der Levante und dem Schwarzen Meer oder Konstantinopel führten nun zum Handel mit orientalischen Waaren durch die Vermittelung der italienischen Städte nach Deutschland und den Niederlanden. Das erste wirkliche Kapital brachten in großen Summen die Kreuzfahrer Italien. Die zweite Einnahme aus dem Auslande floß seit Mitte des zwölften Jahrhunderts, als zum zweiten Kreuzzuge in der Christenheit Kreuzzugssteuern ausgeschrieben wurden. Seit dem Jahre 1165 wurde in England und Frankreich vier Jahre hindurch $^1/_{20}$ der Einnahmen des Adels und der Geistlichkeit für den Kreuzzug erhoben. Zum dritten Kreuzzuge (Barbarossas) 1189 wurde für Deutschland ein Zehntel von den Gütern der Zurückbleibenden erhoben. Schon 1198 folgte eine neue Steuer von der ganzen Geistlichkeit und von den Laien in einigen Reichen, z. B. in England von $^1/_{40}$ des Einkommens, 1216 eine allgemeine fünfprozentige Steuer von jedem Einkommen, eine eben solche 1221 und 1227 für den fünften Kreuzzug. Von 1240 ab trieben die Bettelmönche aus allen Ländern Geld zusammen und sechs Jahre später beanspruchte Innocenz der Vierte das Recht, alles wucherisch und ungerecht Erworbene den Besitzern für diesen Zweck abzunehmen. Jedenfalls blieb viel vom Ertrag der Kreuzzugssteuern, der hauptsächlich zur Ausrüstung und zum Transport unbemittelter Kreuzfahrer dienen sollte, in Italien. Und nachdem die Kreuzzüge aufgehört hatten, waren die Päpste an Bezug von Geld aus dem Auslande gewöhnt und bildeten ein vielseitiges Steuersystem der ganzen Christenheit aus, das bis in die neueste Zeit gedauert hat.

Die älteste dieser Steuern war wohl die Lehnsteuer, die der päpstliche Stuhl von ganzen Ländern erhob, die den Papst aus irgend einem Grunde für ihren Lehnsherren erkannten, vom Normannenkönigreich in Unteritalien und von Polen schon im elften Jahrhundert, später von England und Irland, Dänemark, Island, Arragonien und Portugal. In Spanien wurden die Kreuzzugssteuern sogar das ganze Mittelalter hindurch und bis zum Dreißigjährigen Kriege als „Cruzadas“ erhoben. Dazu kamen als regelmäßige Steuern das Schutzgeld von allen Klöstern und Stiften, das Verpflegungsgeld von diesen und den Kirchen;

wenn der Papst sie visitiren ließ, mußten sie den Visitator verpflegen, und wenn kein Visitator kam, sollten sie die ersparten Kosten dem Papst steuern. Annaten und Pallien, Erbtheil von Geistlichen, die ohne Testament starben, Gebühren für Indulgenzen und Dispensationen, hohe Kanzleigebühren für alle Ausfertigungen, endlich der Ablaß brachten fortwährend größere Summen nach Rom, die wohl unter dem Mediceer Leo dem Zehnten ihr Maximum erreichten. Von hier aus rieselte das Gold in Bächen durch ganz Italien an die „Nepoten" der Päpste, Kardinäle, Aebte und Bischöfe. Nun wurde Rom neu aufgebaut und geschmückt, es erlebte eine Wiedergeburt, die wichtiger war als die neronische; abermals wurde es die Hauptstadt der Welt, die schönste und reichste, wohin die höheren Geistlichen aus allen Ländern wallfahren mußten und fromme, kunstsinnige und vergnügungsüchtige Personen mit Vorliebe reisten; meist mit Gefolge und langsam, so daß viele Städte von ihrem Aufenthalt profitirten. In den letzten 600 Jahren sollen 1020 Millionen Gulden allein nach Rom geflossen sein.

Das waren die direkten Einnahmen, die Italien der Kirche verdankte. Dazu kam eine sehr bedeutende andere. Schon zu Gregors des Großen Zeit sandte der Papst Beauftragte nach Gallien, die von den Konduktoren der Kirchengüter die Geldrenten erhoben und nach Rom brachten. So sind später die Kreuzzugssteuern und die anderen päpstlichen Steuern in ganz Europa vornehmlich durch italienische Beauftragte des Papstes gesammelt und nach Rom befördert worden und diese Italiener haben dann in ihrem Sammelbezirk auch für Andere Geldgeschäfte gemacht. Aus dem päpstlichen Steuertransport entwickelte sich das erste europäische Bankierthum, das den Wechsel und die Girobanken erfand, die Messen beherrschte, bald in Staatsanleihen machte und durchaus italienisch war. Florenz und Genua sollen die ersten Bankiers geliefert haben, sie liehen schon 1168 dem König von Ungarn Geld zum Kreuzzuge, dann kamen Kaufleute von Venedig 1171 und Asti 1220 als Bankiers auf, dazu Bürger von Siena, Lucca und Andere, die man im Auslande Lombarden nannte. Seit Mitte des zwölften Jahrhunderts sind sie in Spanien bereits etablirt. In diesem Jahrhundert entstand schon das mediceische Bankhaus. Florenz hat in seiner Blüthezeit 80 Bankfilialen in Europa besessen. Italiener und Juden haben den Geldverkehr und das Anleihegeschäft Europas bis ins siebenzehnte Jahrhundert fast allein besorgt, die Fugger, Welser und einige andere oberdeutsche Bankiers kamen erst im sechzehnten Jahrhundert zur Bedeutung. Die Juden trieben Lokalwucher, die Italier aber das große Bankgeschäft. Durch ihre Anleihen erwarben sie auch Konzessionen und Monopole von den Herrschern. So waren unter Karl dem Fünften die Genueser die Ersten, die ein Monopol für den Import von Negersklaven aus Afrika nach Westindien erlangten. Ungeheure Summen haben diese italienischen Weltbankiers nach Hause remittirt, wohin sie am Abend ihres Lebens so regelmäßig zurückkehrten wie jetzt die temporär auswandernden italienischen Arbeiter. Erhebung und Transport der Kirchensteuern war ihr erstes Geschäft und blieb die Quelle ihrer regelmäßigen und sichersten Einnahmen. Als in Folge des Protestantismus die Steuern aus den nordischen Ländern aufhörten, verschwanden auch bald die italienischen Bankiers aus ihnen. Die Juden blieben dort für das kleine Geldgeschäft; das große betrieben oberdeutsche und kalvinische Bankiers (auch in Frankreich) aus Genf und die Holländer. So war die Kirche

der Ast, auf dem das intereuropäische italienische Bankierthum saß und nach dessen Absägung es fiel. Fünfhundert Jahre lang partizipirten die Italiener mit den Juden an dem mosaischen Segen, „Du wirst vielen Völkern leihen, Du aber wirst von Niemand borgen". Heute ist es gerade umgekehrt.

Das fremde Geld, das aus ganz Europa alljährlich nach Italien floß, wurde dort zu Kapital, befruchtete Ackerbau und Industrie und gab Italien Produkte für den Export. Hier haben wir den merkwürdigen Fall, daß, um einen modernen Begriff zu gebrauchen, die Zahlungbilanz zuerst aktiv wird und nun die Handelsbilanz des Landes sehr verbessert. Damals entstand zuerst seit dem Untergang der antiken Welt wieder ein geldwirthschaftliches System und dieses schafft bekanntlich überall persönliche Freiheit, weil es der freien Arbeiterschaft bedarf. Deshalb ist in jener Periode nicht nur eine herrliche Zunft-, sondern auch schon Manufakturindustrie in Italien und ein blühender Ackerbau mit persönlich freien Pächtern entstanden. Sizilien z B., im Alterthum und in unserer Zeit das schönste Land mit der elendesten Landbevölkerung, war ein fruchtbarer Garten mit einer glücklichen Bevölkerung unter dem sympathischesten der Hohenstaufen, Friedrich dem Zweiten. Das Glück hat unverändert bis zum Papst Leo dem Zehnten gedauert, der die Ablaßeinnahme zur höchsten Blüthe brachte, damit aber auch zu ihrem Ende; 1517 schlug Luther seine Thesen an die wittenberger Kirche und damit den Sargnagel in den Bau der päpstlichen Herrschaft und der aktiven Zahlungbilanz Italiens. Die Peterskirche war ihr letztes Denkmal.

Nun ging Italien politisch und wirthschaftlich bergab. Schon 1504 fielen Neapel und Sizilien, zwanzig Jahre später Mailand, unter die Herrschaft spanischer Statthalter. Sie sogen das Land unbarmherzig aus und überlieferten das Landvolk dem Adel, wie bald darauf dänische und schwedische Statthalter die holsteinschen und vorpommerschen Bauern. Die Hörigkeit war in Unteritalien bereits unter den Anjous aufgekommen, sie wurde nun zu strenger Leibeigenschaft. Industrie war hier nie entstanden, jetzt wurde auch die Landwirthschaft geknickt. Aehnlich ging es in der Lombardei und im Florentinischen, hier unter den letzten, ausgearteten Medicäern zu, bis seit Maria Theresia die persönliche Lage der Landleute etwas gebessert wurde. Die Industrie und der Handel aber waren überall schon zu Grunde gegangen, außer in Genua und Venedig, die ihre Unabhängigkeit erst während der französischen Republik verloren und dann während der Kontinentalsperre auch noch ihre Handelsmarine zum größten Theil einbüßten. Nach 1815 hat die Herrschaft Oesterreichs und seiner Sekundogenituren in Norditalien belebend gewirkt. Jedenfalls hat sich Venetien und die Lombardei in dieser Periode materiell besser befunden als seit 1500 und seit 1866. Auch die Kirche brachte dem Lande wieder materiellen Nutzen und sie hatte es auch schon früher mehr gethan als in den zwei Jahrhunderten nach der Reformation, denn nun flossen dem Papst Einkünfte von den Katholiken Amerikas zu. Durch die Eisenbahnen mehrte sich auch die Zahl der Rompilger und damit die Einnahme Italiens.

Die meisten Staaten Italiens haben bis 1855 ihre Kirchengüter behalten; diese Güter waren sehr groß und ertragreich. In Sardinien, Sizilien und dem Kirchenstaat allein sollen sie über 2 Milliarden Francs werth gewesen sein, mit über 100 Millionen jährlichen Einkünften. Auf dem Kirchengut wurden die Einkünfte auch damals noch meist am Ort verzehrt und die Bauern waren weniger

gedrückt als auf Privatgütern. Klerus und Klöster boten Versorgungstellen für „jüngere Söhne und Töchter“ des Adels, der Bauern und Bürger, und das Cölibat schränkte die Volksvermehrung ein. Ich werde Das für Sizilien noch nachweisen. Das Kirchengut war ein „Patrimonium der Enterbten“, und als es in England eingezogen war, hat schon die Tochter des Einziehers, Elisabeth, fünfzig Jahre später etwa die Staatsarmenpflege einführen müssen. Aber wenn ich auch Protestant bin, ziehe ich das Kloster doch dem Workhouse als Armenasyl vor und halte es für einen Vortheil Italiens, daß es die Klöster so lange behalten hat, bis 1855 in Sardinien und in den übrigen Theilen bis zur Besetzung durch Truppen des Königs Victor Emanuel. Ist es nicht ein genialer Gedanke, für die Menschen, die auf Stroh und ohne Eigenthum geboren sind, ein Kollektiveigenthum durch allerhand Auflagen auf das Einkommen und Vermögen Derer zu schaffen, die mit einem silbernen oder gar goldenen Löffel im Munde auf diese Welt zu kommen das Glück hatten? Und diesen Steuern den Charakter der Freiwilligkeit zu geben, sie meist nur durch das eigene schlechte Gewissen der Kontribuablen eintreiben zu lassen? Und endlich, das so gewonnene und durch seine gesetzliche Unveräußerlichkeit zu fortwährendem Wachsen bestimmte Patrimonium der Armen unter die Verwaltung dieser Enterbten selbst zu stellen? Höchste Weisheit konnte nichts Klügeres und Edleres ersinnen. Wenn oft die Geistlichen und Mönche vergaßen, daß sie Barmherzigkeit-Stipendiaten waren und die Herren herauskehrten, so beweist Das nichts gegen das Kirchengut, Alles für den Glauben an die Erbsünde. Wenn das Kirchenvermögen von seinen Verwaltern mißbraucht werden konnte, wie es geschehen ist, so müssen wir daran verzweifeln, überhaupt ideale Zustände zu erzielen, wie es die Dogmatiker des „Zukunftstaates“ hoffen. Es ist nicht möglich, „propter duritiam cordis“.

Mit dem Ende des Kirchenvermögens und Kirchenstaates begann im Jahre 1870 Italiens Elend. Der soziale Nutzen des Kirchengutes entfiel mit seinem Verkauf an Private. In Frankreich haben vor hundert Jahren wirkliche Bauern mindestens die Hälfte des Kirchengutes und der konfiszirten Adelsgüter erworben. Sie thaten sich meist als Kaufgenossenschaften zusammen und kauften ein ganzes, in ihrer Gemeinde gelegenes Gut zu mäßigem Preise, den sie in zwölf Jahren abzahlen konnten. Die „schwarze Bande“ hat nur an einem geringen Theile der Güter sich bereichert, in Italien nahm sie alle, denn hier besaßen die Bauern keine Kapitalien und der Grundbesitz der Kirche ging an reiche Städter zu niedrigem Preise über, es entstanden Privatlatifundien, die an General- oder die weiter verpachtenden Pächter verpachtet und nun bewirthschaftet wurden wie die anderen großen Domänen. Auf keiner wird mehr die soziale Leistung geübt, die der Hauptzweck der Orden war. Der Staat hat den erhaltenen Preis längst verbraucht und das Landvolk ist ärmer geworden.

Rom war bis 1870 eine Weltstadt, die wohl noch mehr Besucher an sich zog als Paris oder London, und es war die Hauptstadt der katholischen Christenheit. Die Katholiken reisten zu den Festen dorthin und blieben längere Zeit. Die Päpste „verbesserten“ wenig an der Stadt; so blieb sie alterthümlich, sehenswerth wie ein Haus, das bekanntlich erst dann malerisch wird, wenn es keine Feuerversicherung mehr aufnimmt; das zog die Kunstenthusiasten nach Rom. Jetzt ist es ein „Rome en plâtre“ geworden, eine Gipsfassaden- und Kasernen-Stadt,

wie wir sie überall haben. Katholiken, die dem Papst huldigen wollen, sehen ihn und beeilen sich, die Hauptstadt des ihnen verhaßten Königreiches zu verlassen, in dem sie möglichst wenig Geld ausgeben. Aus der bedeutendsten Weltstadt ist die Hauptstadt eines Königreiches, das bald auf gleicher Stufe mit Spanien und Griechenland anlangen wird, geworden. Die Subvention, die Italien aus der Welt durch den Sitz des souverainen Papstes in Rom bezog und die bis 1870 im Wesentlichen dauerte, hat fast ganz aufgehört. Es mag mir gestattet sein, aus meinem Leben eine Erinnerung mitzutheilen, die hierauf Bezug hat.

Im Jahre 1867 veranlaßte mich Hermann Wagener, eine Abhandlung darüber zu schreiben, welche Wirkungen es haben würde, wenn der Papst auch noch Rom und das kleine Patrimonium Petri verlöre, aufhöre, ein weltlicher Souverain zu sein, und etwa Italien verließe. Ich suchte daher nachzuweisen, daß Italien kaum Ernst damit machen werde, weil die Italiener zu gute Rechner seien, um ihrer Volkswirthschaft eine so unheilbare Wunde zu schlagen. Für Preußen, den protestantischen Staat mit vielen katholischen Einwohnern, sei es politisch klug, den Papst nicht unter die Botmäßigkeit irgend eines anderen Souverains fallen zu lassen, der dadurch indirekten Einfluß auf die katholischen Unterthanen Preußens erhalte. Der Aufsatz fand den Beifall Wageners, aber der damalige Redakteur der Kreuzzeitung, Beutner, lehnte den Druck ab, was ein Licht auf die für Preußens innere Entwickelung außerordentlich wichtigen Vorgänge wirft, die 1866 innerhalb der konservativen Partei stattfanden und die bis jetzt nur sehr oberflächlich bekannt sind. Wer bei seinen Berechnungen davon ausgeht, die Menschen würden immer Das thun, was vernünftig oder dauernd nützlich ist, wird sich wohl täuschen, wie ich es in den letzten dreißig Jahren that. Italien hat also auch nicht gethan, was rationell gewesen wäre, sondern es hat Rom genommen. Seitdem hatte es keinen materiellen Vorzug vor anderen Staaten mehr und mußte nun den Versuch machen, sich wirthschaftlich auf eigene Füße zu stellen, von der eigenen Arbeit seiner Bevölkerung zu leben, — und dieser Versuch ist gänzlich mißlungen.

Vor 112 Jahren lasteten auf ganz Italien nur 20 Millionen Francs Schulden, vor 40 Jahren hatte das Land ohne Lombardei und Venezien schon $1\frac{1}{2}$ Milliarden Schulden, aber die inzwischen konfiszirten Kirchengüter waren mehr werth als diese Summe, so daß man sagen kann, vor vierzig Jahren war ganz Italien ganz schuldenfrei und damals betrugen die Staatseinnahmen pro Kopf der Bevölkerung 17 Francs, wovon ein Theil noch vom Einkommen aus Staatsdomänen gedeckt wurde; trotzdem war der Steuerdruck in den nicht von Oesterreich beherrschten Landestheilen, wegen des mangelhaften Ackerbaues und der fast ganz vernichteten Industrie, bereits unerträglich. Als Cavour das nationale Einigungwerk einigermaßen gefördert hatte, war Italien nur noch ein passiver Ackerbaustaat. An Industriewaaren führte er, wie jetzt, nur verarbeitete Korallen, Strohgeflecht, rohen und bearbeiteten Marmor, Schwefel und wenig Seidenstoffe aus. An Getreide und Vieh war er schon damals passiv, Wein, Oel, Rohseide und Früchte — Orangen und Citronen — bildeten die Hauptausfuhrartikel. Cavour hat auf dem Kontinent zuerst die freihändlerische Politik Englands adoptirt, die für ein Ackerbauland jedenfalls die zweckmäßigste war. Dabei wollte er jedoch die italienische Gewerbsthätigkeit schützen und zur Ent-

wickelung bringen. So folgte er dem Beispiel des deutschen Zollvereines, der in seinen Anfängen einen Industrieschutzzoll von 10 bis 12 Prozent vom damaligen Werth gehabt hatte, einen Zoll, der sich mit der Zeit prozentisch erhöhte, obwohl er nominell der selbe für die einzelne Tarifposition blieb, da sich der Werth der Waaren inzwischen vermindert hatte. Deshalb setzte Cavour im Tarif von 1852 für Waaren einen Schutzzoll von 15 bis 20 Prozent fest, der annähernd so hoch war wie der deutsche. Der Handel war höchst unbedeutend. Während z. B. in Frankreich die Ausfuhr 1850 schon 43 Francs pro Kopf betrug, waren es in Piemont nur 15 Francs. Durch Cavours Politik stieg die Ausfuhr auf 32 Francs im Jahre 1858, was sehr erheblich ist, da die französische Ausfuhr in der selben Zeit nur auf 51 Francs gestiegen war. Da 1852 Frankreich über die Hälfte des piemontesischen Exports allein aufnahm, pflegte Cavour die Handelsbeziehungen zu Frankreich in seinen Handelsverträgen naturgemäß am Meisten. Jeder Verkäufer begünstigt seinen größten Kunden.

Bei der nun erfolgenden Vergrößerung Piemonts zum neuen Königreich Italien wurde die piemontesische Handelspolitik einfach auf die übrigen annektirten Staaten übertragen. Diese hatten noch weniger Handel als Piemont, z. B. das Königreich Sizilien 1858 nur 7 und der Kirchenstaat 27 Francs Ausfuhr pro Kopf. Daher kam es, daß das größer gewordene Italien 1862 nur 26 Francs und 1867 28 Francs Ausfuhr besaß. Bis 1887 wurden die Zölle im fiskalischen Interesse wiederholt geändert, vereinfacht oder erhöht, doch blieb die Tarifpolitik die selbe und wirkte auch leidlich, so daß die Ausfuhr 1887 auf 37 Francs und die Summe aus Ein- und Ausfuhr von 64 Francs auf 93 Francs stieg. Freilich sind 37 Francs eine geringe Summe, da die Ausfuhr damals in Oesterreich 40, in Deutschland 77 und in Frankreich 85 Francs betrug, aber dies außerordentliche Zurückbleiben Italiens hatte seinen Grund in seiner wirthschaftlichen Schwäche, die vornehmlich auf dem schlechten Zustand seiner Bodenbesitzvertheilung beruht. In diesem Jahre näherte sich die Gesammthandelsbewegung ihrem Gipfel. Die Ausfuhr erreichte 1010 Millionen. Ihre Hauptposten waren Rohseide und Cocons für 282 Millionen, Wein 107, Oel 80, andere Ackerbauprodukte, Fleisch, Vieh, Flachs, Eier, Getreide 157, zusammen 626 Millionen. Die Industrie lieferte nur wenige große Posten. Schwefel und Marmor wurden für 33, Korallen roh und bearbeitet für 23, Seidenwaaren für 16 und Strohgeflechte für 12 Millionen Francs ausgeführt. Von der ganzen Ausfuhr Italiens waren, um die verschiedenen Perioden zu kennzeichnen, 1852 54 Prozent, 1858 36 Prozent, 1863 45 Prozent, 1881 45 Prozent und 1886 41 und 1887 40 Prozent nach Frankreich gegangen. Von Cavours Anfängen in der Handelspolitik ab war man zwanzig Jahre lang mit ihren Erfolgen sehr zufrieden. Die Ausfuhr hob sich 1872 sogar um 20 Millionen über die Einfuhr, das einzige Jahr, wo die Handelsbilanz überhaupt aktiv war, und betrug fast das Maximum, das sie jemals bis jetzt erreichte. Hierzu hatte die Entwerthung der italienischen Valuta viel beigetragen, die 1872 13 Prozent und 1880 noch $9^1/_2$ Prozent betrug. Dieses Agio wirkte als eine eben so hohe Exportprämie und hat nicht wenig zur Erhöhung des Exportes von 732 Millionen (1867) um 476 Millionen (1876) mitgewirkt.

Nun hat sich bekanntlich, von Deutschland ausgehend, der Gemüther in Europa und Amerika die Idee der Münzverbesserung bemächtigt Sie bewirkte

in Oesterreich 1879 die Einstellung der freien Silberwährung und führte 1882 in Italien zu einem Gesetz zur Abschaffung des Zwangskurses; man machte dazu eine Anleihe von 644 Millionen und 1884 war das Agio verschwunden. Damit schwand auch die Exportprämie und die Ausfuhr sank von 1164 Millionen (1881) auf 946 Millionen (1885), also etwa um ein Fünftel. Inzwischen hatte der allgemeine Preisfall, den Europa und Nord-Amerika seit zwanzig Jahren erleidet, sich auch auf Italien erstreckt und man folgte auch hier dem 1879 in Deutschland gegebenen Beispiel; im Januar 1888 trat ein neuer, schutzzöllnerischer Zolltarif in Kraft, der auch einen hohen Agrarschutzzoll einführte, was natürlich zweckwidrig war. So wurde der Zoll auf Weizen pro Tonne von 14 auf 50 Francs, Mehl von 27,7 auf 87 erhöht. Ganz besonders hohe Schutzzölle wurden auf alle Gewebe und Garne gelegt; dadurch wurde Frankreich besonders hart betroffen.

Das mußte natürlich in Frankreich verstimmen. Diese Mißstimmung ging in Zorn über, nachdem an einem — ominösen dreizehnten — des März 1887 Italien sich formell dem Dreibund angeschlossen hatte. Italien schloß nun mit Oesterreich und Deutschland Handelsverträge ab, worin es diesen Ländern Konzessionen machte und von ihnen solche erhielt. So betrug nun von 1888 ab der Zoll für Roheisen aus Deutschland 1,25, aus Frankreich 2, Stabeisen und Schienen 3,125 resp. 6, Stahlwaaren 3,75 resp. 8 bis 14. Mit Frankreich kam kein Zollvertrag zu Stande und im Februar 1888 führte Italien sogar Kampfzölle von 50 Prozent Erhöhung auf Artikel französischer Provenienz ein. Es hatte seinem größten Kunden den Zollkrieg erklärt und wollte seine Handelsbilanz durch die Verträge mit Deutschland und Oesterreich augenscheinlich verbessern. Der Erfolg war wirklich „schlagend". Der Gesammtexport sank von 1110 Millionen Francs im Jahre 1887 auf 967 im Jahre 1888, jener nach Frankreich von 406 auf 170. Nach einjährigem Wirken hob Italien den Zuschlag gegen Frankreich zwar auf, der höhere Generalzolltarif blieb aber in Kraft. Italiens Export betrug

	1887	1894
nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn .	209 Millionen Francs,	269 Millionen Francs,
nach Frankreich	406 " "	144 " "
Sa.	615 Millionen Francs.	413 Millionen Francs.

Sein Import

	1887	1894
aus Deutschland und Oesterreich-Ungarn .	415 Millionen Francs,	255 Millionen Francs,
aus Frankreich	326 " "	140 " "
Sa.	741 Millionen Francs.	395 Millionen Francs.

Frankreich nimmt nur noch 14 Prozent des italienischen Exportes auf. Das neue Handelsverhältniß hat also in keiner Weise Ersatz für das frühere bieten können. Der Export von Wein, Oel, Reis, Früchten und Strohgeflecht betrug 1887 272, 1888 169 und 1894 171 Millionen Francs. Der Exportwerth des Weines fiel pro Hektoliter von 28 Francs von 1884 bis 1887 auf 23 Francs, der Früchte von 18 auf 14 pro 100 Kilo, des Olivenöles von 125 auf 105, der Rohseide pro Kilo von 57 auf 46 Francs. Frankreich hungert Italien seit 1888 bis jetzt systematisch aus. Der Gesammthandel betrug 1895 nur noch 73, die Ausfuhr 34 Francs pro Kopf, gegen 72 resp. 40 in Oesterreich-Ungarn, 166 resp. 71 in Deutschland, 185 resp. 81 in Frankreich, 126 resp. 58 in Europa

ohne und 156 resp. 66 Francs mit England. Im Gesammtumsatz ist Italien erst der achte Staat; nicht nur die übrigen Großmächte, auch Belgien und Holland gehen ihm vor. Wirthschaftlich ist es ein Kleinstaat.

Im Gegensatz zu seiner wirthschaftlichen Ohnmacht hat es sich militärisch zu einer Großmacht ersten Ranges erhoben. Nach der letzten Vergrößerung war seine Kriegsflotte die vierte nach denen von England, Frankreich und Rußland. Das ist sie noch, aber damals besaß sie nur 653 Kanonen und jetzt 1630. Die Armee zählte 183 000 Mann und war nach denen der drei genannten Länder und Oesterreich-Ungarns die fünfte. Das ist sie noch, aber sie besteht aus 260 000 Mann. Warum diese enorme Rüstung, da Italien das Glück hat, keinen Feind zu besitzen, der ihm Etwas nehmen möchte? In Oesterreich hat man mit italienischen Besitzungen, die unendlich viel Blut und Geld gekostet haben, zu schlechte Erfahrungen gemacht und Frankreich hat bei seiner Feindschaft gegen Deutschland gewiß keine Lust, auch noch Italien anzugreifen. Hier stoßen wir auf die noch nicht bekannt gewordenen Motive, weshalb sich Italien dem deutsch-österreichischen Bunde anschloß. Ein Staat, der nicht in Gefahr steht, angegriffen zu werden, braucht kein Defensiv-Bündniß, — und Das soll doch der Dreibund sein. Der Verdacht liegt freilich nah, daß die Italiener durch das kostspielige Bündniß bald etwas Positives zu erlangen hofften, worin sie sich nun getäuscht sehen.

Die Italiener sind in der letzten Periode noch so unvorsichtig gewesen, an der zur Mode gewordenen Kolonisation in Afrika Theil zu nehmen, und werden dabei, wie die übrigen neuen Kolonistenvölker, wahrscheinlich ihr Geld vollkommen verlieren. Dieser furor colonialis ist erklärlicher als jener, der uns mit der Goldwährung behaftete und den Professor von Mohl damals für eine der historischen fixen Ideen, wie den Kreuzzugstrieb, erklärte. Eine fixe Idee ist auch diese; aber das Motiv ist genau das selbe, das die Konquistadoren und die ihnen folgenden kaltblütigen holländisch-englischen Kolonisatoren bewegte: den Neger für sich arbeiten zu lassen. Damals in Amerika, jetzt in Afrika. Die ersten Negerhändler waren Genuesen; dann kamen die Welser, dann Franzosen, Holländer und endlich, wie überall, die gründlichen Engländer, die nun die Früchte ernteten, die Spanier und Portugiesen gesät hatten. Die Neger werden einst Afrika für Europäer bearbeiten, wenn aber nicht alle begründete Vorhersehung trügt, werden diese Europäer Engländer sein.

Großmachtsucht, Kolonisation und der wirthschaftliche Krieg mit Frankreich haben also Italien finanziell und volkswirthschaftlich ruinirt. Vor mehren Jahren sagte der Senator Rossi im Senat: „Jeder Italiener wird geboren mit 500 Francs (öffentlichen) Schulden und 70 Francs Abgaben“ (an Staat und Lokalkorporationen). Am Meisten leidet wieder Sizilien. Unter der bourbonischen Herrschaft hat die Bevölkerung, weil sie zum größten Theil ganz oder halb hörig war, sich fast gleichmäßig von 1782 bis 1866 nur jährlich um 14 000 vermehrt, seitdem um 34 000, trotz der Auswanderung; ihr Verdienst ist geringer, die Steuern sind höher. Offenbar hätte Italien bei dem besonders seit 1876 und noch mehr seit 1887 immer zunehmendem Elend nicht seine politischen Ausgaben fortwährend vergrößern können. Wieder hat es Subsidien von Europa bezogen. Es hat ein neues Mittel gefunden, sich die Völker tributär zu machen: die Anleihen. Es borgt und borgt fröhlich weiter, bereits rund dreizehn Milliarden Francs, bis

ihm nun Niemand mehr Etwas leihen will. Zunächst hat Frankreich geliehen. Als aber seit 1873 Cavours Politik der Franzosenfreundlichkeit aufgegeben wurde, da haben die Italiener allmählich den deutschen Geldmarkt gesucht und die davon verdrängten Russen ersetzt, — zum Schaden der Fondsbesitzer. Nun aber ist man in Deutschland sehr mißtrauisch geworden und natürlich lenkt sich der Blick der ewigen Tributheischer wieder nach Frankreich. Handelspolitisch und finanziell welkt Italien vom Dreibund ab und fällt Frankreich in die Arme.

Wirthschaftlich wird es nie wieder in dem Maße von Frankreich profitiren wie von 1852 bis 1887. Frankreich hat sich von Italien inzwischen emanzipirt. 1887 führte es $12^1/_4$ Millionen Hektoliter Wein ein und 1894 nur noch $4^1/_2$, wovon $2^3/_4$ aus seiner Kolonie Algier, das 1885 erst 300000 Hektoliter exportirte; Orangen und andere Früchte 1887 194 Millionen Kilo und 1894 nur 153. Das Olivenöl wird zum großen Theil durch amerikanisches Baumwollsamenöl ersetzt. Aber Geld zum Ausleihen kann Italien dort finden, — freilich unter Bedingungen, die nicht nur finanzieller Art sein werden. Vor fünfzehn Jahren veröffentlichte ich in Wien eine Neujahrsbetrachtung: „Europa verarmt." Das erregte den Hohn der Neuen Freien Presse. Nun gleicht Europa einem Organismus, bei dessen Absterben der Blutumlauf zuerst in den Extremitäten stockt. Man sagt von einem Sterbenden, „die Beine sterben ihm schon ab". So hat der Bankerott die südlichen Extremitäten Europas, die Halbinseln, schon ergriffen: die Türkei und Griechenland sind insolvent, Spanien wird es jetzt und Italien steht dieses Schicksal bevor, denn es kann seine riesige Schuld nicht dauernd verzinsen und muß dabei doch noch jährlich neue Schulden machen. Der Industrierückgang, der auch bei uns bald auf Mac Kinleys Politik und Ostasiens maschinelle Ausstattung folgen wird, kann dann auch uns italienische Zustände bringen, — die Folge steigenden öffentlichen Aufwandes bei rückgängiger wirthschaftlicher Evolution.

Heute nun schädigt Italien Europa zweifach. Erstens dadurch, daß es ihm Kapital abborgt, das es weder zurückgeben noch auf die Dauer verzinsen kann. Zweitens dadurch, daß es sein Volk zur Auswanderung zwingt. Als Lieferant von billigster Arbeitkraft für überseeische Konkurrenzländer hat Italien Irland und Deutschland längst übertroffen; es liefert mehr Auswanderer als diese beiden Länder zusammen. Jährlich gehen etwa 150000 bis 160000 Italiener für immer fort, 100000 bis 120000 verlassen als Saisonarbeiter im Spätherbst Italien, um in Brasilien und Argentinien Saat und Ernte bestellen zu helfen, kehren zur Frühjahrsbestellung auf ihr kleines Pachtgut in Italien zurück und gehen nach eingeheimster Ernte nach Frankreich oder Belgien, um die Rüben einbringen zu helfen. Ueberall drücken sie den Lohn der einheimischen Arbeiter. Südamerika kolonisiren sie schneller, als die nordischen Länder Nordamerika bevölkert haben, und produziren dort so billig Vieh und Getreide, daß sogar die nordamerikanischen Farmer durch die Konkurrenz der Sommerländer in Noth gerathen.

So ist Italien jetzt. Es hat schon einmal Militär auf den Markt gebracht; die Malatesta und Sforza und andere Kondottieri verkauften ihre Waffen an den Meistbietenden. Ihnen haben es deutsche Landsknechtführer nachgemacht. Sollte sich Europa wirklich über ein halbes Jahrtausend zurück „evolutioniren"? Sieht so der wirkliche Zukunftstaat aus?

Wien. Dr. Rudolf Meyer.



Die nationale Kunst in Berlin.

Wohl noch kein Sommer hat so viele Internationale Kunstausstellungen in Europa gesehen wie der von 1897. Da Dresden, München, Venedig, Kopenhagen und Stockholm wohl so ziemlich alle brauchbare internationale Kunst für sich in Anspruch genommen hatten, war es im Grunde gar kein übler Gedanke, der Ausstellung in Berlin einen vorwiegend nationalen Charakter zu geben. Bevor sie eröffnet war, hätte man ihre Veranstalter zu dieser Idee beinahe beglückwünschen können; denn dem Worte „national" haftet auf dem Gebiete der Kunst augenblicklich eine gewisse „Aktualität" an. Seitdem Böcklin, Thoma, Klinger, Leibl, Trübner und Uhde als die berufenen Nachfolger der Dürer, Holbein, Cranach, Altdorfer, Rembrandt — und wie die großen Genien der nationaldeutschen Kunst sonst noch heißen mögen — etikettirt worden sind, ist es der heimliche Ehrgeiz aller strebsamen jungen Künstler, für national in diesem Sinne gehalten zu werden; und es hat von ihrer Seite sogar nicht an manchmal ganz glücklichen Versuchen gefehlt, unmittelbaren Anschluß an die deutsche Kunst des sechzehnten Jahrhunderts zu gewinnen. Die Veranstalter der Großen Berliner Kunstausstellung 1897 waren also eigentlich auf einer guten Fährte. Nur Eins hatten sie vergessen, nämlich, daß das Nationale in einer Kunstausstellung nur dann Sinn hat, wenn es in allerengster Verbindung mit Kunst auftritt. Die Dürer, Holbein u. s. w. haben ihre Bedeutung nicht dadurch, daß sie Deutsche, sondern dadurch, daß sie zugleich große Künstler waren. Die Kunst ist immer die Hauptsache, — und darin hat man es in Berlin versehen. Man legte den Nachdruck auf das Nationale und zeigte damit, daß die ganze Sache auf ein schutzzöllnerisches Manöver hinauslief. Damit hat man aber der nationalen Kunst fast schon den Todesstoß gegeben; denn sie ist lächerlich gemacht worden; und Das vertragen selbst präzisere Begriffe nicht.

Die im politischen Leben jetzt beliebten Vorstellungen von „national" spiegeln sich höchst rührend in dieser Ausstellung: Hurrahgeschrei und Byzantinismus überall, Unabhängigkeit und Männerstolz kaum hier und da. Selbst in der Zeit Ludwigs des Vierzehnten machte die Kunst nicht so viele und tiefe Verbeugungen vor der Dynastie, kam sie den persönlichen Neigungen des Monarchen nicht mit so viel Selbstverleugnung entgegen, schon deshalb nicht, weil der Halbgott von Versailles es sich verbeten hätte, daß unfähige Künstler die Person des Herrschers und das königliche Geschlecht durch klägliche Bilder und Bildwerke in den Augen der Mit- und Nachwelt kom-

promittirten. Auf unserer Ausstellung wimmelt es von schlechten Bildern der Hohenzollern, vom Großen Kurfürsten angefangen bis zu Wilhelm dem Zweiten, von Schlachtbildern und Marinen, von Schiffsportraits und Hofjagden. Und forscht man nach den Namen der Künstler, die so seltsam den Ruhm des preußischen Königshauses verherrlichen oder den Neigungen des regirenden Monarchen gemalte Denkmale errichten, so findet man auch nicht Einen darunter, der außerhalb der Mauern Berlins mit besonderer Achtung genannt würde. Ludwig XIV. hatte seinen Le Brun und seinen Rigaud, Friedrich der Große einen Pesne, Wilhelm I. wenigstens einen Menzel. Wilhelm II. hat sich nur ein einziges Mal einem Maler mit großem Namen anvertraut und findet sein Kunstbedürfniß im Uebrigen durch die nüchterne Kunst eines Anton von Werner und noch unbedeutenderer Maler vollkommen befriedigt. Dieses Beispiel von oben kommt in seiner Wirkung auf die berliner Kunst auf der diesjährigen Ausstellung sinnfällig zum Ausdruck. Wer den künstlerischen Werth einer Ausstellung nach der Höhe der Leistungen und nicht nach dem offenbarten Maße loyaler Gesinnung zu bemessen pflegt, hat für diese Veranstaltung nur die eine nähere Bezeichnung: kläglich. Damit die Besucher für ihre fünfzig Pfennige Eintrittsgeld genügende körperliche Bewegung haben — Bedürfniß nach Kunstgenuß scheint man bei ihnen nicht vorauszusetzen —, ist der Ausstellungpalast bis in den letzten Winkel vollgehängt und vollgestellt worden, in der Hauptsache, man könnte beinahe sagen: ohne Ausnahme, mit berliner Produktion. Es muß mehr als ein Dilettant in der Aufnahme-Kommission gesessen haben, sonst kann man sich nicht vorstellen, wie es möglich war, eine solche Unmasse von dilettantischem Kram in die Ausstellung zu bringen. Die paar Künstler, die man meint, wenn man von berliner Kunst mit Anerkennung spricht, gehen in diesem Meer von Kunstlosigkeit beinahe unbemerkt unter. Nur Einer hat sich aus der großen Sintfluth gerettet: Max Liebermann. Das Kabinet, in dem seine Sonderausstellung untergebracht wurde, ist der wirkliche „Ehrensaal" der Ausstellung, und obgleich Liebermann noch keinen deutschen Fürsten, noch kein höfisches Ereigniß und keine nordischen Götter gemalt hat, giebt es keinen Künstler auf dieser Ausstellung, für dessen Leistungen die Bezeichnung „nationale Kunst" mit mehr Recht in Anspruch genommen werden könnte. Aber trotz dem Erfolg, den Liebermann, wohl gegen die Absicht der Ausstellungleiter, hat, ist die „nationale Kunst" durch die berliner Veranstaltung arg diskreditirt worden. Den Schutzzöllnern unter den Künstlern ist Das freilich ganz gleichgiltig. Sie wollen das Geld, das auf Ausstellungen zu verdienen ist, mit keinem Fremden zu theilen haben. Mag der Geschmack des Publikums so tief sinken, wie er will: je niedriger sein Niveau ist, um so größer sind die Chancen für diese Künstler. Der unverfrorene Egoismus könnte imponiren,

wenn er aus dem Bewußtsein einer qualitativ starken Leistungfähigkeit entspränge, aber er beruht auf einem Gefühl der Schwäche, auf Furcht vor Konkurrenz.

Für diese Art des Egoismus giebt es aber ein noch lehrreicheres Beispiel in Berlin: den berliner Akademiedirektor. Seit vielen Jahren gilt Herr von Werner als der Prototyp eines Künstlers, dessen Selbstbewußtsein in umgekehrtem Verhältniß zum Werthe seiner Leistungen steht und der deshalb leicht lächerlich werden kann und um so lächerlicher wird, je mehr er sich in die Brust wirft. Solche Künstler giebt es überall und sie tragen in der Regel zur Erheiterung ihrer Kollegen bei, ohne sonst Schaden zu stiften. Zu diesen harmlosen Gerngroßen gehört nun aber Herr von Werner nicht, schon darum nicht, weil er sich in einer Stellung befindet, die ihm und seinen Thaten eine gewisse Folie giebt. Für die Leute, die der Sache ferner stehen und die berechtigte Erwartung haben, daß ein Akademiedirektor selbst ein hervorragender Künstler und eine Autorität in Kunstdingen ist, bleibt Herr von Werner in allen Fällen, auch da, wo er irrt, kompetent und deshalb ist er eine große Gefahr für das berliner Kunstleben. So lange Herr von Werner, der die moderne Kunst haßt, wie Lucifer die Gottheit, von der ein Theil ist, nur seine Schüler mit seinen verworrenen Ansichten über die moderne Kunst langweilte, war es nicht nöthig, sich ernsthaft mit ihm beschäftigen. Seine Schüler rächten sich schon selbst an ihm, theils dadurch, daß sie eine noch traurigere Kunst produzirten als er, theils wieder dadurch, daß sie aus Opposition ins Lager der Modernen gingen und so extravagant in allen Aeußerlichkeiten wurden, daß sie auch den in der Akademie zurückgebliebenen Nachwuchs zu allerlei künstlerischen Unarten verführten. Daß er selbst mit seinen Philippiken gegen die moderne Kunst die jungen Leute reizte, sich ihr zu nähern, kam Herrn von Werner nie in den Sinn. Jetzt fühlt er aber das Bedürfniß, einen größeren Kreis, das ganze liebe Publikum, mit seinen Ansichten bekannt zu machen und in die Herzen der Ahnunglosesten Sturm gegen die moderne Kunst zu säen, und da ist es denn wohl Zeit, seine Motive, Irrthümer und Kampfesart einer näheren Betrachtung zu unterziehen, — aber nicht, um in ihm die Illusionen über seine Wichtigkeit zu stärken, sondern um nachzuweisen, ein wie gedankenloses Publikum er voraussetzt und mit wie plumpen Mitteln er auf dessen Meinung zu wirken sucht.

Als unmittelbare Veranlassung für die neue literarische Fruchtbarkeit des Herrn von Werner kann man wohl einen im Sommer des vorigen Jahres in der Zeitschrift „Pan" erschienenen Aufsatz Wilhelms Bode, des Direktors der berliner Gemäldegalerie, „Die Berliner Akademie, Gedanken bei der Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens" ansehen. Herr Geheimrath Bode hatte darin vom Standpunkt des die Interna nicht kennenden Laien aus einige wunde Punkte des Akademiewesens berührt, an ein Kabinetschreiben Friedrichs des Großen

erinnert, das beinahe schon die Ansichten von heute enthält, und schließlich, übrigens ohne Anton von Werner zu nennen, die Frage aufgeworfen: „Hat die letzte Phase der Entwickelung der Akademie gehalten, was man sich davon versprochen? Kann mit gutem Gewissen auf dieser Grundlage der Plan eines großen Kunstpalastes entworfen werden, welcher die Akademie auf lange Zeit in die Bande jenes Statutes schlagen würde?" Es sind viel ärgere Sachen gegen die berliner Akademie geschrieben worden und viel laienhafter, aber die eben citirte Frage scheint den Akademiedirektor doch an einer sehr wunden Stelle getroffen zu haben und so machte er sich daran, Herrn Bode öffentlich zu antworten. An und für sich läßt sich nichts dagegen sagen, daß sich Jemand seiner Haut wehrt, aber anstatt sich auf eine sachliche Berichtigung zu beschränken und Bodes Irrthümer als Irrthümer hinzustellen, hat Herr von Werner die Gelegenheit beim Schopfe gefaßt und den Galeriedirektor als eine bewährte Stütze moderner Kunstanschauungen im Januarheft der Deutschen Revue in ganz unglaublicher Weise persönlich angegriffen. In diesem „Ueber Aufgabe und Bedeutung der Kunstakademien" überschriebenen Aufsatze fertigt Herr von Werner Bode mit seinen Ansichten etwa so ab, wie er den grünsten Akademiker abzufertigen gewohnt sein mag. Der Galeriedirektor, der ein irrthümliches Datum angegeben hatte, muß sich u. A. sagen lassen, daß die von ihm erwähnte Kabinetsordre Friedrichs des Großen ein „Gebilde seiner lebhaften Phantasie" sei, daß jedem Lehrer an der Akademie die Fähigkeit zuzutrauen wäre, Direktor einer Bilder- oder Skulpturengalerie zu sein, — und ähnliche Komplimente mehr. Um „Aufgabe und Bedeutung der Akademien" genügend zu beleuchten, betrachtete Herr von Werner die Literatur des ersten Panheftes und machte sich das Vergnügen, dem Direktor der National-Galerie, Herrn von Tschudi, ein paar Bosheiten an den Hals zu hängen. Herr Bode war unvorsichtig genug, auf diesen plumpen Angriff sachlich zu antworten und dadamit dem Akademiedirektor erwünschte Gelegenheit zu geben, seine Manöver fortzusetzen. Ein „Offener Brief an Herrn Geheimrath Dr. W. Bode, Direktor der königlichen Gemäldegalerie in Berlin" im Juniheft der Deutschen Revue war die Quittung für Bodes Richtigstellung der Thatsachen. Wieder bot eine verdruckte Jahreszahl Herrn von Werner einen geeigneten Angriffspunkt. Diesmal ließ er aber die Akademie schließlich Akademie sein und bemühte sich, unter besonderer Berücksichtigung Bodes, zu zeigen, daß „kleine Ungenauigkeiten" ein charakteristisches Merkzeichen kunsthistorischer Forschung seien.

Auf Alle, die Bodes große Verdienste um den glänzenden Aufschwung der berliner Galerie und gewisse Abschnitte der Kunstgeschichte kennen, haben die literarischen Ergüsse Werners selbstverständlich nicht den geringsten Eindruck gemacht. Man bedauerte höchstens den verdienten Kunstgelehrten, daß er sich aus Gefälligkeit gegen die Herausgeber des „Pan" der Möglichkeit

ausgesetzt hatte, mit einem Manne von den Charaktereigenthümlichkeiten des Herrn von Werner in literarische Differenzen zu gerathen. Der Zweck des Akademiedirektors, Bode in den Augen Derer, die ihn bewundern, gründlich herabzusetzen, ist nicht erreicht worden; dafür hat man jedoch schätzbare Einblicke in das Gemüthsleben des Herrn von Werner gewinnen können. Die Objektivität, mit der er Bodes Ansichten über die Akademie kritisirt und widerlegt, verdeckt nur sehr oberflächlich seine persönliche Animosität gegen den Galeriedirektor, seinen Haß gegen die moderne Kunst und ihre Anhänger und — seine maßlose Eitelkeit. Da, trotz seinen Kaiserproklamationen, Kongressen und Reichstagseröffnungen, Niemand mehr Herrn von Werner als Künstler sonderlich beachtet und die Anerkennung der Pietsche und Rosenberge auf die Dauer ohne Werth ist, versucht er es mit dem Mittel, durch dessen Anwendung die moderne Kunst seiner Meinung nach überhaupt nur existirt, mit der Reklame, — und zwar mit selbst gemachter. Es ist unendlich komisch, wenn man den Akademiedirektor so anerkennend über Anton von Werner als Maler und Kunstverständigen reden hört, wenn er Bode so dringlich das Studium wernerscher Reden empfiehlt. Und damit die Leser der Deutschen Revue vollends davon überzeugt werden, ein wie eminenter Künstler in ihm fast unbeachtet in Deutschland dahinlebt, schreibt Herr von Werner „Erinnerungen an Heinrich von Stephan," worin er Briefe des Generalpostmeisters mittheilt, die in der Hauptsache nur Komplimente für den großen Künstler Anton von Werner enthalten. Jeder geschmackvolle Mensch würde auf die Wiedergabe so gearteter Briefe verzichtet haben; der ruhmbedürftige Akademiedirektor treibt aber die Selbstgefälligkeit so weit, daß er sogar ein Attest Stephans über die Wirkung des ersten in der Deutschen Revue gegen Bode gerichteten Angriffes auf den Angegriffenen beibringt. Und er scheut sich nicht, diesem für ihn natürlich höchst günstigen Zeugniß eines auf dem Sterbebette liegenden Mannes die unterstellende Bemerkung hinzuzufügen, daß die Anhänger moderner Kunstbestrebungen dieses Briefes wegen die Verdienste des Generalpostmeisters um die Kunst nun unterschätzen würden.

Ob Herrn von Werner die Reklame, die er so für sich selbst macht, nützen wird, läßt sich zunächst nicht übersehen; auf alle Fälle aber hat er durch seine literarischen Leistungen der letzten Zeit gründlich den Verdacht beseitigt, daß er Hofmann und Diplomat sei. In der Diplomatie drückt man sich gewiß nicht so vulgär aus, wie es der Akademiedirektor liebt, besonders nicht gegen Kollegen, die dem selben Ressort angehören. Aber nicht allein Herrn von Werners Ruf als Hofmann und Diplomat ist erschüttert, auch sein Ansehen als kluger Mann hat einen bedenklichen Stoß bekommen.

Herr von Werner pflegt das Lehrjahr der Akademie, das mit einer Preisvertheilung an die befähigtsten Schüler endet, durch eine Rede zu be-

schließen. Bei dieser Gelegenheit macht er sich schon seit mehreren Jahren das Vergnügen, auf die moderne Kunst zu schelten und die Schüler vor ihr zu warnen. Er hat mit diesen Reden der Presse schon öfter Veranlassung gegeben, sich über ihn lustig zu machen, aber noch niemals bot er ihr so guten Grund dazu wie mit der Rede, die er im Juli dieses Jahres hielt und zur Belehrung der „weitesten Kreise“ in der Vossischen Zeitung veröffentlichen ließ. Man glaubte ja dem Akademiedirektor auf seine Bilder hin, daß er nichts von moderner Kunst versteht; jetzt aber hat er selbst unzweideutig bewiesen, daß er überhaupt nichts von ihr weiß. Er bemüht sich in seiner Rede, festzustellen, daß auf keinem Gebiete der Malerei von den Modernen Etwas geleistet worden sei, was würdig wäre, neben den Werken der klassischen Alten genannt zu werden. Er verschweigt, um nur ein paar Namen herauszugreifen, die Existenz von Lenbach und Whistler, auf dem Gebiete der Landschaftmalerei kennt er keinen Böcklin, keinen Dill, keinen Schönleber, auf dem der Thiermalerei keinen Baisch, keinen Zügel. Von der Bedeutung des Impressionismus, wie er durch Manet, Degas und Monet gehandhabt wird, hat er keine Ahnung. Auf dem Gebiete des Genre, um den landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, ist ihm Liebermann vollständig entgangen; und statt Uhde mit Auszeichnung zu nennen, weiß er von modernen Malern religiöser Stoffe nur zwei ganz inferiore Leute anzuführen. Und dieser Herr, der offenbar meist die Augen schließt, wenn er eine moderne Kunstausstellung besucht, steht an der Spitze eines Institutes, auf dessen Leistungfähigkeit die werdenden Künstler angewiesen sind. Wahrhaft erheiternd ist Werners Zusammenstellung berühmter Portraitmaler. Neben Rembrandt steht da Bonnat, neben Holbein Anton Graff, neben Reynolds Gustav Richter. Und ganz köstlich ist die Stelle seiner Rede, wo er sich darüber aufregt, daß ein Kunstgelehrter sagt, Manet habe die Pleinair-Malerei entdeckt, als er einst Frau de Nittis im Garten malte. Das habe der große Werner vor Manet gethan. Und dann die thörichte Behauptung, daß die neue Richtung sich nur durch Agitation, Reklame und marktschreierische Anpreisungen auf der Höhe halte. Es hat keinen Zweck, die Widersinnigkeiten dieser Rede nach der Reihe anzuführen. Sie setzt — und darin liegt wieder die namenlose Ueberhebung des Herrn von Werner — bei den Akademieschülern eine Ignoranz voraus, die in einer Stadt wie Berlin, wo sie nur die Augen aufzumachen brauchen, unglaublich erscheinen muß. Aber war es nun schon unklug von Werner, seine Prodomo-Rede mit allen angreifbaren Punkten durch Druck der Kritik zugänglich zu machen, so setzte er seinem Thun die Krone auf, als er, ebenfalls in der Vossischen Zeitung, eine Danksagung für die vielen ihm zugegangenen Beifallsäußerungen veröffentlichte. Er hat damit wieder einmal gezeigt, daß ihm zur Verherrlichung des Namens Werner alle, auch die gröbsten Mittel willkommen sind.

Wenn man nun weiß, daß Herr von Werner zu den Malern gehört, die den Kaiser in künstlerischen Dingen berathen, so kann man nicht überrascht sein, daß sich so viel künstlerische Unbedeutendheit in die Nähe des Thrones wagt und keiner der Maler, die der Kunst unserer Tage das Gepräge geben, in höfischen Sphären zu finden ist. Herr von Werner hat selbst das größte Interesse daran, daß der Hof „nationale Kunst“ und „patriotische Kunst“ für gleichbedeutend hält, und da seine Malerei mehr Arbeit als Kunst ist, liegt ihm natürlich auch daran, bei Hofe Arbeit über Kunst gestellt zu sehen. Und wie der Akademiedirektor dafür sorgt, daß seine Schüler möglichst schlechte Begriffe von moderner Kunst bekommen, wird er auch dahin zu wirken suchen, daß man diese Kunst bei Hofe für „widerlich“ und ihre Leistungen für „werthloses Blech“ hält. Gerade darum aber ist es nöthig, auf Herrn von Werners grobe Unwissenheit in Bezug auf moderne Kunst hinzuweisen und festzustellen, welche Charaktereigenschaften den Hauptberather des Kaisers in Kunstdingen auszeichnen. Von der Trivialität seiner eigenen Kunst hat aber wohl noch nie ein Maler ein klassischeres Zeugniß abgelegt als Herr von Werner, da er sagte: „Für historische Ungenauigkeiten habe ich kein Verständniß und keine Entschuldigung. Das kommt vielleicht von dem unausgesetzten Naturstudium des Künstlers, das mir zur zweiten Natur geworden ist und das mir nicht erlaubt, da neun Knöpfe zu malen, wo naturgemäß nur deren acht möglich sind.“ Herr von Werner begreift nicht, warum man ihn nicht für einen großen Künstler hält. Sein ärgster Gegner könnte keinen besseren Grund dafür angeben, als er selbst es mit diesen eitlen Worten gethan hat.

Hans Rosenhagen.



Selbstanzeigen.

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. 5 Bände. (Band I u. II sind erschienen, III—V kommen bis November 1897 heraus.) Leipzig, 1897, Verlag von Walter Fiedler.

Ein neues Werk über den Fürsten Bismarck herauszugeben, erscheint angesichts der umfangreichen Bismarck-Literatur auf den ersten Blick als ein gewagtes Unternehmen, um so gewagter, wenn das neue Werk von Anfang an gleich auf fünf Bände berechnet wird. Das Wagniß würde nur dann geringer werden, wenn das Werk einen Inhalt bieten könnte, der nicht in anderen Büchern

über den Fürsten Bismarck in mehr oder weniger ähnlicher Form schon enthalten ist. Diese Möglichkeit aber bot sich mir. Die ungeheure Mehrzahl der über Bismarck veröffentlichten Schriften behandelt seine amtliche Thätigkeit oder auch sein Leben während seiner Amtszeit. So inhaltreich diese auch ist, so waren vielfache Wiederholungen doch nicht zu vermeiden. Am zwanzigsten März 1890 legte aber der Fürst das Amtskleid ab, vom Sessel des Reichskanzlers stieg er herab in unsere Mitte, ein deutscher Bürger zu Bürgern. Trotzdem er, wie er so oft gesagt hat, nur noch Privatmann ist, gilt aber sein Wort und sein Urtheil heute noch so viel, daß es der Telegraph, sobald es kund geworden, mit Windeseile in alle Weltgegenden weiter trägt. Diese Zeit seit 1890 eingehend darzustellen, war eine Aufgabe, deren Lösung noch Niemand unternommen hatte. Ein Versuch, der im Herbst 1891 an die Oeffentlichkeit trat, war daran gescheitert, daß eine Menge — namentlich in den Hamburger Nachrichten erschienener — Artikel auf gut Glück dem Fürsten aufs Konto gesetzt und dabei so zahlreiche Irrthümer untergelaufen waren, daß der Verfasser keine Forsetzung seiner Arbeit versuchte. Gerade diese gefährlichste Klippe konnte ich aber vermeiden. Und sobald ich diese Sicherheit erlangt hatte, besaß ich ja Stoff, den zu verwerthen noch Niemandem vor mir möglich gewesen war. Nun war die Aufgabe und das Ziel gleich verlockend, die Zeit des Fürsten von 1890 an darzustellen durch Sammlung aller seiner Erlebnisse, Briefe, Depeschen und mündlichen Kundgebungen, die an die Oeffentlichkeit kamen und für sie von Werth sind; zu den mündlichen Kundgebungen traten dann als sehr wesentlicher Theil der Sammlung die Artikel besonders der Hamburger Nachrichten, in denen die Anschauungen des Fürsten Bismarck in solcher Weise vertreten sind, daß sie auf dessen unmittelbar eingeholte oder ertheilte Informationen zurückzuführen sind. Eine Sammlung ist mein Werk, keine Geschichte der Zeit von 1890 an; für diese bietet sie nur das einschlägige Material. Das ist auch der formelle Grund, weshalb ich die Kundgebungen des Fürsten ohne Kritik aufnehme. Materiell halte ich mich selbstverständlich nicht berechtigt zu solcher Kritik; ich halte aber auch z. B. die Revue des Deux Mondes nicht für berechtigt, daraus den Vorwurf blinder Vergötterung des Fürsten gegen mich herzuleiten. Sie begründet ihn mit der ungeänderten Wiedergabe der Aeußerungen des Fürsten gegen die beiden Vertreter der Nowoje Wremja über das Zustandekommen des Berliner Kongresses. Daß in den Berichten ein Widerspruch enthalten ist, liegt auf der Hand. Ich kann ihn aber nur auf Mißverständniß eines Interviewers, niemals aber darauf zurückführen, daß der Fürst sich selbst widersprochen haben sollte. Die Berichtigung wird schon kommen, ohne daß ich an einem der beiden Berichte eigenmächtig Etwas ändere.

Auch die Sammelarbeit schien mir unausführbar ohne Farbengebung des verbindenden Textes. Es heißt, dem Sammler und dem Leser Unbilliges zumuthen, wenn man verlangt, daß in dem wenigen Eigenen, das der Herausgeber beizufügen hat, Ueberzeugung und Gefühl schweigen sollen. Wird Das aber zugestanden, dann kann die Richtung nur die eine sein, die durch die Größe und das Gewicht der gesammelten Kungebungen naturgemäß geboten ist: dankbare Verehrung und Bewunderung unseres ersten Kanzlers.

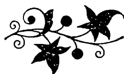
Leipzig. Johannes Penzler.



Thomas H. Huxley, Soziale Essays. Berechtigte deutsche Ausgabe mit einer Einleitung von Alexander Tille, Weimar, Felber 1897. S. LXXVI und 310. 5 M., geb. 6 M.

Als Naturforscher ist Huxley in Deutschland eben so geschätzt wie in seinem Vaterlande. Daß er aber neben seinen physiologischen und biologischen Arbeiten noch auf einer Reihe anderer Gebiete Hervorragendes geleistet hat, ist in Deutschland nur wenig bekannt. Seine sozialen Essays gehören zu seinen ausgezeichnetsten Leistungen und sind das bedeutendste Werk sozialer Denkarbeit, das das moderne England hervorgebracht hat. Den Lesern der „Zukunft" sind manche dieser Essays bereits bekannt, da sie an dieser Stelle zuerst und allein in deutscher Uebertragung erschienen sind. An künstlerischer Abrundung, urwüchsiger Frische und herzerfreuendem Humor stehen sie in der sozialen Literatur unserer Tage einzig da und sind durch diese Eigenschaften ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes geworden. Wer Henry George oder Bellamy folgen kann, Der kann auch Huxleys Ausführungen verstehen, warum Kapital die Mutter der Arbeit ist und es zu den unveräußerlichen gleichen Rechten aller Tiger gehört, alle Menschen zu fressen. Mit den Schlagwörtern der Demokratie, des utopischen Sozialismus und der anarchistischen Gesellschaftträume gehen sie eben so ins Gericht wie mit dem blinden Freihändlerthum und der ideologischen Sozialspekulation von vorgestern und gestern. Die sozialen Thatsachen über die sozialen Forderungen! Die soziale Erkenntniß über den sozialen Wunsch! In Deutschland, wo selbst in der wissenschaftlichen Sozialforschung die moralistische Betrachtungweise noch immer in weitem Maße das Feld behauptet, so daß man geradezu von Sozialmoralismus als einem Gegensatz zu einer positiven Bevölkerungwissenschaft sprechen kann, haben diese Essays noch eine geschichtliche Sendung zu erfüllen. Wie alle Gebiete des modernen Wissens heute von der Naturwissenschaft ihre entscheidende Beeinflussung erfahren, so in dem vorliegenden Bande auch die Sozialwissenschaft, — oder noch besser das soziale Denken, die soziale Weltanschauung unserer Tage ... Ueber die Uebersetzung ist wenig zu sagen: Treue und Lesbarkeit waren die beiden Gesichtspunkte, die für sie maßgebend waren. Eine umfangreiche Einleitung sucht Huxley nicht nur als großen Biologen und als Privatmann zu schildern, sondern in seiner Gesammtbedeutung für das Geistesleben und die Entwickelung der Weltanschauung seines Volkes und seiner Zeit im Allgemeinen zu erfassen. In ihr wird wenigstens der Versuch gemacht, ihn auch in dieser Hinsicht in den Strom der Entwickelung hineinzustellen, dessen Erzeugniß er war und den er in nicht unwichtigen Punkten nach neuen Zielen hingelenkt hat.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.



Zwei Märchen.*)

Rothe und graue Dompfaffen.

„Hilfe! Feuer! Feuer im Lager der Rosen!“

Dieser entsetzliche Ruf erfüllte das Paradies am Abend nach dem Tage, da der Engel Gabriel Adam und Eva aus dem Wundergarten geführt hatte und dieser also ganz der wilden Natur überlassen war, in der nun allerlei muthwillige Geschöpfe ihr Wesen trieben. Die Nachtfalter waren die schlimmsten, sie hatten auch eben wieder den Lärm verursacht. Sie wollten gern frühzeitig ausschwärmen und waren deshalb der Meinung, daß die Abendröthe doch allzu lange auf jener kleinen Anhöhe verweile, wo sich die prächtigsten Rosen versammelt hatten. Weshalb strahlte sie nicht eben so schön auf den Hollunderbusch, wo es so früh dunkel wurde? Sie mußte die Rosen besonders lieb haben. Unter den Cedern und Kastanien war es Nacht, während jene Anhöhe, die man das Lager der Rosen nannte, weil diese von hier aus gleichsam die anderen Gruppen beherrschten, noch in Flammen stand. Den Vögeln, die den ganzen Tag über gesungen hatten und sich zur Ruhe begeben, sobald die Sonne untergeht, wollten sie auch einen Possen spielen, weil sie sich selbst um ein Stück Nacht betrogen fühlten, — kurz: Spektakel wollten sie haben. Das sah auch solch kleinen Unholden recht ähnlich, die ein Vergnügen daran finden, den Pierrot zu spielen, den Leuten Mehl ins Gesicht zu werfen, Lichte auszublasen und sonstigen Unfug zu treiben. Auf einmal flogen Tausende von ihnen auf. Sie wollten nicht länger mehr auf die Abendröthe warten. Mit heiserer Stimme stießen sie den Schrei aus: „Hilfe! Feuer! . . . Feuer im Lager der Rosen!“ und fügten hinzu: „Seht! Seht! Die Ranunkeln sind die Brandstifter gewesen!“

Das ging so zu: Nachdem Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben worden waren, das sie doch einigermaßen in Ordnung gehalten hatten, schien sich in der That alles Unkraut verschworen zu haben, den Garten zu einer Wildniß umzugestalten.. Allerlei Schlingpflanzen hatten mit ihrem dichten Blattwerk die hübschen Beete und die herrlichen Blumen, die von Evas Hand gepflegt waren, überwuchert. Freche, schwefelgelbe Blüthen hauchten die reinen Lilien mit ihrem betäubenden Athem an, naseweiße Storchschnäbel drangen in die Honigbecher der Veilchen ein und schlürften sie leer. Die Winden warfen ihre Fußangeln geradezu unter die Hyazinthen aus; besonders aber schienen die giftigen, brennenden Ranunkeln nach der Oberherrschaft zu trachten. Sie hatten sich den

*) Zu den nordischen Dichtern, deren Werke in Deutschland nicht in dem Maße gewürdigt werden, wie sie es verdienen, gehört Henrik Wergeland, Norwegens und des ganzen Nordens größter Lyriker (1808 bis 1845.) Er war ein Universalgeist und zugleich der erste Sänger der jungen norwegischen Freiheit. Seine glühende Begeisterung für die Selbständigkeit seines Vaterlandes gab dem Nationalgefühl der Norweger recht eigentlich seinen dichterischen Ausdruck. Wergeland war aber zugleich ein großer Kinderdichter und für die Jugend hat er auch die beiden hier mitgetheilten Märchen geschaffen.

prahlenden Namen „Sonnenaugen“ zugelegt, drangen überall mit ihren schlanken, weitverzweigten Ranken vor, — und ihnen sagte man nun nach, daß sie die feinen weißen und blaßrothen Rosen in Brand gesteckt hätten.

Tausende von Nachtfaltern flatterten mit einem Male auf, huschten durch die Zweige der Bäume, in denen die Vögel schliefen, und ließen dort ihren albernen, aber schreckenden Ruf erschallen. Und wirklich, als der erste Vogel die schläfrigen Augen öffnete, schien der ganze Rosenhügel in Flammen zu stehen und der Engel Gabriel mehrte den Lichtglanz, der auf dem Hügel lag, dadurch, daß er ab und zu sein Flammen-Schwert in den Lüften schwang.

Aufgescheucht wurde ein Dompfaffen-Pärchen, das in den benachbarten Kastanienbäumen, den Schnabel unter den Flügeln verbergend und auf einem Beinchen stehend, das erste Schläfchen gemacht hatte. Sie waren nicht so klug wie die Hänflinge, die Zeisige und alle die Anderen, die einen besseren Kopf hatten und sofort einsahen, daß es sich hier nur um blinden Feuerlärm handle, und darum ruhig weiter schliefen. Die Dompfaffen waren auch wirklich die einfältigsten Vögel und deshalb das Stichblatt für Wort und Witz. Dazu kam, daß das erste Dompfaffen-Pärchen, das aus der Hand des Schöpfers hervorging, so grau aussah wie ein Sperling oder wie der Lehmboden, aus dem es geknetet war.

„Hörst Du, liebe Pipelipipipah!“ fragte der Hahn, während er sich den Schlaf aus den Augen rieb. „Sieh nur! Sieh, wie der Rosenhain auflodert! Komm, komm! Wir müssen löschen helfen!“

„Das wollen wir lieber bleiben lassen,“ meinte das Weibchen. „Sollen wir uns die Flügel versengen? Sie sind wahrlich schon häßlich genug!“

„Aber in einem dieser Rosenbüsche sind wir ja ausgebrütet worden, Pipelipipipah! Dort ist unser Vaterland; und sollten wir auch unser Leben lassen . . . .“

Und husch! flog der muthige, dankbare kleine Dompfaff davon, tapfer wie ein Soldat, der sich ins Feuer stürzt. Alle Vögel lachten und höhnten ihm nach. „Gimpel! Graupfaff! Gimpel! Graupfaff!“ riefen die Einen. „Verbrenn Dich nicht! Verbrenn Dich nicht!“ riefen die Anderen.

Der kleine Held verschwand zwischen den Rosen. Als er wieder erschien, perlte eine Thräne der Kränkung in seinem Auge und ein Blutstropfen auf seiner grauen Brust, die er an einem Rosendorn geritzt hatte. Ihm war, als müßte er vor Scham und Aerger sterben. Da sauste es durch den Wald. Der Fürst der Engel, der herrliche Gabriel, ließ sich auf dem Rosenhügel nieder.

„Du gutes, dankbares Geschöpf“, sagte er, „das sich für den Busch opfern wollte, den es sein Vaterland nannte, weil er ihm in der Jugend ein Obdach gewährt hat! Wisse: Gott, der den guten Willen für die That nimmt, will, daß Deine kleine muthige Brust von nun an mit dem Scharlach Deines treuen Blutes bedeckt werde und daß Du einer der herrlichsten Waldvögel sein und den Rosen gleichen sollst, die auf den Zweigen jener Bäume prangen!“

Und mit diesen Worten vertheilte der Engel den Blutstropfen über seine ganze Brust und tauchte diese noch zum Ueberfluß, wie zur Taufe, in die lieblichste aller Rosen.

„Du hast geweint?“ fuhr der Herrliche fort, als er die Thräne im Auge

des Vogels bemerkte. „Wohlan: behalte auch diesen Glanz.“ Und seit dieser Stunde hat der Dompfaffe die hübschesten Augen unter allen Vögeln.

„Aber Pipelipipipah?“ fragte der Dompfaff.

„Warte ein Wenig, Du lieber kleiner Vogel,“ erwiderte der Engel, „weil Du an sie gedacht hast, so kannst Du Dir noch aus diesem Blumenbeete die Farben auswählen, die Du auf Deinem Federkleide zu haben wünschest.“

Das war zu viel für das bescheidene Thierchen; aber endlich wünschte es sich doch von den Ackleien etwas Blau für seine Schwingen und Schwanzfedern und von den Lilien ein paar weiße Streifen um den Leib.

„Aber Pipelipipipah?“

„Bekommt keinen Scharlachschmuck,“ sagte der Engel fast zornig. „Sie soll grau bleiben wie zuvor.“

Und deshalb giebt es rothe und graue Dompfaffen.

Pipelipipipah war sehr verwundert, als ihr Gatte so prächtig zurückkam; sie fühlte sich so verschieden von ihm wie das Aschenbrödel von einem Bauern, der sich durch Tapferkeit und Treue vor dem Feinde den Rittermantel verdient hat.

Die Weidenbäume und die Elster.

Es giebt bekanntlich zwei Arten von Weidenbäumen. Während die einen ihre Zweige steif zum Himmel emporstrecken, lassen die anderen sie traurig zur Erde herabhängen. Aber einst haben auch die Weiden alle zusammen ihre Zweige eben so frei entfaltet wie die anderen Bäume: die breitschattige Eiche, der kuppelförmige Ahorn, die prächtige Ulme, die lichte, sonnige Linde und die liebliche, silberschimmernde Birke. Sünde und Trauer haben sie später verwandelt. Was ist da vorgefallen und womit haben sich die Weidenbäume versündigt?

Zwei Weidenbäume, die einander lieb hatten, standen in ihrer vollen, ursprünglichen Schönheit am Eingang des Kirchhofes mit lieblich verschlungenen, goldglänzenden Zweigen und neigten die Kronen von lorberartigen Blättern einander zu. Es war Sonntag. Der Gesang in der Kirche verstummte. Erst trat die Gemeinde heraus, Paar um Paar, und dann der Pfarrer im Gespräch mit seinem alten Küster. Aber was war heute mit dem Küster los? War das Gespräch daran schuld oder die Einladung zum Pfarrhof oder die Altersschwäche, kurz und gut: er ging ruhig weiter; die Gemeinde folgte ihm ein Stück Weges, dann suchte Jeder Haus und Herd auf und der Küster vergaß ganz, die Kirche zu schließen.

„Kikiki!“ schrie eine Elster, die auf die Kirchhofsmauer unter den Weidenbäumen hüpfte, wie es schien, in der unschuldigen Absicht, Zweige und Reisig zu ihrem Nest zu sammeln. „Kikiki! Kikiki!“ Aber es lag etwas Anderes in ihrem Rufe, wenn sie auf und ab hüpfte, sich auf den Zweigen schaukelte und dabei das Köpfchen nach allen Seiten drehte, als wollte sie nach Etwas ausspähen. Und in der That verfolgte sie den Pfarrer und den Küster und die einzelnen Mitglieder der Gemeinde mit ihren Blicken, bis auch der Letzte von ihnen verschwunden war.

„Kikiki! Husch! Da flog sie durch die offene Kirchenthür und kam nach ein paar Sekunden mit einem silbernen Kelch im Schnabel zurück. Es perlten

noch einige Weintropfen aus ihm hervor, und wo sie zur Erde fielen, schossen kleine Primeln und Vergißmeinnicht empor. „Sie könnten mich verrathen", dachte der Dieb und flog zunächst um die Kirche herum, bis das letzte Tröpfchen aus dem Kelche verschwunden war und ein Kranz lieblicher Blüthen die Kirche umschloß. Dann flog er in den dunkelsten der beiden Weidenbäume und versteckte den Kelch da, wo die Zweige und neuen Triebe am Dichtesten standen.

„Lieber, guter Weidenbaum," sagte die Elster, „wenn Du leugnest, daß Du weißt, wo der Kelch ist, falls Dich Jemand danach fragt, und Das, falls es nöthig wird, auch beschwörst, so werde ich zum Himmel emporfliegen und Dir Sonnscheingold holen, um die Oberseite Deiner Blätter zu vergolden, und Mondscheinsilber, um deren Unterseite zu versilbern, so daß Du der herrlichste Baum im Wald und Flur sein wirst!"

Das ließ sich hören. Vergebens flüsterte der andere Weidenbaum: „Thus nicht! Thus nicht!" Der Kelch war bereits zwischen den innersten Zweigen versteckt und die diebische Elster flog vergnügt auf das Kirchendach.

Als der Küster am nächsten Tage in die Kirche kam und die Thür offen fand, war das Erstaunen groß. Größer aber war der Schreck, als der Diebstahl entdeckt wurde. Pfarrer und Küster liefen von Hof zu Hof, aber über den Verbleib des Kelches konnte Niemand Aufschluß geben. Die Menschen sagten, sie wüßten nichts davon, Pferde und Rinder liefen querfeldein davon, die Schafe schüttelten die Köpfe, als ob sie Wasser in die Ohren bekommen hätten, der Ziegenbock bewegte das Haupt hin und her, auf und ab, Reineke Fuchs fluchte und schwor, da er wußte, daß man ihm sonst nicht glauben würde, die Bäume schüttelten ihre Kronen, das Echo versteckte sich in den Berghöhlen, — kurz: die ganze Natur leugnete, auch nur im Entferntesten Etwas von dem Kelche zu wissen. Verzweifelt kamen Pfarrer und Küster zur Kirche zurück und fragten schließlich auch die Weidenbäume danach. Der unschuldige, der seinem geliebten Genossen vergeblich abgerathen hatte, mußte einen schweren inneren Kampf bestehen. Sollte er den anderen verrathen und ihn so dem Tod durch das Beil überantworten? Die Elster saß auf dem Dach, auf einem Bein, und hatte den Kopf unter die Flügel versteckt, als ob sie schliefe. Aber im entscheidenden Augenblick schielte sie doch zum Kirchhofthor hinüber. „Nun, willst Du dem Pfarrer nicht antworten?" fragte der Küster.

„Kikiki!" rief die Elster vom Dache herab. Da hob der Weidenbaum plötzlich alle seine Zweige zum Himmel empor und schwor . . . schwor, daß er nichts von dem Kelch wisse. Allein er konnte seine meineidigen Zweige nicht mehr in die frühere Lage zurückbringen und sie sind so stehen geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Elster aber wählt seitdem den Weidenbaum mit besonderer Vorliebe zum Platze für ihr Nest und läßt also zum Dank für den geleisteten Meineid ihren Unrath in das Geäst des Baumes fallen, so daß stets welke, dürre Triebe zwischen den frischen zu sehen sind.

Aber der andere Weidenbaum? Als er mit ansehen mußte, wie sein betrogener Liebling die Zweige zum Meineid erhob, — ach, da beugte er seinen Gipfel traurig zur Erde; und die Trauerweide beugt sich noch heute über die Gräber.

Henrik Wergeland.



Neue Handelsverträge.

Unsere stärksten Interessentengruppen bereiten schon jetzt ihre Stellung zu künftigen Handelsverträgen vor. Die Thatsache, daß die großen Händler aus den Seestädten den Berathungen einstweilen fern bleiben, beweist gegen den Einfluß der Kaufleute noch nicht allzu viel. Der Handel ist so mächtig, daß er sich gar nicht zu einer einzigen Gruppe verschmelzen läßt. Ueber einzelne Hauptfragen werden schließlich auch die Meinungen nicht auseinandergehen; während man z. B. über den Werth des russischen Getreideimportes für uns verschiedener Ansicht ist, bestreitet doch Niemand, daß Rußland unserer Industie die glänzendsten Aussichten bietet. Früher waren wir die natürlichen Lieferanten für den regelmäßigen Bedarf unserer östlichen Nachbarn, jetzt müssen wir für die über alles Erwarten gesteigerten Lebensansprüche der Russen die besten Lieferanten werden.

Wegen unserer Beziehungen zu England und den Vereinigten Staaten, zu Ländern also, die jetzt auf etwas gespanntem Fuße mit uns leben, hatte ich nach wichtigen Städten Anfragen gerichtet; die Erwiderungen sind nun in meiner Hand. Ich werde den Inhalt hier kurz mittheilen, möchte aber gleich bemerken, daß mir selbst darin der kaufmännische Standpunkt zu ausschließlich vertreten scheint. Im Ganzen sieht man nicht ängstlich in die Zukunft.

Eine erste deutsche Firma, die mit Häuten und Fellen handelt, schreibt mir, daß ihre Waare, wenn man Rußland ausnimmt, bisher überall zollfrei war. Aus Rußland können wir die Artikel dieser Industrie zollfrei beziehen, weil die russische Waare meist in Deutschland verarbeitet wird. Auch die Vereinigten Staaten haben bisher Häute und Felle frei bei sich einführen lassen und erst jetzt ist auf alle Gattungen, mit Ausnahme von Ziegenfellen, ein Eingangszoll von 15 Prozent vom Werth gelegt worden. Doch will man dem Gerber bei der Ausfuhr des fertigen Fabrikates, für das im Rohzustand Zoll bezahlt wurde, 99 Prozent des Zolles zurückerstatten. Ziegenfelle bleiben frei, weil drüben dieser Artikel eben nicht vorkommt und deshalb vom Auslande bezogen werden muß. Alle übrigen Sorten dieser Branche giebt es dort in Menge. Die neue Dingley-Bill wird insofern als Frucht der landwirthschaftlichen Bestrebungen betrachtet, als die großen amerikanischen Viehzüchter und Farmer für die Häute und Felle des geschlachteten Viehes höhere Preise erzielen wollen; Das wird ihnen bei dem erschwerten Import künftig auch leicht möglich sein. Vorläufig soll nun zwar kein Geschäft nach drüben zu machen sein, da die amerikanischen Fabrikanten sich erst an die neuen Verhältnisse gewöhnen müssen; doch hofft man in den Hansastädten ganz bestimmt auf eine Wiederkehr des bisher sehr lebhaften Geschäftes zwischen Europa und den Vereinigten Staaten. Uebrigens sollen die amerikanischen Fabrikanten zum Theil die Häute und Felle aus Deutschland nöthig haben. In Kaufmannskreisen sieht man vielfach diese neuen Eingangszölle lediglich als eine Repressalie gegen unser Einfuhrverbot auf lebendes amerikanisches Vieh an und man bemüht sich sogar, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß die Gesundheitkontrole darüber durchaus nicht mangelhaft ist. Trotz der Kündigung des englischen Handelsvertrages dürften Häute und Felle wahrscheinlich auch weiter zollfrei bleiben; die englischen Kolonien könnten freilich vielleicht einen Einfuhrzoll auf gegerbtes Leder legen.

Die Befürchtung, wir würden amerikanischen Weizen durch englische Kanal-

vermittelung beziehen müssen, findet wenig Glauben. Sollte uns der Weizen von drüben wirklich durch Differentialzölle vertheuert werden, so könnten wir um so mehr von Rußland kaufen, weil die Regirung dann, falls sie überhaupt die Getreidezölle gegen Rußland erhöht hätte, den Zoll ja auch wieder herabsetzen könnte. Diesen Umstand dürften England und Amerika in Betracht ziehen und keine zu unangenehmen Bedingungen stellen. Manche Kaufleute meinen übrigens, die Zollpolitik des Präsidenten Mac Kinley gegen Deutschland sei in erster Linie dazu bestimmt, weiteren Zollerhöhungen auf landwirthschaftliche Produkte entgegenzuwirken.

Unsere Ausfuhr nach den britischen Kolonien hat sich so erfreulich entwickelt, daß die deutschen Exporteure die letzten guten Jahre nur mit Bedauern entschwinden sähen. Es würden dadurch vielleicht auch nachtheilige Rückwirkungen auf die Konditionen unserer Einfuhr von England entstehen und diese Einfuhr könnte dann wieder geringer werden. Dagegen glaubt man nicht an eine Beeinträchtigung des Exportes der Kolonien nach den deutschen Häfen, weil es sich dabei meist um unentbehrliche Rohprodukte handelt. Interessant war mir die Ansicht, unser Absatz nach England könne nur durch die Animosität der Engländer geschädigt werden; noch sei es nicht so weit gekommen, obgleich die Abneigung gegen Deutschland sich schon in recht seltsamen Formen zeige. Die englische Rachsucht sei nachhaltiger als die französische und ohne politische Motive ganz undenkbar, da man eine nur geschäftliche Nebenbuhlerschaft wohl bekämpfe, aber nicht so erbittert verfolge, wie es dem großen Stil der englischen Handelssitte sonst nicht entspricht. Auch betont man wohl mit Recht, Deutschland sei einer der besten Kunden Englands, das deshalb die unserem Handel gebührende Rücksicht schwerlich ganz vergessen werde. Einen ernsten Zollkrieg zwischen England und uns scheint man in den Seestädten für unsinnig und deshalb unmöglich zu halten. Man bedenke nur die ungeheuren Quantitäten englischer Waaren, die allein in Hamburg ankommen. Ich habe mir aus Hamburg und Altona die Waareneinfuhr-Liste kommen lassen und fand da in den beiden Augustwochen aus London, Liverpool, Grimsby, Aberdeen, Middlesborough, Grangemouth, Hull, Leith, Southampton, Newcastle u. s. w. zahllose Waaren, von deren fremdem Ursprung die Landratten nur wenig ahnen. Freilich verschifft man theilweise solche Waaren auch nach Hamburg, um sie von dort aus nach überseeischen Ländern zu exportiren, z. B. nach Chile, mit dem Hamburg das riesige Salpetergeschäft macht. Dieses Geschäft wird vielfach von Hanseaten betrieben, die in Chile Niederlassungen oder Arrangements für den Einkauf haben, und es hat in Hamburg eine noch stärkere Konzentration als in Liverpool. Einzelne Firmen lassen direkt ganze Salpeterladungen nach Belgien, England und Frankreich gehen. Eine Beschränkung der Einfuhr in deutsche Häfen würde ja auch unsere Schiffahrt sehr schwer treffen. Ein Kaufmann schreibt mir, daß wir in manchen Fabrikationzweigen „eine nicht unbedeutende Anzahl Artikel“ von England „unbedingt“ brauchen, z. B. aus der Textilbranche irisches Leinen, — wenn auch nicht mehr in dem Maße wie früher. England sei auf uns „weit weniger“ angewiesen.

Durch den deutschen Schutzzoll haben seit 1879 von englischen Einfuhrartikeln Eisenfabrikate und die Massenartikel der Webstoffindustrie besonders gelitten; die Waare aus Bradford und Manchester, die einst unseren Markt beherrschte, ist jetzt kaum noch zu finden. Unter den Artikeln, die als zu hoch belastet gelten und bei denen man in England eine Zollreduktion erwartet, nennt man Schmiede-

eisen, da das deutsche Produkt jetzt den Zollschutz entbehren könne. Thatsache ist ja, daß deutsches Eisen, wo es auf gute Qualität ankommt, mit England auf dem Weltmarkt konkurriren kann und daß unsere Werke dabei sehr gut ihre Rechnung finden. Auch ist unleugbar, daß in einigen Branchen eine kleine Zahl deutscher Fabriken geradezu ein Monopol ausübt, weil die englische Waare nicht hereinkann. Eigenartig sind die Verhältnisse der Sodafabrikation. Die deutschen Firmen machen den Engländern im Auslande, z. B. in Holland, starke Konkurrenz und sind dabei im Inlande durch einen hohen Zoll gerade gegen England geschützt. Unsere Seifenfabrikanten fühlen den Schaden, weil sie wegen des theuren Sodas nicht einmal mehr auswärts so billig wie die Engländer offeriren können. Alle Versuche aber, diesen Zoll bei uns herabsetzen zu lassen, waren bisher vergeblich.

Es wäre kaum zu empfehlen, sich auf die englischen Freihandelsgrundsätze ganz unbedingt zu verlassen; eine große englische Partei nennt sich zwar freihändlerisch, ist in Wirklichkeit aber für fair trade. Diese einflußreichen Leute wollen ihre Thore Jedem offen halten, der ihnen das Selbe gewährt. Doch ist in England jede Erhöhung der Zölle auf Lebensmittel und wichtige Gebrauchsartikel einstweilen undenkbar. Unsere Kaufleute heizen „oben" tüchtig ein, damit die Diplomatie rechtzeitig verhindern kann, daß England für die Einfuhr nach den Vereinigten Staaten günstiger gestellt werde als wir. Eine solche Erleichterung würde für manche Artikel, in denen England und Amerika Konkurrenten sind, sehr schädlich für uns sein und vielleicht den Export mancher deutschen Waaren unmöglich machen, namentlich solcher, die wir sonst ungefähr so billig wie die Engländer liefern.

Ihren Warnungruf Made in Germany haben bekanntlich die Engländer rasch bereut. Sie haben selbst seufzend gestehen müssen, daß Deutschland gerade durch dieses Wort gleichsam unter englischer Empfehlung in viele überseeische Länder erst eingeführt worden ist. Käufer, die früher ihre Waare als englische gekauft hatten, wenden sich jetzt direkt nach Deutschland, um so den britischen Kommissionär zu sparen, der unter Umständen sogar als eigener Fabrikant aufgetreten war. Ausdrücklich erwähnt werden dabei u. A. Eisenwaaren, wie Scheeren, Messer, Dolche, Beile u. s. w., die man früher so gut nur bei John Bull erhalten zu können glaubte. Jetzt ist der deutsche Absatz in diesen Artikeln sehr beträchtlich gestiegen.

Unsere Ausfuhr nach den englischen Kolonien ist in den verschiedensten Fabrikaten, wie mir ein erster Exporteur schreibt und wie ja bekannt ist, „ganz ungeheuer." Zolleinschränkungen würden da der deutschen Industrie „unermeßlichen Schaden" zufügen, weil in einzelnen Artikeln unsere Ausfuhr dadurch überhaupt verhindert würde. Nach Kanada, Indien, Australien führen wir alle erdenklichen Waaren aus, z. B. in der Textilbranche, Eisenfabrikaten, Cement u. s. w. Auch haben viele deutsche Firmen Filialen in diesen Ländern, da — im Gegensatz zu den französischen, spanischen und portugiesischen Kolonialgrundsätzen — unter britischer Flagge bisher alle Nationen ihren Handel frei entfalten konnten. Ein Beispiel dafür ist Sansibar, wo Englands Einfluß dominirt, aber eine deutsche Firma sich zum wichtigsten und einflußreichsten Handelshause zu entwickeln vermochte.

Eine Berichtigung. Am vierzehnten August hatte ich hier gesagt, der Abschluß des Bochumer Gußstahlvereines sei diesmal überraschend früh veröffentlicht worden. Dieser Irrthum war an der Börse entstanden, wo man auffällige Vorkäufe von Bochumern bemerkt haben wollte. Thatsächlich ist aber der Abschluß stets, wie diesmal, in den letzten Julitagen bekannt gemacht worden.

Pluto.

Die Umsturzschule.

Sie haben, sehr geehrter Herr Harden, gewiß in den Zeitungen gelesen, daß unser Kaiser auf Wilhelmshöhe neulich einen seiner früheren Lehrer zur Tafel gezogen, mit ihm sehr eingehend über die künftige Gestaltung des Geschichtunterrichtes gesprochen und schließlich mahnend gesagt hat: „Schärfen Sie nur der Jugend ein, daß eine tüchtige Flotte für das Deutsche Reich eine Lebensbedingung ist." Mich hat dieses Herrscherwort im Innersten ergriffen und mir Muth gemacht, mich mit einer Gedankenreihe, die ich sonst vielleicht noch für mich behalten hätte, in die Oeffentlichkeit zu flüchten. Während der Schulferien schon, die ich in Lohme auf Rügen verlebte, beschäftigte ich mich eifrig mit dem Plan einer Umgestaltung unseres Lehrwesens. Ich sah dort den Privatdozenten Dr. Arons, der bekanntlich Sozialdemokrat ist, mit seinem Söhnchen umherstreifen und dachte still bei mir, was aus diesem armen Knaben wohl werden möge, der ohne die Tröstungen der Religion, ohne den festen Glauben an Ordnung, Sitte und Recht, in fürchterlicher Verwahrlosung aufwachsen müsse. Es ist ja schon schlimm, daß ein „Genosse" unsere Jünglinge Physik lehren darf, und ich habe stets staunend gesehen, wie ein Mann von der hohen Geistesbildung unseres nicht genug zu rühmenden Kultusministers, trotz den Warnungen der Herren von Stumm und von Zedlitz, solchen Unfug zu dulden vermag; noch viel schlimmer muß gewiß aber das Schicksal eines unschuldigen Knäbleins sein, das hilflos der väterlichen Gewalt eines aus der Gemeinschaft der ordentlichen Leute geschiedenen Menschen ausgeliefert ist. Hier, dachte ich, muß die Schule der Zukunft mit ganzer Kraft einsetzen: wenn sie den vergifteten jungen Seelen nicht in starken Dosen rechtzeitig das Gegengift reicht, ist der Nachwuchs unseres Volkes unrettbar verloren. In diese Stimmung schlug, wie Sie sich vorstellen können, das Wort von der Wilhelmshöhe wie ein erhellender Blitz ein, der dem ängstlich Zaudernden den zu wandelnden Weg weist. Jetzt erst, da ich mich früherer kaiserlicher Aussprüche erinnerte, wurde mir klar, was gethan werden muß. Ich sah meine lohmer Notizen noch einmal sorgfältig durch, besprach die Materie eingehend mit meinem Kollegen und Gesinnungsgenossen, dem Oberlehrer Ohrwurm, und stellte endlich die Skizze eines Reformplanes fest, die ich, wenn Sie mir den dazu nöthigen Raum gewähren wollen, der Oeffentlichkeit vorlegen möchte.

Um was handelt es sich im letzten Grunde? Nach meiner sicherlich von Hunderttausenden getheilten Ueberzeugung um die Nothwendigkeit, unserer Schule eine ganz neue Basis zu schaffen. Mit kleinen Aenderungen, mit Pflästerchen, Ausbesserungen und Flicken, wird nichts erreicht; der Fall fordert ganze, gründliche Arbeit. Wir haben bisher in dem trügerischen, bethörenden Irrwahn gelebt, es komme darauf an, unsere Kinder zu Menschen zu erziehen, zu Menschen, die selbständig sich die Schätze der Bildung anzueignen, selbst ihre Stellung zu den großen und kleinen

Fragen des Lebens frei zu wählen vermögen. Dieser Wahn muß ausgerottet werden. Wir sehen ja jetzt, wie herrlich weit wir es mit dem alten System gebracht haben: Nörgler ringsum, eine stets steigende Ziffer vaterlandloser Gesellen und die Unmöglichkeit, das für das Deutsche Reich unbedingt Nöthige zu sichern. Ich erinnere an die Worte, die der Kaiser am vierten Dezember 1890 sprach: „Wenn die Schule Das gethan hätte, was von ihr zu verlangen ist, so hätte sie von vorn herein von selber das Gefecht gegen die Sozialdemokratie übernehmen müssen. Die Lehrerkollegien hätten alle mit einander die Sache fest ergreifen und die heranwachsende Generation so instruiren müssen, daß diejenigen jungen Leute, die mit mir etwa gleichalterig sind, also von etwa dreißig Jahren, von selbst bereits das Material bilden würden, mit dem ich im Staate arbeiten könnte, um der Bewegung schneller Herr zu werden. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Der letzte Moment, wo unsere Schule noch für unser ganzes vaterländisches Leben und für unsere Entwickelung maßgebend gewesen ist, ist in den Jahren 1864, 1866 bis 1870 gewesen. Da waren die preußischen Schulen, die preußischen Lehrerkollegien Träger des Einheitgedankens, der überall gepredigt wurde. Jeder Abiturient, der aus der Schule herauskam und als Einjähriger eintrat oder ins Leben hinausging, Alles war einig in dem einen Punkt: das Deutsche Reich wird wieder aufgerichtet und Elsaß-Lothringen wiedergewonnen. Mit dem Jahre 1871 hat die Sache aufgehört. Das Reich ist geeint; wir haben, was wir erreichen wollten, — und dabei ist die Sache stehen geblieben. Jetzt mußte die Schule, von der neu gewonnenen Basis ausgehend, die Jugend anfeuern und ihr klar machen, daß das neue Staatswesen dazu da wäre, um erhalten zu werden. Davon ist nichts zu merken gewesen und jetzt schon entwickeln sich in der kurzen Zeit, seit der das Reich besteht, centrifugale Tendenzen. Ich kann Das gewiß genau beurtheilen, weil ich oben stehe und an mich alle solche Fragen herantreten. Der Grund ist eben in der Erziehung der Jugend zu suchen . . . Der Hauptgrund ist, daß seit dem Jahre 1870 die Philologen als beati possidentes im Gymnasium gesessen haben." Nun bin ich zwar selbst Philologe und wäre recht unglücklich, wenn unserem Nachwuchs der Eintritt in das Lehramt versperrt und wir Aelteren gezwungen würden, von den Extemporalienheften zu scheiden. Auch glaube ich kaum, daß es sich empfehlen würde, die Leitung des Schulwesens etwa, wie die der Reichspost, einem forschen General zu übertragen, der dann vielleicht fände, wir müßten zu den friderizianischen Unterrichtsgrundsätzen zurückkehren. Aber dieser Unglaube macht mich nicht blind gegen die Fehler, die wir begangen haben; ich fürchte sogar, daß, wenn wir nicht bald einkehren und umkehren, die Errichtung eines Generalkommandos der Schule nicht zu vermeiden sein wird. Es handelt sich also auch für uns Lehrer um eine entscheidende Lebensfrage und deshalb sollten wir, wie der Kaiser sagte,

„alle mit einander die Sache fest ergreifen." Nicht zu Menschen werden wir künftig die Kinder zu erziehen haben — Menschheit und Menschlichkeit sind am Ende doch lange nicht so wichtig für uns wie Volksthum und völkische Kraft —, sondern zu Staatsbürgern, zu Ordnungstützen, zu ruhigen Leuten, die von oben die Parole erwarten, mit den Anordnungen hoher Behörden immer hübsch zufrieden sind und sich bei den Wahlen pünktlich als Gutgesinnte bewähren. Erreicht unser Streben dieses ersehnte Ziel, dann wird man mit der göttlichen Hilfe in der nächsten Generation keine Sozialdemokraten, keine Katheder- und Altarsozialisten und keine agrarischen Beutepolitiker mehr finden, die, wie Seine Majestät einst bei Huster zu sagen geruhten, doch nur Brotwucher treiben wollen.

Dazu ist aber vor Allem eine völlige Aenderung des Lehrplanes und der Lehrmittel nöthig. Wie der Geschichtunterricht zu gestalten ist, hat der Kaiser schon mit knappen Worten angedeutet, als er vor sieben Jahren zu den Mitgliedern der Schulkonferenz sprach: „Warum werden unsere jungen Leute verführt? Warum tauchen so viele unklare, konfuse Weltverbesserer auf? Warum wird immer an unserer Regirung herumgenörgelt und auf das Ausland verwiesen? Weil die jungen Leute nicht wissen, wie unsere Zustände sich entwickelt haben und daß die Wurzeln in dem Zeitalter der französischen Revolution liegen . . . Bisher hat der Weg, wenn ich so sagen darf, von den Thermopylen über Cannae nach Roßbach und Vionville geführt. Ich führe die Jugend von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Roßbach zurück nach Mantinea und nach den Thermopylen. Ich glaube: Das ist der richtige Weg; und den müssen wir mit unserer Jugend wandeln." Aus diesen Worten klingt uns die Weisung entgegen, die neue und neueste Geschichte bewußt in den Mittelpunkt des Unterrichtes zu stellen. Ich leugne durchaus nicht, daß es nicht immer leicht sein wird, dieser Weisung zu folgen, gewisse — natürlich unbedingt nöthige — Schwankungen unserer Politik dem kindlichen Sinn zu erklären und ihm zu beweisen, weshalb im Laufe oft kurzer Zeit die Werthschätzungen wechseln mußten. Ein paar Beispiele werden Ihnen gleich die Richtung meiner Besorgniß zeigen. An demselben vierten Dezember 1890, von dem ich vorhin sprach, sagte der Kaiser von dem Kultusminister von Goßler: „Ich bin der festen Ueberzeugung, daß kein Mensch mehr dazu angethan und geschickter dazu angelegt ist, eine solche Frage richtig zu leiten und zu ihrer Lösung beizutragen, als unser Herr Kultusminister, von dem ich ganz bestimmt und ohne Ueberhebung sagen kann, daß der deutsche Staat und das Königreich Preußen seit langen Jahren keinen so tapferen, hingebenden und hervorragenden Kultusminister gehabt hat wie ihn." Es wird schwer sein, den Kindern beizubringen, weshalb dieser außerordentliche Mann drei Monate später aus seinem Amt scheiden mußte. Eben so schwer, wenn nicht schwerer, wird der Beweis für die Nothwendigkeit der Entlassung des Grafen Caprivi sein, von dem der Kaiser am achtzehnten Dezember

1891 im teltower Kreishause gesagt hatte: „Dieser schlichte preußische General hat es verstanden, in zwei Jahren sich in Themata einzuarbeiten, die zu beherrschen selbst für den Eingeweihten außerordentlich schwer ist. Mit weitem politischen Blick hat er es verstanden, im richtigen Augenblick unser Vaterland vor schweren Gefahren zu behüten. Ich glaube, daß die That, die durch Einleitung und Abschluß der Handelsverträge für alle Mit- und Nachwelt als eins der bedeutendsten geschichtlichen Ereignisse dastehen wird, geradezu eine rettende zu nennen ist. Der Reichstag in seiner Mehrheit hat gezeigt, daß er den weiten politischen Blick dieses Mannes erkennt und sich ihm anschließt, und es wird dieser Reichstag sich einen Mark- und Denkstein in der Geschichte des Deutschen Reiches damit gesetzt haben. Ich bin überzeugt, nicht nur unser Vaterland, sondern Millionen von Unterthanen der anderen Länder, die mit uns bei dem großen Zollverband stehen, werden dereinst diesen Tag segnen." Man braucht also nicht einmal an die wechselnden Urtheile über die staatsmännische Bedeutung des Fürsten Bismarck, deren Abstand durch die Fahnenträger- und die Handlangerrede bezeichnet wird, an das Verhältniß zu England und Rußland, an zwei- und dreijährige Dienstzeit, Polenfrage, Umsturzgesetze, soziale Reform und viele ähnliche Dinge zu denken, um zu erkennen, daß dieser Weg der politischen Jugenderziehung von Klippen nicht frei ist. Der Erfolg wird hier, wie überall in der Pädagogie, von den Fähigkeiten und dem sicheren Takt des Lehrers abhängen, der den Kindern mit Weisheit zu zeigen haben wird, daß hienieden Alles in ewigem Fluß ist und daß deshalb auch die Urtheile über Menschen und Institutionen sich in währender Entwickelung beständig wandeln müssen. Die Hauptsache ist, daß die Kinder lernen: Alles, was geschehen ist, geschieht und geschehen wird, ist vortrefflich, ist, vom Caprivismus bis zur Politik der Sammlung, zum Heil aller Unterthanen ersonnen und ausgeführt, — und es ziemt dem ruhigen Bürger nicht, an die Entschlüsse einer hohen Regirung den Maßstab seines beschränkten Unterthanenverstandes anzulegen. Dann wird die heranwachsende Jugend auch begreifen, daß die Wurzeln unserer Zustände im Zeitalter der französischen Revolution liegen. Gut wäre es, wenn die Regirung so bald wie möglich ein politisches ABC-Buch anfertigen und billig verkaufen ließe, — nach dem Muster des vom Herrn Eugen Richter seit Jahren herausgegebenen, nur natürlich in anderem Geist, im Geist des Gehorsams, der Ordnung und straffen Zucht.

Ein solches Buch dürfte sich selbstverständlich nicht auf das Gebiet der Geschichte beschränken, sondern müßte, wie schon sein Titel verräth, alle Fragen behandeln, die für unser politisches Leben wichtig sind. Der Kaiser hat auf die Marinefrage hingewiesen. Da wird, mit Hilfe der kaiserlichen Flottentabellen, der deutschen Handelsstatistik und der vom Marinepreßbureau so dankenswerth reichlich versandten Artikel, zu zeigen sein, daß wir Weltpolitik treiben und den Wunsch nach möglichst starkem Export möglichst billiger Waaren zum Angelpunkt

unseres gesammten Sinnens und Trachtens machen müssen, daß dieser Wunsch, wenn es nöthig ist, ganz im Sinn unseres Christenglaubens auch mit Waffengewalt unterstützt werden muß und daß in der Masse unserer Kaufleute und Fabrikanten die glühende Sehnsucht nach einer Zeit lebt, wo deutsche Schiffsgeschütze und Torpedos ihnen den Handelsweg in das Innere fremder Länder eröffnen werden. Der Lehrer wird daran zu erinnern haben, daß auch der heilige Krieg gegen die gelbe Rasse und ihren Buddha am Wirksamsten geführt wird, wenn es gelingt, den Asiaten recht viele Waaren zu verkaufen und sie zum Bewußtsein moderner Kultur zu erwecken. Hieran könnte sich besonders zweckmäßig ein Ausflug in die Kunstgeschichte und der Nachweis schließen, daß der kerndeutsche Symbolismus in dem kasseler Professor Knackfuß den feinsten und kraftvollsten Ausdruck gefunden hat. Bei der Einführung in die preußische und deutsche Geschichte wären natürlich die bedeutenden Werke der Herren von Wildenbruch, Wichert und Lauff heranzuziehen und in den Literaturstunden wären, statt der nachgerade doch veralteten, allzu sehr in Humanitätduselei befangenen Klassiker, die Dramen „Willehalm", „1812", „Der neue Herr" und „Der Burggraf" zu lesen. Stets müßte — vielleicht unter Heranziehung denkwürdiger Aussprüche der Herren von Achenbach, von Hammerstein-Loxten und anderer märkischen Männer — betont werden, daß Deutschlands Volk und namentlich Deutschlands Geist den wichtigsten und werthvollsten Theil aller Errungenschaften der Gnade des Hohenzollernhauses verdankt und daß auch die Kirche in unserem Reich nicht mehr fest wie ein Fels im Meer stände, wenn nicht große Regenten von der Art Friedrichs des Zweiten ihr Schützer und Pfleger geworden wären. Ich brauche kaum anzuführen, was aus dem deutschen Aufsatz, aus dem Unterricht im Zeichnen, Turnen, Singen werden könnte, wenn diese Auffassung erst maßgebend geworden wäre, und ich will mir den Hinweis darauf hier sparen, daß natürlich auch für Kriegsspiele und Regatten im Stundenplan Raum geschafft werden müßte. Die wichtigste Aufgabe, für die deshalb auch die Lehrer in erster Linie vorzubereiten wären, wird immer die systematische Beschäftigung mit der Tagespolitik sein, in deren Vordergrund naturgemäß der Kampf gegen den Umsturz zu stehen hat. Wie da die Reden des Freiherrn von Stumm zu kommentiren, die Lästerartikel des „Vorwärts" Schritt vor Schritt durchzunehmen und in ihrer Nichtigkeit zu enthüllen wären: Das will ich mit Ihrer Erlaubniß nächstens ausführlicher schildern. Einstweilen war es mir nur um eine Anregung zu thun, der Berufenere nachsinnen mögen. Gelingt die Umgestaltung unseres Schulwesens in dem angedeuteten Geist und hütet man sich, die Schüler an einen politischen Kurs zu gewöhnen, der, wenn sie wahlmündig geworden sind, schon wieder verlassen ist, dann wird kein Patriot mehr mit Bekümmerniß auf die kleinen Aronssöhne zu blicken brauchen und unser liebes Vaterland wird allen Stürmen trotzen können.

St. Reber,
Schulvorsteher.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 11. September 1897.

Englands Handelspolitik.

Was schon länger erwartet, von Manchen befürchtet wurde, ist nun wirklich gekommen: England hat die Verträge von 1862 mit Belgien und von 1865 mit Deutschland gekündigt, — gekündigt unter dem johlenden Beifall seiner Jingopresse und ohne offenen Widerspruch von irgend einem Theil der jetzt gegen uns so aufgeregten britischen Nation, unter Zustimmung und sogar auf Verlangen auch des Cobdenklubs. Was bedeutet praktisch für die Aufgaben der deutschen Handelspolitik diese Kündigung?

Die gekündigten Verträge stammen aus der Zeit, da Napoleon III. in Freihandel machte und die politisch berechnete Zustimmung Preußens für sein Handelssystem fand. Dem Halb- und Viertelfreihandel des Festlandes hat England damals den Vollfreihandel seines „Elfartikel"-Finanzzolltarifes als Gegengabe gereicht, indem es unter der Klausel der Meistbegünstigung die Verträge von 1859 bis 1865 mit den festländischen Staaten abschloß. Auf dem Festlande selbst ist nach kurzem Bestande vom Ende der siebenziger Jahre ab das Werk der von Louis Napoleon patronisirten Freihandelspolitik mehr und mehr in die Brüche gegangen; Schutz und Ausschließung haben seit bald zwanzig Jahren diesseits des Kanals wieder die Oberhand gewonnen. Nur England ist beim Freihandel stehen geblieben und als Ruinen des Freihandelssystems der Aera Napoleons haben die Meistbegünstigungverträge mit Belgien und mit Deutschland fortbestanden. Auch diese letzten Säulen des Freihandelssystems von 1865 sind nun über Nacht gestürzt.

Ueberraschend kam die englische Kündigung Niemandem, außer Denen, die träumten, daß Europa auch noch nach 1879, seit in Deutschland das System der Delbrück, Philippsborn und Michaelis fiel, bei 1865 stehen geblieben sei. Auch in England ist es nicht beim Alten geblieben; in großen

britischen Kolonien ist ein Geist der Zollverschärfung, hochfiskalisch und ziemlich schutzzöllnerisch zugleich, mächtig erstarkt. Im Mutterlande des britischen Weltreiches selbst hat der Glaube an die alleinseligmachende Kraft des unbedingten Freihandels an äußerer Ausbreitung und an innerer Festigkeit verloren; dem free trade hat daselbst fair trade, d. h. die Strömung für eine den besonderen Verhältnissen jedes Landes und jeder Entwickelung Rechnung tragende, nach diesen Verhältnissen aber international billige, „anständige" Handelspolitik Abbruch gethan. Der Schwärmerei für den kosmopolitischen Cobdenismus hat die Agitation für weltbritische (interbritish) Wehr- und Nährgemeinschaft, für Imperial Federation und Commercial Union mehr und mehr Boden — gleichzeitig im Mutterland und in den Tochterländern des britischen Weltreiches — abgewonnen. Auch wenn unsere auswärtige Politik in der Form und im Inhalt, was Transvaal, China und Griechenland betrifft, viel weniger spitzig gegen England gewesen wäre, als es der Fall war, würde der Drang nach Greater Britain, nach einem staatlichen und volkswirthschaftlichen Zusammenschluß Englands mit seinen Kolonien, unaufhaltsam erstarkt sein und wäre die Kündigung der einem handelspolitischen Greater Britain hinderlichen beiden Verträge kaum viel später als im vorigen Monat erfolgt. Diese Kündigung lag schon seit Jahren sozusagen in der Luft.

England aus der Kündigung einen Vorwurf zu machen, dazu hat Deutschland sammt dem übrigen west- und mitteländischen Europa nicht die geringste Berechtigung. Vom festländischen Europa kann man, was Zoll- und Handelspolitik betrifft, schon seit 1879 mit vollem Grund sagen: „Das Alte ist vergangen und siehe da: Alles ist neu geworden." Warum hätte nicht auch in England der Geist der Handelspolitik sich ändern sollen, dürfen, müssen!? So wenig Anlaß zur Erbitterung gegen England die Kündigung bietet, so ernst ist dennoch die Bedeutung des geschehenen Schrittes. Er muß nicht nothwendig, kann aber leicht für eine lange Zeit eine handelspolitische Wendung bedeuten, von der für Deutschland das Wohl und Weh seiner großen Exportindustrie, also auch der Hunderttausende von Arbeitern dieser Industrie, und des auswärtigen Handels abhängen mag.

In ein trügerisches Vertrauen lullen sich die Leute ein, die glauben, die englische Kündigung ändere deshalb nichts an der englischen Handelspolitik, weil zu dieser Kündigung der Cobdenklub Ja und Amen gesagt habe. Man kann es ganz unterlassen, der Orthodoxie des Cobdenitenrestes Herz und Nieren zu prüfen. Man wäre zwar berechtigt, mißtrauisch zu sein; hervorragende englische Handelspolitiker haben wohl in Worten den Treuschwur für free trade hoch und theuer erneuert und doch in der Praxis interbritische Schutzagitation betrieben, wie der Sekretär der londoner Handelskammer, der erfolgreicher als jeder Andere für interbritische Bevorzugungzölle agitirt hat.

Doch mag die Aufrichtigkeit der Erklärung des Cobdenklubs unangefochten bleiben; praktisch ist ja diese Erklärung von gar keiner entscheidenden Bedeutung. Wenn der Klub auch heute noch für Freihandel in Cobdens Sinn, für Freihandel aller Welt mit aller Welt, die aufrichtigsten Hoffnungen von der Kündigung der Verträge hegen würde, so wäre erst zu fragen, ob der Klub die öffentliche Meinung Englands noch beherrscht oder noch lange bestimmen wird. Diese Frage läßt sich nicht mit irgend welcher Sicherheit bejahen. Gegen free trade hat fair trade, die Forderung internationaler Handelsregelung auf dem Fuße der Billigkeit und der wechselseitigen Rücksicht der kontrahirenden Länder auf ihre gegebenen Bedürfnisse und Zustände, auch in England viel Boden gewonnen, und zwar sehr praktisch in der Weise, daß man gegen Länder, die ohne jede ihnen mögliche Gegeneinräumung den englischen Freihandel sich zu Nutzen machen und das englische Handelssystem weit in der Welt herum ausschmarotzen, mit Trutzzöllen (retaliation) vorgehe. Dieser Standpunkt hat gerade unter den leitenden Staatsmännern Anhänger gefunden, zu denen in neuester Zeit auch Lord Salisbury sich gesellt hat. Es ist kein Zweifel: die alte Freihandelsorthodoxie, die fünfzig Jahr lang gegen alle fremde Tarifunbill unempfindlich war, ist auch bei den Engländern tief erschüttert. Der Cobdenklub ist schon jetzt auch für die kleinste absehbare Zeit der öffentlichen Meinung und der führenden Staatsmänner nicht mehr sicher. Wer auf den Beifall dieses Klubs zur Vertragskündigung altfreihändlerische Zukunfthoffnungen gründet, Der baut auf Sand. Zwar, — wer begreift es nicht, daß die Nichtsalsfreihändler aller Länder Das, was unter heutiger Konjunktur mir als Selbsttäuschung erscheint, nämlich die Hoffnung auf die Fortdauer einseitiger Freihandelsgewährung Englands, nicht gern aufgeben! Wer auf dem Festlande wünschte nicht, daß diese Hoffnung niemals als Illusion sich erweisen könne! Eine so süße, angenehme Gewohnheit des handelspolitischen Daseins, wie Deutschland, Belgien, Oesterreich und andere festländische Staaten sie bisher durch die englische Freihandelsorthodoxie genossen haben, auf die englische Industrie und den englischen Handel mit der vollen Zuversicht, daß niemals herübergeschossen wird, mit Schutzzollbomben hinüberschießen zu dürfen, — eine solche Gewohnheit läßt man natürlich nicht gern fahren. Man darf nur nicht vergessen, daß England nicht aus unausrottbarer Blödigkeit am einseitigen Freihandel hängen geblieben ist. Die cobdenitische Zähigkeit hatte ihre zwei guten, praktischen Gründe: die Engländer waren von ihrer unwiderstehlichen industriell-kommerziellen Ueberlegenheit für alle Zeit überzeugt und sie hofften, daß alle anderen Länder splitternackt, d. h. ohne jeden Schutz, dieser Ueberlegenheit die Breitseite darbieten würden. Die Erfahrung hat jedoch erwiesen, daß in beiderlei Hinsicht die Rechnung nicht richtig war; beim englischen Handelsmarkengesetz (merchandize act)

mit seiner Schandmarke made in Germany ist der Schuß nach hinten losgegangen und kein großer Staat der Welt hat billige Gegeneinräumungen für die Meistbegünstigung nach dem Elfartikeltarif zu bieten sich entschlossen. Dadurch gewitzigt, kann die englische Handelspolitik von einem Jahr zum anderen, langsam oder plötzlich, einen Frontwechsel vollziehen und auf ihrem Gebiet versuchen, was alle anderen Völker auf dem ihrigen sich ohne jede Rücksicht erlauben, nämlich bevorzugten Absatz der eigenen Produkte. Man mag den Engländern nachsagen, was man will: doktrinäres und unpraktisches Festhalten an einem System, wenn von einem anderen größerer Vortheil zu erwarten wäre, ist englische Gepflogenheit niemals gewesen. Auch ohne die Jingoheizer, die in der neuesten englischen Politik zum Handelskrieg anfeuern und eine Macht zu werden beginnen, kann rasch ein verzehrender Brand im Hoffnungsgebäude des Cobdenismus ausbrechen. Schwenkt dann England von der orthodoxen Freihandelspolitik der letzten fünfzig Jahre ab, so wird es ganz gleichgiltig sein, welcher Name dem neuen Kinde gegeben werden wird, ob man es Schutzzoll oder Vorzugszoll oder Vergeltungzoll nennen mag: es wird im britischen Weltreich nicht mehr free trade und Gleichbehandlung herrschen, sondern interbritische Ausschließungpolitik, — mehr oder weniger. Das Amulet des Glaubens an die unerschütterliche Autorität des Cobdenklubs kann nur in die Irre führen.

Festeren Grund zur Würdigung der Kündigung wird man erreichen, wenn man die von mir in der „Zukunft“ schon einmal geschilderte und besprochene Bewegung sich vergegenwärtigt, die auf Greater Britain hingearbeitet und als erste internationale Folge die jüngste Kündigung der Verträge von 1862 und 1865 mit Belgien und mit Deutschland aufzuweisen hat. Den Anstoß zur weltbritischen Wehrbund- und Zollbund-Bewegung hat zu Anfang der achtziger Jahre die vom unbedingten Freihandel sich abwendende Partei für die Politik des fair trade gegeben. Dieser Anstoß war nur der Rückstoß, den der Abfall des Festlandes von den Freihandelsverträgen der Jahre 1862 bis 1865 ausübte. Es war in England die erste, literarisch seitdem erheblich weiter gediehene Abkehrung vom reinen free trade. Die damals erwachte Agitation äußerte sich zwar zuerst mehr als Betreibung weltbritischer Wehrgemeinschaft; sie organisirte sich zu der am zehnten November 1884 begründeten Imperial Federation League. Diesem Verein galt es, die Sicherung der Kolonien und des mutterländischen Handels mit ihnen durch Verstärkung der Flotte, durch Schaffung von Territorialtruppen der Kolonien, durch Verstärkung und Mehrung der Kohlenstationen zu erreichen; um die Zoll- und Handelseinigung drückte sich die League in ihrem Organ Imperial Federation bei der Forderung von Föderation zwischen Mutterland und Tochterländern noch längere Zeit vorsichtig herum. Allein die londoner Handelskammer schritt, auf energisches Betreiben ihres schon genannten „freihändlerischen“ Sekretärs

(K. B. Murray), bei der englischen Regirung auch um Stücke „interbritischer" Handels- und Verkehrsgemeinschaft ein. Im Jahre 1886 wurde ein stark besuchter Kongreß der Handelskammern des ganzen britischen Reiches zu Stande gebracht, noch im selben Jahre gab eine Thronrede dem allgemeinen Wunsche der sofort erfolgreich bearbeiteten öffentlichen Meinung nach engerer Verknüpfung der Kolonien mit dem Mutterlande Ausdruck; Das geschah aus Anlaß der großen Kolonialausstellung. Im November 1886 erließ der Kolonial-Sekretär Stanhope an die Gouverneure der selbständigen und der Kronkolonien ein Rundschreiben, das zur Beschickung einer in London abzuhaltenden Konferenz einlud. Diese Konferenz fand, zahlreich beschickt, vom zweiten April bis zum neunten Mai 1887 auch wirklich statt. Auf dieser Konferenz kam, namentlich durch die Delegirten der Kapkolonien, die interbritische Zollgemeinschaft, vor Allem als Mittel zur Deckung der gemeinsamen Vertheidigunglast, zur Sprache und der Premierminister von Queensland brachte die wechselseitige Begünstigung aller Theile des britischen Reiches durch Vorzugszölle, also einen weitesten Zollbund mit ermäßigten Zwischenzöllen für den interbritischen Verkehr, in Vorschlag. Der bedeutendste Vertreter der Kapkolonie auf der Konferenz, Jan Hendrick Hofmeyr, formulirte diesen Vorschlag finanztechnisch genauer. Nach seiner Formulirung sollte ein einheitlicher Reichszuschlagszoll von allen aus fremden Ländern kommenden Waaren erhoben und dessen Ertrag für den Unterhalt der gemeinsamen Vertheidigunganstalten verwendet werden. Bei blos zweiprozentigem Werthzoll wurde der Ertrag eines solchen Reichswehrzolles auf sieben Millionen Pfund veranschlagt; auf der Konferenz fand selbst ein fünfprozentiger Zoll dieser Art Anklang, mit einem auf zehn bis fünfzehn Millionen Pfund geschätzten Ertrag. Während im Mutterlande die Anregungen der Konferenz nicht sofort stark wirkten, war der Nachhall in den Kolonien, namentlich in Kanada, desto stärker. Der Gedanke eines Zollvereines mit den Vereinigten Staaten hatte in der seit 1867 unabhängigen Dominion of Canada eine starke Partei gefunden. Der erste Führer der kanadischen Konservativen, Premierminister Macdonald, hatte die Bestrebungen nach einem Anschluß an die Union durch die Auflösung des Bundesunterhauses zu vereiteln verstanden und bei der Neuwahl hatten die Konservativen unter dem Feldgeschrei eines engeren handelspolitischen Verhältnisses zum Mutterlande, mit Zollbegünstigungen zwischen Mutterland und Kolonien, einen entschiedenen Sieg davongetragen. Von Kanada ist seitdem unausgesetzt die Bewegung zur Kündigung der Verträge mit Belgien und Deutschland ausgegangen, denn diese Verträge gewährten auch Belgien und Deutschland die selbe Meistbegünstigung wie England. Der Tod Macdonalds, der den Aufregungen des Wahlfeldzuges von 1890 erlag, hat daran nichts geändert. Der Mann, der heute an seiner Stelle steht, Herr Laurier, hat sich

kürzlich nicht gescheut, unter Bruch des damals noch nicht gekündigten Vertrages mit Deutschland uns die Meistbegünstigung des Vertrages von 1865 zu entziehen und dafür England Vorzugszölle, preferential customs, einzuräumen. Wenn auch dieser Vertragsbruch der neuesten kanadischen Handelspolitik wieder rückgängig gemacht worden ist, so beweist schon der Versuch, wie entschlossen die kanadischen Konservativen in ihrer Abneigung zugleich gegen die Vereinigten Staaten und gegen Deutschland vorgehen; wie gern die Konservativen Englands ihnen dabei Vorschub leisten, ergiebt aber die eben erfolgte Kündigung des Vertrages von 1865. Dabei muß man sich erinnern, daß im Sommer 1892 ein zweiter Kongreß der Handelskammern des britischen Reiches einstimmig den Antrag annahm, „Maßregeln zu treffen, die geeignet wären, zu einer engeren handelspolitischen Verbindung zwischen dem Mutterland und den Kolonien zu führen." Die Jahresversammlung der konservativen Partei des Mutterlandes machte sofort diese Resolution sich zu eigen. Ein Beschluß des kanadischen Parlamentes noch vom selben Jahre 1892, der Herabsetzung der Zölle auf britische Manufakte in Kanada gegen Zollvergünstigungen des Mutterlandes für kanadische Produkte empfahl, wurde in London sogar von den Times beifällig aufgenommen, „selbst auf die Gefahr einigen Abweichens von der strengen Freihandelsdoktrin." Am achtzehnten Mai 1893 hatte dann Lord Salisbury, damals als Haupt der Opposition, in Hastings gegen den orthodoxen Freihandel und dessen „Rabbis" eine scharfe Rede gehalten und — Getreide und Rohstoffe ausgenommen — für die übrige Einfuhr aus hochschutzzöllnerischen Ländern Retorsionzölle empfohlen, um Englands Handelspolitik wieder eine scharfe Unterhandlungwaffe zu verschaffen. Und zum ersten August 1898 hat nun Salisbury als Ministerpräsident, Kanadas Verlangen gemäß, die beiden Verträge gekündigt.

Wer mag angesichts dieser Vorgänge der Kündigung jede Bedeutung absprechen und sich verhehlen, daß England mit dem einen Fuße von der reinen Freihandelspolitik bereits abgesprungen ist, daß es unter dem Aushängeschild, seine Kolonien völkerrechtlich vom Mutterlande unabhängig zu machen, sie vielmehr weltwirthschaftlich an sich fesselt, daß unter der Marke Retorsion bereits interbritische Schutzpolitik eingeführt wird? Klar ist, daß aus diesen Anfängen jeden Augenblick weiter getriebene Ab- und Ausschließungpolitik sich entpuppen, daß nach den ersten Gängen beim Essen immer größerer Appetit kommen kann. Dabei verschlägt es gar nichts, daß es jedenfalls vorläufig, wahrscheinlich aber überhaupt, zu voller Zolleinigung Englands mit seinen Kolonien nicht kommen wird; ich weiß die einem vollen weltbritischen Zollverein entgegenstehenden Widerstände zu schätzen und werde gerade darauf die Annahme gründen, daß England nach seinem eigensten Interesse sich gewinnen lassen könnte, das Greater Britain nicht auf die Spitze zu treiben, sondern

mit den übrigen Ländern der alten Welt handelspolitische Fühlung den neuweltlichen Riesenreichen gegenüber zu bewahren, die im Werden sind. Aber daraus, daß es zur vollen Zolleinheit für Weltbritannien nicht kommen kann, daß interbritische Zollinien wahrscheinlich stets übrig bleiben würden, läßt sich durchaus nicht ableiten, daß es zu kolonialen und mutterländischen Reichszuschlagszöllen überhaupt nie kommen werde. Schon ein mehr oder weniger ausgebildetes interbritisches Vorzugszollsystem würde aber für die festländischen Exportländer schlimm genug wirken. Die bloße Vorzugsstellung englischer Fabrikate in den Kolonien und der kolonialen Rohprodukte im europäischen England kann für die festländische Industrie- und Landwirthschaftkonkurrenz, namentlich für Deutschland, sehr empfindlich werden. Um so empfindlicher, je höher die Begünstigungen an den interbritischen Zwischenzollinien ausfallen würden. Wenn außer den Vereinigten Staaten, Rußland und Frankreich auch noch das britische Weltreich sich zu volks- und weltwirthschaftlichem Selbstgenügen mehr oder weniger abschließen würde, so wäre die Exportindustrie der europäischen Staaten schwerer Gefahr der Verzwergung ausgesetzt und Deutschland, Belgien, die Schweiz, Oesterreich mehr oder weniger von dem Geschick bedroht, das die Engländer einst den Portugiesen, Spaniern und Niederländern zu bereiten verstanden haben.

In dieser Ansicht von der Bedeutung der englischen Vertragskündigung beirrt mich weder das Auftreten des Herrn Laurier, des neuesten Laureaten von der goldenen Medaille des Cobdenklubs, wenn der Herr Freihandel schnaubt, während er interbritischen Schutzzoll meint. Und eben so wenig die Versicherung der Altfreihändler, daß Altengland nie wieder zu Getreide-, Fleisch- und Wollzöllen als Gegengaben für Vorzugszölle in seinen Kolonien sich herbeilassen werde. Man darf auf Worte des Herrn Laurier nicht bauen und man soll „nie niemals sagen", — auch was die Rückkehr vom Freihandel zu mäßigem Schutzzoll in England selbst betrifft.

Herr Laurier hat einem Interviewer anvertraut, daß er, wie alle Engländer, Freihändler sei, und dem bankettirenden Cobdenklub, daß er (Laurier), seit er das Produkt von free trade, Englands heutige Industrie- und Handelsgröße, mit eigenen Augen geschaut habe, sogar zu wahrer Begeisterung für den Freihandel gelangt sei, daß er nichts, gar nichts für Kanada verlange als die Freiheit, unabhängig vom Mutterlande die Zölle der Kolonie zu regeln; nur dazu habe er die Kündigung der die Kolonien noch bindenden Meistbegünstigungverträge des Mutterlandes verlangt. Aber der selbe Herr Laurier hat es für naturgemäß erklärt, daß die Tochterländer dem Mutterlande Vorzugsstellungen auf ihren Märkten einräumen, und hat sogar Hals über Kopf den Engländern Differentialzölle bereits eingeräumt gehabt. In Wahrheit ist des Pudels Kern nicht die handelsstaatsrechtliche Emanzipation Kanadas vom Mutterlande, sondern die verdeckte Einführung eines inter-

britischen Schutzsystemes zu Gunsten Englands in den Kolonien, zunächst gegenüber den Vereinigten Staaten. Das geht ja schon daraus hervor, daß, wenn der londoner Economist richtig berichtet, Lord Salisbury in Brüssel und in Berlin die Anfrage gestellt hatte, ob nicht Geneigtheit bestände, trotz den Meistbegünstigungverträgen von 1862 und 1865 die Einräumung kanadischer Vorzugszölle an England hinzunehmen, wogegen dann England die Kündigung unterlassen, also die kanadische Unabhängigkeit von der Fessel der beiden Verträge nicht befreien würde. Ja, wenn man sagen würde: wir gründen Etwas wie einen interbritischen Zollverein und müssen dafür begünstigende Zwischenzolllinien für den interbritischen Verkehr uns vorbehalten, — Das könnte Niemand den Engländern und ihren Kolonien verargen. Mitteleuropa selbst wird, wenn es der welthandelspolitischen Verzwergung entgehen will, bald genug einen solchen Vorbehalt als Mittel imponirender Handelsunion brauchen. Gerade dann steht aber nicht die handelsstaatsrechtliche Emanzipation der Kolonie vom Mutterlande, sondern umgekehrt die engere handelspolitische Verschmelzung beider Länder in Frage. Dann hat eben England seine Vorzugszölle, dann ist ein interbritisches Schutzsystem eingeführt und der alte free trade der Cobdeniten bereits abgetakelt. Daran ändert sich gar nichts, wenn dieser versteckte interbritische Protektionismus seine Spitze gegen die Vereinigten Staaten und die amerikanische Partei in Kanada kehrt; die Vertröstung damit ändert nichts daran, daß wir die allgemeine Bedeutung der erfolgten Vertragskündigungen beim wahren Namen zu nennen haben, und die Behauptung, daß der Handel zwischen Deutschland und Kanada nur einen Pappenstiel bedeute, können wir deshalb dahingestellt sein lassen, obwohl zu bemerken wäre, daß die Statistik den vollen Werth unseres Verkehres mit Kanada, auch desjenigen über die großen Zwischenhandelsländer, überhaupt nicht ausweist. Mag also Herr Laurier mit goldenen Medaillen des Cobdenklubs ganz behangen zu den Seinigen heimkehren, so bleibt es doch dabei, daß es unter dem äußeren Schein von Trutzzöllen in Wirklichkeit um die Anfänge interbritischer Schutzzölle sich handelt und daß die bisherige Meistbegünstigung durch England an Werth für dritte Staaten verlieren, an praktischem Gehalt mächtig einbüßen wird.

Ein zweiter Beschwichtigungversuch der Altfreihändler stützt sich darauf, daß das Mutterland nur die tropischen und subtropischen Kronkolonien innerhalb seines Elfartikeltarifes auf Thee, Tabak, Kaffee für die Begünstigung britischer Produkte in den Kolonien entschädigen könne, daß es dagegen seinen bedeutendsten Kolonien für den Absatz nach England nur dann Etwas zu bieten vermöge, wenn es für Weizen, Fleisch und Wolle Zölle wieder einführe und dabei seine Kolonien günstiger behandle als die Einfuhr Englands aus fremden Staaten. Das werde und könne das englische Mutterland aber nie thun, deshalb sei jedem interbritischen Schutzsystem der Boden ent=

zogen, Greater Britain sei und bleibe eben doch ein Phantom, das niemals Fleisch und Blut annehmen könne. Ich bin zweifelhaft, ob diese Rechnung sich bewähren wird. Wenn nun die Kolonien auch ohne die Gegeneinräumungen für Getreide, Fleisch, Wolle sich dennoch zu Vorzugszöllen entschlössen, wenn durch Hofmeyrs neue Reichszuschlagszölle nur die Einfuhr dritter Staaten getroffen und an diesen Zöllen der Aufwand der Reichsvertheidigung hereingebracht würde? Das ist denkbar; imperial federation, weltbritische Wehrgemeinschaft, birgt schon ohne commercial union eine starke Versuchungskraft. Weiter kommen aber verschiedene Triebfedern hinzu, die selbst die Entschließung zu Getreide-, Fleisch- und Wollzöllen dennoch bewirken könnten. Gerade die deutschen Altfreihändler, die den jähen Sturz der Freihandelspolitik von 1865 eben schaudernd erlebt haben, hätten besondern Grund, nicht allzu sehr auf die Unerschütterlichkeit des englischen reinen Finanztarifes sich zu verlassen. Die Freihandelsdoktrin ist, wie gesagt, auch in England längst durch fair trade gerade bei den Staatsmännern verdrängt, jedenfalls ins Schwanken gekommen; vielleicht ist mit Gladstone der letzte englische Staatsmann von streng cobdenitischer Richtung vom Schauplatz abgetreten. Die englische Landwirthschaft ist, obwohl sie die Leiden aus der neueren überseeischen Konkurrenz, den Sturz der Landrente, schon mehr verschmerzt hat als die Landwirthschaft Deutschlands, doch stets bereit, wieder zu den Fleischtöpfen des Schutzsystemes zurückzukehren. Und könnte es denn nicht geschehen, daß selbst die englische Arbeiterwelt der Ansicht beitritt, daß zu dem Zweck, die englischen Kolonialmärkte vorzugsweise der englischen Arbeit zu gewinnen und zu bewahren, selbst ein mäßiger Weizenzoll durch die Vortheile des Absatzes englischer Produkte aufgewogen und durch die Sicherheit der Brotversorgung aus den eigenen Kolonien für den Fall eines Krieges mit Amerika wohl begründet erscheine? Mit Nachdruck bezeichnen die Anhänger der Agitation für Vorzugszölle als Hauptziel eines weltbritischen Wehr- und Nährbundes die völlige Unabhängigkeit des Vereinigten Königreiches vom Lebensmittelbezug aus fremden Ländern. Man wird gut thun, von solchem handelspolitischen Jingoismus jenseits des Kanals für unsere Zukunft sich nicht ängstigen zu lassen. Daß aber auch die umgekehrte Zukunftspekulation, die auf die angebliche Unmöglichkeit der Rückkehr Englands zu mäßigen Getreide-, Fleisch- und Wollzöllen keineswegs sicher ist, darüber sollte man sich bei dem Urtheil über die Bedeutung der englischen Kündigung keiner Täuschung hingeben.

Worin die so geschaffene neue Lage besteht, läßt sich nach Allem, was ausgeführt ist, jetzt mit zwei Worten sagen. Jene Umkehr von einem Freihandel cobdenitischer Rechtgläubigkeit, die andere große Länder, wenn sie überhaupt einmal dem Freihandel mehr oder weniger gehuldigt haben, schon seit längerer Zeit langsam vollzogen, hat nun auch England für sich und seine Kolonien vorbereitet,

ja, bereits eingeleitet. Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß nun auch Weltbritannien von dem einen Extrem des reinen Freihandels zum anderen Extrem äußerster, auch dem fair trade ins Gesicht schlagender Ausschließungpolitik überspringt. Das wäre sehr verhängnißvoll für ganz Mitteleuropa, namentlich aber für das sehr exportreich gewordene Deutschland. Diese Möglichkeit muß sich jedoch nicht unbedingt verwirklichen. Ich hoffe, nächstens hier zeigen zu können, daß Englands überwiegendes und nachhaltiges Interesse vielmehr auf die Mittellinie maßhaltender fair trade=Politik, gemeinsam mit einem handelspolitisch einigen Mitteleuropa, hinweist. Die englische Vertragskündigung bietet sogar einen Lichtblick; sie berechtigt zu der Hoffnung, daß die Zeit gekommen ist, wo das alte Europa auch der brutalen Ausschließungpolitik gewisser jungen Weltreiche mit Erfolg Trotz zu bieten vermag. Hätten namentlich die Vereinigten Staaten und Rußland nicht die Gewißheit gehabt, von England niemals mit Vergeltungzöllen bestraft zu werden, wäre vielmehr von England — vollends von diesem Staat im Bunde mit einem zu gemeinsamer Abwehr verbundenen Mitteleuropa — Retorsion zu befürchten gewesen, so hätten weder Mac Kinley noch Dingley noch Witte dem alten Europa auf der Nase herumtanzen können. Man klagt wohl, nicht ganz mit Unrecht, den festländischen Hochschutz seit Ende der siebenziger Jahre als den Herausforderer und Erwecker der Schutz= und Ausschließungtarife Amerikas und Rußlands an. Doch kann ich die Ansicht nicht aufgeben, daß gerade die absolute free trade=Politik Englands durch ihr alle Provokationen gelassen hinnehmendes Verhalten für diese Brutalisirung Europas durch die Handelspolitik der genannten Staaten weit mehr verantwortlich zu machen wäre. Wenn nun der buddhistische Gleichmuth Englands gegen übertrieben protektionistische Verletzung des auf Grundlage von fair trade möglichen gesunden Welthandelssystemes endlich aufhört, so kann Das die besten Folgen haben. Will aber England unseren Welthandel vernichten, so wird ihm kein Zweifel darüber gelassen werden dürfen, daß wir die Flanke einer Macht sichern können, die dem britischen Weltreich auch bei Bedeckung aller Meere mit englischen Flotten zu Lande den Todesstoß zu versetzen vermag. England wird dann den Kampf auf Tod und Leben gegen unseren Seehandel überhaupt nicht wagen.

Die Kündigung der Verträge ruft uns also lediglich die Ermahnung zu, nicht mit den Lappen einer verschlissenen, von Grund aus unnatürlich gewesenen Handelspolitik flicken zu wollen, alle Illusionen über die Bedeutunglosigkeit der neuen welthandelspolitischen Lage, der wir zur Jahrhundertwende gegenüberstehen, fahren zu lassen, auf entschlossenes Handeln uns gefaßt zu machen, die Hand zu bieten, wo sie gereicht werden kann, aber ohne Furcht zu sein und, sobald es nöthig ist, auch die Zähne zu zeigen.

Stuttgart. Albert Schaeffle.



Die Bayern im großen Kriege.

Der Krieg vom Jahre 1870 hat durch das Zusammenwirken aller deutschen Bruderstämme einen eigenthümlichen Reiz empfangen. Es war eine Vorbedeutung, daß Süd und Nord gleich in den Schlachten bei Weißenburg und Wörth Mann an Mann fochten und die Einheit des Vaterlandes mit ihrem Blute besiegelten. Diese Schlachten haben dadurch etwas Erhebendes erhalten; es weht über ihnen ein poetischer Zauber, der nur noch bei Vionville und Sedan wieder erreicht wurde. Zunächst war die Hauptfreude entschieden auf der Seite der Norddeutschen; marschirten die Bayern an Preußen vorbei, so wollte der Jubel nicht enden, selbst die Musik stellte sich auf und spielte lustige Weisen. Aehnlich ging es mit den Württembergern, Badenern und Sachsen. Im Laufe des Krieges änderte sich dann das Bild, der Jubel verstummte und Ernst lagerte sich auf die abgemagerten Gesichter; gar oft empfanden da die Nichtpreußen den starken Arm des preußischen Bruders und blickten sehnsüchtig nach ihm aus. Als die Franzer bei Sedan auf sächsische Jäger trafen, empfing diese Truppe sie mit schallendem „Hurrah“ und „De Breissen sollen leben“! Die Schlacht bei Champigny kittete Württemberger und Sachsen zusammen, der Lisainefeldzug Badener und Preußen. Aber der eigentliche Blutbund zwischen Nord-, Mittel- und Süddeutschland vollzog sich an der Loire. Hier fochten die Altbayern des ersten bayerischen Corps neben den Hessen und Thüringern der zweiundzwanzigsten Division, den Mecklenburgern und Hanseaten der siebenzehnten Division und Reiterregimentern aus allen deutschen Gauen. Schlachtennoth, Entbehrungen und Ungemach schweißten gewaltsam zusammen und erzwangen mit eiserner Nothwendigkeit eine feste Kameradschaft. Namentlich die Bayern und Mecklenburger wurden treuherzige Freunde. Bereitwillig theilte der Bayer seine Beitreibung mit dem „Breis“ oder bewirthete ihn mit Wein und Cognac, den er wie kein zweiter für „fünf Sous“ zu „kaufen“ verstand. Dafür aber nahmen sich die Preußen auch wieder der Bayern an, deren versprengte Truppen Anschluß suchten und so gut zu finden verstanden, daß allmählich fast jede norddeutsche Compagnie „ihren Bayern“ hatte, den sie als Schoßkind behandelte. Er bekam die dicksten Strohbündel und die größten Kartoffeln und auf seine strategische Weisheit wurde etwas gegeben. Bei Loigny retteten die Hanseaten die hartbedrängten bayerischen Bataillone; als von der Tann beim Ausgange der Schlacht von Beaugency die Weisung erhielt, sein furchtbar gelichtetes Cops zurückzuziehen, blieb er kameradschaftlich auf dem Platze und deckte den rechten Flügel der Thüringer und Hessen.

Freilich: die Art der Bayern war grundverschieden von der der Norddeutschen. Ihnen, die persönlich tapfer, anhänglich, aufbrausend und rauflustig waren, fehlte die straffe Zucht, der mechanische Gehorsam, die sachliche

Zähigkeit der Preußen. Für sie, die, zeitweise schwerfällig, nachlässig und langsam, sich durch Kampflust und leidenschaftlichen Ungestüm dann doch wieder hinreißen ließen, war das Gefecht weniger ein gut durchgeführtes militärisches Kunstwerk als eine blutige Rauferei. Da nun das Schicksal gerade ihnen furchtbare Strapazen und Opfer zumuthete, so lockerte sich die an sich lose Disziplin ganz bedenklich. Weil sie weniger fest gefügt, etwas bummelig und gemüthlich waren, schwanden ihre Truppenstärken rasch hinweg, viel rascher als bei den Preußen. Manche ihrer Verbände gingen nahezu aus den Fugen. Fast überall strichen Bayern vereinzelt oder in Trupps umher. Ich selbst habe gesehen, wie die Offiziere ihre Leute nicht mehr mit dem Kommandoworte, sondern mit Faust und Säbel vorwärts zu bringen suchten. Die Bayern haben ihre militärischen Fehler erschreckend schwer bezahlen müssen. Sie hatten Abgänge aufzuweisen wie überhaupt kein anderer deutscher Truppentheil; und Das lag nicht allein an durchfochtenen Schlachten und bestandenen Marschleiden, sondern an wirklich geringerer militärischer Tüchtigkeit, wie namentlich der Vergleich mit der zweiundzwanzigsten und bis zu einem gewissen Grade auch mit der siebenzehnten Division beweist, die an der Loire eben so viel durchzumachen hatten und es ungleich besser ertrugen.

Schon am zwanzigsten September zählten z. B. die beiden Bataillone des elften bayerischen Regimentes, nach Angabe des bayerischen Hauptmanns Arnold, zusammen nur noch 1000 Mann, also die Hälfte ihres Bestandes, mit dem sie vor $7\frac{1}{2}$ Wochen von Regensburg ausmarschirt waren, — obwohl sie inzwischen 246 Ersatzleute erhalten hatten. Abends rückten etwa 700 Mann ins Quartier; der Rest war marode zurückgeblieben und trotz allen Bemühungen nicht mehr vorwärts zu bringen gewesen. Erst am späten Abend schwankten die Leute truppweise einher, seelisch noch mehr als körperlich herunter. Arnold meint: „Unser einziger Trost war, daß es bei den anderen Regimentern nicht besser stand." Bei Loigny ging das erste Bataillon Nr. 11 nur mit 11 Offizieren und 268 Mann ins Feuer und zählte abends nur noch 3 Offiziere und 167 Mann. Als das erste bayerische Corps am zwölften Dezember nach der Schlacht bei Beaugency aus der vordersten Linie zurückgezogen wurde, war es völlig zerrüttet und zunächst nicht mehr kampffähig. Seine Compagnien bestanden durchschnittlich nur noch aus 100 Mann und einem Offizier. Seit dem ersten Dezember hatte es 5750 Mann und 245 Offiziere eingebüßt, seit Beginn des Feldzuges 9303 Mann und 539 Offiziere.

Es ist klar, daß diese Zustände auf inneren, tiefen Gründen beruhten. Suchen wir sie wesentlich nach Arnold zu würdigen, also nach dem Urtheil eines bayerischen Offiziers, der den ganzen Krieg mitgemacht hat. Die Eigenschaften des Volksstammes und die Haltung der bayerischen Kammer hatten gemeinsam ein ungünstiges Ergebniß bewirkt. Graf Frankenberg äußerte: „Man merkt

der ganzen Truppe an, daß sie aus einem Staate kommt, der sich nach der traurigen Kriegführung von 1866 nicht aufraffen konnte, seine Wehrkraft energisch zu verbessern, aus einem Staate, wo die Volksvertretung und eine heillose Partei im Lande Alles thaten, um die Armee zu demoralisiren und zu diskreditiren.“ Nach Arnold haperte es eigentlich überall. Das zweite Corps bestand hauptsächlich aus fränkisch-pfälzischen Elementen, mit leichterem Blut, starker Stadtbevölkerung und höherer Intelligenz, das erste aus Altbayern. Ihnen, die in behäbig bäuerlichen Verhältnissen dahin zu leben gewohnt waren, fehlte die Selbstzucht, die Zähigkeit in Strapazen, die Stählung zu kriegerischem Geist. An massige, derbe Mehlkost und große Mengen Bier gewöhnt, wurden sie von den mageren Feldrationen nicht satt; es fehlte die Stimulanz des Alkohols im Biere, für den nur zu oft Ersatz in unreifen Früchten oder doch zu starkem Obstgenuß gesucht wurde. Die Folge waren Körperverstimmungen, Magen- und Darmkrankheiten, — das Alles bei mangelhafter Widerstandskraft des Willens. Dazu kamen: eine kurze Dienstzeit, zahlreiche Reservisten, manchmal sogar Landwehrmänner, die man wenigstens bei den Jägern einreihte, weil es eigene Landwehr-Jägerbataillone nicht gab. Leistungfähigkeit und Geist der Truppe wurden durch diese alten, gewöhnlich verheiratheten Leute nicht gebessert.

Von geringer Güte waren Kleidung und Schuhwerk, — eine Folge des Montirungsystemes. Die Uniform war nämlich Eigenthum des Mannes, der sie dem Staatsschatz für eine „Monturschuld“ entnahm, die er in baarem Gelde oder ratenweise abzutragen hatte. Hierfür blieb der Compagnie-Chef verantwortlich, dessen wirthschaftliche Bestrebungen und Künste deshalb dahin gingen, die Monturschulden in seiner Compagnie nicht anwachsen zu lassen, um nicht in den Ruf eines schlechten Haushalters zu gerathen. Aus solchen Gründen erhielten die Leute beim Ausmarsch auch keine neue Ausrüstung, sondern mußten mit den alten, getragenen Uniformen ins Feld ziehen. Da nun der Krieg lange dauerte, das Wetter vielfach ungünstig war und die Uniformen weder im Quartier noch im Biwak vom Leibe zu kommen pflegten, so zerrissen und zerfielen sie. Nun fehlte es gar noch an Handwerkszeug zum Flicken und Nähen, das die Preußen mit sich führten. Die Compagnie leistete durch ihre Handwerker wenig oder nichts, der Einzelne mußte sehen, wie er durchkam. Selbst die Offiziere verfügten nur über die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen, und nicht über Compagnie-Packwagen wie die Preußen.

Das Schuhzeug hatten Lieferanten um billigen Preis für die Monturmagazine gefertigt, denen sie nach Jahre langem Lagern entnommen wurden. Das an sich nicht besonders gute Leder war dadurch noch verschlechtert, es wurde bald brüchig und die Näthe platzten oder es war so hart, daß alles Schmieren nicht half, es wunde Füße und Blasen und folglich viele Marode

gab. Auch der Raupenhelm gab zu Klagen Veranlassung. Die Wollraupe war schwer zu befestigen, sog sich im Regen voll wie ein Schwamm und drückte dann mit Bleilast auf den Kopf. Bald schillerte sie in allen Farben und leicht ging sie verloren. Auch die Einheitlichkeit fehlte noch; in dem selben Gliede konnte man eine Sammlung aller Helmmodelle seit König Ludwigs des Ersten Zeiten neben einander sehen. Eigentlich nur die bevorzugten Jäger trugen durchweg Kopfbedeckungen des geschmackvollen neuesten Musters.

Das Bezeichnende für die Bayern in Beauce und Perche war die helle Wolldecke. Auf verschiedenen Lagerplätzen des Feindes, zumal auf dem Gefechtsfelde von Artenay, erbeuteten sie Massen von guten wollenen Decken. Eine Bestimmung, wie diese praktischen, aber völlig vorschriftwidrigen Bekleidungstücke zu tragen seien, gab es nicht. So trug sie denn Jeder nach Belieben, die Altbayern gern nach Art der heimathlichen Fuhrmannskotzen (rauhaarigen Decken), indem sie in der Mitte ein Loch schnitten, den Kopf hindurchsteckten und den Stoff über Mantel und Tornister hinabfallen ließen. Das hielt bei Frostwetter warm und im Regen trocken, verlieh der ganzen Gestalt aber ein äußerst unmilitärisches Aussehen, weil eigentlich nur noch das Gewehr und der Raupenhelm den Krieger zeigte; und vom Raupenhelm fehlte oft genug noch die Raupe.

Nur wenige Regimenter führten als Schußwaffe das vortreffliche, weittragende Werdergewehr. Die große Masse der Truppen hatte noch das vom Vorder- zum Hinterlader umgeänderte, ungenau schießende Podewilsgewehr, dessen Visier nur auf 800 Schritt reichte. Die bayerische Kammer hatte nicht die Mittel für eine rasche Beschaffung von Werdergewehren bewilligt. Bereits im Frühling 1870 hatten die Compagniechefs die Meldung erstattet, mit der vorhandenen Waffe vermöchte man im laufenden Sommer noch das Scheibenschießen durchzuführen, für den kommenden aber könnten sie keine Sicherheit mehr übernehmen. Die Patronen für dieses Gewehr hatten Papierhülsen, an deren unterem Ende das Zündhütchen in einer Einkerbung steckte; beim Laden mußte es zunächst auf den Zündkegel festgedrückt und dann die Patrone in den Verschluß eingeführt werden. Dies war bei nasser Witterung schwer, abgesehen davon, daß dann die Hülsen oft so weich wurden, daß die Patronen zerbrachen. Die Kugel saß nun im Laufe und das Pulver überstreute die Verschlußtheile oder die Hand des Schützen. Er mußte aus dem Gliede treten, um das Gewehr hinter der Front umständlich zu entladen. Mitunter durchschlug der Feuerstrahl des Zündhütchens nicht die feuchte Papierhülse, so daß neue Zündhütchen aufgesetzt werden mußten. Und solche Umständlichkeiten in einem Winterfeldzuge, wo die Leute steif gefrorene Finger hatten, dem damals besten Gewehr der Welt gegenüber! Das Vertrauen der Truppe auf ihre Wehrkraft mußte darunter schwer leiden.

Wie die Ausrüstung und Bewaffnung, so ließ auch die Verpflegung viel zu wünschen übrig. Als der Oberkommandeur des ersten bayerischen Corps, der Großherzog von Mecklenburg, den Hauptmann Arnold deshalb befragte, erwiderte dieser: man sei „den Umständen gemäß" zufrieden. Am Besten führe die Truppe mit Beitreibungen, da die Intendantur von einer gewissen Schwerfälligkeit nicht freizusprechen sei. An Brot sei mitunter recht empfindlicher Mangel gewesen. Gewöhnlich kämen die Leute erst spät, fast immer bei Dunkelheit, in die Quartiere und müßten dann noch Stunden lang auf das Eintreffen des Trains warten, wenn sich nicht an Ort und Stelle genügende Lebensmittel fänden. Es werde manchmal Mitternacht, bevor abgekocht sei, und beim Hahnenschrei hätten sich die Leute wieder zu erheben, um Kaffee zu bereiten. An einer anderen Stelle sagt Arnold: „Mit der Verpflegung war es schlecht bestellt, wenige Ausnahmen abgerechnet. Viele Tage hindurch gab es gar kein Brot und die geringen Mengen an anderen Tagen hatten wir während der Nacht selbst backen müssen; da kamen auf einen Zug zwei oder drei Laibe, auf den Mann also eine dünne Schnitte. Hie und da wurden magere Kühe aufgetrieben; aber meistens mußten wir uns mit dem Fleische schlecht genährter Schafe begnügen."

Die Verschiedenheiten zwischen bayerischen und preußischen Truppen waren mannichfach. Schon im Kommando traten sie hervor; das preußische klang kurz, knapp und bestimmt, das bayerische war oft von imposanter Länge und Gemüthlichkeit. In seinen „Kriegserinnerungen" läßt Zeitz einen bayerischen Batteriechef sagen: „So, jetzt richten's halter anmal ihr Geschütz da drüben auf das Dorf. Schauen's dort das Scheunenthor? Es ist ein weißes Häusel daneben. Da leuchten's rein! Erst aber das Ziel suchen. Eine Granate vor das Thor und aufgeschaut!" Als die Granate das Ziel fehlte: „Kreuz kruzi Türken! Ist Das ein' Schand für einen bayerischen Artilleristen! Das soll Schießen sein? Das sag' ich Ihnen, Unteroffizier, die Tressen kommen runter, wenn Sie noch einmal daneben halten. Hab' ich Sie deshalb zum Unteroffizier gemacht? Da soll doch gleich ein —! Runter kommen sie, die Tressen! Sie Himmelherrgottsakramenter!" . . . Natürlich blieben die Tressen dran.

Auf dem Marsch zeigten sich die Bayern phlegmatischer als ihre norddeutschen Mitkämpfer. Graf Frankenberg erzählt, wie ein Bataillon preußischer Siebenunddreißiger hinter einer bayerischen Division hermarschirte. Da es den munteren Posenern zu langsam ging, bogen sie von der Straße ab, gingen querfeldein daneben her und überholten so die ganze Division. Als sie an der Spitze vorbei waren, stiegen sie wieder auf die Straße und verschwanden den Bayern bald aus dem Gesicht. Selbst Hauptmann Arnold sagt nach der Schlacht bei Wörth von dem vorbeiziehenden fünften Corps: „Wir mußten

ihrer vorzüglichen Haltung die aufrichtigste Bewunderung zollen und mancher Ausdruck des Neides wurde laut; denn die Hand aufs Herz: bei uns ließ sich diese hohe Stufe der Marschdisziplin und der kriegerischen Erscheinung damals noch nicht erreichen. In dieser Hinsicht waren uns die Preußen weit über." Es scheint, daß die Elitetruppe der Jäger besser marschirte als die Infanterie.

Große Verschiedenheit ergab sich auch im Quartierwesen. Während die Preußen ihre Fouriere schickten, die fein säuberlich mit dem Maire verhandelten, um von ihm Quartierbillets zu erhalten, ließen die Bayern ihre Compagnien oft einfach in der Straße aufmarschiren und die Mannschaften in die Häuser rücken. Kamen dann etwa noch Preußen mit ordnungmäßigen Quartierbillets hinterdrein, so sahen sie Alles belegt und mußten hin und her ziehen, um irgendwo ein „bayernfreies" Haus aufzutreiben. Im Laufe des Krieges fanden auch die Preußen die bayerische Art kürzer und nicht selten brauchbar.

Eine Versammlung bayerischer Kräfte an einem der Gefechtsmorgen von Beaugency wird von einem Beobachter so beschrieben: Mitten auf einer Ebene, die von mehreren Dörfern eingefaßt war, fanden sich die Hornisten und Tambours ein und bliesen und trommelten aus Leibeskräften. Da kamen von allen Seiten aus den Dörfern kleine Trupps, die ganz gemüthlich nach dem Sammelplatze gingen, auf dem bereits französische Granaten einschlugen.

In der Gefahr konnte das bayerische Phlegma freilich von Vortheil sein, weil die Leute sich damit weniger zur Unzeit abnutzten als die nervöseren preußischen Regimenter. Als der Kronprinz am sechsten Oktober bei dem Plateau von Chantilly vorüber kam, hörte er heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer. Er schickte einen Offizier auf Kundschaft. Dieser fand die bayerische Reserveartillerie auf der Höhe ganz gemächlich bei ihren Geschützen stehen oder unter Laubhütten liegen, als ob das Schießen sie gar nicht anginge. Ein junger Lieutenant sagte: „Unser Hauptmann is scho vorgeritte, der wird scho rufe, wanns Zeit is!"

Der bayerische Offizier hatte seine Mannschaften nicht so fest in der Hand wie der preußische; der Bayer gehorchte weder so schnell noch so präzis wie sein norddeutscher Kamerad. Das zeigte sich überall, am Meisten in der Schlacht, wo die bayerischen Verbände ungleich leichter auseinander bröckelten als die preußischen; so daß die bayerische Gefechtsfront schließlich nur noch eine dicke Linie bildete, in der die Offiziere fast hilf- und rathlos dastanden. Wie bereits gesagt, genossen die Leute trotz allen Ermahnungen und Verboten übertrieben viel Obst; täglich gab es Fälle von Typhus und Ruhr. Als das erste Corps von Sedan abzog, legte sich fast jede Abtheilung selbstherrlich Esel und Karren zu und versuchte, diesen „Privattrain" mitzuführen. Aber es war beim Corpskommando bemerkt worden, einige Generalstabsoffiziere untersuchten

die Sache und wiesen alle Fahrzeuge zurück. Ein Lieutenant der sechsten Jäger übergab zwei Leuten eine Flasche Wein zum Aufbewahren. Beide tranken sie leer und behaupteten dann beim Abmarsch, sie hätten sie im Quartier vergessen.

Und noch schlimmere Dinge kamen vor. So erzählt O. Liebig folgenden Fall, der sich bei Chatillon ereignete. „Da schlugen die Soldaten nach dem Kampfe die verschlossene Thür eines Hauses ein. Der Lieutenant verbot den Eintritt mit der Erklärung, er wolle das Haus erst nach Wein und Lebensmitteln durchsuchen, um dann das Gefundene zur Vertheilung zu bringen. Diese Verzögerung erregte den höchsten Unwillen der Soldaten, dem sie lauten Ausdruck verliehen. Murren und Schelten erhob sich: ‚Ja vertheilen — selber essen!‘ ‚Hinein wollen wir!‘ Solche und andere üble Reden wurden hörbar, namentlich glaubten die Pfälzer, kein Blatt vor den Mund nehmen zu müssen. Ich selbst saß totmüde auf der Staffel und verhielt mich absolut still; es wäre vielleicht meine Pflicht gewesen, den Soldaten Schweigen zu gebieten, aber einerseits mußte ich ihnen Recht geben, andererseits dachte ich: ‚Was soll ichs thun, wenn es die wirklichen Unteroffiziere nicht thun?‘ Da trat der Lieutenant nach völlig vergeblichem Suchen unter die Hausthür, zog, schnell die Sachlage erkennend, den Säbel und gebot mit kraftvoller Stimme Ruhe. Aber es gröhlte noch immer. Seine letzten Worte hatte indessen der zufällig vorübergehende Lieutenant des zweiten Zuges gehört und war, aus ihnen schließend, was es da drinnen gebe, mit einem Sprunge mitten unter den Soldaten, den vordersten fast umrennend: ‚Noch ein Wort und ich schieße den Ersten über den Haufen, Ihr Hunde!‘ rief er mit schneidiger Stimme. Da wards still, mäuschenstill; denn Das wußte Jeder, daß dieser Mann im nächsten Augenblick sein Wort wahr gemacht hätte.“

So gut sich die Bayern als Kameraden erwiesen, so schlimm als Feinde. In verhalten-leidenschaftlicher Art trat bei ihnen der eigentliche Haß gegen die Franzosen, die Wirkung des Rassenkrieges, viel deutlicher als bei den Preußen zu Tage. Sie erwarben sich deshalb auch die Bezeichnung „blaue Teufel“ und die Bewohner der Beauce faßten die Schrecknisse des Krieges wesentlich in den Ausruf zusammen: „Oh ... die Ulanen und die Bayern“! Leider traf ihr Zorn am Härtesten den unschuldigsten Theil der Bevölkerung: die Bauern. Aber das regirende Frankreich wollte den Krieg bis aufs Messer, — nun gut, dann sollte es ihn haben; und es fragt sich, ob die Bayern mit ihrer schweren Gebirgsfaust nicht nachhaltiger gewirkt haben als die Preußen mit ihrem Portemonnaie. Dank haben die Prussiens jedenfalls für mannichfache Enthaltsamkeit nicht geerntet.

Die hohen Offiziere waren freilich meistens gegen die Gewaltthaten ihrer Leute; die niederen aber, die selbst schwer zu leiden hatten, ließen die Mannschaft oft gewähren. So wurde denn das Requiriren und Devastiren

mit wahrem Behagen betrieben. Ein bayerischer Kavallerielieutenant, auf den geschossen worden war, soll beim Oberkommando angefragt haben: „Soll das Dorf anzunden oder nur moderirt devastirt werden.“ Ein anderer hielt unter ähnlichen Umständen solche Anfrage für überflüssig: er ließ das Dorf einfach niederbrennen und den Wein auslaufen. Durch Uebung erlangten die Bayern große Gewandtheit im Finden. Wilmowski erzählt einen Fall, wo ein preußischer Befehlshaber ein Dorf nach Hammeln hatte absuchen lassen, ohne solche zu finden; als aber die süddeutschen Kameraden Nachlese hielten, entdeckten sie noch 16 Stück. Während die schwarzen Husaren an einem Gehöft der Beauce vorbeiritten, fanden sie die Bayern auf der Federviehjagd, wobei sie Hühner und Enten einfach aufs Bayonnett spießten. Einer fragte gutmüthig einen Husaren: „Willst Du die Ente haben, ich steche mir eine andere“, und dabei reichte er sie dem Reiter hin, der sie natürlich dankbar vom Bayonnett des Bayern zog. Vor Orleans begegnete mir ein Bayer mit einer ganzen Schafheerde sammt Hund. Er hatte sie „halt requirirt“ für seine Kameraden in Orleans. Diese Neigung zum selbstherrlichen Aneignen blieb auch dort, wo sie sich am Wenigsten erwarten ließ. So erzählt Pietschker, wie er während der Schlacht bei Sedan einen Bayern sah, der Häuser und Keller untersuchte, bis er eine Schicht Käse gefunden hatte, die er vor sich her eine Pappelallee entlang trug. Als er auf die dort streichenden Kugeln aufmerksam gemacht wurde, meinte er: „O thuet nix“, — und schlenderte seelenvergnügt weiter. Zeitz berichtet, daß die bayerischen Kanoniere, deren Batterie vor Chartres stand, empört waren, weil die Bewohner sich ruhig verhielten, weil sie die Stadt gar zu gern „zusammengeschossen“ hätten, obwohl sie sich in deren Wirthshäusern gütlich thaten. Es war eigentlich immer zu merken, wo kurz zuvor Bayern eingelagert gewesen waren: — da war nichts mehr zu holen und die Einwohner zeigten sich zahm und entgegenkommend.

Wehe dem Franctireur, der den Blauen in die Hände fiel, wehe den Eingeborenen, die sich verrätherisch benahmen! Die Bayern achteten dann nicht Person noch Stand, sondern schlugen z. B. einen Pfarrer, den sie auf Verrath ertappten, windelweich. Kam es wegen eines Ortes zum Gefecht, so drangen sie ein, zertrümmerten, was ihnen in die Hände fiel, selbst Stühle, und Spiegel, Tische und Billards, öffneten die Fässer und verbläuten die „Pisangs“. Der Bayer war eben nicht zum Vergnügen im Kriege, fern auf den schneeigen Feldern der Beauce. Eine mitfühlende Seele hatten sie in Bismarck, der im November äußerte: „Unsere Norddeutschen halten sich zu sehr an den Befehl. Wenn so ein Buschklepper auf einen holsteinischen Dragoner schießt, so steigt der erst vom Pferde und läuft mit seinem schweren Säbel dem Kerle nach und fängt ihn. Dann bringt er ihn seinem Lieutenant und der läßt ihn laufen oder er liefert ihn ab, — und dann ists das

Selbe: man läßt ihn auch laufen. Der Bayer machts anders; er weiß, was Krieg ist, er hält noch auf gute alte Sitten. Er wartet nicht ab, bis auf ihn von hinten geschossen wird, sondern schießt zuerst." Der feige Moblot, der sich mit schlotternden Knien gefangen gab, erhielt noch einen derben Hieb, dann wurde ihm wortlos mit dem Daumen bedeutet, wo er sich melden solle.

Als gute Kameraden fochten Bayern und Preußen gemeinsam gegen den Feind. Nur ganz vereinzelt kam es zwischen ihnen zu Reibereien, wie z. B. einmal vor Paris. Da hatten sie zusammen im Gefecht eine französische Kanone erobert. Die Preußen steckten ihre Fahne auf, die Bayern wollten eine bayerische daneben pflanzen oder, um die gemeinschaftliche Eroberung darzuthun, die bisherige deutsche Fahne: schwarz-roth-gold. Das Oberkommando verbot jede Fahne; die Truppen waren damit zufrieden und feierten den Sieg mit einem kräftigen Weintrunk. Ueberhaupt mag bemerkt werden, daß das Selbstgefühl des zweiten bayerischen Corps seit dem Kampfe von Coulmiers stärker als das des ersten war.

Jedenfalls ist nicht wunderbar, daß die Urtheile preußischer Offiziere und selbst der Franzosen oft ungünstig über die Bayern lauteten. Die Anschauung des Königs zeigt ein Brief an seine Gemahlin: „Der Enthusiasmus hat jetzt auch Süddeutschland ergriffen, aber — es verstärkt und verbessert die Truppen nicht. Fritz hat das Kommando dieser Beiden, Bayern und Württemberger, erhalten, gewiß die beste Wahl, um jene Elemente zu heben und zu elektrisiren, aber es ist eine schwere Aufgabe." Auch Wilmowski meinte: „Die Württemberger sehen in Figur und Haltung gut aus; viel besser als die Bayern." Graf Frankenberg rühmt die bayerische Artillerie, dagegen machte ihm die Infanterie bereits in der ersten Hälfte des Krieges keinen erquicklichen Eindruck. Im Hauptquartier zu Speyer lobte ein bayerischer General im Gespräch mit Gustav Freytag die Tüchtigkeit seiner Leute mit den Worten: „Wenn sie feuernd in einem Graben liegen, so werden sie auch gegen starke Uebermacht aushalten, bis die letzte Kugel verschossen ist." Der General betonte also nur die passive Tapferkeit und auch die in beengten Grenzen. Die hohen Offiziere trauten seit 1866 ihren Leuten eben wenig zu.

In Wirklichkeit haben sich die Bayern wesentlich besser benommen und die Erwartungen ihrer Vorgesetzten übertroffen. Aber für Den, der gerecht urtheilt, kann kein Zweifel sein, daß ein bayerisches Regiment damals einem gut geschulten preußischen nicht ganz ebenbürtig war. Das erkannten besonders die Franzosen. Bei den Bayern hatten sie Hoffnung auf Sieg und gingen deshalb äußerst brav gegen sie vor; es ist kein Zufall, daß gerade die Bayern die zwei Gefechte bei Coulmiers und Villepion verloren haben. Und selbst manchem preußischen Soldaten fiel es hart, bayerische Offiziere wie preußische zu grüßen; wir in unserer Compagnie (Nr. 76) wurden wieder-

holt darauf hingewiesen. Die Bayern empfanden aber auch selbst ihre Schwächen, zumal seit den verlorenen Gefechten. In Orleans sagte mir ein bayerischer Feldwebel, der mich zu einem Trunke einlud, wenn die Bayern allein wären, so würden sie von den Malefiz-Franzosen verhauen, wenn sie aber wüßten, die Preußen kämen, dann stünden sie wie die Mauern.

Auch die Führung der Truppen war mangelhaft, besonders die von der Tanns, so ritterlich und anziehend er in seiner Persönlichkeit sein mochte. Schon bei Wörth war er nur äußerst schwer und erst nach gemessensten Befehlen zum zweiten Male in Bewegung zu setzen. In Bazeilles (Sedan) verbrauchte er sein ganzes Corps, warf Massen über Massen in das Dorf, während er die Franzosen hier nur festhalten sollte. Bei Coulmiers lieferte er eine Schlacht nach anstrengendem Nachtmarsche, bewies während des Kampfes nicht genug Siegeswillen und verstand die Reiterei nicht zu benutzen; bei Villepion ließ man sich am hellen Nachmittage von den Franzosen überfallen. Daß man auch an entscheidender Stelle nicht mit der bayerischen Leitung zufrieden war, zeigt Moltkes Mittheilung an das Oberkommando der Dritten Armee vom zweiten November: „S. M. der König halten es für unumgänglich, daß der General v. d. Tann nicht dauernd in einer vollständigen Passivität verharre, sondern daß sowohl er als General von Wittich durch eine offensive Thätigkeit die ihnen zur Verfügung gestellten Streitkräfte nutzbar machen und die anscheinend jetzt ungestörte Bewegung der feindlichen Truppen zu verhindern suchen." Es war natürlich auch kein Zufall, daß man v. d. Tann nicht an der Spitze der Abtheilung ließ, sondern sie nach ihrer Verstärkung dem Großherzog von Mecklenburg unterstellte.

Trotz Alledem darf nun aber die kriegerische Leistung der Bayern nicht etwa gering angeschlagen werden; das zweite Corps hat bei Wörth, bei Sedan und vor Paris durchaus seinen Mann gestanden, dem ersten war neben den Divisionen 22 und 17*) der schwerste Theil des ganzen Feldzuges zugefallen und es hat seine Aufgabe an der Loire in Schnee und Eis brav und mit großer Hingebung gelöst. Es hat sich die Achtung seiner norddeutschen Kameraden und die des Feindes errungen. Aber diese Leidenszeit, die den Krieg in seiner härtesten Gestalt zeigte, ist ihm auch eine Lehrzeit geworden. Heer und Volk erkannten, was noch fehle, und erkämpften sich mit Blut und Eisen den festen Willen, da zu bessern, wo es nöthig sei, und emsig an der eigenen Erziehung zu arbeiten. Und diesen Willen haben sie mit voller Urkraft durchgeführt. Stolz blicken wir heute auf unsere bayerischen Truppen.

Professor Dr. J. von Pflugk-Harttung.

---

*) Die 17. Division begann den Loirefeldzug zwar später, machte dafür aber noch die Gefechte am Loir und die äußerst mühevolle Schlacht bei Le Mans mit.

Ludwig Feuerbach.

(Gestorben am dreizehnten September 1872.)

Als 1841 Feuerbachs „Wesen des Christenthums“ erschien, dem bald das „Wesen der Religion“ nachfolgte, übertrumpfte es an Aufsehen erregender Wirkung beinahe noch Straußens „Leben Jesu.“ Beide Werke waren von prinzipieller, eine Lebensfrage bildender Wichtigkeit für den Christen. Nur war die von Strauß ausgehende Wirkung mehr direkter, die durch Feuerbach vermittelte mehr indirekter Natur. Feuerbach versuchte, alle Religion (implicite also auch die christliche) in Anthropologie aufzulösen, Strauß legte die Axt an die geschichtlichen Grundlagen des christlichen Bekenntnisses, — und was war der Christ ohne sie? Straußens Argumente waren gewichtiger, gelehrter, greifbarer, aber Feuerbachs Zielpunkte waren höher. Strauß hat auch bis zuletzt, wo er das Universum an Gottes Stelle setzte und dem Ausspruch „eines zwar etwas tollen, aber eben so geistvollen Kirchenvaters: ‚Nichts ist unkörperlich, als was nicht ist‘“ Beifall zollte, wo er also, wie Feuerbach, auf das Prinzip der Sinnlichkeit zurückging, sich gleichwohl auf die Konsequenzen, die Dieser zog, niemals ganz eingelassen. Auch in seiner letzten Schrift und trotz der ihm innewohnenden nüchternen Abneigung gegen alles transszendentale Wesen, das für ihn stets den Beigeschmack des Mystizismus hatte, beschränkte er sich gleichwohl in der Hauptsache darauf, die Gottesperson abzulehnen, wie es in der sehr bezeichnenden Stelle heißt: „Wir schauen in eine Tiefe, die wir nicht mehr durchdringen können. Das aber können wir wissen, daß das Persönliche, das uns daraus entgegenzublicken scheint, nur das Spiegelbild des Hineinschauenden ist.“ Hier ist also Das, „was wir wissen können“, sehr mäßig begrenzt und viel mehr als bei Feuerbach eingeschränkt, da schließlich doch noch „eine Tiefe“ übrig bleibt, „die wir nicht mehr durchdringen können.“ Feuerbach aber und seine Anhänger, auch die aus der jüngsten Zeit noch*), sahen das Ergebniß seiner Leistungen etwa so an, als ob sich mit seiner Reduktion des religiösen Vorstellungbesitzes der Menschheit in Anthropologie ein Nebel verzogen habe, so daß die Aussicht frei geworden sei auf das offen vor Augen liegende Weltbild und Menschenschicksal, das sich nun als ein endlos fortgesetztes Entstehen, Werden und Vergehen darstellte. Dabei versanken denn sowohl der Wunsch des einzelnen Menschen

*) Z. B. W. Bolin: L. Feuerbach, sein Wirken und seine Zeitgenossen, Stuttgart 1891.

nach Fortdauer oder Fortbildung wie der geträumte Wunsch-Vollstrecker, Gott, ins Bodenlose. In diesem Sinn wurde Feuerbach nicht allein als Befreier, sondern auch als spekulativer Begründer einer neuen Philosophie, die das Wirkliche, den wirklichen Menschen, zum Grundprinzip hatte, gefeiert. Feuerbach selbst hielt diesen Anspruch für berechtigt. Er gründete ihn theils auf den in den „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft“ versuchten Nachweis einer „historischen Nothwendigkeit oder Genesis der neuen Philosophie aus der alten, — denn die neue Philosophie, heißt es da, ist erst die Wahrheit der hegelschen Philosophie, weil sie deren Widerspruch, die Bejahung des Wirklichen in der Verneinung, aufhebt —, theils und in der Hauptsache aber auf seine Ableitung des Wesens und aller Prädikate Gottes aus dem Wesen des Menschen. „Nur aus dem Menschen nimmt Gott alle seine Bestimmungen, Gott ist, was der Mensch sein will, sein eigenes Wesen, sein eigenes Ziel, vorgestellt als wirkliches Wesen.“ Dabei passirte ihm der Irrthum, an dem er sich in der zweiten Hälfte seines Lebens verbitterte, daß er für diese verwickelten und schwierigen Erörterungen und Nachweise ein andauerndes lebhaftes Interesse bei dem lesenden Publikum voraussetzen zu dürfen glaubte. Da er dieses Interesse nicht, wenigstens nicht in dem von ihm erwarteten Maße, fand, witterte er überall eine Art Verschwörung. Es war ihm auffallend, daß seine Schriften „wie auf Verabredung“ nicht beachtet würden. Und doch wäre es viel auffallender gewesen, wenn die vertieften, immer auf einen Punkt gerichteten Untersuchungen des einsamen Denkers dem wechselnden Zeitgeschmack eines mannichfach bewegten und interessirten Publikums entsprochen hätten. Feuerbach maß seine späteren Mißerfolge stets an dem Erfolg, den sein „Wesen des Christenthums“ gefunden hatte, ohne zu bedenken, daß die durchschlagende Wirkung dieser Schrift viel weniger ihrem eigentlichen theoretischen Theil als dem Umstande zuzuschreiben war, daß sie gleichzeitig in scharfer Wendung dem sogenannten „After-Christenthum,“ der herrschenden theologischen Richtung, dem offiziellen Kirchenthum jener Zeit zu Leibe ging, — kurz, daß sie in dieser Beziehung einen revolutionären Charakter trug. Hätte Feuerbach die im Grunde logisch gebotene Richtung innegehalten, also zuerst sein „Wesen der Religion“ veröffentlicht, das ein allgemeines Prinzip festzulegen bestimmt war, und dann erst die Anwendung davon auf das Einzelne, das Christenthum, gemacht, so würde er vermuthlich die umgekehrte Erfahrung erlebt haben. So holte er die allgemeine Begründung gewissermaßen nach, als er seinem Herzen Luft gemacht hatte. Er erfüllte mit dem „Wesen der Religion“ und noch mehr mit der späteren „Theogonie“ eine Gewissenspflicht des Denkers, ohne die Wirkung zu erzielen, die er mit dem „Wesen des Christenthums“ aus ganz anderen Gründen erzielt hatte.

Denn gerade auf dem Standpunkt, den Feuerbach dem religiösen Wesen

zuwies, waren die Untersuchungen, die er sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, im Grunde unfruchtbar. Was wollte er erweisen? „Mein Prinzip," sagte er selbst,*) „ist nicht Gottesleugnung, sondern Gotteserklärung, Reduktion Gottes aus den widerwärtigen Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten der Theologie auf sein wahres Wesen. Was ist ursprünglich Gott, was der Grund dieses Glaubens, was das unverschleierte Wesen der Religion?" Nun ruht der Gott bei Feuerbach für den religiösen Menschen auf einem theils praktischen, theils — davon abgeleitet — auf einem gemüthlichen Bedürfniß, Beides insofern er Das, was der Mensch sich wünscht — Unsterblichkeit, Vollkommenheit, Freiheit von allem Leid —, persönlich darstellt und dem Menschen, der in ihm lebt und ihm Treue hält, als Erbtheil verheißt. Das Erste, aber auch das Letzte für den religiösen Menschen in diesem Sinn ist, daß der Gott ist, daß sein ist „das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit". War dieser Punkt einmal verneinend entschieden — und Das war doch das summarische Endergebniß der grundlegenden Untersuchung Feuerbachs —, so war es für den religiösen Menschen eine zu starke Zumuthung, wenn man forderte, er solle die psychologisch sehr verwickelte Frage im Einzelnen untersuchen und prüfen, wie der einmal bereits aufgehobene Gott im Menschen eigentlich zu Stande gekommen sei. Hier begann für die Meisten die reine Doktorfrage. Vollends war es so, als Feuerbach dazu überging, seinen bisherigen Ausführungen, die zwar weit ausgesponnen und dadurch ermüdend, immerhin aber noch allgemein verständlich waren, Belege philologischer Art hinzuzufügen. Das geschah in seiner „Theogonie nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Alterthums" (1857). Hier wollte er durch Citate aus hervorragenden Werken des Alterthums, aus Homer u. A. erweisen, daß die Götter in der That nur aus dem Bereich der Wünsche und aus den von Wünschen eingegebenen Vorstellungen erwachsen und daß die Wurzeln ihres Seins nur aus diesem Erdreich auszugraben seien. Um diese Begründung zu würdigen, mußte man häufig erhebliche philologische Sach- und Fachkenntniß mitbringen, über die der Laie nicht verfügte, während der reine Fachphilologe sich wiederum von dem philosophischen Theil der Schrift mehr abgestoßen als angezogen fühlte. Mit Recht sagte Feuerbach selbst: „Meine Theogonie ist zu philologisch für die Philosophen und zu philosophisch für die Philologen. Wie sollte sie also Glück machen?"

Und sie machte auch in der That kein Glück. Es begegnete ihr sogar das Mißgeschick, daß Arnold Ruge sie in Prutzens Museum als „sehr schöne Variationen eines im ‚Wesen des Christenthums' entwickelten Themas" bezeichnete. Und Ruge gehörte zu den entschiedensten Bewunderern Feuerbachs.

*) In den von Bolin herausgegebenen nachträglichen „Aufzeichnungen".

Er hatte in den „Anekdota“ das „Wesen des Christenthums“ gepriesen, das Buch als „klassisch“ bezeichnet, denn es habe im Unterschied von Hegel — hier spricht der Jung-Hegelianer — die einzig mögliche Religionphilosophie geleistet, indem es die religiösen Bedürfnisse selbst zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht, also eine wirkliche Kritik der religiösen Unvernunft angestellt habe. Und nicht minder warm begrüßte Ruge den philosophischen und politischen Radikalismus Feuerbachs als das Eine, was Noth thue. Denn, fügte er hinzu, die neue Philosophie ist extrem (was hier nicht als Tadel, sondern als hohes Lob gemeint ist), ist reine und vollkommene Negation des Christenthums und der christlichen Staaten im Absolutismus, alles Dualismus und aller irenischen oder Scheinbewegung gegen das Jenseits zu, das sie nicht anerkennt. Von Heuchelei, von Separiren und Verdecken des klaffenden Risses zwischen dem Mittelalter, das sich zu regeneriren strebt, und der radikalen neuen Zeit könnte nur die Rede sein, wenn man wirklich vom Prinzip der Philosophie abfiele. Die beinahe spöttisch klingende Beurtheilung der „Theogonie“ durch seinen einstmaligen Verehrer mußte Feuerbach deshalb im höchsten Grade verdrießen. Er vergaß dabei nur, daß er selbst über die werdende Schrift, die er später als seine „einfachste, reifste, vollendetste“ angesehen wissen wollte, in einem Brief an Herrn von Herder, den Sohn des Philosophen und Dichters, geurtheilt hatte, sie werde nichts Neues bringen, sondern nur „ausführliche, historisch und philosophisch erörterte Beweise des längst in Jugendfrische Gesagten“.

Nach dem Mißerfolg seiner „Theogonie“ verharrte Feuerbach neun Jahre hindurch in völligem Stillschweigen, bis er 1866 noch einmal, aber mit keinem besseren Erfolg, vor die Oeffentlichkeit trat; er veröffentlichte eine Reihe von im Gedankengang verwandten Abhandlungen unter dem Titel „Gott, Freiheit, Unsterblichkeit“ als zehnten Band seiner Gesammelten Schriften. Daß sich der äußere Erfolg auch bei dieser letzten Arbeit des Philosophen ihm versagte, lag, wie die ungemein starke Verbreitung von Straußens „Alter und neuer Glaube“ erwiesen hat, übrigens weniger am Thema als an der Behandlung, von der Feuerbach sich nicht losmachen konnte und wollte. Sie blieb überwiegend — wenn nicht abstrakt, so doch — spekulativ. Schon dadurch, daß er mit Vorliebe auf den Standpunkt und die Deduktionen älterer Systeme, u. A. auf den Spiritualismus der Identitätphilosophie und die hegelsche Psychologie einging — allerdings, um sie zu zerpflücken —, bewegte er sich in einem Bereich, der dem Bedürfniß und dem Geschmack der Zeit nicht mehr zusagte, während Strauß, da er hauptsächlich naturwissenschaftliche Erkenntniß zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen wählte und ihnen eine rein praktisch-ethische Zuspitzung gab („Wie ordnen wir unser Leben?“) hierin wenigstens das Richtige traf.

Mit dem zehnten Bande schließt die Gesammtsausgabe der Werke Feuerbachs. Sie umfaßt in den ersten beiden Bänden eine bunte Reihe von „Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christenthums“ und „Philosophischen Kritiken und Grundsätzen“, die zum Theil, da ihre Entstehung in ganz verschiedene Zeiten fällt, durchaus von einander abweichende Standpunkte vertreten, im dritten Band die älteste, zuerst anonym erschienene Schrift, die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“, im vierten bis sechsten Bande die seiner ersten Periode angehörigen geschichtlich-philosophischen Arbeiten (von Bacon von Verulam bis Spinoza, Leibniz, Pierre Bayle) im siebenten bis neunten Band das Wesen des Christenthums, das Wesen der Religion und die Theogonie, im zehnten die bereits erwähnte Sammlung ergänzender Abhandlungen. Außerdem enthält der später von K. Grün veröffentlichte Nachlaß noch einige Kapitel zur Moralphilosophie, eine Monographie über Zinzendorf und die Herrnhuter und weitere Beiträge zu dem Verhältniß Feuerbachs zu Hegel.

Feuerbach hat den Schluß seiner schriftstellerischen Thätigkeit nur um wenige Jahre überlebt. Schon im Jahre 1866 traf ihn ein erster leichter Schlaganfall, dem 1872 ein zweiter schwerer folgte. Am dreizehnten September des selben Jahres beendete eine Lungenlähmung sein Leben. Schon 1860 hatten erschwerte ökonomische Verhältnisse ihn von Bruckberg bei Ansbach, seinem langjährigen „geliebten Musensitz,“ vertrieben und zu einer Uebersiedlung nach Rechenberg bei Nürnberg, einem ihm keineswegs sympathischen Aufenthalt, gezwungen. Dieser Umstand wirkte, wie auf seine Stimmung, auch höchst nachtheilig auf sein Befinden ein, so daß der ungewöhnlich rüstige, lebhafte, antheilnehmende Mann — so war er mir bei einem Aufenthalt in Bruckberg entgegengetreten — sichtlich verfiel. „Ich komme mir vor wie eine Blume ohne Blumentopf, wie ein Fluß ohne Bett, wie ein Bild ohne Rahmen.“ Diese Stelle aus seinen nachgelassenen Aphorismen bezeichnet am Besten die Stimmung, die ihn auf dem öden Rechenberg wohl kaum noch verlassen hat.

Das bei dem Tode Feuerbachs beinahe erloschene Interesse an dem Philosophen hat sich nach seinem Hingang wieder stärker geregt und hat jedenfalls im Lauf der Zeit eher zu- als abgenommen. Das bezeugt auch die Nachfrage nach seinen Schriften, von denen das „Wesen des Christenthums“ die vierte, die „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ die dritte Auflage erlebt haben. Der in des Philosophen Gedankenarbeit enthaltene, theils gemünzt, theils ungemünzt vorliegende Reichthum ist eben doch außerordentlich groß und hat, wenn auch beeinträchtigt durch seine aphoristische, sprunghafte, oft mehr blendende als beleuchtende Darstellung, seine Anziehungskraft zu behaupten vermocht. Dazu kommt, daß Feuerbach mit seiner Auflösung der

Theologie in Anthropologie auf den neuerdings immer mehr begangenen Wegen wandelte, von denen Strauß in der Vorrede zu den Huttengesprächen sagte: „Immer mehr sehen wir die phantastische Strahlenbrechung schwinden, die der Menschheit, was sie stets nur aus sich selbst schöpfte, als von außen kommende Offenbarung vorspiegelte.“ Diese „Vorspiegelung“ sorgfältig untersucht, abgeschätzt und bis ins Einzelne eingehend nachgewiesen zu haben, bleibt Feuerbachs Verdienst. Er überschätzte es insofern, als er die Erkenntniß solcher Vorspiegelung, die doch immer nur ein Akt der Selbsterkenntniß war, also subjektiver Natur blieb, gleichzeitig für eine reine, restlose Erkenntniß des Objektes hielt, das dadurch in sein Nichts zerfiel. Er verwechselte die Nichtigkeit (am Maßstabe der Objektivität gemessen) Dessen, was der Mensch sich in anthropomorphistischer Weise zusammendichtet, mit der Nichtigkeit der Weltdichtung — um diesen Ausdruck beizubehalten —, d. h. des um uns Waltenden, über dessen Inbegriff wir nichts auszusagen vermögen, weder affirmativ noch negativ, schon weil unsere sinnliche endliche Erkenntniß hier wider den Fels der Unendlichkeit anprallt. Er stabilisirte daher ein Prinzip der Sinnlichkeit als einziger Wahrheit und Wirklichkeit in den naturwissenschaftlichen Erkenntnißgrenzen, wie sie zeitweise festgestellt wurden. Dadurch gerieth er wieder in den Bann der exakten Naturwissenschaft und ihrer orthodoxen Vertreter, er, der Feind der religiösen Orthodoxie, und verwickelte sich in mannichfache Widersprüche. Er stellte die Anthropologie, mit Einschluß der Natur, wie sie der sinnlichen Naturerkenntniß Gegenstand ist, als Universalwissenschaft hin, ohne zu bedenken, daß die Biologie beide Disziplinen überschattet. Das sind Schwächen; aber sie hindern nicht, anzuerkennen, daß in der Zerlegung der Religion in ihre menschlichen Bestandtheile eine ungeheure Leistung vorliegt, die dauernden Werth behält.

Wenn ich zum Schluß nun noch die Frage aufwerfe, wie sich Feuerbach wohl zu gewissen, der Gegenwart angehörigen philosophischen und ethischen Auffassungen und Strebungen gestellt hätte, so dürfte Zweierlei zu beachten sein. Das Ichthum, das als einzig entscheidend an die Spitze zu stellen und zur Geltung zu bringen, einen großen Theil Dessen ausmacht, was als sogenanntes Individualitätprinzip auf den verschiedensten Gebieten des Geistlebens heute zum Stichwort erhoben worden ist, wobei denn das Du immer ins Hintertreffen gedrängt wird, wäre nicht nach Feuerbachs Sinn gewesen. Er erkannte nur ein Du-Ich an, ein Ich nur als Korrelat des Du. Das lag schon in seinem Prinzip der Sinnlichkeit. „Ich gehe“, schrieb er mir einmal, „von dem Ich aus, das außer sich und sich gegenüber ein Du hat und selbst gegenüber einem anderen Ich ein Du, ein selbst gegenständliches, sinnliches Wesen ist. Und dieses obwohl sinnliche, empirische Ich ist mir der Wahrheit des Lebens nach, wonach sich allein die Wahrheit des Denkens

richtet, das wahre Ich, das Ich, von dem ich in allen Fragen ausgehen muß, wenn ich nicht in ausgemachte Sophistik fallen will. Bezweifle ich die Wahrheit des Sinnes, so muß ich auch die Wahrheit meiner Existenz, meines Selbst bezweifeln. Kein Sinn, kein Ich, denn es giebt kein Ich, das nicht Du, aber Du ist nur für den Sinn. Ich ist die Wahrheit des Denkens, aber Du ist die Wahrheit der Sinnlichkeit." Die Auseinandersetzung, die Feuerbach in diesem Sinn mit Max Stirner, dem ersten namhaften Vertreter des Ichthums, in dem Aufsatz „Ueber das Wesen des Christenthums" in Beziehung auf den „Einzigen und sein Eigenthum" gepflogen hat, ist daher auch heute noch werthvoll. Auch das Uebermenschenthum hätte Feuerbach abgelehnt. Er sagt irgendwo: „Gott war mein erster, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke. Das Subjekt der Gottheit ist die Vernunft, aber das Subjekt der Vernunft ist der Mensch." Aber dieser Mensch, des Philosophen dritter und letzter Gedanke, wurde gleichzeitig — und Das war der eigentliche Kernpunkt — dem „imaginären" Menschen der Religion als der volle, gesunde, wirkliche Mensch gegenübergestellt. Es unterliegt deshalb keinem Zweifel, daß Feuerbach die selbe Oppositionstellung, die er dem imaginären Menschen der Religion gegenüber einnahm, auch dem imaginären Ueber-Menschen gegenüber eingenommen hätte.

Dresden-Plauen. Dr. Julius Duboc.



Der gelehrige Schüler.

Eine übermenschliche Legende.

Einen Meister man verehrte
Einst im alten Perserlande,
Der in kühnen Versen lehrte
Neue Freiheit, neue Bande.
Um den Großen zu gefallen,
Lieh er neues Recht der Erde:
Nur was groß ist in uns Allen,
Trennt uns von der Menschenheerde.

Die Gesetze, die uns zwingen,
Sklaven haben sie ersonnen;
Will ein Mensch empor sich ringen,
Schöpfe er aus andern Bronnen.
Will er Thaten kühn vollführen,
Soll die Stirn der Lorber zieren,
Dann mit starkem Götterschritt
Tret' er tot das Sklavenglück.

Denn in diesem Weltgebäude,
Reich verziert mit Schmerz und Freude,
Kann nur Großes sich gestalten,
Wenn die furchtbaren Gewalten
Ohn' Erbarmen, ohne Grauen
Mit dem Blut der Sklaven bauen.
Unsre Sklaven — unsre Feinde,
Also lehrt er die Gemeinde.

Und die kühnste aller Frauen
Hat er kühn für sich gefreit.
Denn der Starke hegt Vertrauen
Ohne Furcht vor Götterneid,
Ohne Furcht vor jenem Triebe,
Der in wilden Frauen ruht.
Wollust ist der Feind der Liebe,
Nur der Zwang besiegt das Blut.

Wen auch sollte sie begehren,
Die an seiner Seite blüht?
Welche Sehnsucht sie verzehren,
Wenn sie andre Männer sieht?
Mit der Kühnheit der Gedanken,
Mit der Schönheit seines Leibes
Fordert er die Welt in Schranken
Als Gebieter seines Weibes.

In der Jünger großen Schaar
War ein Sohn von edlem Blute,
Stark, mit dichtgelocktem Haar
Und erfüllt von hohem Muthe.
Gläubig lauscht er jenen Lehren,
Jenen geisterfüllten Worten,
Die dem Stolzen nichts verwehren —
Öffne Paradiesespforten.

Zwölfmal hat der Mond gewendet,
Seine Lehrzeit ist geendet
Und es nahen schwere Tage,
Wo auf seines Meisters Frage
Er die Prüfung soll bestehen,
Will gekrönt er heimwärts gehen.
„Nur durch geistdurchtränkte Kraft
Dringst Du vor zur Meisterschaft,“

Also spricht zu ihm der Meister.
Schlauen Lächelns fährt er fort:
„Strebst Du nach dem Götter-Ort,
Werde kühner, werde dreister.
Laß nicht Furcht und nicht Bedenken
Zaghaft Deine Schritte lenken.
Nur wer kühn den Schatz sich raubt,
Schmückt mit Lorber sich das Haupt.“

„Nun, so will ich Ruhm erringen,
Und zu Dir empor mich schwingen.
In der Heimath tobt der Krieg
Und der Feind im Siegeszug
Tritt das Feld und raubt den Pflug.
Ich erzwinge uns den Sieg.“
Eilt davon und kehrt zurück,
Hell umstrahlt vom Siegesglück.

Vor den Meister tritt er wieder:
„Das errang ich mir durch Kraft,
Siegeszeichen leg' ich nieder,
Bin ich reif zur Meisterschaft?“
„Euren Feind hast Du bezwungen
Hohen Ruhm hast Du errungen,
Doch um Meister Dich zu nennen,
Müßt' ich Deine Feinde kennen.

Sind es Herren, sind es Sklaven,
Sind es freigeborne Männer,
Die Dich auf der Wahlstatt trafen?
Ehrt es wohl den edlen Renner,
Einen Gaul zu überwinden?
Soll ich Dich als Meister finden,
Soll mein Lorber Dich umzieren,
Mußt Du Größeres vollführen.“

Und gebrochen steht der Held,
Seine Hoffnung ist vernichtet.
Was gilt ihm der Ruhm der Welt,
Wenn der Meister ihn gerichtet?
Was in Schlachten er erjagte,
Mit dem Schwert er sich gewonnen,
Ist wie eitel Dunst zerronnen,
Weil der Meister es versagte.

Schweren Herzens zieht er fort
Von der liebgewordnen Stätte.
Daß er seine Ruhe rette,
Wandert er von Ort zu Ort.
Da, an einem frühen Morgen,
Aufgescheucht durch dunkle Sorgen,
Lenkt er seine müden Schritte
Nach des hohen Waldes Mitte.

An der tief verborgenen Stelle,
Wo des Waldes Geister weben,
Sieht er plötzlich lichterhelle
Feuer aus dem Busch sich heben.
Aus den Flammen schwebt wie Dunst
Ein ätherisch lichtes Wesen,
Spricht zu ihm: „Willst Du genesen
Durch verborgne Geisterkunst?"

„Gieb die Kunst und nimm die Seele!"
Ruft entzückt der Jüngling aus.
„Nun so thu, was ich befehle:
Eil' zu Deines Meisters Haus,
Such ihn selbst zu überwinden,
Wo er sich als Mensch Dir giebt."
„Werd' ich je ihn sterblich finden?"
„Nimm ihm, was als Mensch er liebt."

„Was kann ich dem Meister rauben?
Seine Stärke, seinen Glauben,
Seinen Geist, der ohne Schranken
Sich berauscht bei dem Gedanken,
Einem Gotte gleich zu streben?"
„Diesen Gott siehst Du erbeben,
Raubst Du ihm mit Liebeslist
Jene, deren Sklav' er ist.

„Seine Gattin? Hör' ich recht?
Niemals kann ich sie erfreuen."
„Kind, Du kennst die Frauen schlecht
Ihre Neigung gilt dem Neuen.
An der Seite eines Weisen
Sehnen sie sich nach dem Thoren,
Der, dem sie die Gunst erweisen,
Er ist schon für sie verloren."

Und der Jüngling kehrt zurück,
Eingedenk der Geisterworte.
Am geheimnißvollen Orte
Buhlt er jetzt mit Wort und Blick;
Sucht die Stolze zu bethören
Bald mit Sanftmuth, bald mit Zürnen.
„Willst Du niemals mich erhören,
Spielst mit mir nach Art der Dirnen?"
„Wenn ich es Dir nun gewähre,
Wird die Welt mich dann nicht richten?"
„Denk an Deines Gatten Lehre
Was sind Rechte, was sind Pflichten?
Was ist gut und was ist böse!
Ketten, die Dich drücken, löse.
Nur dem bettelhaften Neide
Scheint die Lust als Sündenfreude."

Und sie schwankt und ist besiegt.
Wenn die Sinne für Dich sprechen,
Wirst Du leicht die Tugend brechen, —
Jede schwankt, eh' sie sich fügt.
Schnelle Flucht wird nun beschlossen,
Eh' der erste Morgen graut,
Und auf windesschnellen Rossen
Führt er heim die junge Braut.

Auf des Berges Waldesrücken,
Eh' das Haus entweicht den Blicken,
Wendet er das Roß zurück:
„Meister, weckt Euch aus dem Schlaf
Nicht die Schande, die Euch traf?
Wetterwendisch ist das Glück.
Seht, das Weib, an das Ihr glaubt,
Hat der Schüler Euch geraubt.

Nicht mehr Schüler, selber Meister,
Ward ich kühner, ward ich dreister.
Deinen Kranz wollt ich nicht missen.
Da Du frei ihn nicht gewährtest,
Hab' gewaltsam ihn entrissen
Dir, der Du das Wesen lehrtest
Aller Götter gleichen Kraft:
Durch Gewalt zur Meisterschaft!"

Rufts und giebt dem Roß die Sporen,
Jagt davon mit der Geliebten.
Schwach dringt noch an seine Ohren
Die Verwünschung des Betrübten . . .
Durch die Wolke bricht die Sonne,
Ruhe waltet auf der Erde.
In der Sucht nach Ruhm und Wonne
Zehrt sich auf die Menschenheerde.

Alfons Jaffé.



Selbstanzeige.

Untersuchungen über die Libido sexualis. Erster Band, zweiter Theil, Berlin. Fischers medizinische Buchhandlung (H. Kornfeld). Berlin 1898.

In dem ersten Theil des vorliegenden Werkes, den ich am siebenundzwanzigsten Februar 1897 hier anzeigte, hatte ich wesentlich über die der normalen Liebe zu Grunde liegenden Triebe gesprochen. Ich hatte versucht, eine Analyse dieser Triebe zu geben, und hatte festgestellt, was bei ihnen als ererbt angesehen werden darf. Der zweite Theil enthält drei Kapitel, deren erstes sich mit gewissen krankhaften Liebesempfindungen beschäftigt. Es giebt Fälle, wo die Triebe, auf denen die Liebe beruht, eine Abweichung zeigen, indem nicht Mann und Weib die erotische Anziehung auf einander ausüben, sondern Weib auf Weib oder Mann auf Mann. Beobachtungen dieser Art hat man auch an Thieren gemacht. Aus der neuesten Zeit stammen einige, die ich zum ersten Mal veröffentliche und die im Zoologischen Garten zu Frankfurt a. M. von dessen Direktor Dr. Seitz angestellt wurden. Es ist u. A. bei capra hircus beobachtet worden, daß sich Männchen unter einander sexuell reizten. Aus der Literatur berichte ich auch zahlreiche Fälle aus der Insektenwelt (Maikäfer, Leuchtkäfer, Johanniskäfer u. s. w.), wo Männchen mit Männchen sich zu begatten suchten. Es giebt auch Fälle, wo Mann und Weib erotische Anziehung auf einander ausüben, diese aber Abweichungen zeigt. Hierher gehört z. B. der Fetischismus, wovon der Fuß- und Stiefelfetischismus der bekannteste ist. Hier ist die sexuelle Anziehung nicht durch das Individuum bedingt, sondern nur durch einen Körpertheil oder ein Kleidungstück. Das Individuum als Ganzes tritt in den Hintergrund und scheint mehr ein Anhängsel dieses Fetischs zu sein. Eben so sind erörtert Fälle von Masochismus und Sadismus, wo die erotische Anziehung des Mannes und des Weibes auf einander insofern Abweichungen zeigt, als die Erduldung oder Zufügung von Schmerz den Hauptreiz bildet. Inwiefern hier eingeborene und inwiefern erworbene Dispositionen eine Rolle spielen, darüber besteht noch keine Uebereinstimmung.

Das zweite Kapitel des vorliegenden Theils enthält wesentlich psychiatrische Auseinandersetzungen über die Beziehungen der abnormen Liebe zu dem sonstigen Seelenleben. Hierbei wird unter Anderem die Lehre von der Monomanie, d. h. von der partiellen Geisteskrankheit, zu der z. B. auch der Stehltrieb gehören würde, einer kritischen Untersuchung unterzogen. Die heutigen deutschen Psychiater erkennen die partielle Geistesstörung offiziell nicht an. Trotzdem erfolgt eine Anerkennung mitunter fast unabsichtlich. Die extreme Lehre von der partiellen Geistesstörung ist aber eben so zu bekämpfen wie die extreme Opposition dagegen. Daß in Wirklichkeit eine Geisteskrankheit, bei der nur ein Symptom vorhanden ist, nicht bestehen kann, ist richtig. Vom theoretischen Standpunkt aus ist Das unmöglich, weil das Seelenleben etwas Einheitliches darstellt. Wohl aber kann es in praxi

vorkommen, daß ein bestimmtes Symptom so sehr in den Vordergrund tritt, daß alle anderen zurückgedrängt werden und daß man fast nur vom theoretischen Gesichtspunkt aus auf andere abnorme psychische Vorgänge schließen kann. Ausführlich sind die engen Beziehungen des sogenannten Stehltriebes zu anderen Erscheinungen (Spezialistenthum unter den Verbrechern, Sammelwuth, Geiz, posthypnotische Suggestion, Zwangshandlungen u. s. w.) betont, eben so die Beziehungen der scheinbaren partiellen Geisteskrankheit zur Entartung und erblichen Belastung.

Das letzte Kapitel behandelt einige forensische Fragen. Es berücksichtigt zwar in erster Linie die Sittlichkeitdelikte und weist nach, wie inkonsequent in dieser Beziehung das Strafgesetzbuch ist, da es auf der einen Seite allerlei perverse und unsittliche Handlungen gestattet, auf der anderen aber einzelne in willkürlicher Weise als strafbar hinstellt. Ein solcher Mangel an Konsequenz sollte unter allen Umständen beseitigt werden. Bei Besprechung der sexuellen Delikte erörtere ich ausführlich eine Frage, die von den meisten Psychiatern anders beantwortet werden dürfte als von mir, nämlich die Frage der partiellen Zurechnungfähigkeit. Die Psychiater erkennen häufig eine verminderte Zurechnungfähigkeit an. Ich versuche den Nachweis, daß unabhängig hiervon eine partielle Zurechnungfähigkeit besteht, die übrigens auch von Juristen und dem Strafgesetzbuch nicht bestritten wird. Es kann vorkommen, daß bei einer gewissen krankhaften Disposition eines Individuums das Motiv zu einer Handlung so übermächtig wird, daß für diese Handlung eine Zurechnungunfähigkeit eintritt. Gleichzeitig aber braucht die übermächtige Stärke des Motivs nicht für andere Handlungen zu bestehen und es kann vorkommen, daß die Unterdrückbarkeit einer anderen Handlung vom Richter angenommen werden muß, d. h. das selbe Individuum kann für eine Handlung strafbar sein, für eine andere dagegen nicht. Man könnte hiergegen einwenden, daß entweder der Betreffende geisteskrank sei oder nicht. Dem ist aber entgegenzuhalten, daß die Zurechnungfähigkeit nach dem heutigen deutschen Strafgesetzbuch gar nicht von der Geisteskrankheit abhängig gemacht wird, sondern von dem Ausschluß der freien Willensbestimmung durch einen Zustand krankhafter Geistesstörung oder Bewußtlosigkeit. Jemand kann also an einer krankhaften Störung der Geistesthätigkeit leiden und doch im forensischen Sinne für seine Handlungen zurechnungfähig sein. Die Voraussetzung der Willensfreiheit für die Zurechnungfähigkeit wird ja von Vielen bekämpft, da es einen freien Willen nicht gebe. Wir haben uns aber bei der Anwendung des bestehenden Gesetzes nicht auf philosophische Erörterungen über die Willensfreiheit einzulassen, sondern müssen uns auf den praktischen Standpunkt stellen, daß die Willensfreiheit eben eine Voraussetzung des heutigen Strafgesetzbuches ist. Wenn wir Das thun, wird sich ohne Weiteres die partielle Zurechnungfähigkeit bei manchen psychischen Zuständen, insbesondere bei den Grenzfällen von Geisteskrankheit und Geistesgesundheit, ergeben. Dr. Albert Moll.



Herbstsorgen.

Nach der Mahlzeit ruht jetzt die Börsenwelt. Das Publikum hat an Industriewerthen und Montanpapieren beträchtlich verdient; wenigstens buchmäßig, so lange keine Verkäufe nöthig sind. Die Spekulanten konnten, wenn sie schlau mit der treibenden Strömung geschwommen waren und nicht etwa 10 000 Prinz Henri-Aktien schuldig sind, Differenzen einstreichen, die mehrfach in ein paar Tagen 12 bis 15 Prozent ausmachten. Und die Banken setzten entweder ihre Emissionen schlank ab oder gewannen ebenfalls beim Spekuliren, — die Direktoren manchmal wohl noch extra. Skeptische Börsenleute behaupten gern, nur wenn es „schief geht“, heiße es, die Bank habe den Kauf oder Verkauf entrirt; aber diese wilden Phantasien von geheimen Notizbüchern mancher Bankdirektoren oder Börsendisponenten müssen erst bewiesen werden. Die Böhmischen Wälder früherer Jahrzehnte sind ausgerodet. Immerhin wird jetzt in großem Stil von Gesellschaften spekulirt, die ohne ihre Banken solches Wagniß nicht unternehmen könnten. Von den eben so billigen wie geschickten Ankäufen der Courl-Werthe durch die Harpener A.-G. wurde hier schon gesprochen. Jetzt ruhen im Portefeuille des Schalker Gruben- und Hüttenvereins $5^1/_2$ Millionen Pluto- und Vulkan-Aktien. Mit Pluto hatte der Verein vergeblich eine Verschmelzung angestrebt, mit dem duisburger Vulkan ist sie gelungen. Aber der Abschluß vom dreißigsten Juni zeigt auch noch einen neuen Besitz von $1^1/_2$ Millionen Kuxen dreier Gewerkschaften und von Aktien des Stahlwerkes Hoesch. Diese Industriepapiere im Werth von sechs Millionen sollen drei Millionen Gewinn bringen können, wenn sie ungefähr zu den heutigen Kursen verkäuflich sind. Wir sehen hier also die Spekulation eines Bergwerks, dem solche Aufgaben gewiß nicht in die Statuten geschrieben wurden und das ohne eine hilfreiche Bank kaum so weit vorgehen könnte. Schalker, deren vorletzte Dividende 15 Prozent betrug, stehen heute etwa 287. Diese im Ganzen glücklichen Transaktionen werden hier nur erwähnt, um auf die stillen Gewinne einzelner rührigen Banken hinzuweisen.

Die Börse selbst liegt im Verdauungschlummer. Als die Diskontogesellschaft bekannt machte, ihr berühmtester Geschäftsinhaber sei, um über eine brasilianische Anleihe zu verhandeln, nach London gereist, glaubten die Herren wohl selbst nicht, wie wenig Hausseneigung diese Meldung an der Börse finden würde; es fehlt eben die Lust und der rechte Zug. Uebrigens wird London jetzt mehr als sonst beachtet; namentlich wird die Festigkeit des dortigen Minenmarktes in den Börsenberichten gern als Erfrischung herumgereicht. Nun werden aber die Kurse der Minenaktien an der Themse nur durchgehalten, die Nachfrage ist gering und die Reports zur Liquidation sind recht theuer geworden. Die englischen Größen dieses Gebietes, die Herren Beit, Lionel Phillips, Neumann und Andere, saßen bisher in deutschen Bädern, ohne von dort aus für ihre Interessensphäre Stimmung zu machen. Vielfach wird der Ausgangspunkt der neuen Bewegung in Paris gesucht. Die dortige Minenvertretung der Deutschen Bank, in Firma Goerz & Co., sondirt zunächst das neue Terrain; aber für den französischen Magen sind so homöopathische Dosen, wie man sie von Goerz gewohnt ist, nicht der Rede werth. Man

darf nicht übersehen, daß die Franzosen dem deutschen Industrieaufschwung ganz fern geblieben sind, also auch nicht Milliarden in neuen Aktien an- und festgelegt haben. Darauf scheinen weitausschauende Unternehmer zu bauen. Natürlich würde auch eine neue $2^1/_2$ prozentige Anleihe von 1500 Millionen — vielleicht für die Flottenverstärkung — bei einer solchen Plethora spielend gelingen; ein Uebernahmekonsortium wäre da gar nicht nöthig. Der niedrige Zinsfuß wäre ja nach der Tonkin-Anleihe nichts Neues mehr. Auf eine bald eintretende Konversion der französischen Rente in eine $2^1/_2$ prozentige ist aber wohl kaum zu rechnen; sie würde den kleinen Kapitalisten treffen, der in Frankreich eine Macht ist und den gerade das Schutzzollministerium Méline sorgfältig schonen muß.

Anders steht es um die Aussichten einer italienischen Konversion, die ja einmal kommen muß und bei den Franzosen, die jetzt wieder an Italienern — und auch an Türken — viel verdient haben, kaum auf Widerstand stoßen würde. Ohne Rothschild gehts freilich nicht; dieses Welthaus ist trotz allen Banken bei Geschäften ersten Ranges unentbehrlich; wo es fehlt, wollte es gewöhnlich fehlen. Zu einer Konversion ist Italien bald berechtigt, da das dortige Anlagekapital seit Jahren schon seine Rente vom Auslande ununterbrochen zurückkauft. Diese Thatsache ist die beste Antwort auf die neulich hier vom Herrn Dr. Rudolf Meyer vertretene Ansicht, daß Italien „finanziell und volkswirthschaftlich ruinirt“ sei. Da derselbe Herr zugleich Spanien für „insolvent“ erklärt hat, so möchte ich ihn auf die unanfechtbare Statistik hinweisen. Danach hat Spanien nicht allein die ganze innere Schuld aus der Fremde schon lange bei sich aufgenommen, sondern auch von den zwei Millionen Pesetas äußerer Schuld schon 75 Prozent nach Spanien gezogen. Jahrzehnte lang herrschte die Spekulation in spanischen Papieren an allen europäischen Börsen; jetzt ists damit längst vorbei. Solche Rückkäufe sind aber natürlich nicht von Einzelnen zu machen, sondern nur durch das Entstehen und Wachsthum eines breiten Mittelstandes zu erklären. Was der vierte Stand dabei gewinnt, ist eine andere Frage; aber der stetig zunehmende Wohlstand Italiens und Spaniens ist eine längst bekannte Thatsache. Der Erwerbssinn packt nach und nach eben auch die wirthschaftlich passiven Völker Europas und die Rasse macht dabei keinen Unterschied: wir sehen die selbe Aufwärtsbewegung bei Romanen, Polen, Magyaren, Schweden und Schweizern.

Die neue brasilianische Anleihe — Ort der Handlung: Rothschilds berühmte Office in London — wird mit mindestens einem Viertel des Betrages nach Paris kommen. Die französische Hochfinanz hat ja in der Banque de Paris ein Institut, das in brasilianischen Geschäften schon mehrfach mit Erfolg operirt hat. Als Hauptkonkurrent Rothschilds, da in dieser Bank andere Hundertmillionen-Häuser stecken, wird natürlich diesmal die Banque de Paris nicht betheiligt werden. Ob Herr von Hansemann das Rechte getroffen hat, als er sich entschloß, mit etwa 30 Millionen etwas Brasilianisches zu riskiren, ist schwer zu sagen. Bei einem so großen Anleihebedarf ist es weder klar, welche deutschen Handelsfirmen indirekt jetzt wieder zu ihrem Gelde kommen, noch, welche heimliche Mißwirthschaft an den neuen Baarmitteln gleich zu nagen beginnt. Unsere deutschen Begriffe von Ordnung und Ehrlichkeit passen für diese wilden Verhältnisse nicht; daran muß man immer denken. Hoffentlich sind die europäischen Kontrahenten darüber einig geworden, daß eine möglichst umfassende Sanirung Brasiliens beginnen und die Bankkon-

sortien auch eine Zeit lang die Zinsen vorstrecken müssen, falls einmal vorübergehende Stockungen eintreten sollten. Denn um den Herren in Rio de Janeiro noch einige Zeit den Zinsendienst zu ermöglichen, wird man doch wohl in Berlin keinen Finger gerührt haben. In London, wo die Beschäftigung der Industrie in den Erwägungen keine Rolle spielt, liegen die Verhältnisse anders. Die Diskontogesellschaft aber kann keine exotische Anleihe bringen, ohne der Regirung dabei Aussichten für unsere Eisen- und Stahlwerke zu zeigen; selbst wenn Herr von Hansemann Hütten vorzieht, bei denen die Gesellschaft stark betheiligt ist, kommt der Gewinn unserem Arbeitmarkt zu Gute. Jedenfalls ist in Brasilien, falls die Einheit erhalten bleibt, noch eine reiche Entwickelung möglich; dafür bürgen schon die zwei Artikel, die überall gebraucht werden: Kaffee und — namentlich — Gummi, dem der Aufschwung der Elektrotechnik und der Fahrradindustrie sehr genützt hat.

Wäre nur Mexiko so glücklich, einen so wichtigen Ausfuhrartikel zu besitzen! Seit dieses Land zum ersten Male auf unserem Geldmarkt Hilfe suchte, sind nun neun Jahre verstrichen; in dieser Zeit ist wegen des Zinsendienstes ein ernster Zweifel nicht entstanden. Die sechsprozentigen Goldbonds sind heute auf 92 zurückgegangen; deshalb braucht eine Reduktion auf fünf Prozent aber noch nicht bevorzustehen. Eigentlich sollte man auch mit fünf Prozent zufrieden sein, nachdem man so lange ungewöhnlich hohe Zinsen ohne Unruhe und Sorge eingestrichen hat. Mexiko lastet aber wie eine dunkle Wolke auf der Börsenstimmung; und doch wäre die Geschäftsstille schon aus den Gold- und Geldbefürchtungen der europäischen Notenbanken zu erklären. In besseren Zeiten hätte die Eröffnung des direkten Telephonverkehres zwischen Berlin und Budapest die Kurse belebt. Jetzt ließ man zunächst die Herrscher Deutschlands und Ungarns leben und dachte dabei wohl an eine ganze Serie von Spekulationpapieren, die künftig noch lebhafter in Berlin gekauft oder gefixt werden könnten. Ungarn kommt ungemein schnell vorwärts, weil die Regirung neuen Industrien entweder Subventionen oder doch Steuerfreiheit gewährt; so hat man z. B. jetzt die Uhrenfabrikation ins Land gezogen. Das noch junge Bankwesen ist rasch centralisirt worden, es giebt nur wenige Privatfirmen und fast jede Branche wird, sobald sie sich ausbreitet, in Aktienform gebunden. Budapest, dessen Börsenspekulation gewiß sauberer sein könnte, hat namentlich an Lokalwerthen riesig verdient; ungeheure Gewinne soll trotz der Mißernte auch die Getreidespekulation gemacht haben. Die Ungarn, die ein mageres Jahr voraussahen, hatten nämlich auf Lieferung Riesenposten gekauft, während Böhmen und Berlin damals leider bereitwillig Verkäufer waren. Stark verliert besonders Berlin, das sich in Rußland deckte, wo die Unterhändler dann fallirten. Ernste Kaufleute erzählen, die Ungarn hätten am Getreidespiel 40 Millionen Gulden verdient; aber diese Summe klingt ein Bischen phantastisch, selbst wenn man statt Gulden Mark setzt.

Auch für Politik interessirt sich unsere Haute Banque wieder einmal. Die Herren sind neugierig auf die Wahlparole und trauen Herrn von Miquel, ihrem alten Bekannten, zu, er könne, um die wirthschaftlichen Gegensätze ein Bischen zu verdecken, unter dem Zeichen der Flottenvermehrung zur Urne rufen. Pluto.



Der Fall Berlepsch.

Vor ein paar Wochen las man eine aus wenigen Zeilen bestehende Notiz, die erzählte, daß in Rosdzin — in der Gegend von Myslowitz in Oberschlesien — Erderschütterungen unter donnerähnlichem unterirdischen Getöse stattgefunden hätten. Die Häuser geriethen ins Schwanken, die Gegenstände in den Wohnungen wurden durcheinander geworfen. Die Bewohner verließen angstvoll ihre Häuser, da sie vielleicht vor einer Wiederholung des furchtbaren Erdrutsches vom dritten Juni zitterten; doch seien sie, wie hinzugefügt wurde, als die Erschütterungen sich nicht wiederholten, wieder in ihre Wohnungen zurückgekehrt. Gleichzeitig meldete eine andere Notiz aus der selben Gegend, daß am vierundzwanzigsten August in der Kleophasgrube die Holzzimmerung in Brand gerathen sei. Dabei wurde beschwichtigend bemerkt, es sei gelungen, sämmtliche Bergleute lebend ans Tageslicht zu fördern; das Feuer sei eingedämmt und der Betrieb wieder aufgenommen. Einige Wochen vorher war gemeldet worden, daß in der Kleophasgrube die Wasserhaltungmaschine zusammengebrochen sei und einen Mann erschlagen habe. Das ist die selbe Kleophasgrube, wo bei einer Katastrophe von selten gesehener Ausdehnung in der Nacht vom dritten zum vierten März 1896 114 Bergleute den Feuertod fanden.

In diesem Unglückswinkel, dem Revier Myslowitz-Kattowitz in Oberschlesien, giebt es keinen staatlichen Beamten für die örtliche Beaufsichtigung des Bergbaues. Die örtliche Bergpolizei liegt in den Händen einer der dortigen bergbautreibenden Familien, die mit einer Abgabe von fünf Prozent an der Bruttoförderung aller Bergwerke ihres „Regalbezirkes" betheiligt ist. Als der Freiherr von Berlepsch Handelsminister war, war in Angelegenheiten der Bergpolizei und der Sicherheit der Bergarbeiter die unterste Instanz der private Angestellte des damaligen Obersten von Tiele-Winckler, die oberste Instanz der Schwiegersohn des Obersten, Herr von Berlepsch. Die Aufklärung dieses Sachverhaltes und der Unvereinbarkeit solcher verwandtschaftlichen Beziehungen mit den eigentlichen Aufgaben der Bergverwaltung bildet im Wesentlichen den Fall Berlepsch, der in den letzten Jahren dreimal die Oeffentlichkeit beschäftigt hat. Jedesmal war mit dem Fall Berlepsch der Name des berliner Privatdozenten Dr. Jastrow verknüpft: das erste Mal durch einen Preßprozeß, das zweite Mal durch ein Disziplinarverfahren, das dritte Mal durch den in der zweiten Augusthälfte bekannt gewordenen Uebergang der von Jastrow herausgegebenen Wochenschrift „Soziale Praxis" an ein Konsortium, dessen Leiter Herr von Berlepsch ist. Die Geschichte des Falles Berlepsch gehört zu den charakteristischsten Vorgängen unserer Zeit und es ist deshalb lohnend, ihm bis in seine Anfänge nachzugehen.

Zu den Landtagswahlen des Jahres 1893 erschien unter dem Titel „Sozialliberal" eine Brochure Jastrows, in der die liberalen Wähler aufgefordert wurden, ihr Augenmerk auf solche Abgeordnete zu richten, die sozialpolitische Kenntnisse und sozialpolitisches Verständniß in das Parlament mitbrächten. Ressort für Ressort geht der Verfasser die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung durch, bespricht ihren augenblicklichen Zustand in Preußen und zeigt, was die bisherigen Vertreter des Liberalismus im Abgeordnetenhause an Kritik haben fehlen lassen. So macht er darauf aufmerksam, daß unter dem Entwurf des großen Steueraufhebung-Gesetzes, das die Bergwerksabgaben abschaffen sollte, die Unterschrift des

Handelsministers fehlte, ohne daß ein Abgeordneter Aufklärung darüber verlangt hätte. Diese Aufklärung, meint er, wäre durchaus erforderlich gewesen. „Wenn der Handelsminister sich für persönlich behindert hielt, weil ein naher Verwandter von ihm, sein Schwiegervater, der Oberst von Tiele-Winckler, der einen erheblichen Theil dieser Bergwerksabgaben zu zahlen hat, an der Sache interessirt war, dann wäre es seine Pflicht gewesen, Das dem König zu sagen, die ordnungmäßige Bestellung eines Stellvertreters zu beantragen, und der Landtag hätte ein Recht gehabt, zu erfahren, wer dieser Stellvertreter gewesen ist, d. h. wer den Erlaß der Bergwerksabgaben von dem Standpunkt des staatlichen Bergwerksinteresses geprüft hat." In den Motiven des Gesetzentwurfes war nicht nur keine Begründung für das Fehlen der Unterschrift gegeben, sondern sogar durchaus unrichtig die Sache so dargestellt, als ob diese Abgaben, die von einem Miteigenthum des Staates an den Bergwerken herrühren, im preußischen Steuersystem zu den Steuern gezählt würden, als ob also nur der Finanzminister sie zu vertreten hätte. Bei der ersten Berathung des Gesetzentwurfes saß der Handelsminister schweigend am Regirungtisch, in den Kommissionberathungen ließ er sich durch einen Geheimrath vertreten, bei den Schlußverhandlungen fehlte er. Nun war aber die Behauptung, daß diese Abgaben zur Steuerverwaltung gehörten, so gründlich falsch, daß bei einer neu auftauchenden Streitfrage der Finanzminister, der die Spitze der Steuerverwaltung darstellt, sich außer Stande sah, Auskunft zu ertheilen, und doch den Handelsminister noch zu Hilfe rufen mußte. Diese Abgaben sind eben nicht Steuern und fallen nicht einmal immer an den Staat, sondern manchmal an einen privaten Regalherrn. Einer dieser Herren wandte sich petitionirend an das Abgeordnetenhaus und machte darauf aufmerksam, daß in der Kabinetsordre, die sein Regal regelt, eine Klausel enthalten sei, wonach das Regal nicht höher sein dürfe als das staatliche; wenn der Staat also das private Regal gänzlich abschaffe, so werde das seinige dadurch auch auf Null reduzirt. Die Kommission, die nun, da der Finanzminister keine Auskunft geben konnte, doch den Handelsminister mit hineinziehen mußte, erhielt von ihm eine von seinem Ministerialdirektor unterzeichnete Auskunft, die sehr ausführlich die bestehenden Privatregale beschrieb. Darunter erscheint auch das der Familie von Tiele-Winckler in der Herrschaft Myslowitz-Kattowitz, das im Jahre 1891 der Familie einen Ertrag von 698329 Mark gebracht hatte. Die Kommission wußte eine verschmitzte Fassung zu finden, die so gedrechselt war, daß die Staatsabgabe aufhörte, die Privatabgabe aber bestehen blieb. Wer also gleichzeitig Bergwerksbesitzer und Privatregalherr ist, für Den sind diese Abgaben erlassen, wenn er sie zu zahlen, aber ungemindert aufrecht erhalten, wenn er sie zu empfangen hat.

Wohl Alle, die diese Thatsachen damals aneinandergereiht lasen, hatten den Eindruck, daß Herr von Berlepsch bei solchen verwandtschaftlichen Beziehungen eben nicht vorgesetzter Minister der Bergwerke sein konnte, — Alle, mit Ausnahme des Herrn von Berlepsch selbst. Waren doch sogar die Bergwerke, die vorher zum Eisenbahnministerium gehört hatten, gerade als er das Handelsministerium übernahm, jenem abgenommen und diesem einverleibt worden. Er hatte nicht das geringste Empfinden dafür, wie wenig er bei seinen verwandtschaftlichen Beziehungen der geeignete Mann sei, um eine solche Ressortveränderung zu machen oder mitzumachen. Aber man fühlte, daß irgend Etwas geschehen müsse. Wie man

es in Deutschland gewöhnlich thut, um einer unangenehmen Kritik zu entgehen, drehte man den Spieß um, machte aus dem Kritiker einen Angeklagten und schickte den Staatsanwalt gegen ihn vor. Aus dem Fall Berlepsch wurde ein Fall Jastrow gemacht. Der Staatsanwalt behauptete, die zu Grunde gelegte Darstellung sei unrichtig und beleidigend, und beantragte gegen Herrn Dr. Jastrow zwei Monate Gefängniß. Der Wahrheitbeweis für die Erzählung vom Erlaß der Bergwerksabgaben gelang vollständig und das Gericht nahm die ganze Erzählung ohne ein Wort des Widerspruches wörtlich in das Erkenntniß auf. Nur wegen der Schlußsätze, die sich nicht mehr mit diesem Abgabenerlaß beschäftigen, sondern mit dem Eindruck, den er machen mußte, und die an die vorhin erwähnte Ressortveränderung erinnerten, erkannte das Gericht auf eine Geldstrafe.

Anderthalb Jahre vergingen. Der Fall Berlepsch ruhte. Ob nun irgend einer der Kollegen den Minister mit dem unrühmlichen Ausgang des Prozesses neckte oder weshalb sonst sich die Nothwendigkeit herausstellte, daß noch einmal „Etwas geschehen müsse," darüber ist nichts bekannt. Eines Tages aber las man in den Zeitungen, daß gegen den Verfasser des schon zwei Jahre alten Buches ein Disziplinarverfahren eingeleitet sei, und zwar in seiner Eigenschaft als Privatdozent an der Universität. Jetzt ereignete sich, was in Deutschland selten ist: es erhob sich eine allgemeine Entrüstung. An den Unfug der Beleidigungprozesse sind wir gewöhnt. Dem gehetzten Wilde giebt doch aber das Preßgesetz mit seiner sechsmonatigen Verjährung eine gewisse Grenze. Wenn man aber einen Autor, der einer Disziplinargewalt unterliegt — und die Mehrzahl der „studirten Leute" in Deutschland dürfte sich wohl in solchen Stellungen befinden — bis ins Ungemessene disziplinarisch verfolgen könnte, so gäbe es überhaupt keine Ruhe. Diese Entrüstung steigerte sich, als bekannt wurde, daß der Zielpunkt des Verfahrens gar nicht einmal, wie allgemein angenommen wurde, die Entfernung von der Universität, sondern die Erzwingung eines Widerrufes sei. Und als nun gerade in der Zeit dieser Entrüstung im Regalbezirk der Familie Tiele-Winckler sich jenes fürchterliche Unglück in der Kleophasgrube ereignete, als erst aus diesem Anlaß bekannt wurde, daß das Regal noch ganz andere Wirkungen habe, daß in einem solchen Gebiete nicht einmal ein königlicher Bergpolizeibeamter bestellt sei, da war Alles auf den Ausgang der Sache gespannt. Aber die Hauptperson verschwand. Herr von Berlepsch stieg gerade damals in die schon recht lange offene Gruft hinein. Das Verlangen nach einem Widerruf ward zurückgenommen und die Sache konnte wieder einmal vergessen werden.

Jetzt, nachdem wieder mehr als ein Jahr ins Land gegangen ist, wird bekannt, daß die Zeitschrift des Herrn Jastrow in die Hände des Herrn von Berlepsch übergeht, der an die Spitze einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung tritt. Ein Cirkular, das den Namen des bisherigen Herausgebers nicht einmal nennt, wird an die ganze deutsche Presse verschickt, um die Thatsache, daß die Zeitschrift in die Verfügung dieser Gesellschaft gebracht sei, bekannt zu machen. In den Zeitungen erhebt sich ein Lärm. Man macht auf das Ungehörige eines solchen literarischen Racheaktes aufmerksam. Jetzt kommt Herrn von Berlepsch endlich das Verständniß für seine Stellung. Er sieht ein, daß ihm nicht die Rolle des Anklägers, sondern die des Angeklagten zukommt, und schickt, um sich gegen die entrüstete „öffentliche Meinung" zu wehren, ein Rechtfertigungschreiben an die Vossische

Zeitung, in dem er feierlich versichert, daß ein so gemeines Motiv wie Rachsucht ihm fremd sei, daß er überhaupt nicht darauf ausgegangen sei, die Zeitschrift in seine Hände zu bringen, sondern dieses Verhältniß nur acceptirt habe. Und nun muß er sich gefallen lassen, daß ihm gesagt wird, das Alles sei gleichgiltig, er hätte das Taktgefühl besitzen müssen, sich vorher zu sagen, wie dieser Vorgang aufgefaßt werden würde, und hätte auch bei dem reinsten Gewissen nichts thun dürfen, was sich wie ein Racheakt ausnimmt. Damit hat endlich Herr von Berlepsch selbst bewiesen, was vor vier Jahren der angegriffene und so lange verfolgte Autor des Buches „Sozialliberal" behauptet hat: daß dieser Staatsminister ein Mann ist, dem das richtige Empfinden für den Eindruck, den seine Handlungen und Unterlassungen hervorrufen müssen, in auffälligem Grade abgeht.

Für eine psychologische Betrachtung über die Gefahren, denen die hohen Herren, die den Staat regiren, in der Entwickelung und Beschränkung ihrer Gedankenwelt ausgesetzt sind, bietet der Fall Berlepsch ein höchst merkwürdiges Beispiel, gerade weil er ohne jede Beimischung ehrenrühriger Anzweifelungen besprochen werden kann. Herr von Berlepsch hat versichert, daß hier kein Racheakt vorliegt. Seine Versicherung hat keinerlei Widerspruch gefunden, sie muß also als anerkannt richtig hingenommen werden. Inzwischen ist bekannt geworden, daß der bisherige Herausgeber angesichts gewisser Kooperationpläne freiwillig verzichtet, ja, daß er schon vorher wiederholt eine Entlastung von Redaktiongeschäften gewünscht hat. Herr von Berlepsch steht nach der Erklärung des Herrn Jastrow in diesem Punkte gerechtfertigt da. Dennoch sagt ihm Jeder, daß man auf diese Art ein angesehenes Blatt nicht übernehmen, daß man es mindestens auf diese Art nicht einführen dürfe. Wie soll man es sich erklären, daß Jemand, der im Salon der gewandteste Kavalier ist, der für ein Muster von Höflichkeit und Artigkeit gilt, sich hier eine solche Taktlosigkeit zu Schulden kommen läßt? Der Grund ist wohl, daß diese Herren, die immer nur unter sich leben, sich für die geborenen Führer der Nation halten. Die Herren von Berlepsch und von Rottenburg glauben wirklich, die Thatsache, daß sie an die Spitze einer Zeitschrift treten, sei etwas so ungeheuer Bedeutendes, daß es allein ganz Deutschland in Erstaunen setzen und daß um die quantité négligeable des bisherigen Herausgebers sich Niemand kümmern werde. In den Vorstellungskreis einer zahlreichen, über ganz Deutschland verbreiteten Leserschaft, die in dem von Jastrow geleiteten Blatte eine eigenartige persönliche Schöpfung zu genießen gewohnt war, konnten sie sich offenbar gar nicht hineinversetzen.

Nachdem diese Lebenserfahrung ihm zur Hilfe gekommen ist, wird Herr von Berlepsch wahrscheinlich auch endlich begriffen haben, was in der Angelegenheit des Bergregals so ziemlich ganz Deutschland über ihn dachte. Seine persönliche Ehrenhaftigkeit ist völlig unbestritten. Daß er seinem Schwiegervater zu Liebe einen Griff in die Staatskasse gethan, oder gar, daß er das Bergwerks-Ministerium an sich gebracht habe, um es zu solchen Zwecken verwerthen zu können, hat ursprünglich kein Mensch von ihm geglaubt. Erst durch seinen Strafantrag und dadurch, daß die Führer seiner Sache während der unaufhörlichen Verfolgungen seines Kritikers gar nicht müde wurden, Jastrow Behauptungen unterzuschieben, die für den Minister kränkend sein mußten, wurde er in einen solchen Ruf gebracht. Als Herr von Berlepsch ging und das Verlangen nach einem Widerruf zurückgenommen wurde, hat der Autor, der eben den modernen Inquisitionprozeß sieg-

reich durchgefochten hatte, einen Artikel über das Ministerium Berlepsch geschrieben auf den Herr von Berlepsch mit wohlberechtigtem Stolz sich in seinem Schreiben an die Vossische Zeitung beruft. Herr von Berlepsch hat keinen Racheakt begangen und sieht doch die Thatsache ein, daß sein Vorgehen ihm als Racheakt ausgelegt wird; Herr von Berlepsch hat keine Unehrlichkeit begangen und wird jetzt wohl einsehen, daß er nach seinen verwandtschaftlichen Beziehungen trotzdem nicht preußischer Bergwerksminister sein konnte, ohne sich in ein ungünstiges Licht zu setzen.

Hat Herr von Berlepsch Das eingesehen, so wird ihm wohl auch eine fernere Einsicht kommen. Er behauptet in seinem Schreiben an die Vossische Zeitung, daß er das Disziplinarverfahren gegen Dr. Jastrow „weder beantragt noch gewünscht" habe. Es verstößt gegen die Regeln der Klugheit, in eigener Sache eine Behauptung aufzustellen, die auch der stärkste Mann nicht glauben kann. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß der Kultusminister einen Disziplinarprozeß anstrengt, der die persönlichen Angelegenheiten seines Kollegen wieder aufrühren muß, wenn dieser Kollege selbst dagegen ist. Es kann daher in der neuen Behauptung des Herrn von Berlepsch nur auf irgend eine Wortdeutung herauskommen, die das Wesen der Sache verdunkelt. So lange Herr von Berlepsch nur negativ behauptet, daß er das Disziplinarverfahren „weder beantragt noch gewünscht" habe, so lange er aber nicht positiv sagt, wer denn in aller Welt sonst auf den unerhörten Gedanken gekommen ist, ein zwei Jahre altes Buch hervorzuholen, und auf den noch tolleren Einfall, den Autor zu einem Widerruf zu zwingen, — so lange muß er sich, wenn er einiges Taktgefühl besitzt, sagen, daß er mit solchen Behauptungen nur den Eindruck hervorruft, daß ihm die Sache nachträglich unangenehm geworden ist und daß sein Gedächtniß gefällig genug ist, an dieser Stelle zu versagen.

Herr von Berlepsch versichert in seiner Zuschrift an die Vossische Zeitung, daß der Fall Jastrow für ihn erledigt sei. Das ist überaus gütig von dem Herrn, — ungefähr eben so gütig wie bei Fritz Reuter die Versicherung des trefflichen alten Edelmannes, der vor dem Landgericht verklagt ist und antwortet: er sei durchaus nicht für Prozesse. Nur muß der stille Beobachter dieser Dinge sich doch fragen, worin denn eigentlich die „Erledigung" des Falles besteht. Herr Jastrow ist wegen formaler Beleidigung freilich zu einer kleinen Geldstrafe verurtheilt worden, aber er hat den verlangten Widerruf nicht geleistet. Dem Reichstagsabgeordneten Dr. Schoenlank, der in der selben Sache das Wort ergriffen und öffentlich mehrfach dringend um eine Anklage gebeten hatte, die ihm Gelegenheit geben sollte, seine Behauptungen vor Gericht bündig zu beweisen, ist dieser Herzenswunsch nicht erfüllt worden. Die Angaben beider Herren sind als unrichtig also nicht erwiesen, wohl aber ist Herr Dr. Jastrow nun publizistisch heimlos geworden. Es ist schwer, sich in die Anschauung eines Mannes zu versetzen, dem diese Art, einen Fall zu erledigen, Befriedigung gewähren kann. Wenn Herr von Boetticher, dessen Familienangelegenheit freilich sehr viel komplizirter war und der, noch vorsichtiger als sein Freund Berlepsch, statt in die berühmte Oeffentlichkeit eines Gerichtssaales zu flüchten, sich damit begnügte, von mangelhaft informirten Kollegen sich ein Reinigungattest ausstellen zu lassen, jetzt, da er, wie es scheint, Herrn von Pommer-Esche aus dem Oberpräsidium der Provinz Sachsen verdrängen soll, erklärte, er sei mit der Erledigung seines Falles sehr zufrieden, dann würde diese Mittheilung sicher Staunen erregen. Auch die Erklärung des früheren Handelsministers wird Der nur verstehen, der weiß,

wie im Kreise der „Maßgebenden“ noch immer das zwischen Staatsbeamten und Publizisten bestehende Verhältniß aufgefaßt wird. Der Publizist hat aber nicht, wie die Herren zu glauben scheinen, dem Beamten in die Suppe zu spucken, der Beamte nicht den unbequemen Publizisten einsperren zu lassen, sondern Beide sind, Jeder in seiner Sphäre, vollkommen gleich berechtigt und Beide dienen, Jeder auf seine Art, einer gemeinsamen Sache. Der Publizist ist, wenn er seinen Beruf ernst nimmt, verpflichtet, Dinge, die er nach reiflicher Prüfung für wichtig oder gefährlich hält, an die Oeffentlichkeit zu bringen und der Beamte hat, wenn ihm bei dieser Veröffentlichung Unrecht geschehen ist, dieses Unrecht aufzuklären und aus der Welt zu schaffen, nicht aber den Publizisten nach Plötzensee zu schicken. Die heutzutage beliebte Art, solche Fälle zu „erledigen“, stammt aus der Steinzeit des Absolutismus und der Beamtenwillkür; sie war höchstens noch in den Tagen des Junius modern und wurde mit Recht schon von Rochefort in der Lanterne als Zeichen vorsintfluthlicher Anschauung verhöhnt.

Daß Herren, die vorher in hohen Staatsstellen saßen, sich jetzt der publizistischen Thätigkeit zuwenden, ist ein für Deutschland neues, ein froh zu begrüßendes Ereigniß. Unsere öffentlichen Erörterungen haben lange genug unter dem Uebelstand gelitten, daß die sachkundigsten Männer nur selten das Wort nahmen und daß es für eine Erniedrigung respektabler und respektirter Leute galt, „in Zeitungen zu schreiben“. Die Excellenzen von Berlepsch und von Rottenburg haben nun endlich das Eis gebrochen und sich dadurch Anspruch auf Dank erworben. Sie wollen die soziale Entwickelung des Deutschen Reiches nach der Richtung lenken, die ihnen nöthig und nützlich scheint, und wählen dazu das wirksamste Mittel. Zunächst werden sie keinen leichten Stand haben, denn ein großer Theil des Publikums, das, auch wenn es mit den Ansichten des Herrn Dr. Jastrow nicht übereinstimmte, doch in der „Sozialen Praxis“ ein gut, duldsam und gewissenhaft redigirtes Blatt sah, wird mit einigem Mißtrauen auf die vornehmen Herren blicken, die den bürgerlichen Privatdozenten ausgekauft haben. Vielleicht gelingt es ihrem Bemühen, dieses Vorurtheil zu überwinden. Jedenfalls aber werden sie bald merken, daß politische und soziale Erscheinungen auf den unabhängigen Publizisten anders als auf den Beamten wirken; sie werden, wenn sie den Charakter des Blattes nicht völlig verändern wollen, genöthigt sein, Mißstände, die in der Verwaltung des Reiches, der Bundesstaaten, Provinzen und Kommunen vorkommen, ans Licht zu ziehen und mit der Rücksichtlosigkeit zu besprechen, die der Ernst der Sache verlangt. Da der von ihnen angestellte Redakteur für den Inhalt des Blattes die Verantwortlichkeit trägt, wird ihnen die Berührung mit dem Staatsanwalt stets erspart bleiben; aber sie würden gewiß recht verwundert dreinschauen, wenn auch nur der Versuch gemacht würde, ihren Vertrauensmann nach Moabit zu laden, denn sie fühlen sich als die festesten Stützen des Staates und der Gesellschaft und fordern, daß an ihrer guten Patriotenabsicht niemals gezweifelt wird. Haben andere Sterbliche, die vorher nicht Minister und Unterstaatssekretäre waren und nicht Schwiegersöhne schlesischer oder amerikanischer Millionäre sind, aber nicht am Ende das selbe Recht auf den offenen Ausdruck ihrer redlich geprüften Ueberzeugung? Und kann der Staatsminister von Berlepsch mit der Erledigung eines Falles zufrieden sein, die der Zeitungbesitzer und Zeitungschreiber von Berlepsch als vollkommen ungenügend betrachten würde?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 18. September 1897.

1 + 1 = 3.

Vier Jahre und ein paar Monate sind verstrichen, seit um die Militärvorlage des Grafen Caprivi, dem der Kardinal Ledochowski und Herr Hirsch Hildesheimer beim schweren Werk Hilfe leisteten, der Wahlkampf entbrannte. Die Ehre, das Dasein, die Zukunft des Deutschen Reiches sollte, so sagte der auf den Kanzlerposten kommandirte General, von der Annahme dieser Vorlage abhängen, denn sie erst schüfe die Möglichkeit, „den Schauplatz eines künftigen Krieges auf feindlichen Boden zu legen". Noch klarer klangen die Worte, die der Kaiser am achtzehnten Mai 1893 in Görlitz sprach: „Sicher zu stellen gilt es die Zukunft unseres gesammten deutschen Vaterlandes. Dazu bedarf unsere Wehrkraft einer erheblichen Verstärkung. Die Nation habe ich aufgefordert, uns dazu die Mittel zu bewilligen. Zur Lösung dieser die Lebensexistenz Deutschlands bedingenden Frage bedarf es der vollkommenen Einheit." Von der Wehrkraft der uns seit zehn Jahren verbündeten Staaten wurde damals kaum gesprochen: das deutsche Heer sollte so verstärkt werden, daß es in einem Kriege mit zwei Fronten allein den beiden Gegnern die Spitze bieten könnte; und deutlich wurde gesagt, daß man als diese beiden Gegner Frankreich und Rußland betrachten müsse. Zwar hatte im Januar des selben Jahres der Kaiser den Großfürsten-Thronfolger Nikolaus von Rußland, der jetzt die Mütze des Monomachen trägt, in Berlin sehr herzlich begrüßt und am Frühstückstisch des Alexander-Regimentes zu ihm gesprochen: „Wir Alle sehen in Ihrem kaiserlichen Vater nicht nur den hohen Chef des Regimentes, nicht nur unseren vornehmsten Kameraden, sondern vor Allem

den Träger altbewährter monarchischer Traditionen, oft erwiesener Freundschaft und inniger Bande intimer Beziehungen zu meinen erlauchten Vorgängern, deren Erfüllung in früheren Zeiten russische sowohl wie preußische Regimenter auf dem Schlachtfeld vor dem Feind mit ihrem Blute besiegelten." Vier Tage vorher aber hatte er im Schloß den Herzog von Edinburg gefeiert und dabei ausgerufen: „Sollte es sich einmal ereignen, daß die englische und die deutsche Marine Schulter an Schulter gegen einen gemeinsamen Feind zu kämpfen haben, dann wird die berühmte Parole: ‚England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht thue', welche der größte Seeheld Englands vor der Schlacht von Trafalgar ausgegeben hat, ein Echo in dem patriotischen Herzen der deutschen Marine finden." In diesem Trinkspruch suchte man verborgenen Sinn und die Erinnerung schweifte ins Jahr 1890 zurück, in die Zeit des deutsch-englischen Abkommens, das ausdrücklich mit dem Bestreben, gute Beziehungen zu England zu erhalten, motivirt worden war und dessen für Deutschland ungünstige Bedingungen nur verständlich erschienen, wenn man annahm, daß daneben geheime Abmachungen bestanden, die dem Dreibund britischen Beistand sichern sollten, — wie es von vorlauten Offiziösen ja auch eifrig behauptet wurde. Die Folge dieses durch allerlei Symptome verstärkten Verdachtes war eine Abkühlung in dem Verhältniß zu Rußland, die bei dem Besuch unseres Kaisers in Narwa empfindlichen Ausdruck fand, und das Ereigniß von Kronstadt, in dem Graf Caprivi zunächst nur eine Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes sehen wollte, das dann aber in seinen militärisch-politischen Betrachtungen doch bald die Hauptrolle spielte. Der Herr General, der beim Beginn seiner Kanzlerthätigkeit selbst erklärt hatte, ihm sei zu Muth wie einem Kinde, das mit verbundenen Augen rathlos in einem dunklen Zimmer umhertaste, war auch nach mehrjährigem Dilettiren noch nicht zu der Erkenntniß vorgedrungen, daß man sich England nicht nähern kann, ohne in Rußland Mißtrauen und Empfindlichkeit zu wecken, weil in beiden Weltreichen der Glaube lebt, das Vorspiel zu dem Kampf um die Herrschaft in Asien werde einst auf dem europäischen Kriegstheater aufgeführt werden und für den Ausgang dieses kommenden Kampfes sei die Gruppirung der europäischen Mächte vielleicht von entscheidender Bedeutung. Als ihm spät endlich die Ahnung dämmerte, ersann er, mit der Hilfe des Generals von Goßler, des jetzigen Kriegsministers, die Militärvorlage, die von dem im Sommer 1893 gewählten Reichstag angenommen wurde und die Ehre, das Da-

sein, die Zukunft des Deutschen Reiches sichern sollte ... Vier Jahre und ein paar Monate sind seitdem verstrichen. Jetzt hört man, nur der Dreibund, den der Kaiser, wie er in Homburg gesagt hat, für „unerschütterlich" hält, verbürge den Frieden und also die ruhige Zukunft des Deutschen Reiches, und zugleich wird aus Paris von einem wunderlichen Exempel berichtet, das Mariannes leicht erregten Kindern offenbar innige Herzensfreude bereitet. Der Deutsche, der am letzten Augusttage durch die Straßen der holden Lutetia schritt, sah ein buntes Schauspiel: um Herrn Felix Faure zu ehren, der von der Triumphatorenfahrt ins Heilige Rußland zurückkam, waren die Häuser mit Lichtkörpern, mit französischen und russischen Fahnen und Wappenschilden geschmückt und allerlei sinnvolle Inschriften belebten das stumme Festgepränge. Da las man die von jauchzender Hoffnung diktirten Worte: Pax Kronstadt 1891 — Spes 18 . . und der Blick fiel besonders häufig auf die seltsame Gleichung 1 + 1 = 3, die, aus der Ziffernsprache in die politische Redeweise übersetzt, sagen will, daß der Zweibund — Frankreich + Rußland — dem Dreibund — Deutschland + Oesterreich + Italien — an Wehrkraft gewachsen ist. Wenn der deutsche Betrachter zu der allgemach freilich wohl etwas zusammengeschrumpften Schaar der Caprivi-Bewunderer gehörte, konnte die Inschrift ihn nachdenklich stimmen.

Dem flüchtig schweifenden Auge scheint sie, wie so oft zuerst die Paradoxa, vollkommen unsinig; wer still und gelassen aber ihren Inhalt wägt, wird bald finden, daß sie in einer vom gallischen Witzbedürfniß gespitzten Form eine unbestreitbare und beinahe banale Wahrheit ausspricht. Gewiß: es giebt Fälle, wo 1 + 1 = 3 ist; und kein Verständiger kann bezweifeln, daß die vereint marschirenden und schlagenden Heere Rußlands und Frankreichs eben so stark wären wie das in den Waffen geübte Volk Deutschlands und seiner Verbündeten. Wenn man sich einen Krieg dieser beiden Gruppen vorstellen will — er wäre nicht einmal den zoologischen Rassenkriegen zu vergleichen, denn gegen Lateiner würden Lateiner und Slaven gegen Slaven fechten —, einen Krieg, für den ungefähr fünfzehn Millionen hungriger und durstiger Menschen mobil gemacht wären und dessen Verlauf selbst einem Organisator und Strategen von der Rechnerkraft Moltkes täglich neue Ueberraschungen bringen müßte, dann wird man stets zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Ausgang eines solchen Riesenkampfes von Zufällen abhängig wäre, die auch der Weiseste nicht voraussehen und in seine Rechnung ziehen könnte. Nur ein in die Politik verschlagener Troupier

kann wähnen, seiner Sache sicher zu sein, weil auf beiden Seiten eine annähernde Zahlengleichheit erreicht ist; der erfahrene Politiker weiß, daß da, wo im blutigen Spiel um den größten Einsatz gestritten wird, oft ganz andere, vorher kaum wägbare Faktoren die Entscheidung bringen und daß die stärksten Bataillone, mit denen nach einem Fritzenwort der liebe Herrgott ist, nicht immer die an Kopfzahl reichsten zu sein brauchen. Er wird deshalb auch nicht mit dem Stift die Streiterschaaren der verfeindet gedachten Gruppen sorgsam summiren und sich behaglich auf das Lotterbett strecken, sobald das Exempel stimmt, sondern im wachen Geist der ernsteren Frage nachsinnen, auf welcher Seite die innere Kraft größer, das Gefüge fester, die sittliche Macht sicherer ist. Sollte auf diese Frage die Antwort für uns ungünstig lauten, dann freilich hätten die Franzosen Grund, ihre Häuser mit Fahnen, Trophäen und bunten Lampen zu schmücken, dann erst lebte in ihrer illuminirten Gleichung ein tiefer, dem germanischen Stammesstolz bedrohlich leuchtender Sinn.

Wir haben über die franco-russische Freundschaft, die vor sechs Jahren den Gaffern wie ein läppisches Jahrmarktswunder erschien, das Staunen fast schon verlernt und nur in den finstersten Kellerräumen der Presse spuken die kindlichen Späße über das ungleiche Brüderpaar noch fort. Man versucht wohl, die Worte des Weißen Zaren umzufälschen und die guten Bürger des Michellandes mit der Märchenkunde einzulullen, der Deutsche Kaiser habe die Herzen der Russen im Sturm erobert und Herr Faure sei in Petersburg kühl aufgenommen worden; aber die Schmeichelbotschaften wirken nicht mehr, seit selbst die Menge gemerkt hat, daß es sich nicht um thörichte Tändeleien handelt, sondern um einen sehr ernsten politischen Plan, an dessen Verwirklichung schon Pozzo di Borgo und Nesselrode, Nikolaus der Erste und Napoleon der Dritte gearbeitet haben und dem das letzte Hinderniß weggeräumt war, als Bismarck entlassen wurde. Daß der lange geplante Bund nicht früher, nicht gleich nach dem Einheitkriege, geschlossen wurde, ist das Verdienst des großen politischen Künstlers, der das Hohenzollernhaus erhöht, Preußens Wehrkraft gesichert, der germanischen Vormacht die Zukunft bereitet und ihrer Feinde heimlichem Wühlen die Maulwurfshügel verschüttet hat. Er, der die Dinge stets schleierlos und ohne täuschende Tünche sah, vermochte Frankreich niederzuwerfen, ohne daß Rußland auch nur den Versuch einer Intervention wagte; und obwohl die Lügenmären von französischen Siegen im Zarenreich damals mit Freudenrufen begrüßt wurden, obwohl nach dem frankfurter Friedensschluß Renan

an David Strauß schrieb, künftig könne das Programm der französischen Politik nur lauten: Attiser la haine toujours croissante des Slaves contre les Allemands, favoriser le panslavisme, servir sans réserve toutes les ambitions russes, erhielt die Kunst des Klugen, dessen Riesenschatten die Verbindung der längst heimlich Verlobten hinderte, uns Jahrzehnte hindurch den Frieden und schuf still zur rechten Stunde die Rückversicherung, die dem Deutschen Reich für den Fall eines französischen Angriffskrieges die wohlwollende Neutralität Rußlands verbürgte. Im Oktober 1896 hat der junge Gossudar Imperator selbst in Paris offen gesagt, der Plan zu den très grandes choses, die er im Bunde mit der dritten Republik der horchenden Menschheit bereite, stamme aus dem Jahr 1891, — dem Jahr, das auf die Entlassung Bismarcks folgte. Was damals mit Langen und Bangen ersehnt wurde, ist nun erreicht. Der alte Kanzler meint zwar, gewiß mit Recht, das Wort von den nations amies et alliées beweise noch nicht, daß ein fester Bündnißvertrag geschlossen sei; aber er täuscht sich auch wohl sicher nicht über die Bedeutung des Herzensbundes, der zwei starke Völker verknüpft und der seinen Werth behielte, selbst wenn die Diplomaten ihm Unterschrift und Siegel verweigern sollten. Die Komik, die für den lachlustigen Europäer in der Alliance — oder Mesalliance — der orthodoxen Autokratie mit der bürgerlichen, atheistischen und panamistischen Republik liegt, haftet doch nur an den Aeußerlichkeiten und entgeht auch den immer zur blague geneigten Franzosen nicht. Als der Präsident sich zur Reise nach Rußland feierlich rüstete, schrieb der radikale Herr Clémenceau: Le bon tanneur s'apprête à jouer en pompe le Bourgeois Gentilhomme aux yeux de toute l'Europe amusée; de quoi je m'afflige, car le ridicule de M. Félix Faure, en cette affaire, est le nôtre, puisque nous l'aurons permis, encouragé, et que ce bon Monsieur Jourdain, déguisé pour la circonstance en simili-monarque, sera notre représentant; und er fügte hinzu, daß die Parvenus aller Zeiten einander aufs Haar gleichen und stets, selbst wenn sie sich mit der feinsten Seife waschen und auf den ersten Blick dekorativ wirken, im Grunde doch in dem ungewohnten Feiertagsglanz eine komische Rolle spielen. Auch sonst hat es in diesem rauhen Sommer dem Lederrentier an Hohn und Spott nicht gefehlt. Die Witzblätter haben ihn Wochen lang in den wunderlichsten Vermummungen vorgeführt, Caran d'Ache hat im Figaro sehr lustig das Entsetzen des Sonnenkönigs gezeichnet, der im peterhofer Büstensaal den neuesten Vertrauensmann der Dame Gallia erschaut,

und boshafte Glossen jeglicher Art haben Herrn Faure auf dem langen Wege begleitet, der ihn von den Alpen bis in Peters Sumpfstadt führte. Daß ihn im Lande Tartarins zwei Priester l'auguste nannten, daß er auf einer mit Sammet gepolsterten Barke, deren Deck ein mit Goldquasten verziertes Prunkzelt trug, wie ein Märchenkaiser gen Süden zog und sich nach Monarchenart mit Salven begrüßen ließ, daß er seine Badewanne und ein anderes Stück seines Hausrathes, das doch überall leicht zu ersetzen ist, mit sich durch ganz Europa schleppte, immer zum Reden bereit war und Jedem und — namentlich — Jeder eine huldvolle Miene zeigte: das Alles bot der Freude an flinkem Witz, an voltairischer Bosheit und rabelaisisch übertreibender Satire reichliche Nahrung. Und als im Figaro ausführlich die Tage beschrieben wurden, die der Präsident mit seinem Gefolge an Bord des Pothuau verlebt hatte, als man aus diesem Bericht erfuhr, wie oft die Flagge mit dem F. F. zum Gruß gehißt worden war, was Herr Faure gegessen und getrunken, wann er sich umgekleidet, den weichen Hut, die weiße Marinemütze oder den cronstadt aufgesetzt hatte, da mußte der arme tanneur noch einmal den Ausbruch der gallischen Heiterkeit leiden. Aber er kennt seine Leute und deshalb gelang ihm, was Thiers und Grévy, Carnot und Casimir-Périer niemals gelungen wäre. Er soll in der sonnigen Provence gesagt haben: Ce peuple a besoin d'aimer ... und er hat diesem Bedürfniß, das nicht nur in der Gegend von Tarascon heimisch ist, nach langem, vergeblichem Lechzen wieder Befriedigung verschafft. Schließlich mußten Die sogar, die ihn vorher verhöhnt hatten, zugeben, er habe seine Sache sehr gut gemacht und Frankreich würdig vertreten: der Mann aus Hâvre, der vor ein paar Jahren noch mit hamburger Kaufleuten im Alsterpavillon oder bei Pfordte die Konjunkturen des Ledermarktes besprach, erheiterte mit seinem Geplauder nun den stillen Herrn Nikolaus, er küßte der Zarin zierlich die Hand, ließ die kleine Großfürstin Tatjana auf seinem Knie reiten und benahm sich recht wie ein gewandter, in allen geselligen Künsten bewanderter Franzos, gar nicht wie ein in Herrscherschlösser verschlagener eitler und ungelenker Parvenu. Man konnte ihn beim besten Willen nicht mehr lächerlich finden, — und mit der Lächerlichkeit der Person, die endlich das lange ersehnte Wort in die Heimath brachte, schwand auch die letzte Spur der Komik, die mit Mesalliancen sonst für den spottlustigen Betrachter verknüpft ist.

Herr Felix Faure ist in Peterhof nicht, wie der Deutsche Kaiser, mit einem Wasserballet bewirthet worden. Für ihn brauchte der Hof nicht viel zu thun, denn ihn empfing, mit der Inbrunst des Liebenden, der

nach langem Harren die Geliebte umarmen darf, das ganze Russenvolk, ihm bot der russische Islam freudig den Brudergruß. Wer den Slavenglauben kennt, weiß, was es zu bedeuten hat, daß in der Nacht, die der Präsident der französischen Republik im Winterpalais der Romanows verbrachte, Isaki Sabor, Petersburgs berühmteste Kirche, so festlich wie sonst nur in der Osternacht erleuchtet wurde. Zwei Völker feierten ihre Vermählung, die von den Weltkirchen des Westens und des Ostens, vom Papst und vom Batjushka, als hätte es nie ein Schisma gegeben, eingesegnet wurde; und die Jubelchöre der im Wonnegefühl selig weinenden Massen klangen anders als die Fanfaren bei einem höfischen Fest. Alle russischen Städte sandten, vom Schwarzen bis zum Weißen Meer, Felix, dem Beglückten, Grüße und Geschenke; und Frankreichs Munizipien hatten sich vorher schon geräuschvoll den Wünschen gesellt, denen in Paris Herr Sauton den Ausdruck fand, als er bei der Einweihung der Mirabeau-Brücke zum Präsidenten sprach: Portez à la noble nation que vous allez visiter les voeux que forme pour elle la capitale de la France. Vous serez l'interprète de tous les patriotes qui voient dans l'union indissoluble d'un grand Empire et d'une puissante République un gage de paix et de grandeur commune pour les deux peuples amis. So redete ein rother Radikaler; und zugleich ließ der Erzbischof von Paris, gewiß nicht ohne Erlaubniß des im Vatikan thronenden klugen Mannes, in feierlicher Messe das Heilige Herz Jesu anflehen, dem Reich der Zaren gnädig und gütig zu sein . . . Solche Erscheinungen sollten den Zuschauer lehren, daß er das weltgeschichtliche Ereigniß, das sich vor seinem staunenden Blick abgespielt hat, nicht unterschätzen, nicht irgend einer Monarchenbegegnung, mag ihre äußere Form auch noch so herzlich sein, vergleichen darf. Wenn Wilhelm der Zweite glaubt, er habe in Rußland „die Sahne abgeschöpft," dann ist er von seinen Ministern, deren erster doch im Zarenreich eine Heimstätte hat, über die Stimmung sehr ungenügend informirt; nur dann wäre auch zu begreifen, daß er die Brust des Kriegsministers Wannowski, der seine Feindschaft gegen das Deutschthum doch nie verborgen hat, mit dem höchsten Orden der preußischen Könige zu schmücken für gut fand. Die leidenschaftliche Liebe zu französischem Wesen, die, seit Katharina mit den Encyklopädisten zärtliche Briefe wechselte, langsam die Oberschicht der russischen Gesellschaft aus dem Bojarenschlaf gescheucht hat, ist nun ins Volk gedrungen, bis zu dem Manne, der schwerfällig die schwarze, fruchtbare Erde bestellt, —

und die Kraft der klügsten Reußenherrscher wurzelte seit Nikolai Palkins Tagen darin, daß sie solchen Volksgefühlen sich rechtzeitig zu fügen und sie in eine der Dynastie nützliche Richtung zu lenken verstanden. Mit dieser Byzantinerklugheit scheint auch der neue Nikolaus begabt zu sein, der seine kargen Worte so sorgsam und zierlich zu setzen weiß: der Besuch des ihm und seiner Frau verwandten Kaiserpaares erregte ihm vive satisfaction, den Präsidenten der Republik, mit dem er ja nicht von den traditionellen Beziehungen der Häuser Romanow und Faure sprechen konnte, begrüßte er avec un plaisir tout particulier. Diese fein und sicher unterscheidende Nuancirung kehrte stets in den Reden wieder, mit denen der Zar weislich sehr sparsam ist, und man muß schon eine ungewöhnliche Fälscherkunst aufwenden, um zu behaupten, der Sohn Alexanders des Stillen habe im offiziellen Verkehr mit seinen deutschen Gästen einen herzlichen Ton angeschlagen. Aber selbst diese in unserer Presse heimische Kunst könnte nicht die Thatsache aus der Welt schaffen, daß der Zar, nachdem sich eben erst der Deutsche Kaiser ihm als Bundesgenossen gegen jeden Friedensstörer angetragen hatte, sich laut als Freund und Verbündeten des Volkes bekannte, das kaum noch die frohe Stunde erwarten kann, wo es stark genug sein wird, den mit Deutschland geschlossenen Frieden zu brechen... Das geschah an Bord des Schiffes, das auf den Namen des Admirals Louis Pierre Alexis Pothuau getauft ist, eines Mannes, der im Krimkrieg als Fregattenkapitän gegen die Russen kämpfte und nach dem Tage von Sedan mit seinen Seesoldaten die pariser Südforts gegen die deutschen Belagerer zu vertheidigen suchte. Ein besseres Schiff konnte man für die Fahrt ins gelobte Land sicher nicht wählen: sein Name bezeichnet mit drei kurzen Silben die politische Evolution, deren Endziel heute noch nicht viel klarer ist als im Jahre 1856, da dem menschenverständigen Leopold von Gerlach die neue Gefahr dämmernd zum ersten Mal ins Bewußtsein trat.

Der von zwei Völkern, nicht von Diplomatenschlauheit geknüpfte Bund soll dem Frieden dienen, dem Frieden allein; so ruft man in allen Gassen und erinnert an den Oelzweig, den Herr Faure an der Gruft Alexanders des Dritten niederlegte und dessen goldenes Band die Inschrift trägt: In pace concepta firmat tempus. Den hitzigen Patrioten, die den Friedensspruch in der französischen Presse nicht gerade glimpflich glossirten, müssen wir dankbar sein; ihr Wüthen hat auch der begrenzten Einsicht bewiesen, daß der Jubelruf der Franzosen nicht dem Schirmer des Weltfriedens gilt, sondern dem Tsar Réparateur, der die Erinnerung an die Niederlage

des Korsenneffen in rothen Strömen Germanenblutes ertränken soll. Das ist, mögen die Schalmeien einstweilen auch mild und lieblich klingen, der Sinn der illuminirten Gleichung 1 + 1 = 3; man verkündet froh die Gleichheit der Kräfte, aber man erhofft eine Ueberlegenheit, die den verhaßten Feind endlich niederzuzwingen vermag. Und die Rechnung ist gar nicht so unklug, wie sie dem ersten Blick wohl scheint. In Italien, wo die Sehnsucht nach Triest und dem Trentino nie ganz erloschen ist, hat, seit Crispi, der Megalomane, beseitigt wurde, das Gefühl, wirthschaftlich auf Frankreich angewiesen zu sein, mehr und mehr die Massen erobert und weder dröhnende Reden noch gar die schlecht gereimten Kindereien des emsig gegen den Parnaß böllernden Artilleristen, der für die Kaiserfeste leider jetzt die knackfüßige Poesie leistet, werden im Volke Cavours für die Herrlichkeit des Dreibundes wieder Begeisterung wecken. Und daß Oesterreich, auch wenn es je seine deutschen Hoffnungen für immer eingesargt hätte, mit seinen zum Bewußtsein ihres Volksthumes erwachten Slavenstämmen nie einen ernsten Kampf gegen Rußland wagen könnte, hat Karl Marx schon vor Jahren in einem Artikel gesagt, den man in dem von seiner Tochter herausgegebenen Sammelband über die orientalische Frage jetzt nachlesen kann. Der Dreibund, den das Genie des Schöpfers gewiß nicht für die Ewigkeit berechnet, sondern aus dem Bedürfniß der Stunde geschaffen hatte, um die drei getrennten Kaisermächte einander auf einem Umwege wieder näher zu bringen, ist heute, trotz allem Getöse, das zu seinem Ruhm verübt wird, nicht viel mehr als ein schöner Schein, der an kritischen Tagen leicht wie ein Luftgebilde zerflattern könnte; er sieht neben dem Zweibund wie eine nüchtern geschlossene Vernunftehe neben der im lodernden Feuer der Leidenschaft gehärteten Vereinigung aus, — und wenn man in ruhigen Zeiten auch oft sieht, daß Vernunftehen die glücklichsten sind, so pflegt in Lebensstürmen die Kraft doch stets bei der Leidenschaft zu wohnen. Dem Italiener ist der Deutsche ein Fremder, der Oesterreicher seit den letzten Lebenstagen der alten Kaiserei ein verhaßter Feind; und im Habsburgerreich haben die stärksten Stämme, Magyaren und Czechen, ihren Haß gegen die besser zum Kampf ums Dasein gerüsteten deutschen Staatsgenossen niemals verhehlt. Man braucht nicht einmal an den geheimen Vertrag zu denken, den Herr von Giers einst mit dem Marchese di Rudini schloß, oder zu fragen, ob Oesterreich nicht still wieder die breite Straße der kaunitzischen Politik gewählt und sich sacht die Vortheile der Rückversicherung verschafft hat, die dem General von Caprivi zu komplizirt schien: die sichtbaren

Symptome lehren uns schon, daß es nicht ganz ungefährlich wäre, den Dreibund einer blutigen Probe auszusetzen und zu versuchen, ob die Czechen mit Begeisterung gegen die Russen fechten, die Norditaliener in innigem Vertrauen sich an die Söhne Oesterreichs schmiegen würden.

... Solche Erwägungen klingen freilich nicht so süß und schmeichelnd wie die Weise, die dem guten Bürger täglich den Morgenkaffee und das Abendbrot würzt; aber sie müssen offen bekannt werden, um vor vielleicht verhängnißvoller Täuschung zu warnen und von festlichem Gassenputz die Blicke der Deutschen wieder auf das für unsere Entwickelung Wesentliche zu lenken. Noch ist zu rückhaltloser Aussprache die Zeit günstig: kein Verständiger zweifelt daran, daß der junge Zar aufrichtig die Erhaltung des Friedens wünscht — weil er ihn braucht —, daß ihn höchstens ein Ausbruch der Volksleidenschaft, die seinen Ahnen einst in den Türkenkrieg zwang, bewegen könnte, der eitlen Revanchelust der Franzosen Hilfe zu leisten, und daß in den alten Ländern mit kapitalistischer Kultur, auch in Frankreich, die Freude der herrschenden Bourgeoisie an ungehindertem, Profit bringendem Handel und Wandel den Frieden besser verbürgt als irgend ein Bündnißvertrag. Fabrikanten und Händler pflegen nicht zu Kriegen zu drängen, die stets ihre Kreise stören, — und sie werden diesen Drang gewiß nicht gerade jetzt spüren, da nach der ersten Niederlage ihnen von der entfesselten Masse Vernichtung drohen könnte. Nur soll man nicht glauben, daß jedes friedliche Wort, das irgendwo an reich besetzter Tafel gesprochen wird, auch einem friedlichen Sinn entstammt; man redet stets so lange mit lauter Stimme vom Frieden, bis der erste Alarmschuß ertönt, und die Zahl der heimlich glimmenden Dochte ist nachgerade so groß geworden, daß nur bei sorgsamster Behandlung eine Feuersbrunst vermieden werden kann. Rußlands Macht ist so rasch ins Riesenhafte gewachsen, daß die Gefahr einer Auseinandersetzung mit den britischen Usurpatoren der Herrschaft über Asien immer näher rückt; und man müßte Englands traditionelle Politik sehr schlecht kennen, wenn man nicht heute schon voraussähe, daß unsere lieben Kanalvettern Alles aufbieten werden, um vorher einen Zusammenstoß der Kontinentalmächte herbeizuführen, der ihnen im äußersten Osten für ein Jahrzehnt mindestens wieder Ruhe schüfe. Wer ferner bedenkt, was für die innere Festigung des Zarenreiches die Versöhnung der Polen, der Todfeinde deutscher Kultur, bedeutet und wie dieser von dem Enkel des warschauer Henkers Muraview schlau ersonnene Schritt die Möglichkeiten guter Beziehungen zu dem polnisch regirten Oesterreich mehrt, wer nie

vergißt, daß starke Schichten des französischen Volkes auch auf den frankfurter Friedensvertrag Renans Wort anwenden: Quand on peut attendre, peu de choses sont inévitables, — Der wird sich im Innersten gestehen müssen, daß unsere Lage nicht allzu bequem ist, trotzdem vor vier Jahren und ein paar Monaten angeblich die Ehre, das Dasein und die Zukunft des Deutschen Reiches gesichert wurde.

Diese Lage kann nicht durch dynastische Feste und schöne Reden, sondern nur durch ernste, stille und stetige Arbeit verbessert werden, durch eine Arbeit, der kein Theil des Volkes sich entziehen, von der keine Klasse ausgeschlossen werden darf. Wir haben seit sieben Jahren nur Verluste erlitten, haben im Reichsbau Manches zerrüttet gesehen, das den Jahrhunderten trotzen zu wollen schien, und es wird Zeit, daß der mit bunten Lappen verbrämten Erschlaffung und Versumpfung endlich wieder eine Epoche frischen und frohen Aufschwunges folgt. Die ruhige Zukunft einer im Bewußtsein der Einheit noch jungen Nation wird nicht, wie Graf Caprivi wähnte, durch die Kopfzahl des Heeres gesichert, die von dem östlichen Riesenreich oder von heute noch unbekannten Koalitionen stets überboten werden kann; das künstliche Gefüge unseres Reiches kann nur durch eine schöpferische Politik erhalten werden, — durch eine Politik, die neue Gedanken zu denken, nicht nur alte und überlebte nachzustammeln vermag und die dem Sehnen des Volkes wieder einen werthvollen Inhalt giebt. Wir brauchen uns durch die illuminirten Gleichungen der Pariser nicht schrecken zu lassen, aber wir dürfen auch nicht in den Fehler verfallen, der Frankreich nach Sedan führte, nicht, weil ringsum Festfanfaren schmettern, glauben, daß in der deutschen Welt Alles aufs Beste bestellt ist. Es ist sehr schön, daß der Kaiser, wie er in Koblenz gesagt hat, der furchtbaren Verantwortung sich bewußt ist, die er zu tragen hat. Doch die Zeiten sind für immer vorbei, wo ein Einzelner für die Geschicke eines großen Volkes die Sorge und die Verantwortung übernehmen konnte, und keine Mystik des aus der Gruft beschworenen Gottesgnadenthumes kann darüber täuschen, daß mündige Völker den Weg selbst wählen müssen, der sie ans Ziel führen soll. Auch der scheinbar mächtigste Herrscher vermag heute nicht mehr viel, wenn sein Volk ihm das Vertrauen versagt; das Wesen aber, nicht den Schein nur der Macht wird der Herrscher gewinnen, der dem Wünschen des Volkes sein Ohr öffnet, mit ihm vereint die nationale Zukunft bereitet und den lauernden Feinden beweist, daß auch für diesen Zweibund die Gleichung gilt, mit der die Nachbarn im Westen uns neulich in Angst jagen wollten.

♣

Konfektion.

Es ist in den letzten anderthalb Jahren gar viel über die Zustände in der Konfektion geschrieben worden. Jeder hat sein Spezifikum angegeben. Der Eine sieht mit der Einführung des Befähigungnachweises eine neue Aera beginnen, der Andere fordert den Innungzwang, der Dritte glaubt, es mit einem kräftigen „Juden raus!“ oder mit christlicher Nächstenliebe zu lösen, auch wohl hier und da mit einer Kombination der beiden letzten Mittel, die dann immer an einen etwas drastischen Uebergang in der bekannten heinischen „Disputation“ in der Aula zu Toledo erinnert. Auch die Arbeiter hatten ihre Meinung über den Weg zur Abhilfe: sie traten nicht in den Strike, um eine Einführung des Befähigungnachweises oder des Innungzwanges durchzusetzen, auch haben sie nie um christliche Unternehmer petitionirt und scheinen sich selbst von Dem, was man „christliche Nächstenliebe“ nennt, nicht allzu viel zu versprechen: sie forderten von den Unternehmern die Errichtung von Betriebswerkstätten.

Gerade diese Forderung ist nun sehr in Mißkredit gekommen. Ganz besonders feine Köpfe haben sogar herausgefunden, daß die Arbeiter selbst die Ueberführung in den Großbetrieb am Wenigsten wünschen, — eine Beobachtung, die das Auge aller Psychologen und Soziologen auf den interessanten Fall von Massensuggestion lenken sollte, als die sich demnach der Strike des vorigen Frühjahres darstellt. Dem weniger mit der Volksseele vertrauten Beobachter fällt mehr als die Abneigung der Arbeiter die der Unternehmer ins Auge. Sie ist auch ganz verständlich; aber die Leute, die im Namen der Blüthe der Konfektion für die jetzige Betriebsform eintreten, sind in der Wahl der Argumente merkwürdig unglücklich. Wenn z. B. Herr Lamm bei den Vernehmungen vor der Kommission für Arbeiterstatistik*) angiebt, die besseren Artikel können nur in der Hausindustrie hergestellt werden, weil sie der persönlichen Leitung eines Meisters bedürfen, so können wir Dem gegenüber die Hoffnung aussprechen, daß die Geschicklichkeit und der Erfindungsgeist den Meister schließlich ja wohl auch in die vom Unternehmer gestellte Werkstätte begleiten werden. Betriebswerkstätten werden bei der Herstellung von Stapelwaaren, vielleicht auch bei der mittlern und bessern Waare der Herren- und Knaben-Konfektion, zu einer detaillirten Arbeitstheilung führen, aber diese ist durchaus nicht eine nothwendige Folge ihrer Einführung. Würde von den Unternehmern rund und unzweideutig erklärt —

*) Drucksachen der Kommission für Arbeiterstatistik. Karl Heymanns Verlag, 1896. Verhandlungen Nr. 10, S. 188 r.

ihr Hauptorgan, der „Konfektionär", platzt doch sonst von Zeit zu Zeit mit ähnlichen Erklärungen heraus —: „Wir sträuben uns gegen Betriebswerkstätten und werden uns dagegen sträuben, so lange wir können, weil sie uns materielle und moralische Verpflichtungen auferlegen, von denen wir bei Heimbetrieb frei bleiben," so würde der dialektische Aufbau von Scheingründen und deren wohlfeile Bekämpfung wegfallen und die Unternehmer hätten sich aus dem Bereich jeder Argumentation hinter den soliden Wall wirthschaftlicher Machtverhältnisse gerettet. Da ich der Ueberzeugung bin, daß es am Ende doch sich um das Behaupten oder Verlieren dieser ihrer festen Position handeln werde, halte ich es für müssig, näher auf ihre „Gründe" gegen die Ueberführung in eine neue Betriebsform einzugehen. Gesetzt, es gäbe sich Jemand die Mühe, sie alle der Reihe nach zu widerlegen, so würde Das die Situation um gar nichts klarer gestalten, da sich die Unternehmer den Luxus gestatten können, auch ohne Begründung die heutige Betriebsform jeder anderen vorzuziehen.

Wohl aber müssen wir nach Gründen fragen, wenn wir die in weiten Kreisen zu Tage tretende Sympathie für den Heimbetrieb sehen. Als beim vorjährigen Ausstand die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Lage der Konfektionarbeiter gelenkt wurde, da gab man der Betriebsform die Schuld für die traurigen Zustände und sah also in ihrer Einschränkung oder Beseitigung das Heilmittel. Wohl führte man vielfach auch das übermäßige Arbeitangebot als Ursache an; so weit Das aber in der Konfektion größer ist als in anderen Industrien, die weibliche und gelegentlich ungelernte Arbeiter beschäftigen, ist es eben auf Rechnung der Betriebsform zu setzen. Was seitdem an Neuem beigebracht ist — die Erhebungen vor dem berliner Gewerbegericht und vor der Kommission für Arbeiterstatistik —, hat nur neues Belastungmaterial für die Hausindustrie geliefert. Zwar stellen die zuletzt genannten Erhebungen nicht das Resultat einer eingehenden systematischen Prüfung der Arbeitbedingungen dar, wie sie dem Bericht vom Jahre 1887*) zu Grunde lag; sie liegen uns als ein Aggregat von mehr oder weniger unklaren Aussagen vor, deren wichtige Punkte aus einer Unmasse von theilweise nebensächlichen technischen Einzelheiten herausgeschält werden müssen: trotzdem dürfte ihre Lektüre wohl auch dem Blödesten klar machen, daß Etwas faul und überfaul ist in einer Industrie, wo solche Zustände möglich sind. Und dabei handelt es sich fast nie um Fälle, die man annageln könnte; fast nie kann man sagen: hier fängt der Mißbrauch, die Gesetzwidrigkeit an. Die

*) „Ergebnisse der Ermittelungen über die Lohnverhältnisse in der Wäschefabrikation und Konfektionbranche u. s. w." Stenograph. Bericht über die Verhandlungen des Reichstages. 7. Legislaturperiode 1. Session 1887. Bd. III. Anlage Bd. I, Aktenstück Nr. 83.

traurigsten Fälle bestehen völlig zu Recht und es fehlt selbst an einer Person, der man die moralische Verantwortlichkeit aufladen könnte. „Davon wissen wir nichts," sagt der Unternehmer,*) den man nach der Lage „seiner" Arbeiter fragt; „davon kann er auch nichts wissen", sagen wir uns, angesichts der Thatsache, daß oft ein Haus allein 120 Zwischenmeister beschäftigt. Es sind nicht krankhafte Erscheinungen der Hausindustrie, sondern ihre normalen Funktionen, die der Arbeiterschaft so verderblich sind. Da hat im vorigen Jahre der Freiherr von Stumm das Schlagwort ausgegeben, man müsse „die Auswüchse der Hausindustrie beschneiden, ohne sie selbst zu vernichten."**) Damit wäre den Arbeitern herzlich wenig geholfen. Freilich fehlt es unserer Betriebsform nicht an Auswüchsen: die Willkürlichkeit der Lohnsätze, der Zeitverlust beim Abliefern und Empfangen der Arbeit, das Fehlen eines beide Theile bindenden Vertrages sind zufällige, nicht wesentliche Erscheinungen, die sich ohne Gefährdung der Betriebsform beseitigen ließen. Dagegen ist es unlogisch, die niedrigen Löhne, die übermäßige Arbeitzeit während der Saison und Brotlosigkeit in der stillen Zeit, endlich die ungesunde Beschaffenheit der Arbeiträume als „Auswüchse" der Hausindustrie zu bezeichnen: sie sind — um im Bilde zu bleiben — ihre Glieder, deren Beseitigung sie lebensunfähig machen würden. In einer Betriebsform, die isolirte Arbeiter beschäftigt — und so in der Regel einen mehr oder weniger unproduktiven Mittelsmann nicht entbehren kann —, der eine bedeutende Zahl von Arbeitern zur Verfügung steht, die nur einen Zubußeverdienst sucht, die endlich dem Arbeiter einen Theil der Produktionkosten zufallen läßt, müssen die Arbeitlöhne gering sein, und zwar unabhängig vom bösen oder guten Willen des Unternehmers, durch den Mechanismus des wirthschaftlichen Lebens. In Anpassung an diesen Mechanismus verkürzt sich auch die Zeit der Produktion — die Saison — von Jahr zu Jahr mehr, während in Betrieben, die bedeutende Anlagekapitalien fordern, das Unternehmerinteresse eine möglichst stetige Produktion gebietet und die Monate lange Arbeitlosigkeit, wie ihr Korrelat, die übermäßige Anspannung der Kräfte während der Saison, sich als unzweckmäßig erweist. Daß bei den heutigen Wohnungverhältnissen die zur Werkstatt gemachte Wohnung des Heimarbeiters nicht den Anforderungen der Hygiene genügen kann, dürfte klar sein. Bei dem jetzigen Stande der wirthschaftlichen Entwickelung ergeben sich die Hauptschäden für den Arbeiter gewissermaßen aus der Definition der Hausindustrie, aus der Thatsache, daß der Arbeiter in den eigenen Räumen vom Unternehmer beschäftigt wird.

Und dennoch diese allseitige Sympathie für den Heimbetrieb! Man

*) a. a. O. Verhandl. Nr. 10, S. 40.

**) Bei der Debatte des Centrumsantrages am 15. Januar 1896.

halte mir nicht entgegen, daß sie sich nur bei Denen finde, die einen Kausalzusammenhang zwischen der äußerst gedrückten Lage der Arbeiterschaft und der Betriebsform in Abrede stellen. Das Bewußtsein dieses Zusammenhanges macht ja heute bei allen Reformvorschlägen so zaghaft. Jeder radikale Eingriff, wie Ausdehnung der Schutzparagraphen auf alle, auch auf die Familienbetriebe, strenge Vorschriften über die Beschaffenheit der Arbeiträume, wird von der Hand gewiesen, eben aus dem sehr berechtigten Bedenken, daß solche Maßregeln der Hausindustrie die Lebensbedingungen entziehen würden. Man muß der Hausindustrie große Tugenden zuschreiben, mit denen sie ihre Fehler wett machen kann, um sich ihrer Beschränkung oder Beseitigung zu widersetzen. Wie muß es denn mit der Fabrikarbeit stehen, wenn von Fabrikbetrieb und Hausbetrieb dieser das kleinere Uebel ist! Es wird wohl Keiner von mir erwarten, daß ich hier der Lage der Fabrikarbeiter ein Loblied singe: sie ist wahrlich nicht beneidenswerth, aber so weit sie in physischer Beziehung Nachtheile für den Arbeiter hat, finden sich diese in höherem Maße im Hausbetriebe. Es ist auch weniger die Sorge für das leibliche Wohl der Arbeiterschaft, die zur Verherrlichung der Hausindustrie führt. Viele meinen, die gute alte Zeit mit ihrer Anspruchslosigkeit, Arbeitsamkeit und guten Sitte habe sich in den Heimbetrieb gerettet, und sie wollen dieses Bollwerk der Familie und anderer schönen Dinge, die heute mehr und mehr zersetzt werden, um jeden Preis erhalten. Aber was sie Anspruchslosigkeit nennen, ist Stumpfsinn und Hoffnunglosigkeit und sie halten das Tragen einer durch die Noth aufgezwungenen Last für freudige Arbeitsamkeit. Gewiß: die Fabrik lockert die Bande der Familie, aber sie thut es, weil sie in der Regel Mann und Frau erst aus ihren Mauern entläßt, wenn sie geistig und körperlich erschöpft sind, weil sie ein intellektuelles und gemüthliches Leben, dessen Gemeinsamkeit eben das Band zwischen den einzelnen Gliedern darstellt, fast unmöglich macht. Wird es aber möglich, wenn man die Fabrik in ihrer schlimmsten Form ins Haus verpflanzt? So lange man noch unter dem Heim etwas Anderes versteht als einen gegebenen Raum, den eine Familie miethet oder kauft, muß man sich darüber klar sein, daß die rein materielle Annäherung, die Zusammenpferchung der Familienglieder in eine gemeinsame Arbeitstätte kein Heim schafft oder erhält, weil seine Bildung oder Erhaltung einen gewissen Ueberschuß an seelischer Kraft über das bei der Arbeit fürs tägliche Brot Verbrauchte zur Voraussetzung hat. Nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß in dieser Beziehung die Bedingungen für den Heimarbeiter günstiger lägen als für den Fabrikarbeiter; im Gegentheil: die Arbeitzeit in Heimbetrieben wird auf vierzehn bis fünfzehn Stunden angegeben und erreicht während der Saison die Dauer von siebenzehn und achtzehn Stunden, während in den Fabriken wenigstens die weiblichen und jugendlichen Arbeiter vor

einer ähnlichen Ueberanstrengung der Kräfte geschützt sind; eben so ergiebt sich aus den Lohnverhältnissen der Mehrzahl der Heimarbeiter eine Lebenshaltung, die tiefer steht als die der Fabrikarbeiter. Ein gewisses Maß andauernden materiellen Elends zerstört die Familienbande, wie es alle ideellen Güter zerstört; und die Zerstörung ist nicht weniger tief, weil vielleicht der äußere Anstoß, die Gelegenheitursache des Zusammenbruches mangelt. Wenn sich der Fabrikarbeiter aus der Fabrik nach Hause sehnen kann, und sei es nur, weil sein bescheidenes „Zu Hause", bei aller Kargheit und Ungemüthlichkeit, nicht die Fabrik, nicht das ewige, graue, zwecklose Einerlei ist, so sehnt sich der Hausindustrielle fort aus Dem, was Andere sein Heim nennen, weil es ihn stets an die Tretmühle mahnt.

Können wir uns nach dem bis heute über die Arbeiterverhältnisse in der Konfektion Bekannten ein ungefähres Bild von der Lage der Mehrzahl der Arbeiter machen — und nur unter dieser Voraussetzung hat es Sinn, daß man die ganze Frage überhaupt diskutire —, so ist es unmöglich, sich der Einsicht zu entziehen, daß diese Betriebe alles Andere eher bilden als die Basis für eine gesunde Sittlichkeit. Wir haben uns ja leider gewöhnt, das Wort Sittlichkeit fast ausschließlich im geschlechtlichen Sinn zu brauchen. Und da schließen denn Viele so gern, daß die Arbeit im Kreise der Familie oder in der Werkstatt des Meisters vor bösen Beispielen, vor den Versuchungen der Großstadt besser bewahre als die Fabrikarbeit. Auch darüber ließe sich rechten und vor Allem wäre zu erwägen, ob nicht hochgradiges Elend der schlimmste Versucher sei. Wichtiger ist aber, daß man sich von der engen „sittenpolizeilichen" Auffassung der Sittlichkeit frei mache. Die Sittlichkeit hat doch wahrhaftig ein weiteres Feld als das der Beziehungen von Mann und Weib, besteht doch auch in etwas Anderem als dem bloßen Unterlassen. Für eine thätige, sich in allen Handlungen des sozialen Lebens manifestirende Sittlichkeit ist aber in einer die äußerste Noth leidenden und vereinzelten Arbeiterschaft kein günstiger Boden vorhanden. Die hochgradige Abhängigkeit erzeugt jene Knechtseligkeit, bei der keine freie und selbständige Regung mehr aufkommt und die Isolirtheit schließt den Heimarbeiter von dem erzieherischen, im höchsten Sinn des Wortes versittlichenden Einfluß der Organisation aus. Sein Ideenkreis kann nicht mehr der des Handwerkers sein, ein Luftzug einer anderen Zeit dringt auch zu ihm, aber die praktische Erziehung zu neuen Pflichten, die höher stehen als die Sorge um die eigene Person, zu einer freudigen Hingabe an die Interessen der Arbeitgenossen, wird ihm nicht zu Theil. Wo liegen denn aber die günstigen sittlichen Bedingungen der Hausindustrie, wenn sie in dem Arbeiter weder das Gefühl seiner persönlichen Würde noch das seiner sozialen Pflichten fördert?

Man hat ferner für die Hausindustrie ins Feld geführt, daß sie der

Mutter die Erziehung der Kinder ermögliche.*) Das ist eine Frage von außerordentlicher Bedeutung, auch wenn man, wie es sich für mich nach dem vorher Gesagten von selbst ergiebt, den Begriff auf die rein körperliche Erziehung beschränkt, auf die Ueberwachung und Pflege der ersten Lebensjahre. Verpflanzt man die Arbeiterin aus ihrem Heim in die Werkstätte, so ist sie, wie die Fabrikarbeiterin, gezwungen, ihre Kinder sich selbst oder der Pflege Fremder zu überlassen. Sie befindet sich in der selben Lage, in der sich Hunderttausende ihrer Mitschwestern befinden, immerhin aber in einer so traurigen, für die kommende Generation so verderblichen Lage, daß man nicht leichthin, nicht ohne sich von der Schwere der Verantwortung Rechenschaft zu geben, für eine Umwandlung in diesem Sinne eintreten darf. Die große Kindersterblichkeit unserer industriellen Bezirke ist eine der traurigsten Erscheinungen des sozialen Lebens. Obwohl vergleichende Statistiken darüber meines Wissens fehlen, unterliegt es für mich keinem Zweifel, daß auch die elendeste Hausindustrie nicht einen so hohen Prozentsatz der Säuglingsterblichkeit erreicht.**) Aber auch wenn diese Annahme zahlenmäßig bestätigt wäre, hätte man die Frage noch nicht zu Gunsten der Hausindustrie beantwortet. Bei den Löhnen, wie sie in der hausindustriellen Konfektion gezahlt werden, dürfte die geringere Säuglingsterblichkeit durch eine größere Sterblichkeitquote der größeren Kinder ausgeglichen werden, die wir durchgehend als Folgeerscheinung ungünstiger Ernährung- und Wohnungverhältnisse finden. Vielleicht würden auch im großindustriellen Proletariat die Kinder, wenn ihnen im Säuglingsalter die erforderliche Pflege würde, später der Serie der Kinderkrankheiten erliegen, zu deren Verhütung oder Bekämpfung die materiellen Mittel fehlen. Die Frage ist nicht theoretisch zu beantworten. Ehe aber nicht auf dem Wege der offiziellen oder privaten Forschung die Elemente zu ihrer Entscheidung beigebracht werden, muß man davon absehen, sie als Grund für oder gegen die Erhaltung der Heimbetriebe anzuführen. Es genügt nicht, daß man hier und da einmal eine Mutter fragt, ob sie von ihren Kindern weg in die Fabrik gehen möchte, um dort mehr zu verdienen, und dann ihre verneinende Antwort zu Gunsten der Hausindustrie anführt. Das bringt uns einer Klärung der Sache nicht um eines Haares Breite näher. Es ist natürlich, daß keine Frau freiwillig eine Beschäftigung wählt, die sie außer Stand setzt, die Pflichten gegen ihre Kinder zu erfüllen, — um so mehr, als ihr klar ist, wenn ihr Säugling bei

*) Hier kommen selbstverständlich nur die Familienbetriebe in Betracht, da die Werkstattbetriebe die selben Bedingungen bieten wie die Fabrik.

**) Diese Ansicht findet auch ihre Bestätigung in der bekannten Thatsache, daß während eines großen Ausstandes in Glasgow, der ungeheures Elend über die Arbeiterfamilien brachte, die Kindersterblichkeit sank, nur weil die Mütter, die die Arbeit eingestellt hatten, sich der Pflege ihrer Kinder widmen konnten.

der Ziehfrau verkommt, daß es geschieht, weil sie selbst in die Fabrik mußte, während die größeren Kinder, die bei Cichorienaufguß und Kartoffeln zu Grunde gehen, nach Gottes unerforschlichem Rathschluß gestorben sind.

Obwohl es heute noch nicht möglich ist, die Frage zu entscheiden, ob mehr an der Leistungfähigkeit und Gesundheit der kommenden Generation gesündigt wird, wenn die Mutter in der Fabrik oder unter ungünstigeren Bedingungen zu Hause arbeitet, so stehe ich doch nicht an, auch von diesem Gesichtspunkt aus für die Fabrikarbeit einzutreten. Die Zahl der Frauen, die in der Großindustrie thätig sind, nimmt stetig zu. Bei der Bedeutung, die diese Erscheinung für das gesammte Volksleben hat, wird eines Tages der Selbsterhaltungtrieb die Gesellschaft dazu zwingen, ihr Beachtung zu schenken.

Hier ist der Staats- und Selbsthilfe ein unendlich weites Feld geboten, von der Herabsetzung der Arbeitzeit bis zum Ausschluß der Frau, die kleine Kinder hat, von der gewerblichen Arbeit. Es handelt sich um Probleme, die vielleicht in unserer Gesellschaftordnung nicht vollkommen gelöst werden können, deren theilweise erreichte Lösung aber trotz allen Schwierigkeiten und trotz dem Widerstand des Unternehmerthumes nicht ausbleiben kann, sobald die fortschreitende industrielle Entwickelung sie deutlich als Frage der nationalen Lebensfähigkeit formulirt. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß die Bedingungen, unter denen die kommenden Generationen der hausindustriellen Arbeiterschaft aufwachsen, nie so gebieterisch Abhilfe fordern werden, eben weil sie nur einen relativ kleinen Bruchtheil der Gesammtheit betreffen. Die hausindustrielle Betriebsform liegt gleichsam seitab von dem Wege, auf den alle Nationen durch die Gewalt der wirthschaftlichen Entwickelung und den Trieb der Selbsterhaltung gedrängt werden: dem Wege der sozialen Reform. Daß eine einschneidende Aenderung der Arbeitbedingungen — und sei sie an sich noch so segensreich — zeitweise Mißstände mit sich bringt, ist ohne Weiteres klar: wichtig ist, daß sie den Keim, die Möglichkeit der Entwickelung zum Besseren in sich trägt.

Ohne Zweifel ist der Einwurf, daß der fabrikmäßige Betrieb eine große Zahl von Frauen von der Möglichkeit des Nebenverdienstes ausschließen würde, vollkommen berechtigt. Wer weiß, mit welchen Gehältern ein Theil unserer kleinen Beamten sich durchschlagen muß, versteht, daß Tausende von Familien ohne den Nebenverdienst der Frau, der vielleicht nur in der Konfektion zu finden ist, nicht auskommen würden. Können diese Frauen nicht mehr arbeiten, so müssen sie Noth leiden, aber Das wäre doch immer noch weniger schlimm, als es heute ist, wo Jene, die arbeiten, Noth leiden müssen. Die Konfektion beschäftigt viele Arbeiterinnen, die in ihr einen Nebenverdienst finden, aber der Schwerpunkt der Produktion liegt keineswegs bei diesen Arbeitkräften. Ueberall, wo fast ausschließlich Männer thätig sind, wie in Nürnberg, Aschaffen-

burg, in der breslauer Herrenkonfektion, spielen diese Nebenarbeiter naturgemäß keine Rolle, eben so treten sie in der besseren Damenkonfektion zurück. Niemand wird behaupten wollen, daß die Konfektion die Berufsarbeiter entbehren könnte. So lange eine Industrie aber nicht durch Die bestehen kann, die nur nebenbei für sie thätig sind, muß sie Arbeitbedingungen haben, die dem Berufsarbeiter eine angemessene Existenz liefern, sonst zehrt sie wie eine Krankheit am Leibe der Gesellschaft. Das Interesse der Berufsarbeiter kommt in erster Linie, von ihnen wird die Einführung der Betriebswerkstätten gefordert und ihnen wird sie gesunde Verhältnisse schaffen helfen. Ein Theil Derer, die jetzt im Nebenberuf Konfektion nähen, wird diese Beschäftigung aufgeben, ohne daß deshalb die Familien darben müssen. Die große Mehrzahl aber wird sich entweder entschließen müssen, in die Fabrik zu wandern, oder der Ausfall des Nebenverdienstes der Frau muß dahin führen, daß der Mann höhere Lohn- oder Gehaltforderungen stellen muß. Wie die Verhältnisse heute liegen, macht es der Nebenverdienst der Frau*) dem Manne möglich, gegen einen zur Ernährung seiner Familie nicht genügenden Lohn zu arbeiten, und läßt ihn sich oft in Arbeitbedingungen schicken, gegen die eine organisirte Arbeiterschaft Front machen könnte. Es liegt mir vollkommen fern, zu meinen, daß die Verelendung einer Arbeiterkategorie sie dem wirthschaftlichen Kampfe in die Arme treibe; die Erfahrung beweist täglich das Gegentheil. Anders steht es aber um den relativ plötzlichen Wegfall eines Zuschußverdienstes; der kann sehr wohl in gewissen Arbeiterkategorien eine Reaktion hervorrufen. Es würden so wenigstens die wirthschaftlich Stärkeren auf den Kampf verwiesen, während heute die Nebenarbeit der Frau die Löhne einer ungleich weniger kampftüchtigen Arbeiterschaft drückt. Daß ein Theil der heutigen Heimarbeiterinnen nach Einführung der Betriebswerkstätten der Armenversorgung anheimfallen würde, ist nicht zu bezweifeln. So traurig es an sich sein mag, so ist Das doch kein Grund, der gegen die Einführung spräche. In unserem Wirthschaftleben spielen doch sonst Gefühlsrücksichten keine übertrieben große Rolle: wie kommt es denn, daß man, wo es sich um die Sanirung einer großen Industrie handelt, vor lauter Mitleid nicht aus noch ein weiß? Gewiß ist es hart, Hunderte, die bei angestrengter Arbeit nur knapp das Dasein fristeten, jeden Verdienstes zu berauben, aber schließlich bringt man sie doch nur in den selben Zustand, in den sie Krankheit oder Alter unfehlbar eines Tages versetzt hätte, nur mit dem Unterschied, daß es geschieht, um für die Mehrheit bessere Zustände zu schaffen. Auch steht es zum Theil bei der Vereinsthätigkeit — in erster Linie natürlich der der Frauenvereine —, die Härte einer solchen Bestimmung wesentlich zu mildern.

*) Die anderen weiblichen Familienmitglieder kommen hier nicht in Betracht, da sie ja ohne Weiteres auch außer dem Hause arbeiten können.

Daß die Hausindustrie mit den Interessen gewisser Gruppen innigst verwachsen ist — und zwar mit vielen Fasern, deren theilweise komplizirten Verlauf zu verfolgen hier nicht meine Aufgabe sein kann —, ziehe ich keinen Augenblick in Zweifel. Jede Erscheinung des wirthschaftlichen Lebens erhält sich eben, weil sie irgend Jemandem zum Nutzen besteht. Ich leugne nur, daß es allgemein menschliche Interessen seien, daß man im Namen der körperlichen und geistigen Gesundheit unseres Volkes für sie einzutreten habe. Es sind keine Interessen, gegen die etwa die Interessen der großen Masse der Konfektion-Arbeiter zurücktreten sollten.

Man hat ihnen so oft von Staatshilfe gesprochen, daß sie wohl zu der Hoffnung berechtigt waren, das Ende des Strikes werde den Anfang gründlicher Reformen bezeichnen: und so hat man die große Bewegung des vorigen Frühjahres eingelullt. Was ist in den letzten anderthalb Jahren geschehen? Erhebungen sind angestellt worden, die reichlich bestätigt haben, was bei Gelegenheit des Ausstandes in die Oeffentlichkeit gedrungen war, und dann ist sehr viel Papier und sehr viel Tinte und Druckerschwärze verbraucht worden, — und was endlich geschehen ist, ist nicht viel mehr als gar nichts. Der Bundesrath hat im Mai von seinem Recht, durch Verordnung Vorschriften für gewisse Gewerbe zu erlassen, Gebrauch gemacht und die Paragraphen 135 bis 139b der Gewerbeordnung (Bestimmungen über Kinderarbeit, jugendliche und weibliche Arbeit) auf die Werkstätten der Konfektion ausgedehnt. Die Verordnung macht vor den Familienbetrieben Halt, ähnlich wie die Schutzbestimmungen (Beschränkung der Nachtarbeit), die man in Frankreich durch das Gesetz vom zweiten November 1892 den Konfektion-Arbeitern gegeben hat. Sie wird bei uns das selbe Resultat haben, das sie in Frankreich gehabt hat: nämlich eine Auflösung der Werkstatt- in Familienbetriebe begünstigen.*) In diesen kann dann Noth und Ausbeutung souverain schalten und walten. Der Staat, zu dessen Aufgaben es gehört, „die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirthschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben**)," macht vor Dem, was man das Heim der Arbeiter nennt, ehrerbietig Halt. Wir sind die Phrase vom freien Arbeitvertrage glücklich losgeworden und haben uns gewöhnt, in den Beziehungen zwischen Unternehmer und Arbeiter etwas Anderes zu sehen als Privatsache: wird aber die Arbeiterin in ihren vier Wänden zu 15, 16 ja 17 stündiger Thätigkeit für den Unternehmer genöthigt, so findet der Staat nichts dagegen

---

*) La petite industrie (salaires et durée du travail), tome II, Le vêtement à Paris, publ. de l'Office du Travail. 1896.

**) Worte des kaiserlichen Erlasses vom 4. Februar 1890.

einzuwenden. Und doch ist es eben so gut Volksgesundheit, die da verbraucht wird, wie in der Fabrik oder Werkstatt, von der Freiheit kann hier so wenig die Rede sein wie dort. Der Unterschied zwischen Heim- und Fabrikarbeiter ist äußerlicher Art. Ein wesentlicher Unterschied, der das verschiedene Verhalten der Staaten diesen Betriebsformen gegenüber rechtfertigte, besteht nicht. Gewiß kann man die außerordentlich große praktische Schwierigkeit, die der staatlichen Ueberwachung, ohne die gesetzliche Bestimmungen zwecklos wären, entgegenstehen, nicht als unüberwindlich hinstellen. In Deutschland, wo man sich rühmt, den am Besten funktionirenden Beamtenapparat zu haben, wo man der Schwierigkeiten, die die Einführung der reichsgesetzlichen Arbeiterversicherung bot, Herr geworden ist, wagte man es nicht einmal, an eine Aufgabe zu gehen, deren Lösung in anderen Staaten geglückt ist! Das wäre wahrlich nichts, was uns mit großem Stolze erfüllen könnte, aber es bedeutete doch nur eine Unfähigkeiterklärung praktischen Schwierigkeiten gegenüber, die auch bei einer Erkenntniß der Heilmittel und dem Willen zu ihrer Anwendung möglich wäre.

Was bedeutet aber das jetzige Verhalten in Sachen des Konfektion-Arbeiter-Schutzes? Wird Das, was die Verordnung des Bundesrathes nicht gebracht hat, auf legislativem Wege zu Stande kommen? Heute, wo die betreffende Gesetzesnovelle noch ein längeres Larvenstadium zu durchlaufen hat, kann man ja Betrachtungen darüber anstellen, was sich schließlich daraus entpuppen wird. Es ist dafür gesorgt, daß das Endresultat uns kaum noch enttäuschen kann. Die Vorschläge der Kommission für Arbeiterstatistik*) sind so zaghaft und vorsichtig, daß sie nicht viel zaghafter und vorsichtiger zum Gesetz werden können. Und doch muß Jeder, der die Verhandlungen der Kommission verfolgt hat, die Ueberzeugung gewinnen, daß es bei einem Theile ihrer Mitglieder nicht an einem ernsten Willen gefehlt hat, den Weg zur Abhilfe zu finden. Anträge, wie die des Verbotes, Arbeiten durch Zwischenmeister weiterzugeben, Forderung der Listenführung über die Heimarbeiter und andere, wie sie bei den Verhandlungen der Kommission gestellt wurden, lassen erkennen, daß nicht

---

*) Die Vorschläge haben folgenden Wortlaut:

1. Bei Stückarbeit ist überall durch Tarife, Lohnbücher oder Arbeitzettel eine sichere Grundlage des Arbeitverhältnisses zu schaffen. Die Werkstatt- und Heimarbeiter sind mit Lohnbüchern zu versehen, in welche beim Ausgeben der Arbeiten die Löhne für die einzelnen Arbeiten einzutragen sind.

2. Eine Erweiterung der Versicherungpflicht der Hausindustriellen oder Heimarbeiter bezw. der Kranken- sowie der Invalidität- und Altersversicherung unter Heranziehung der Konfektionäre zu den Beiträgen der Arbeitgeber erscheint nothwendig.

3. Für die Dauer der Arbeitzeit in den Werkstätten ist die Anwendung der §§ 135—139 b der Gewerbeordnung mit folgenden Einschränkungen zu empfehlen: Betreffs der Ueberarbeit in der Saison sind ohne besondere behörd-

für Alle die Erhaltung der Hausindustrie conditio sine qua non gewesen ist. Sie sind aber Anträge geblieben, haben bei den Vorschlägen der Kommission keine Berücksichtigung gefunden. Am Weitesten geht der durch ein „thunlichst“ gemilderte Vorschlag, das Nachhausegeben der Arbeit zu verbieten. Er ist als ein entschiedener Fortschritt zu begrüßen, eben so wie die Forderung der Ausdehnung der reichsgesetzlichen Arbeiterversicherung auf die Heimarbeit. Aber selbst ohne die Hausindustrie in ihrer Lebensfähigkeit zu beeinträchtigen, hätte man weiter gehen können: namentlich vermißt man Bestimmungen über die Abfertigung beim Liefern und Abholen der Arbeit und über die Lohnzahlung; auch die Freiheit in der Bestimmung der Pausen, die § 4 läßt, ist für die Arbeiter ein sehr zweifelhaftes Geschenk und wird die Kontrole wesentlich erschweren.

Das, was noch von Vorschlägen der Kommission zu erwarten ist, wird den schweren Mißständen in der Konfektion nicht zu steuern vermögen, ja, es wird zweifellos hier und da die Mißstände vermehren, weil es die Zahl der Familienbetriebe auf Kosten der Werkstättenbetriebe heben wird. Es macht sich zu sehr der Einfluß Derer geltend, denen kein Preis zu hoch ist, um die Hausindustrie zu erhalten, und die darum die Hauptmißstände geflissentlich übersehen, deren Beschränkung eben der geliebten Betriebsform gefährlich werden könnte.

Und so wird nichts geschehen, um die Arbeitsdauer der in eigener Wohnung thätigen Heimarbeiter zu beschränken. Ueberarbeit, Nachtarbeit und Sonntagsarbeit können da ruhig fortbestehen, als gäbe es noch keinen Arbeiterschutz. Von einem Versuch, indirekt die Lohnfrage und die Saisondauer zu beeinflussen, ist gar nicht die Rede gewesen, ja, man hat sich nicht einmal dazu aufgeschwungen, über das Maschinenähen und das Bügeln Bestimmungen zu erlassen, die im Interesse der Volksgesundheit genau so wichtig wären wie etwa die Vorschriften über die Cigarrenindustrie. Nicht einmal die Errichtung von Betriebswerkstätten, so weit es sich um staatliche Lieferungen handelt, ist in Aussicht gestellt worden. Und da hat man die Konfektion-Arbeiter auf Staatshilfe

---

liche Erlaubniß 60 Ueberarbeitstage im Jahre zuzulassen, an denen die gewöhnliche Arbeitzeit um je zwei Stunden überschritten werden darf. Auch sollen die besonderen Beschränkungen hinsichtlich der Beschäftigung von Arbeiterinnen an Sonnabenden und Vorabenden der Festtage keine Anwendung finden. Ferner soll bezüglich der Pausen nur allgemein bestimmt werden, daß die tägliche Arbeitzeit durch solche von mindestens $1\frac{1}{2}$stündiger Dauer zu unterbrechen sei. Als Werkstätten im Sinne dieser Bestimmung sollen alle nicht zu den Fabriken zu rechnenden Betriebsstätten angesehen werden, in welchen auch nur eine Person gegen Lohn oder sonstiges Entgelt beschäftigt wird.

4. Zur Durchführung einer Arbeitbeschränkung ist es nothwendig, die Werkstattarbeiterinnen vor Ueberlastung durch Heimarbeit thunlichst zu schützen, wenn nicht anders möglich, auch durch das Verbot der Mitgabe von Arbeit nach Hause.

vertröstet und sie haben ganz vertrauensvoll in siebenzehn langen Paragraphen ihre Forderungen an den Staat formulirt! Inzwischen ist das durch den Strike Gewonnene entweder durch den Wortbruch der Unternehmer verloren worden oder es bröckelt doch unter dem Einfluß der Schwankungen des Marktes, des wechselnden Arbeitangebotes u. s. w. täglich von dem Erreichten Etwas ab, wie von einem anorganischen Körper, der dem Wechsel der Witterung ausgesetzt ist. Denn es fehlt an einem ernährenden und belebenden Prinzip: an einer kraftvollen Organisation. Was da der Strike genutzt hat, ist längst zum größten Theil „verlottert und verloren".*) Das Interesse und der Eifer des Publikums sind verraucht; an schönen Worten hat es nicht gefehlt, aber es ist nicht ein einziges Mal der Versuch gemacht worden, die Unternehmer den Zwang des Konsumenten empfinden zu lassen. In dieses Bild paßt nun auch Das, was man von Staats wegen der verelendeten Arbeiterschaft noch zugedacht hat. Diese Ereignisse mögen der Arbeiterschaft zur Lehre dienen. Sie sind unverloren, wenn sie wenigstens zu einer richtigen Beurtheilung des Werthes führen, den die Forderungen an die Regirung für die Arbeiter haben, und so auf Das verweisen, was auch eine intellektuelle und sittliche Hebung im Gefolge hat: auf die Organisation, um die es bei den Konfektion-Arbeitern noch nicht besser steht als um den gesetzlichen Arbeiterschutz.

Johannes Timm führt in seiner letzten Brochure**) ein Wort an, das Lord Northbrook im Hinblick auf die Wahlkorruption an die Arbeiter von Portsmouth richtete: „Eure Pflicht ist es, eine öffentliche Meinung darüber zu bilden." Das ist in der uns beschäftigenden Frage eine Pflicht Aller, die ernstlich eine Beseitigung der Mißstände wünschen, aber es ist in Deutschland keine leichte Aufgabe. Deshalb kann es nicht schaden, wenn die Forderung der Arbeiterschaft von Zeit zu Zeit wieder Denen zu Ohren kommt, die Träger der öffentlichen Meinung sind. So lange nicht Elemente beigebracht werden, die die Voraussetzungen dieser Forderung ändern, kann sie freilich nicht Variationen bieten, wie die Stellung der Sozialreform ihr gegenüber. Das Ceterum censeo, so weit die Regirung***) in Betracht kommt, wird immer die Forderung der Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetze auf alle Konfektion-Betriebe sein, eine Forderung der Billigkeit und Konsequenz. Ferner wird man, im Hinblick auf die eigenthümlichen Bedingungen der Hausindustrie, besondere Vorschriften über die hygienische Beschaffenheit der Arbeiträume ver-

*) Der „Verband der Schneider und Schneiderinnen und verwandter Berufsgenossen Deutschlands", der hier vor Allem in Betracht kommt, hat in den drei Monaten nach dem Strike 5600 Mitglieder eingebüßt.

**) Die Konfektion-Industrie und ihre Arbeiter. Flensburg 1897.

***) Wohl zu unterscheiden von den Forderungen der organisirten Arbeiterschaft an die Unternehmer.

langen. Durch eine erfolgreiche Bekämpfung der Symptome würde dann auch der Kausalindikation genügt werden: der hausindustriellen Betriebsform würden die Lebensbedingungen genommen. Man hat die öffentliche Meinung durch Argumente, die in lauter schöne Dinge, wie Rücksicht auf gute Sitte und Moral, Billigkeit gegen alle Interessenten u. s. w., eingewickelt waren und so über den Zweck täuschen konnten, zu dem man sie in Umlauf gesetzt hatte, wieder zu Gunsten der Hausindustrie umgestimmt. Hier ein bescheidener Versuch, eine den Arbeiterforderungen günstige öffentliche Meinung zu bilden, dem man Unvollständigkeit und wohl auch eine gewisse Einseitigkeit zu Gute halten möge, der aber vor Allem den Fehler hat, anderthalb Jahre zu spät geschrieben zu sein, denn im vorigen Frühjahr war es üblich, die Nachtheile der Hausindustrie auch Nachtheile zu nennen, während heute die Mode gebietet, an ihr allerhand Tugenden zu entdecken, — eine Aufgabe, die ich scharfsichtigeren Leuten überlassen muß.

Genua. Oda Olberg.



Eine lebendige Zeitung.

Wer in einer großen Stadt lebt, kennt den Mann, der immer eine halbe Stunde zu wenig Zeit hat, der den ganzen Tag hastet und jagt, um eben diese halbe Stunde einzuholen. So Einer war auch Johannes Wahllaender.

Er hatte die Fünfzig schon überschritten, doch sein wohlkonservirtes, bartloses, stets frisch rasirtes Gesicht erschien wie das eines Vierzigers; seine Gestalt war schlank, die Bewegungen seiner hageren Glieder waren jugendlich. Zur Körperfülle hätte er auch bei seinem unsteten, ruhelosen Wesen nicht gelangen können. Um so weniger, als seine Unruhe nicht allein körperlicher, sondern zugleich seelischer Art war.

Johannes hielt es nie mit sich allein aus; er hauste zwar in einer eleganten Junggesellenwohnung, aber dort war er nie zu finden. Wollten seine Freunde ihm eine Nachricht zusenden, so mußten sie es zeitig thun, morgens um sieben Uhr. Später war er fort; er begann sein Tagewerk früh, sonst hätte er es nicht zu Stande gebracht.

Es gehörte mit zu seiner großen Unruhe, daß der Schlaf ihn floh. Sich im Bette zu dehnen, behaglich versunken in süßes Träumen und Sinnen, dann im bequemen Hausrock gemüthlich Kaffee zu trinken und langsam eine Cigarre

in die Luft zu dampfen: Das kannte er nicht. Er stieg sofort, nachdem er die Augen aufgethan hatte, in seine Stiefel und in seinen Straßenanzug. Dann ging es fort, mit Stadtbahn, Pferdebahn, Omnibus. Er war bei allen drei Beförderungarten abonnirt; Das mußte er, seiner vielen Geschäfte wegen.

Was er eigentlich that? Je nun . . . was that er eigentlich?

Alles Neue sehen; mit dabei sein, wo es Etwas zu erleben gab, und dann seinen Freunden davon erzählen. In Besuchen war er groß und Bekannte hatte er in Berlin wie Sand am Meer. All sein Thun jedoch war selbst gewählt und selbst erfunden; einen Beruf hatte er nicht, Geld verdiente er nicht. Dessen bedurfte er auch nicht; ein kleines ererbtes Vermögen hob ihn über die Nothwendigkeit, für seinen Unterhalt zu sorgen, hinweg. Allein er arbeitete, als wenn es ums liebe Brot sich gehandelt hätte. Ja, in seinen Augen war seine Thätigkeit viel mehr werth als Brotarbeit. Im Schweiße seines Angesichtes durchkeuchte er Berlin im Sommer; mit frierenden Ohren und rother Nasenspitze durchquerte er es im Winter.

Dafür war er auch immer auf der Höhe alles Dessen, was geschah. Kein Standbild wurde ohne ihn enthüllt, keine Kirche eingeweiht, keine Ausstellung eröffnet, kein neues Theaterstück aufgeführt, kein Verbrecher abgeurtheilt, keine Parade abgehalten. Ueberall war er dabei.

Es giebt ja Menschen, die berufsmäßig diese Dinge erleben müssen, die sozusagen der Filter sind, durch den die Stadtereignisse dem wohllöblichen zeitunglesenden Publikum mundgerecht gemacht werden. Doch Johannes Wahllaender war weder Berichterstatter noch Kritiker, er arbeitete nicht für die Presse, er war nur eine lebendige Zeitung.

Seinen größten Triumph feierte er, wenn die Veranstalter von Sehenswürdigkeiten ihm Einlaßkarten zuschickten; nicht, weil er dadurch Geld ersparte — daran dachte er nicht —, sondern, weil er daraus ersah, daß man mit ihm rechnete, wie mit einer Macht, einer Nothwendigkeit. Und dann erwähnen zu können, so bei Gelegenheit hinzuwerfen: Man sandte mir ein Billet, man forderte mich auf! Darauf erwartete er stets von seinen Freunden die Antwort: „Selbstverständlich Ihnen! Daß Sie eine Einladung erhalten, ist ja nur in der Ordnung!"

Johannes Wahllaender erlebte, wie gesagt, Alles, was ihm die Großstadt bot, nicht für sich, — nein: nur, um bei seinen Besuchen davon zu erzählen. Im Grunde, im allertiefsten, verstecktesten Grunde, war er ein schwerfälliger, langweiliger Mensch. Und weil er Das wußte, weil er aus sich selbst heraus keinen Gedanken, keinen originellen Einfall zu Tage zu fördern vermochte, darum hielt er es für nöthig, so viel zu sehen und immer Neues zu sehen. Mit der Zeit war er in den Ruf eines interessanten Gesellschafters gelangt, — den mußte er aufrecht erhalten. Keinen schöneren Lohn für sein mühsäliges Leben gab es, als wenn ihm eine Dame sagte: „Sie sind so anregend, man steht ganz auf der Höhe, wenn man mit Ihnen geplaudert hat." Im Grunde aber vermochte Johannes gar nicht zu plaudern; und darum gerade war es sein Ehrgeiz, es zu thun.

Nicht einmal äußerlich konnte er seine Nachrichten in Szene setzen: er brachte sie stoßweise, automatenhaft hervor; allein da er stets bis zum Bersten mit Neuigkeiten vollgepfropft war, achtete man mehr auf das Was als auf das Wie der Mittheilung. Nach Einwurf einer Frage — wie beim Automaten nach

Einwurf eines Nickels — kam die Antwort prompt zum Schieberchen hinaus. Aber auch nie mehr.

So führte Johannes ein viel beschäftigtes Dasein: am Tage erlebte er und abends, zur Theestunde bei seinen Freunden, erzählte er, — und dann erst genoß er das Erlebniß. Er war im Grunde ein harmloser Mensch, so lange man seiner Leidenschaft nicht entgegentrat, so lange man unbedingt glaubte, daß er vor Arbeit sich nicht zu retten vermöge, daß er keine Minute Zeit habe. Wenn man auf diese Illusion einging, war er gutherzig, sanft, liebenswürdig und auf seine Art genießbar. Zweifelte man aber daran, dann hatte man es ganz mit ihm verdorben. Er konnte in solchem Falle sehr unangenehm, scharf und schroff sein. Und da er vollkommen unabhängig war, da er Niemanden zu fragen, Niemanden zu schonen hatte, nahm er keine Rücksicht und sagte in seiner schwerfälligen Art mit der sanftesten Stimme die überraschendsten Dinge, — Dinge, die sonst Keiner sagte und wagte. Seine Freunde nannten Das in stillschweigender Uebereinkunft originell. Sie zuckten die Achseln und meinten: „Wahllaender hat heute wieder mal seine originelle Laune.“ Ernst nahm Niemand seine Ausfälle.

Noch Zweierlei konnte Johannes nicht leiden: erstens war er wüthend, wenn er seine Bekannten nicht zu Hause traf und so seine Tageseinrichtung gestört wurde, und zweitens haßte er die berliner Hundstage. Daß er nach einem Mißgeschick der ersten Art einmal heimgehen und in seiner Wohnung einen behaglichen Abend verleben könne, fiel ihm nicht ein. Waren im ersten Hause die Bekannten ausgegangen, so begab er sich in das nächste Haus, war auch das leer, dann in das folgende. Wurde es aber bei diesen Besuchen zu spät, dann flüchtete er in ein Restaurant oder in seinen Klub, — zwei Nothbehelfe, die er nicht liebte. Denn wo er erzählte, mußten Frauen sein: er brauchte sie als Hörerinnen.

Und wie haßte er nun gar die Hundstage!

Dann war Berlin ganz außer Rand und Band. Keine Familie hatte Zeit, jede dachte nur an ihre Reise. Die Wohnungen wurden ungemüthlich, die Leute fanden es zu heiß, um in der Stadt zu sitzen, ja, sie gingen so weit, zu meinen: man müsse die Natur genießen! ... Sie zogen an die Grunewaldseen hinaus, wo Mücken waren; sie flüchteten sich in die Kaffeegärten, wo man nie Platz fand und mit Jedermann zusammengepfercht war.

Und dann die Zeit der Sommerreisen! Niemand war zu Hause, selbst die Gerichtsverhandlungen hörten auf, nichts geschah, kaum daß eine gelegentliche Ausstellung Leben in die Oede brachte.

Johannes selbst verreiste nie. Dazu war er ein zu fanatischer Berliner und dazu hatte er auch keine Musse. Es hätte ja doch Etwas passiren **können**, — nein, Das ging nicht.

... Und endlich kam ja auch wieder der Winter mit seinen langen Abenden, mit den lieben, kahlen, ruthenähnlichen Bäumen, mit seinen sensationellen Ereignissen und — mit seiner Arbeit. G. von Beaulieu.



Thierleiden.

Vor Kurzem wurde die Frage an mich gestellt, ob ich geneigt sei, öffentlich für den Thierschutz und dessen außerordentliche Wichtigkeit zu sprechen. Ich habe die Frage rundweg verneint. Nicht, weil ich an die Gerechtigkeit der Sache nicht glaube, die ich zu verfechten hätte; ich glaube nur zu sehr daran. Ich habe auch oft genug für das Thier und dessen Schutz geschrieben. Aber davon zu sprechen, vor einem großen Publikum davon zu sprechen, wäre ich nicht im Stande. Am Schreibtisch denkt man nicht an seine Leser. Man sieht sie nicht und schreibt in erster Linie für sich selbst, weil man Das zum Ausdruck bringen will und muß, was tief im Herzen weint oder jubelt, unbekümmert darum, ob es den Lesern gefallen oder mißfallen wird. Wenigstens sollte es so sein; und der Schriftsteller, der schon beim Schreiben an die Gunst oder Mißgunst seiner Leser denkt, erscheint mir beklagenswerth, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen. Aber Aug' in Auge mit dem Publikum von Dingen zu sprechen, die uns am Herzen liegen, dünkt mich sehr schwer. Um so schwerer, je schmerzlicher diese Dinge uns berühren und je wichtiger sie uns sind. Immerhin wäre diese natürliche Scheu und dieses Unbehagen wohl zu überwinden, wenn man es ernstlich versuchte. Aber es tritt noch etwas Anderes hinzu, — und Das scheint mir unüberwindlich. Es genügt nicht, an die Gerechtigkeit einer Sache zu glauben. Man muß, wenn man auf seine Hörer wirken will, auch an die Hörer selbst, an die Möglichkeit, sie zu überzeugen, glauben. Und da hört mein Glaube auf. Ich halte die Thierfrage für einen nahezu hoffnunglosen Fall. Und die Hoffnunglosigkeit hat noch nie und nirgends überredende Worte gefunden. Ich könnte natürlich sprechen, Stunden lang, wenn es sein müßte: aber der lähmende Gedanke, daß Alles umsonst sei, würde mich keinen Augenblick verlassen. Beim Schreiben kann ichs vergessen, beim Reden nimmermehr. Ich würde mir beim ersten Wort sagen müssen: In dieser Versammlung sind ohne Zweifel Herren, die das „edle Waidwerk“ zum Vergnügen betreiben, und feine Damen, die ausgestopfte Vogelbälge auf ihren Hüten tragen; Damen und Herren, die lebendig gesottene Krebse verzehren, Gansleberpasteten, die von einem gräßlich gequälten Thiere herrühren, sehr schmackhaft finden oder auf dem Lande den Angelhaken, an dem ein lebendiger Köder zappelt, nach kleinen Fischen auswerfen und gelassen zusehen, wie die armen Thierchen, denen der spitze Haken im Schlunde festsitzt, langsam und qualvoll verbluten; die nach Tauben schießen oder gar nach Lerchen und die nichts dagegen haben, wenn ihre lieben Kindlein Schmetterlinge spießen oder harmlosen Käfern die kleinen Füße ausreißen. Alle diese netten Dinge sind so gewöhnlich und so gebräuchlich, daß es ein Wunder wäre,

wenn sich in einer Versammlung von ein paar hundert Menschen Niemand finden sollte, der sie nicht schon gethan hat und thun ließ oder noch thut und noch thun läßt. Und wenn ich daran dächte — und ich würde daran denken —, dann würde mir das Wort in der Kehle stecken bleiben.

Ich habe die Thierfrage einen fast hoffnunglosen Fall genannt. Der Fall ist hoffnunglos, weil die menschliche Natur mit ihrem Hang zur Grausamkeit und zu Uebergriffen aller Art, mit ihrer unbezähmbaren Zerstörungsucht, die wir schon am kleinen Kinde beobachten können, nicht zu ändern ist. Dazu gesellen sich des Menschen schwach entwickelter Sinn für Gerechtigkeit, seine Genußsucht, die keine Grenzen kennt, seine Sucht nach Zerstreuung und Abwechselung und endlich sein hochmüthiger Wahn, daß er, als die Krone der Schöpfung, Herr sei über Alles und gegen seine Mitgeschöpfe, die leben, leiden und sterben müssen wie er, nur Rechte habe, doch keine Pflichten. Das Thier ist so recht dazu gemacht, um allen diesen schönen menschlichen Eigenschaften den weitesten Spielraum zu eröffnen. Das Nutzthier dient der Genußsucht und der rücksichtlosesten Ausbeutung aller seiner Kräfte. Das Thier, dessen Fleisch uns zur Nahrung dient, wird auf meist grausame Weise getötet. Das bloße Luxusthier schindet man, wie zum Beispiel die Renn- und Reitpferde, auf andere Weise, und was dann noch übrig bleibt, Das ist, weil keinen Nutzen oder gar Schaden bringend, einfach vogelfrei und jeder Willkür, jeder Roheit wehrlos preisgegeben. Das Verfolgen und Töten schädlicher oder auch blos nicht Nutzen bringender Thiere, wogegen ja nichts einzuwenden wäre, genügt dem Menschen nicht. Es muß immer und überall auch Grausamkeit dabei sein. Grausamkeit beim Jagen und Fischen und Schlachten, bei der Pferdeschinderei, beim Transport des Geflügels und des Schlachtviehes, bei der Vivisektion, bei jeder Schmetterling- und Käfersammlung, die ein wißbegieriges Jüngelchen sich anlegt, statt die Nase einfach in sein Lehrbuch zu stecken, wo er alle die zu Tode gepeinigten, gespießten Thierchen abgebildet finden kann, Grausamkeit in der Weibermode, die es schön findet, sich tote Vögel auf die Hüte zu stecken, — Grausamkeit überall. Es ist seltsam: die Mode, die doch beständig wechselt und unermüdlich auf Neues sinnt, bleibt gerade bei dem Einen: der Unsitte, Vogelleichen auf den Hüten zu tragen, mit rührender Ausdauer stehen. Ob die Damen, die solche Hüte auf ihre meist ziemlich leeren Köpfchen setzen, jemals darüber nachgedacht haben, wie vielen Millionen kleiner Vögel diese Modethorheit schon das zarte Leben geraubt hat? Ob sie wissen, wie grausam die Jagd auf diese Vögel ist, daß man sie in Schlingen fängt, um ihr schillerndes Gefieder nicht zu beschädigen, daß sie oft halbe Tage und noch länger in den Netzen zappeln, voll Todesangst, verschmachtend, nach Befreiung ringen, oft mit gebrochenen Flügeln und Füßchen, verdurstend und verhungernd, um sich

schlagen, bis es ihrem Peiniger endlich gefällt, ihren Leiden mit roher Hand ein Ende zu machen? Ob die süßen Frauen Das jemals bedacht haben? Wahrscheinlich nicht; und solche Gedankenlosigkeit streift, wenn sich ihrer angeblich intelligente Geschöpfe schuldig machen, ja auch schon ans Verbrechen. Seit Jahren wird gegen diese Mode agitirt, geschrieben und gesprochen. Und was hat es bis jetzt geholfen? Nichts! Nur daß die Vogelbälge theurer geworden sind, weil die exotischen Vögel rar zu werden beginnen. Aber man weiß sich zu helfen und beginnt auf unsere einheimischen Vögel Jagd zu machen, damit die schöne Mode nur ja um Gottes willen nicht aussterbe. Was zetern wir denn gegen die Südländer, weil sie unsere kleinen gefiederten Sänger verspeisen? Sind wir denn besser? Ob im Norden oder im Süden, „ob Christen oder Mohammedaner: Bestien sind sie Alle.“ Wenn es so fortgeht, werden die Vögel schließlich zur Mythe werden und kommende Geschlechter werden ihren süßen Gesang nicht mehr vernehmen. Aber die kleinen Vögel werden sich rächen. Wenn alle diese braven Insektenvertilger nicht mehr sein werden und wenn der Mensch sich des Ungeziefers kaum wird erwehren können, dann wird er — zu spät — erkennen, wie thöricht er war.

Die Vögel sind nicht die Einzigen, die der nimmersatten Jagd- und Mordlust des Menschen allmählich zum Opfer fallen. Auch andere Thiergattungen sind im Aussterben begriffen. Die so nützlichen Büffel und Elefanten verringern sich von Jahr zu Jahr. Und auch das Wild nimmt, zumal in Frankreich, ab, weil die Mordlust des Menschen, dieser Schöpfungskrone, keine Grenzen kennt. Ich konnte und kann den Mord am Thier immer nur als traurige Nothwendigkeit ansehen und habe gegen den Berufsjäger so wenig Etwas einzuwenden wie gegen den Schlächter, dem man, wie dem Jäger, dankbar sein muß dafür, daß er uns das schwere Geschäft des Mordens abnimmt, da wir nun einmal darauf angewiesen sind, uns theilweise wenigstens von Thierfleisch zu ernähren. Der Berufsjäger macht seine Sache auch schnell und geschickt. Er trifft das Thier vom Anstand aus und streckt es mit sicherem Schuß nieder. Der Tod ist rasch und so schmerzlos, wie das Sterben eben überhaupt sein kann. Und er kommt unvermuthet, ohne vorhergehende Todesangst und Quälerei. Ganz anders aber verhält sich die Sache auf der zum Vergnügen betriebenen Jagd. Da wird die Beute Nebensache, da handelt es sich in erster und letzter Linie um die Lust am Jagen, Hetzen und Morden. Treib- und Hetzjagden sind Grausamkeiten, die unbegreiflich erscheinen müßten, wenn die Geschichte der Menschheit nicht von solchen Unbegreiflichkeiten voll wäre. Ein Geschlecht, das die Folter kannte und übte und das die Hexenprozesse ersann, ist am Ende zu Allem fähig.

Etwas ungemein Reizendes ist der jetzt bei Luxuspferden in die Mode gekommene Aufsatzzügel. Nicht genug, daß man die Pferde mit den längst

als unsinnig erkannten Scheuklappen peinigt, die sie nur noch scheuer machen, weil sie weder nach rechts noch nach links schauen können und daher vor jedem Geräusch, das von rechts oder links kommt, erschrecken, mußte noch der entsetzliche Auffatzzügel ersonnen werden. Die lieben Equipagenbesitzer mögen nur einmal fünf Minuten lang versuchen, wie es thut, wenn man den Kopf in solcher ganz unnatürlichen Haltung lassen muß. Der Kopf wird dem Pferde durch diesen Zügel steif in die Höhe geschraubt, der Hals verändert seine Form und aus dem schlanken, beweglichen und stete Bewegung brauchenden Hals des Pferdes wird ein kurzer, dicker Hals, wie ihn die Hirsche haben. Und Das soll schön sein? Aber die Schönheit wäre Nebensache. Das Pferd ist jedoch im Athmen behindert und beengt, die ihm aufgenöthigte unnatürliche Kopfhaltung ist ihm unerträglich. Der Auffatzzügel richtet jedes Pferd langsam zu Grunde; und es empört sich auch dagegen, es zeigt sein Leiden dadurch, daß es schäumt und beißt und störrisch wird. Dann nennt man es wohl feurig oder bockig und sein Leiter greift einfach zur Peitsche. Das Thier soll überhaupt keine Fehler, keine Launen haben: sein Gehorsam, sein Arbeiteifer, seine Geduld sollen niemals erlahmen. Man fordert vom Thiere, was kein Mensch noch zu Stande gebracht hat, und es wäre gut, wenn die Menschen nur annähernd so streng gegen sich selbst wären, wie sie es gegen ihre Thiere sind. Aber gegen sich selbst sind sie von einer schrankenlosen Nachsicht.

Das Verhältniß des Menschen zum Thier ist eben gar nicht geregelt. Es hängt in der Luft und es bleibt der Willkür jedes Einzelnen überlassen, dem Thiere Freund oder Teufel zu sein. Niemand zieht ihn zur Rechenschaft. Die beiden einzigen Dinge, die im Stande sind, dem Menschen Schranken aufzurichten: Religion und Polizei, versagen, sobald das Thier ins Spiel kommt. Die Religion der Liebe — mit schmerzlicher Ueberwindung schreibe ich dieses Wort nieder — hat das Thier vergessen. Und das Gesetz, die Polizei, sind am Ende wir selbst, Das heißt: Gesetz und Polizei passen sich unseren Bedürfnissen und Anforderungen an. Nicht einzelne Gesetzgeber, sondern die ganze Menschheit ists, die sich die ihr nothwendigen Gesetze bestimmt und schafft. Die Anderen führen eben nur aus, was die Gesammtheit wünscht und braucht. Wäre das allgemeine Bedürfniß vorhanden, das Thier menschenwürdig zu behandeln, die dazu nöthigen Gesetze würden von selbst entstanden sein. Die Thierschinder würden dann eben so streng bestraft werden wie etwa die Diebe, die ja auch Niemand fragt, ob ihnen das Bürgerliche Gesetzbuch angenehm sei oder nicht. Aber das Thier ist weniger wichtig als das heilige Eigenthum. Um das Thier kümmert man sich nicht, die Pflicht, das Thier zu schützen, trägt keinen persönlichen Vortheil ein und deshalb ist der Fall hoffnunglos. Man wird aus Nützlichkeitgründen die verbesserte Schlachtmethode mit der Zeit überall einführen, man

wird die Hausthiere besser und reinlicher halten, weil man schon heute weiß, daß die luft- und lichtlosen Ställe, die Unsauberkeit, die schlechte Pflege der Hausthiere sich am Menschen selbst rächen, weil diese Uebelstände die Thiere krank machen und die Menschen sich von der Milch und dem Fleisch dieser kranken Thiere ernähren, man wird sich mit der Zeit besser an das Pferdefleisch gewöhnen und dadurch zahllosen alten Pferden ein jammervolles Dasein ersparen, weil das Pferd ein gesünderes Thier ist als das besonderes für die Tuberkulose sehr empfängliche Rind —: man wird aber niemals dem Thiere selbst zu Liebe Etwas für das Thier thun. Einzelne werden immer und zu allen Zeiten für das Thier sprechen und kämpfen und mit dem Thier leiden. Aber sie werden immer und überall in einer verschwindenden Minderzahl bleiben und ohnmächtig sein. Hetz- und Treibjäger wird es immer geben, eben so elegante Buben, die edle Pferde auf dem Rennplatz und bei Wettfahrten zu Schanden reiten und fahren, die Zahl der Gourmands wird sich auch nicht verringern und auf keinen Leckerbissen, auf kein raffinirtes Diner verzichten wollen, auch wenn ein einziges Diner durch unsägliche Qualen armer Geschöpfe erkauft werden muß. Die Fuhrknechte und Schlächter werden immer roh bleiben und die Mehrzahl der Menschen wird sich, wie bisher, um das Los und Leid des Thieres nicht kümmern. Grausam die Einen, gleichgiltig die Anderen, — von welcher Seite sollte da die Erlösung kommen?

Die Orthodoxen und die Atheisten, sonst in Allem uneinig, finden sich in einem einzigen Punkte rührend zusammen: in ihrer Gleichgiltigkeit gegen das Thier. Ein Priester, der auf der Kanzel oder im Beichtstuhl ein Wort zu Gunsten der Thiere spricht, ist ein weißer Rabe; und in Tirol zum Beispiel, wo die Geistlichkeit bekanntlich eine große Macht besitzt, hört man oft das blödsinnige und gedankenlose Wort: „Die Thiere empfinden keinen Schmerz, weil sie keine Seele haben.“ Und die Atheisten? Diejenigen, die an des Menschen Abstammung vom Affen glauben, sollten doch naturgemäß für das Thier, als für eine Art Vetter des Menschen, Sympathie empfinden. Aber sie empfinden sie nicht; sonst wäre die Vivisektion ein Ding der Unmöglichkeit. Denn wenn man selbst zugiebt, daß ein guter Zweck verruchte Mittel heiligen könne und daß die Wissenschaft frei sein müsse, um ihre Bahnen zu verfolgen: so, wie die Vivisektion geübt werden darf und geübt wird, ohne jede Kontrole, ohne jede Einschränkung, ist sie etwas Fürchterliches. Da es sich nur um Thiere handelt, wird natürlich Niemand zur Rechenschaft gezogen. Niemand fragt und forscht, was die Aerzte mit den Thieren treiben, ob es denn immer nöthig, ob denn nicht Manches ganz überflüssig sei, ob nicht die ärgsten Grausamkeiten vermieden werden könnten. Die wenigen muthigen Thierfreunde, die Rechenschaft verlangen, werden mit dem Schlagwort abgewiesen, daß die Wissenschaft frei sein müsse. Wer keine Götter hat, schafft

sich Götzen. Die Menschen, die nicht an Gott glauben, glauben an die Aerzte, aus lauter Angst vor dem Tode, vor dem die Ungläubigen tausendmal mehr zittern als die Frommen. Darum sind die Aerzte heilig gesprochen und dürfen thun, was ihnen beliebt. Die Vivisektion und ihre Gräuel sind unbegrenzt. Um nur ein Beispiel anzuführen: ich weiß von einem Arzte, der erfahren wollte, wie lange ein Kaninchen ohne Nahrung leben könne. Und wenn ers weiß, was hat die „Wissenschaft“, was die leidende Menschheit dabei gewonnen? Und der Mann konnte sich ruhig zu Tisch setzen und wußte doch, daß wenige Schritte von ihm entfernt harmlose Geschöpfe verhungerten. Ich könnte noch andere, noch grauenvollere Dinge anführen. Aber wozu? Den Herren der Wissenschaft wird ja doch nichts in den Weg gelegt.

Man sagt mitunter, die Schule, die Lehrer sollten Besserung schaffen und das Kind die Liebe zum Thier lehren. Gewiß wäre es die Aufgabe der Lehrer. Aber warum gerade von den Lehrern und der Schule mehr verlangen und mehr erwarten als vom Haus und von den Eltern? Warum sollten gerade die Lehrer besser sein als wir Alle? Natürlich könnten sie Gutes wirken, wenn sie wollten. Aber sie wollen nicht. Wenn sich unter den Lehrern Thierfreunde finden, so ist Das nicht eine Folge ihres Berufes, sondern ihrer natürlichen Güte. Das Selbe gilt von dem Priester, dem Schriftsteller, von allen Ständen. Alle bleiben in dieser Hinsicht beinahe Alles schuldig. Es ist mir oft aufgefallen, wie wenige Schriftsteller sich mit dem Thier und seinen Leiden befassen, ja, daß sich viele geradezu gehässig gegen das Thier verhalten. Zola ist eine nicht genug zu rühmende Ausnahme. Die Meisten aber übergehen das Thier mit Stillschweigen. Es ist bezeichnend, daß die wenigen Thiergeschichten, die unsere Literatur besitzt, tief traurig enden, daß darin immer dem Thier die tragische Rolle zufällt und der Mensch daneben eine jämmerliche Rolle spielt. Die wenigen Schriftsteller, die für die Thiere ein Herz haben, wissen eben ganz genau, wie es dem Thier ergeht und wie die Menschen sich gegen das Thier betragen. Man sagt mit Recht, daß man Die am Meisten haßt, an denen man das schwerste Unrecht gethan hat. Man kann ihnen vielleicht nicht verzeihen, daß man ihretwegen gefehlt hat und sich vor ihnen schämen muß. Deshalb haben wohl auch die Thiere so viele Feinde. Das bloße Wort Thierschutz bringt gewisse Leute außer sich. Schlägt ihnen doch das Gewissen? Und Andere giebt es, die im Ernst behaupten, daß sie nicht begreifen können, was man denn wolle: den Thieren geschehe ja gar nichts. „Sie haben Augen und sehen nicht und haben Ohren und hören nicht“: das Wort Christi wird doch immer und überall Recht behalten, man mag es anwenden, wo und wann man will.

Wien. Emil Marriot.



Cliquen und Kartelle.

Schon lange hat die ausgedehnte Mißwirthschaft der Trusts, Ringe, Syndikate u. s. w., für die besonders aus Amerika fast täglich neues Material vorliegt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Interessentenvereinigungen gelenkt. Auch der Verein für Sozialpolitik hat vor etwa zwei Jahren eine Enquete über den Gegenstand veranstaltet.*) Das Ergebniß dieser Erhebungen und der Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik läßt sich im Allgemeinen dahin präzisiren, daß die Kartelle eine nothwendige Entwickelungstufe der heutigen Volkswirthschaft darstellen und daß ein von den Regirungen ausgehendes Verbot — falls es überhaupt durchführbar wäre — ganz bedeutende Nachtheile mit sich bringen müßte. Wenn ich auch diesen Standpunkt im Allgemeinen theile, so möchte ich hier doch darauf hinweisen, daß die meisten der an jener Enquete betheiligten Berichterstatter zu sehr von der Lichtseite der Kartelle geblendet waren und deshalb die erheblichen Nachtheile dieser Organisationen für die Konsumenten nicht gebührend hervorhoben. Ein interessantes Beispiel und eine Bestätigung für diese Ansicht bietet das in der erwähnten Enquete überhaupt nicht genannte deutsche Soda-Syndikat mit dem Sitz in Bernburg, auf das ein kürzlich in der münchener Volkswirthschaftlichen Gesellschaft gehaltenen Vortrag**) aufmerksam gemacht hat.

Schon vor dem Entstehen ihres Syndikates haben die deutschen Soda-Fabrikanten durch Bildung partieller Konventionen und Erlangung eines hohen Zollschutzes ihre Virtuosität gezeigt, sich auf Kosten der Soda konsumirenden Industrien beträchtliche Vortheile zu verschaffen. Was da an kühnen Behauptungen geleistet wurde, um die Zollkommissionen des Reichstages und des Bundesrathes hinters Licht zu führen, ist an der vorhin bezeichneten Stelle anschaulich dargelegt. Hier seien nur ein paar wichtigere Momente hervorgehoben.

Als im Jahre 1879 die Zolltarifreform durchgeführt werden sollte, erklärten die Soda-Fabrikanten der bundesräthlichen Kommission, die Produktionbedingungen in Deutschland seien der Einführung des viel billigeren Ammoniakverfahrens zur Soda-Herstellung ungünstig. „Solvay (der bedeutendste Fabrikant des Ammoniaksoda) selbst“, erklärten sie, „habe die Rheinprovinz, Westfalen, Sachsen und Hannover bereist, in der Absicht, in Deutschland eine Fabrik anzulegen, ohne jedoch die für sein Verfahren erforderlichen Bedingungen vereinigt finden zu können.“ Die völlige Unwahrhaftigkeit dieser Behauptungen ergiebt sich schon daraus, daß kaum fünf Jahre später das Ammoniaksoda in den Prozenten der Gesammtproduktion in England 12, in Frankreich und Deutschland etwa

---

*) Ueber wirthschaftliche Kartelle in Deutschland und im Auslande. Schriften des Ver. f. Sozialpol. Bd. LX.

**) „Die Zollpolitik Deutschlands, die Taktik der Soda-Interessenten und die Stellungnahme Bayerns“ vom Dr. J. Goldstein. Der Referent hat früher eine Schrift über: „Deutschlands Soda-Industrie in Vergangenheit und Gegenwart“ veröffentlicht, die in der bekannten Sammlung Münchener Volkswirthschaftlicher Studien erschienen ist.

45 betrug. Nach weiteren fünf Jahren aber bezifferte sich der Antheil des Ammoniaksoda an der Gesammtproduktion in England auf 22, in Oesterreich auf 44, in Frankreich auf 60, in Deutschland dagegen auf 75 Prozent. Auf ganz ähnliche Weise ließen sich die zuständigen Kommissionen des Reichstages und des Bundesrathes von den Interessenten in einer anderen Hinsicht übertölpeln. Die Fabrikanten benutzten das Eingehen einiger kleinen Werke, um diesen Kommissionen vorzureden, die Erhöhung des Zolles sei das einzige Mittel — nicht nur zur Erhaltung der gefährdeten kleinen und mittleren Betriebe, sondern sogar — zur Wiederinbetriebsetzung bereits still stehender Werke. Kaum aber war die Bewilligung des hohen Zolles durchgesetzt, da beeilten sich die großen Betriebe, durch kolossale Preisunterbietungen den Kleinen den Garaus zu machen. Und so sank die Zahl der Leblancsoda-Fabriken von zwanzig gegen Ende der siebenziger Jahre auf ungefähr ein halbes Dutzend in der Gegenwart. Diese Erscheinung war vorauszusehen; denn da die Vortheile aus den Schutzzöllen sich nach der Größe der Produktion bemessen, mußte es von vorn herein klar sein, daß die großen Betriebe auch den erheblichsten Nutzen aus der Zollerhöhung einheimsen konnten.

Eben so unhaltbar sind vor der objektiven Prüfung die Angaben der Interessenten über die angeblich stetige Vermehrung der Soda-Einfuhr aus England, der geringen Rentabilität der Soda-Industrie u. s. w.

Mag man nun die Dinge drehen und wenden, wie man will: in den Angaben der Soda-Fabrikanten, wie sie den gesetzgebenden Faktoren vorgelegt werden, ist auch nicht eine einzige Thatsache zu finden, aus der ein ernsthafter Beweis für die Nothwendigkeit der damaligen sehr bedeutenden Zollerhöhung sich konstruiren ließe. Die Nachprüfung der Verhandlungen im Centralverband Deutscher Industrieller wie in den Kommissionen des Bundesrathes und Reichstages bestätigt denn auch die Annahme, daß weder die Regirungseite noch die Interessenten sich sonderlich um die Erbringung wahrhaftigen Materials zum Beweise der sogenannten Nothlage bemühten. Man bewilligte eben den Soda-Fabrikanten eine Zollerhöhung, um ihrer Unterstützung bei den übrigen schwebenden Zollprojekten sicher zu sein und so die Großindustriellen den weitgehenden politischen Plänen der Regirung geneigt zu machen. Do ut des!

Der neue Zolltarif trat am ersten Januar 1880 in Kraft. Schon in den ersten Jahren nach den bewilligten Zollerhöhungen belief sich der Gewinn daraus auf etwa eine Million Mark per Jahr. Darin theilten sich etwa zwanzig Soda-Fabriken.

Wie gestaltete sich nun die weitere Entwickelung in der deutschen Soda-Industrie?

Die Gesammtproduktion war von 50 000 Tonnen gegen Ende der siebenziger Jahre auf 115 000 Tonnen im Jahre 1883, d. h. fast auf das Zweiundeinhalbfache, gestiegen. Die Preise sanken — zum Theil in Folge der durch den hohen Zoll herbeigeführten Ueberproduktion, zum Theil in Folge der durch den selben Umstand begünstigten raschen Ausbreitung des billigeren Ammoniakverfahrens zur Sodaherstellung*) — von 23 Mark auf etwa 12 Mark per 100 Kilogramm. In den letzten Jahren bezifferte sich die Soda-Produktion Deutschlands auf

---

*) Wie günstig die Bedingungen für die Ausbreitung dieses Verfahrens im Gegensatz zu den Versicherungen der Interessenten waren, haben wir vorhin gesehen.

250 000 Tonnen. Der Salz- und Soolekonsum der Soda- und Glaubersalzab riken betrug in Deutschland:

	Salz	Soole
1878/79	88 200 Tonnen	33 000 Hektoliter
1894/95	317 100 „	5 190 000 „

In England sank dagegen der Salzkonsum von 855 000 Tonnen im Jahre 1890 auf 846 000 Tonnen resp. 824 000 Tonnen, 817 000 Tonnen, 796 000 Tonnen in den folgenden Jahren.

In den Jahrfünften nach der Zollerhöhung betrug die Ein- resp. Ausfuhr in 100 Kilogramm (netto und abgerundet):

Jahrfünft	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
	an kaustischem Soda		an Chlorkalk	
1880/84 . . .	289 600	38 700	316 500	29 300
1885/89 . . .	96 600	69 800	250 400	26 700
1890/94 . . .	21 800	218 900	163 300	125 200*)

Jahrfünft	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
	an kalzinirtem Soda		an Sulfat	
1880/84 . . .	354 900	238 600	97 500	376 400
1885/89 . . .	63 700	763 600	95 500	1 033 400
1890/94 . . .	18 500	1 609 200	50 900	1 579 000

Man sieht: seit etwa einem Jahrzehnt überragt die Ausfuhr ganz bedeutend die Einfuhr. Trotzdem blieben die 1879 eingehandelten Zölle, die inzwischen durch das Sinken der Preise Prohibitivzölle geworden sind und jetzt bis zu 30 Prozent des Werthes betragen, unvermindert bestehen.

Das seit Mitte der achtziger Jahre offiziell existirende Soda-Syndikat mit dem Sitz in Bernburg bezieht allein aus den Zöllen auf kalzinirtes und kaustisches Soda circa sechs Millionen Mark jährlich, wovon der bereits genannte Solvay ungefähr die Hälfte einsteckt. Ein weiteres Drittel fällt an zwei oder drei andere Großbetriebe, der Rest vertheilt sich auf das übrig bleibende halbe Dutzend Soda-Fabriken. Bei einer Durchschnittsberechnung ergiebt sich, daß jede der deutschen Soda-Fabriken einen Extraprofit von etwa einer halben Million Mark allein aus den Zöllen auf diese beiden Artikel genießt. Angesichts der hervorragenden Bedeutung des Soda als Rohstoffes für eine ganze Reihe auf den Export angewiesener Industrien — z. B. Papier- und Farben-Fabriken — muß der Gedanke entstehen, daß das Soda-Syndikat einen gewaltigen Einfluß auch auf die Regirung übt. Diese dürfte aber in eine recht angenehme Situation gerathen, wenn bei einer Neuregelung der Handelsverträge die deutschen Agrarier, auf die trotz kolossalen Gewinnen bestehenden Prohibitivzölle für Soda-Fabrikate hinweisend, für sich als billig verlangen, was dem Soda-Syndikat als „Recht“ gewährt wird

München. Adolf Müller.

*) Seit 1892 überwiegt auch die Ausfuhr an Chlorkalk die Einfuhr an diesem Artikel. Im Jahre 1896 betrug die Ausfuhr 74 500 Metercentner, die Einfuhr nur noch 4400.



Notizbuch.

Bismarcks Glossen, von denen ein Theil hier vor vierzehn Tagen veröffentlicht wurde, haben zu unzähligen Leitartikeln, zur Wonnefreude und zu lautem Parteihader den Stoff gegeben. Dabei wurde, wie immer in solchen Fällen, Kluges und ... Anderes ans Licht gefördert. Den verständigsten Kommentar konnte man in der Deutschen Zeitung lesen, wo gesagt wurde, Fürst Bismarck fühle offenbar das Bedürfniß, den täuschenden Schein zu zerstören und den Blick seiner geblendeten Landsleute wieder auf die Realität der Dinge zurückzulenken. Das ist richtig; der alte Magister Germaniae beseitigt mit seinen ruhig und nüchtern erwogenen Worten den unechten Stuck, das Kunstblumengewinde und das feiertägliche Flittergold, mit denen im Deutschen Reich jetzt so gern gearbeitet wird, und zeigt unter den bunten Putzguirlanden das Gebälk, von dessen Tragfähigkeit schließlich doch die deutsche Zukunft abhängen muß. Leider scheint die Partei, deren Entwickelung er mit besonderer, beinahe zärtlicher Sorge beobachtet, ihm auf diesem Wege nicht folgen zu wollen. Wer während der letzten Jahre Gelegenheit hatte, mit der konservativen Partei angehörigen Herren zu sprechen, weiß, daß sie über den in ihrer Fraktion oft zur Herrschaft gelangten Geist genau so denken wie der „Alte Herr" dieser Partei, daß sie ihrem Groll nur gewöhnlich einen sehr viel schärferen, drastischeren Ausdruck zu finden pflegen, und er wird staunen, wenn er jetzt den unwirschen Reden der konservativen Presse lauscht. Die Herren möchten eben nicht, daß ihr größter Standesgenosse offen ausspricht, was sie selbst heimlich raunen; aber sie können nicht verlangen, daß Otto Bismarck sich auf seine alten Tage mit der Tünche sozialer Heuchelei besudelt, deren Fehlen ihm einst die sehnige Gestalt Hansens von Bülow so angenehm machte. Der Fürst hat, wie Schillers Lerma, nie lügen gelernt; er spricht aus, was er denkt, spricht es in der Stunde, die ihm nach seiner Erfahrung dazu geeignet scheint, und die konservative Partei sollte nicht überhören, daß aus seinen mahnenden Worten die Sorge und der Wunsch, zu bessern, nicht heißer Zorn oder kalte Schadenfreude hervorklingt. Soll Bismarck etwa das Centrum, die Fortschrittsleute oder die Sozialdemokratie zur Läuterung aufrufen, — die Parteien also, deren politisches Wirken seinem subjektiven Ermessen seit Jahren gefährlich und vielleicht verhängnißvoll erscheint? Er wendet sich an die Konservativen, die ihm, trotz Nathusius-Ludom, Diest-Daber und Stoecker, im Grunde doch die Nächsten sind, auf deren muthiges und kluges Handeln er gern hoffen möchte und denen er deshalb das Rückgrat zu stählen versucht; daß er sich sorgend gerade mit ihnen, ihrem Werden und ihren Wandlungen, beschäftigt, sollte die Partei als eine Ehre, nicht als einen Unglimpf empfinden und ihre Führer sollten froh sein, wenn recht häufig aus dem Sachsenwalde die mahnende, warnende Stimme erschallt. Wollen die Herren wirklich im Ernst leugnen, daß sie während der letzten sieben Leidensjahre Deutschlands und Preußens recht oft ihre Pflicht nicht erfüllt, die Hoffnung enttäuscht und im Lande gerade bei ihren eifrigsten und tüchtigsten Anhängern Unwillen geweckt haben? Ist aus ihrem Gedächtniß schon die Thatsache getilgt, daß nur, weil sie die Begriffe konservativ und gouvernemental zu verwechseln geneigt waren, in den Tagen der ersten Handelsverträge der Bund der Landwirthe entstand, den freilich die Schlauheit des Freiherrn von Hammerstein für eine Weile dem konservativen Interesse dienstbar zu machen wußte? Es wäre leicht, durch eine Fülle von Details sie an diese fatalen Dinge sehr deutlich zu erinnern, — auch an den Tag, da ihr bekanntester

Führer erst durch einen von den radikaleren Elementen durchgesetzten Beschluß gezwungen werden mußte, seufzend und schwitzend dem Grafen Caprivi das Mißtrauen der Partei auszudrücken, und an den anderen, schwärzeren, da zwei konservative Führer den Freiherrn von Marschall zärtlich mit Koseworten fütterten. Ihre Presse behauptet jetzt, Fürst Bismarck sei den früheren Parteigenossen zu Dank verpflichtet und müsse schon deshalb sich kritischer Glossen über ihr weises Wirken enthalten. Man könnte darauf erwidern, daß dieser Dank eben in einer rückhaltlos offenen Kritik vorhandener Schäden den nützlichsten Ausdruck findet; aber es ist gar nicht einzusehen, womit das fabelhafte Recht auf Dankbarkeit eigentlich erworben sein soll. Die Annahme, der Fürst müsse geschmeichelt sein, weil man seinen ältesten Sohn im letzten Lenz auf einem konservativen Parteitage reden ließ, ist doch völlig läppisch; einstweilen darf man wohl voraussetzen, daß Graf Herbert Bismarck von der Partei zum Redner erkürt wurde, weil er ein gebildeter und erfahrener Politiker, nicht, weil er der Sohn seines Vaters ist. Man braucht nicht erst zu untersuchen, wer in diesem Fall der Gebende, wer der Empfangende war; und der alte Kanzler hat sehr häufig gesagt, daß der Gedanke, man könne durch Förderung oder Beförderung der Söhne den Vater politisch umstimmen oder behaglich kitzeln, ihm nicht nur kindisch, sondern geradezu widrig und eines Politikers unwürdig scheint. Und wofür sonst soll der Fürst den Konservativen dankbar sein? Für die Deklarantenzeit, für das Versagen, als es galt, zunächst einmal das Deutsche Reich vor einer feindlichen Welt auf die Beine zu stellen, für die stille Unterstützung des frommen Mannes, der 1888 zu kommen schien, oder für die Treibereien, als deren Symbol der Scheiterhaufenbrief fortleben wird? Die Mehrheit der Konservativen ist, als Bismarck fortgeschickt wurde, mit fliegenden Fahnen in das Lager des Caprivismus abgeschwenkt, und hat das bismärckische Erbe auf allen Gebieten schnell preisgegeben; das verbreitetste konservative Blatt hat, als der Uriasbrief des kommandirten Generals veröffentlicht wurde, dem neuen Herrn der Gnaden für diese Heldenthat, die vor dem Auslande den deutschen Namen mit Schmach bedeckte, Beifall gespendet und jede Regung des Entlassenen hämisch und gehässig glossirt; und Graf Mirbach, ein konservativer Führer, hat selbst im preußischen Herrenhause trauernd gesagt, außer ihm, dem Grafen Limburg-Stirum und Herrn von Kardorff hätten seine sämmtlichen Parteigenossen sich leider von dem entamteten Riesen scheu zurückgezogen. Jetzt ist Herr von Levetzow Vorsitzender der konservativen Fraktion, — der selbe Herr, der als Reichstagspräsident zum Ruhm des ungnädig heimgeschickten Reichsschöpfers kein armes Wörtchen fand und der sich des verschollenen Namens Bismarck auch nicht erinnerte, als er in feierlicher Rede vom ersten Hause des deutschen Parlamentes Abschied nahm. . . Nein: Fürst Bismarck ist der konservativen Fraktion persönlich gewiß nicht zu Dank verpflichtet und er würde die Herren wahrscheinlich ruhig ihren Weg gehen lassen, wenn er nicht noch immer hoffte, sie durch sein stärkendes Wort zu Stützen seines schon baufällig werdenden Werkes machen zu können. In der Kreuzzeitung wurde nach der Veröffentlichung der Glossen neulich gefragt, was der Fürst denn von der konservativen Partei fordere. Die Antwort würde, wie man wohl annehmen darf, lauten: Muth, — den Muth, der sich freimüthig zu der sorgsam erwogenen Ueberzeugung bekennt und nicht ängstlich umherspäht, ob dieses Bekenntniß bei der herrschenden Windrichtung nicht vielleicht Erkältungen oder anderes kleines oder großes Ungemach bewirken könnte, — die Festigkeit des

klaren Wollens und selbst gefundenen Glaubens, die einer Partei erst die Möglichkeit schafft, wohlthätig Bestehendes zu konserviren und welkendes Wurzelwerk entschlossen mit Stumpf und Stiel auszujäten. Die Konservativen brauchen in ihres Herzens innerstem Schrein nur einmal der Frage nachzusinnen, was sie gerade heutzutage leisten könnten, wenn an ihrer Spitze ein Mann stände, der von dem Junker Otto von Bismarck, dem Bismarck der vierziger Jahre, nur den Muth und die Charakterkraft, nicht das Genie, hätte, und wenn sie diesem Mann in festem Vertrauen und ohne strebsame Regungen folgten: dann werden sie, erwachend, merken, was ihnen fehlt und was die Mahnung ihres Alten Herrn ihnen zu sichern wünscht.

* * *

Die Wiedergabe der Sätze, in denen Fürst Bismarck von der mit Vincke im Landtag erlebten Episode sprach, hat zu Mißverständnissen geführt und das Wohlwollen der Freisinnigen Zeitung veranlaßt, die ganze Darstellung für unwahrscheinlich zu erklären. Deshalb soll der Verlauf der Sache hier noch einmal kurz geschildert werden. Der Prinz von Preußen wußte 1848, daß er durch ungerechte und grundlose Verdächtigungen mit dem Haß eines großen Theiles der Bevölkerung beladen war, und er konnte, als Patriot und preußischer Offizier, wohl zu dem schweren Entschluß kommen, sich, wenn es nöthig wurde, zu opfern, um seinem Bruder Friedrich Wilhelm den bedrohten Thron zu sichern; aber er hatte seinem Recht auf die Krone nicht entsagt. Als nun Herr von Vincke im Landtag den Antrag stellen wollte, den König Friedrich Wilhelm den Vierten zur Abdikation zu zwingen und, mit Uebergehung des Prinzen von Preußen, seiner Frau, der Prinzessin Augusta, die Regentschaft zu übertragen, wandte er sich an Herrn von Bismarck mit der Frage, was die konservative Partei thun würde, wenn dieser Antrag in aller Form gestellt wäre. Herr von Bismarck antwortete: „Ich würde im Landtag sofort beantragen, den Antragsteller wegen Hochverrathes verhaften zu lassen.“ Darauf erwiderte Herr von Vincke: „Dann können wir die Sache nicht machen, denn ohne den Beistand der äußersten Rechten bringen wir den König nicht zur Abdankung.“ Er fügte hinzu: „Wir wissen, daß ein Brief des Prinzen von Preußen existirt, worin er sich zur Abdikation bereit erklärt.“ Herr von Bismarck entgegnete: „Dafür habe ich kein Verständniß; wenn wir solche Intriguen spinnen, dann werden wir die einzigen noch sicheren Elemente, die Armee und die Landbevölkerung, konfus machen, die für solche Gedanken keine Aufnahmefähigkeit haben.“ Damit war der Plan Vinckes endgiltig beseitigt. . . Ein anderer Satz hat, weil die Wiedergabe nicht klar genug war, Irrthümer erzeugt. Die Königin Augusta wünschte während des Militärkonfliktes natürlich nicht mehr die Abdikation des Königs; sie wollte ihn nur zur Nachgiebigkeit stimmen, die in den Augen des Herrn von Bismarck damals nichts Anderes gewesen wäre als die Abdankung der königlichen Gewalt. Die thatsächliche Abdikation hätte 1862 nur den Effekt des unmittelbaren Ueberganges der Krone auf den Kronprinzen haben können, der in dieser Zeit längst majorenn war, während nach einer im März 1848 erfolgten Thronentsagung des Prinzen von Preußen die Regentschaft zunächst, nach dem Wunsch der Fortschrittspartei, der Prinzessin Augusta übertragen worden wäre. Wir hätten also, wenn Vinckes Zettelung nicht an Bismarcks Widerstand gescheitert wäre, den König und Kaiser Wilhelm den Ersten nie auf dem Thron Preußens und des Deutschen Reiches gesehen.

* * *

In dem „Briefwechsel zweier Deutschen“, der ihn, weil er den engen Anschluß an Preußen als die einzige sichere Hoffnung der deutschen Nation verkündete, um sein Staatsamt brachte, sagte der schwäbische Publizist Paul Achatius Pfizer im Jahre 1830: „Jetzt ist es endlich Zeit, daß die Herrschaft der Täuschungen, womit man die Völker und selbst die Fürsten zu regiren glaubt und die mehr und mehr in ihrer armsäligen Blöße sich enthüllen, ein Ende nehmen, daß das Reich der Wahrheit beginne und man sich gewöhne, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen. Unter diese Täuschungen rechne ich besonders die Lehre vom göttlichen Recht, vermöge dessen die Machthaber Dasjenige, was den Völkern von Rechtes wegen zukommt, ihnen beliebig vorenthalten oder als reine, unverdiente Gnade im Namen Gottes spenden können, den häufig ihre Handlungen verleugnen oder lästern; ich rechne dahin die Lehre von der Heiligkeit der Gewalt, die ihre Bannstrahlen gegen jeden Versuch des gerechtesten Widerstandes und unausweichlicher Selbsthilfe schleudert und die Gewaltthätigkeiten, die sie selbst verübt, als unverbrüchliches Recht und göttliche Ordnung stempelt.“

* * *

„Salve!“ heißt ein von dem Artilleriehauptmann Joseph Lauff, dem berühmten Erdichter des bösen „Burggrafen“, gereimtes Festspiel, das der König von Italien neulich in dem mit Rosengewinden gezierten wiesbadener Hoftheater erdulden mußte und das so ungefähr auf dem ödesten Gipfel des größensüchtigen Dilettantismus gewachsen ist. Ein paar Proben. Die Kunst — von der übrigens behauptet wird, sie sei im deutschen Land „erstarkt in hoher Fürstenpracht“, was wohl nur für die sogenannte Kunst des begünstigten Herrn Lauff gilt — schildert, was in Italiens fruchtbarem Gelände geschaffen ward, und wimmert, hoch und höchst poetisch:

„In vierzehntägiger Askese
Und wie vom Himmel inspirirt,
Hat zaubermächtig Pergolese
Sein Stabat Mater komponirt.“

„Inspirirt“ macht sich in rythmischer Sprache doch ganz allerliebst; aber auch „glissirt“ oder „transpirirt“ wäre nicht übel gewesen. Dann naht, nach anderen allegorischen Huldinnen, die Wehrkraft und erzählt, nicht minder reizvoll:

„Mit feurigen Agraffen
Den Helm gefesselt unterm Kinn:
Ein ehern Volk in starren Waffen,
So tret' ich grüßend vor Dich hin . . .
Doch wahrhaft wirst Du erst begreifen,
Was deutsche Treue ist und sagt,
Wenn es in wilden Feuerstreifen —
Was Gott verhüte! — furchtbar tagt.
Ja, dann, wenn auf den blut'gen Bahnen
Die Schlachtmusik herüberbraust,
Dann Hand in Hand mit Deinen Fahnen
Stürmt diese Faust!“

Die feurigen Agraffen sind schon sehr hübsch, viel hübscher aber noch ist doch die Faust, die Hand in Hand mit den Fahnen stürmt; wenn solche Wunder geschehen, mögen Franzosen und Russen die Ohren steif halten. Auch ein großer

König ist schon wieder einmal entdeckt worden; diesmal ists Victor Emanuel, der, nach der politischen Ueberzeugung des Herrn Lauff, „Riesenhaftes für sein Land gethan". Die Begeisterung, die natürlich eine große Rolle spielt, hat zuerst Wogen und gleich darauf einen beschwingten Wagen; und die schöne Italia, die an Bilderreichthum sich von den anderen Damen nicht übertreffen lassen will, findet den wahrhaft mießnickischen Ruf:

„Und unsre Kunst soll um die Wette
Sich hold ergehn im Wechseltanz,
Daß schöner winde sich die Kette
Von Lorberzweig und Eichenkranz."

Der „Gewerbefleiß" ist in den Ländern Bebels und Ferris, trotz Crispi und Stumm, offenbar schon völlig der Umsturzpartei verfallen, denn er spricht:

„Ein Fördrer dem Menschengeschlechte,
So schaff' ich mit wuchtiger Hand
Und reiche die schwielige Rechte
Dem Bruder im welschen Land."

Im Kommunistischen Manifest ist dieser Grundgedanke der alten marxischen Internationale kürzer und klarer so ausgedrückt: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!" Der einzige Gedanke also, den der Herr Hauptmann fand, ist Marx entlehnt, der in Köln einstmals fast so berühmt war wie jetzt Herr Joseph Lauff, der Polterabenddichter von Gottes Gnaden. Aber ganz im Ernst: wenn es schon nöthig ist, fremde Monarchen heute noch, wie ehedem im galanten Sachsen, mit frostigen und leblosen Allegorien abzuspeisen, — sollte man für diese Aufgabe dann im Deutschen Reich nicht noch Leute finden können, die über den schlimmsten Dilettantismus des Aeolsharfenalmanachs hinausgewachsen sind? Daß für die Ausstattung solcher Nichtigkeiten viel Geld ausgegeben wird, könnte man seufzend allenfalls noch hinnehmen. Aber König Humbert, der ja ein leidlich gebildeter Mann sein soll, glaubt am Ende gar, Herr Lauff sei das Beste, was das Volk der Denker und Dichter heute zu versenden habe. Und dieser irrende Glaube könnte dem Dreibund auf die Dauer vielleicht gefährlich werden.

* * *

Während die Nörgler fragen, ob Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, nachdem Herr von Miquel ihn in seiner Programmrede schon bestattet zu haben schien, mit zwei uneingelösten Versprechungen beladen wirklich noch einmal vor den Reichstag treten und ob, wenn er sich endlich zum Gehen entschließt, sein Nachfolger Hermann von Hatzfeldt oder Botho zu Eulenburg heißen wird, sind die Freunde des Freiherrn von Marschall bemüht, ihrem Vertrauensmann wieder auf die langen Beine zu helfen. Der sich schätzende Herr ist eigentlich zwar nach seinen seltsamen Aussagen in den beiden Tauschprozessen und im Reichstag unmöglich geworden, aber er soll nun doch einen Botschafterposten erhalten. Die neueste Kunde lautet freilich, Herr von Marschall sei „zu anderweitiger Verwendung im Reichsdienst bestimmt." Da der glorreich Verunglückte, so oft er im Sommer auf dem Rigi erschien, eine Sammlung für festliche Feuerwerke zu veranstalten pflegte, darf man wohl annehmen, daß in der Aera der Feste und der Sammelpolitik für ihn das neue, längst nöthig gewordene Amt eines Oberreichsfeuerwerkers geschaffen werden soll.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 25. September 1897.

Zwei Könige.

Leise glitt der Hofzug über die Schienen. Kein Rollen und Rasseln, kaum eine merkbare Erschütterung der Luft; selbst der Herbstwind, der draußen die kahlen Felder fegte und die dünnen Regensträhnen zerzauste, schien sich in der Nähe der Majestät hübsch gesänftigt zu haben: sein Wehen klang zwischen den gepolsterten, mit schneeweißem, weichem Atlas tapezirten Wänden des Prunkwagens nur wie ein von feinen Elfenstimmchen gesäuseltes Schlummerlied, das den nach des Tages vielfachen Erregungen rastenden Herrscher angenehm wiegte. Da lag er, das junge Haupt in die seidenen Kissen geschmiegt, ein stolzes Glückslächeln auf der Lippe, — das Lächeln der friedlichen Sieger, denen ringsum in der weiten Welt die Herzen zufliegen. Im Wohlgefühl der erfüllten Pflicht hatte er die Glieder behaglich zur Ruhe gestreckt und, ehe er das elektrische Licht abdrehte, mit müdem Finger noch auf dem Reisekalender die Ereignisse des Tages vermerkt: „Begeisterter Empfang. Prachtvoller Straßenschmuck. Glänzende Parade. Galadiner mit Toast. Illumination und Zapfenstreich. Selten so viele frohe Gesichter gesehen. Ueberwältigender Jubel." Auf dem vorigen Blatt, das er abriß und in ein Malachitkästchen warf, war zu lesen: „Herrliche Jagd. Sechzehnender geschossen. Nach Frühstück in kleinem Kreise Abreise in die Hauptstadt. Huldigung des Landvolkes, ungemein herzlich." Nun durfte er ruhen; er hatte für das Wohl seines Landes wieder Etwas erreicht, seinem Volk in der Fremde wieder neue, nützliche Sympathien errungen. Noch einmal huschten die bunten, bewegten Bilder der letzten Stunden, halb schattenschaft schon, durch den entschlummernden Sinn, der prangende,

festlich geschmückte Saal mit dem goldenen Geräth und dem Rosengerank, das vielfarbige Flimmern der beleuchteten Straßen; nun ein fernes, verhallendes Echo noch von rauschender Militärmusik und Massenjubel, — dann Stille und Finsterniß. Und nun gings wie ein ehrfürchtiges Wispern durch die lange Wagenreihe: „Der König schläft!" Aengstlich hielt, wer noch wach war, den Athem an, im Vorgemach leerte das Gesinde leise den letzten Becher, der Leibdiener, der vor der Thür gehorcht hatte, wickelte sich sacht in die Decken und fast lautlos glitt der Hofzug durch die Nacht.

Aber der junge König schlief diesmal nicht lange. Erst wars ihm, als tappe auf dicken Filzsohlen Etwas um sein Lager, dann, als zöge eine zitternde Hand die schweren Damastvorhänge von den Fenstern, und endlich, als spürte er dicht an seinem Ohr das Pochen eines Menschenherzens. Er hob, ärgerlich über die allzu frühe Störung seiner Nachtruhe, das Haupt, rieb die Augen und sah in dem fahlen Grau des dämmernden Morgens einen weißbärtigen, sehnigen Greis, der sich eben über den Schläfer gebeugt haben mochte und sich nun, wie ein Vater oder vertrauter Freund, auf den Bettrand setzte, daß der lange, schleppende Purpurmantel auf dem weißen Bezug einem großen Blutfleck in frischem Schnee glich ... Wirklich: der Greis war in einen Purpurmantel gehüllt und trug auf dem fast kahlen Kopf eine alte, schon ein Bischen beulige Krone mit großen, grob gefaßten Edelsteinen. Ein König? Der junge Monarch wollte aus dem Bett springen, aber die welke Hand des Alten drückte ihn sanft in die Kissen.

„Bleib nur ruhig liegen, viellieber Vetter, Bruder und Freund; ich sitze so ganz gut, ganz bequem, und wir können behaglich plaudern. Aber das goldene Schaustück ist für meinen alten Kopf eine arge Last; der Reif drückt den morschen Schädel. Ich schleppe es mit herum, weil es das Einzige ist, was ich aus der Herrlichkeit gerettet habe, und weil mir ein sicherer Ort fehlt, wo ichs aufbewahren könnte; unter uns brauche ich das Ding aber wohl nicht." Dabei griff er mit den zitternden Händen nach der Krone, nahm sie vorsichtig vom Haupt und legte sie säuberlich auf die Bettdecke, gerade auf die Brust des jungen Monarchen. „So. Ich würde auch den Staatsmantel ablegen, aber in meinem Wamms haben die Motten lange genistet und ich komme seit ein paar Jahren aus dem Frösteln nicht mehr heraus. Davon weiß Eure Jugend nichts, — weiß Manches noch nicht, das wir Weißbärte seufzend lernen und leiden mußten. Nun erzähle mir mal von Deinem Leben. Bist mit Deinem Tagewerke zufrieden?"

„Wenn eines Königs Blut in Deinen Adern rinnt, wenn Gottes

Gnade Dich mit Krone und Purpur geschmückt hat, wirst Du verstehen, daß ich zufrieden sein darf. Nicht in träger Ruhe habe ich mich auf dem ererbten Thron geräkelt, nicht müssig im Genuß der von den hochseligen Ahnen gesammelten Schätze geschwelgt. Rastlos bin ich von Land zu Land gezogen, habe vieler Menschen Städte gesehen und mich immer bemüht, meinem Volk neue Freundschaft zu werben. Und meinem Mühen lächelte der Erfolg: überall ward ich glänzend, begeistert empfangen, konnte in schwungvoller Rede für die Wohlfahrt der Völker wirken und unlösliche Bande knüpfen. Ich habe die alten Traditionen treulich bewahrt und neue Friedensbürgschaften geschaffen. Heute erst war ich der gefeierte Gast eines mächtigen Herrschers und eines großen Volkes. Der Herrscher nannte mich seinen Freund und das Volk drängte jauchzend in meine Nähe. Darf ich mich meines Tagewerkes nicht freuen? Und wie es heute war, so wars auch gestern und ehegestern, wirds morgen wiederum sein."

„Und wie lange dauert Das nun wohl schon?"

„Bald sind zehn Jahre verstrichen, seit ich den Thron bestieg."

„Und Du bist sicher, daß Du in dieser Zeit Dein Reich gemehrt und die Wohlfahrt Deines Volkes nach Kräften gefördert hast?"

„Ich bin sicher. Ich muß es sein, denn die ganze Welt ist meines Lobes voll und nennt mich preisend einen Eroberer der Herzen. Nicht meine Unterthanen nur, nein, auch Fremde, die unserem Land früher feindlich gesinnt waren, rühmen meine Thatkraft, mein Herrschertalent, meinen Kunstsinn und das nie ermüdende Pflichtgefühl meines landesväterlichen Herzens, das alle Schichten des Volkes, alle großen Interessen der Menschheit, mit gleicher Liebe umfaßt. Weshalb sollten Fremde, denen ich keine Gunst, keine Gnade zu erweisen vermag, mir schmeicheln?"

„Weshalb? Weil Du, Herr Bruder, ein König bist, der höchste Vertreter eines starken Staates, dem Deine Ahnen in der Welt Macht und Ansehen gesichert haben und mit dessen Schwergewicht auch der lauernde Feind rechnen muß. Zu meiner Zeit wurden wir Könige immer ängstlich, wenn Fremde uns allzu laut lobten; wir fürchteten dann, mit unserer Macht könne es sacht zu Ende gehen und der Boden, auf dem wir stehen, heimlich unterwühlt sein, ohne daß wirs auch nur ahnten. Und zu meiner Zeit konnte ein König doch viel mehr noch als jetzt, da er zwischen die engen Gitter einer Verfassung eingezwängt ist. Auf fremdes Lob solltest Du, Lieber, nichts geben, sondern nur sorgen, daß Du im eigenen Lande den Sinn der Besten gewinnst. Ist Das Dir gelungen? Und ist die Zahl der Bürger gewachsen, die von Herzen der Monarchie und ihrem Träger zugethan sind?"

„Ich .. ja, ich glaube es. Mißvergnügte und Unzufriedene, die hetzen und wühlen, findet man freilich überall; aber im Ganzen... Nein: ich darf zufrieden sein. Und ich kann auch den Werth der Huldigungen, die mir in der Fremde so reichlich dargebracht werden, nicht gar so gering anschlagen. Die Kaiser und Könige, die mich umarmen und küssen, sind mir in aufrichtiger Freundschaft ergeben und die Völker, deren stürmischer Jubelruf an mein Ohr dringt und mein Herz tief bewegt, lieben mich wirklich."

„Wirklich? Was hast Du, Herr Bruder, denn für sie gethan, daß sie Dich lieben sollten? Sie jubeln, weil Du buntes Leben in ihre Städte bringst, die Massen herbeiziehst und ein Schauspiel bietest, für das man kein Eintrittsgeld zu zahlen braucht. Sie werden noch lauter jubeln, wenn nach Dir mit noch größerem Troß Dein Todfeind ihrem Herrscher einen Besuch abstattet, und das festliche Gedränge wird am Größten sein, wenn das Beil ein gekröntes Haupt vom Rumpf trennt. Wer auf den Beifall der Menge, auf die wechselnde Laune der Massen, die Königsmacht gründet, hat auf Flugsand gebaut. Und die Küsse der viellieben Vettern! Weißt Du nicht, was seit Gethsemane oft auf Männerküsse gefolgt ist? Gewiß sind die Küssenden nicht selten — meinetwegen auch immer — ehrlich; aber in unserem Geschäft herrscht nicht das Gefühl, sondern die Sucht, einen Vortheil zu erlisten oder zu ertrotzen, und sobald dieser Sucht Sättigung winkt, sind schnell selbst die zärtlichsten Küsse vergessen. Du kennst die Geschichte wahrscheinlich besser als ich alter Schattenkönig und weißt wohl, daß die Umarmungen der Monarchen häufig das Vorspiel zu Kriegen waren, in denen die Völker Blut und Gut opfern mußten."

„Und wäre Alles so, wie Du sagst: ist es etwa auch werthlos, daß ich auf meinen Reisen mir den Gesichtskreis weite, in allen Ländern unseres Welttheiles die Einrichtungen, Sitten und Stimmungen eifrig erforsche und sehe, wie in den verschiedensten Städten sich die Verwaltung bewährt, wie das Volk lebt und stirbt, schafft und genießt?"

„Liebster, wir sehen ja nichts. Schon für den einfachen Sterblichen wird das innere Erleben stets wichtiger sein als die bunteste Fülle äußerer Eindrücke. Wir Könige aber, — wir Armen mögen die ganze Welt durchwandern: wir sehen nichts Neues, sehen nur, was wir immer sahen. Glaubst Du, irgend ein Land oder Volk zeige Dir sein wahres Gesicht? Geputzte Straßen, geputzte Menschen, geputzte Gefühle: Schein, glitzernder Schein! Der Schnitt der Kleidung ist verschieden, die Farbe hier greller, dort blasser, aber im Wesentlichen bleibts überall das Selbe. Denke Dem ein-

mal nach, was Du in zehn Jahren gesehen hast. Hübsche und großartige Landschaften; aber Völkerleben und Völkersitte?... Da ist zunächst Dein Gefolge, das Dich stets begleitet und wie ein hoher Wall, der den Blick hemmt, umgiebt. Da ist die Hofgesellschaft und der Militäradel, die Dir in der bestickten Galauniform aufwarten und beinahe in allen Ländern die selben Typen, die selben Vorzüge und Schwächen zeigen. Da sind die Spitzen der Behörden, die Dich überall gleichmäßig langweilen und ihr Sprüchlein höchstens mit größerer oder geringerer Ungeschicklichkeit herunterstammeln. Da ist eine wimmelnde, gaffende Menge, die Dich und Dein betreßtes Gesinde sehen will und, während sie auf das Schauspiel wartet, sich an den boshaften Späßen vergnügt, die über Dich erfunden worden sind. Und was wird Dir vorgeführt? Paraden, Hofjagden, Manöver, Galadiners und Galaballets, — prunkvoller Schein, nicht wirkliches, echtes Volksleben. Du mußt Dich von früh bis spät durch die kaum jemals wechselnde Reihenfolge dieser frostigen Vergnügungen quälen, mußt Dich, wie der Heldenspieler auf der Bühne, umkleiden, künstlich die schlichte Rede zu tönender Pathetik steigern, huldvoll lächeln, im Verkehr mit Würdenträgern das Wissen auskramen, das Dir eben erst die Bedienten zugeraunt haben, und am Ende gar die Kenntniß einer fremden Sprache heucheln... Nein, Lieber, wir sehen nichts, wir lernen nichts kennen. Wir müssen Andere für uns sehen und hören lassen und erfüllen am Besten unsere Pflicht, wenn wir die Leute zu finden wissen, die mit den schärfsten Augen und Ohren gerüstet sind."

... Dem jungen König lags wie ein Alb auf der Brust. War es die alte, schon ein Bischen beulige Krone, deren lastendes Gewicht ihn nicht so leicht wie sonst athmen ließ? Er wollte sie wegschieben, doch die Hand tastete vergebens nach dem güldenen Prunkstück; und als er sich blinzelnd im Bett aufrichtete, fiel sein Blick auf das schmale Kalenderblatt, das auf der Decke lag und auf dem er las: „Begeisterter Empfang. Prachtvoller Straßenschmuck. Glänzende Parade ... Illumination und Zapfenstreich. Selten so viele frohe Gesichter gesehen. Ueberwältigender Jubel." Der Leibdiener zog eben die schweren Damastvorhänge von den Fenstern. Das nächste Reiseziel war bald erreicht; man mußte an die Morgentoilette denken.

Eine halbe Stunde danach schritt der junge König die Front der Ehrencompagnie ab, die mit klingendem Spiel am Bahnhof aufmarschirt war. Die Trompeten schmetterten hell in die Morgenluft, die Waffen blinkten im röthlichen Strahl der Herbstsonne und die Menge jubelte laut. Der junge König aber sah nicht so heiter drein wie sonst an sonnigen Reisetagen.

⸎

Deutschland als Industriestaat.

Auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß, der zu Pfingsten dieses Jahres in Leipzig stattfand, hielt der berliner Privatdozent der Nationalökonomie, Dr. Karl Oldenberg (der mittlerweile zum außerordentlichen Professor des Faches an der Universität Marburg ernannt worden ist), einen sehr bemerkenswerthen und seitdem viel besprochenen Vortrag über „Deutschland als Industriestaat.“ Er wies darin, mit Benutzung vielen statistischen Materials, nach, wie wir in Deutschland in den letzten Jahrzehnten, ähnlich wie andere westeuropäische Kulturländer, aber mehrfach in noch rascherem Tempo und stärkerem Grade als, mit Ausnahme Großbritanniens, diese anderen, immer mehr von der agrarischen Stufe der volkswirthschaftlichen Entwickelung auf die industrielle Stufe hinüber kämen. Auch die deutsche Volkswirthschaft baue auf dem „agrarischen Stockwerk“ ein immer größeres industrielles und merkantiles auf. Eine immer größere Quote der ohnehin so stark steigenden deutschen Bevölkerung — jetzt jährlich um 6 bis 700 000 Köpfe durch den Geburten-Ueberschuß über die Todesfälle — lebe in und von der Industrie, dem Bergbau und in den Städten, eine immer kleinere in und von der Landwirthschaft und auf dem platten Lande. Immer mehr Menschen ernährten sich von ausländischen Nahrungmitteln, namentlich Getreide, verarbeiteten fremde Rohstoffe, seien auf Absatz ihrer Erzeugnisse, der Fabrikate, im Auslande angewiesen. Die Geldwirthschaft verdränge so immer mehr die Naturalwirthschaft im Inlande, die deutsche Volkswirthschaft werde im Bezug ihrer Nahrungmittel und Rohstoffe und im Absatz ihrer Fabrikate immer abhängiger vom Auslande, immer mehr ein dienendes Glied des großen weltwirthschaftlichen Getriebes. Jedenfalls in der Richtung, wenn auch noch nicht im Maße der Bewegung wandle so die deutsche Volkswirthschaft die selben Bahnen wie die englische, in der nur noch ein Zehntel der Bevölkerung der Landwirthschaft angehöre. Nach dem Gang der Dinge in den letzten Jahren verlöre unsere deutsche landwirthschaftliche Bevölkerung jährlich als Quote der Gesammtbevölkerung $1/2$ Prozent, wie denn z. B. nach den beiden deutschen Berufszählungen von 1882 und 1895 der Antheil der landwirthschaftlichen an der ganzen erwerbsthätigen Bevölkerung von 46,7 auf 39,9, von der ganzen Bevölkerung überhaupt von 42,5 auf 35,7 Prozent in vierzehn Jahren gesunken sei (in Frankreich in den zehn Jahren von 1881 bis 1891 immerhin nur von 46,3 auf 44,8 in der ersten, von 48,8 auf 45,7 in der zweiten Berechnung, in England i. e. S. freilich in der selben Periode von anfangs schon nur noch 14 auf 10 Prozent nach der ersten Berechnung).

Die hier skizzirte Darlegung der Dinge enthüllte an sich nichts Neues für den Kenner des Gegenstandes, wenn auch wohl für manche Kreise. Die

Thatsachen wurden in dem Vortrage nur geschickt gruppirt, so daß der Charakter der Entwickelung frappant hervortrat. Eigenthümlich und den Meisten neu, Vielen befremdend und falsch erscheinend waren nur erstens die Erklärung, die der Vortragende für diese Entwickelung gab, dann, mehr noch, das Urtheil, welches er darüber fällte.

In der ersten Hinsicht suchte er nachzuweisen, daß der treibende Faktor in dieser ganzen Bewegung und namentlich in der charakteristischen Richtung darin nicht, wie meistens angenommen wird, die Volksvermehrung an sich sei, bei welcher die Bevölkerung auf dem inländischen Boden nicht mehr genug, jedenfalls nicht hinlänglich wohlfeile Nahrungmittel in der heimischen Landwirthschaft gewinne, weshalb ein immer größerer Theil der Bevölkerung, zumal einer rasch wachsenden, in der Industrie und speziell in der für den Export arbeitenden Industrie, daher auch in den Städten Beschäftigung suchen und finden müsse, um mit den ausgeführten Fabrikaten dann die fremden Nahrungmittel und Rohstoffe einzukaufen und diese einzuführen. Der treibende Faktor sei vielmehr das (private) Kapital und dessen Interesse an und Trieb nach einer genügenden Rente: das „Verwerthungbedürfniß" des Kapitals, so drückte es Oldenberg aus, dränge zur Industrie und zum Industriestaat. Dies Kapital kenne kein anderes Interesse, sei im heutigen Wirthschaftsystem der freien Konkurrenz in seiner Bewegung vollkommen frei, arbeite je nach seinem Vortheil bald in dieser, bald in jener Anlage, bald im Inlande, bald im Auslande, wo es auch die Entwickelung der Industrie hervorrufe, sobald Das in seinem Interesse liege, wie die kontinentale, heute die indische Industrie durch das britische Kapital, die osteuropäische durch das westeuropäische ins Leben gerufen und zur Entwickelung gebracht worden sei und weiter werde, einerlei, ob Das für das Inland nachtheilig sei, diesem so eine vermehrte Konkurrenz erwachse oder nicht. Die ganze Entwickelung zum Industrie- und Handelsstaat hin, von der agrarischen Stufe immer weiter fort, beruhe so auf der unverantwortlichen Macht des rentesüchtigen Kapitales. „Unsere Volkswirthschaft fährt im Schlepptau des Kapitals dahin, auf Gedeih und Verderb." „Unsere Volkswirthschaft ist ein Compagniegeschäft, das die Nation, die Gesammtheit, mit dem Kapital geschlossen hat. Und kein Zweifel, einen besseren und klügeren, geriebeneren Compagnon hätte die Nation nicht wählen können. Sie nimmt an den Erfolgen des Kapitales in gewissem Maße Antheil, wie ja auch sie dem Kapital unentbehrlich ist. Gedeiht das Kapital, so hat die Masse Beschäftigung und Erwerb und so wird auch der Konsument gut versorgt. In der Ausnutzung der wirthschaftlichen Kräfte und Gelegenheiten ist das Kapital im Großen und Ganzen unübertroffen." „Das Kapital hat auch ein direktes Interesse, die landwirthschaftliche Quote in der Bevölkerung zu vermindern. Das Kapital braucht billige Arbeitkraft und eine reichliche

Zufuhr von sich bietenden Arbeitkräften, eine beständig sich neu rekrutirende industrielle Reservearmee. Und dieses Rekrutirungsgebiet (ob direkt oder indirekt) ist die Landwirthschaft. Rückgang der landwirthschaftlichen Bevölkerung ist Füllung der industriellen Reservearmee, Tiefhaltung des Arbeitlohnes, eine Existenzbedingung des Kapitales."

Aber, wie Oldenberg dann weiter ausführte, „eine wirthschaftliche Qualität geht dem Kapital ab: Das ist die wirthschaftliche Voraussicht, die Sorge für die Zukunft." „Das Kapital ist viel zu athemlos, viel zu kurzathmig, um weiter zu denken als bis übermorgen. Es lebt im Augenblick und geht im Augenblick auf." „Hier ist Alles darauf angelegt, nur nach heute und morgen zu fragen und die Zukunft auf sich beruhen zu lassen." „Und doch sollen wir dem Kapital eben unsere Zukunft anvertrauen; doch ist das Kapital der herkömmliche Rathgeber aller Volkswirthschaftpolitik; doch wird nur in Einzelheiten in das freie kapitalistische Getriebe von Staats wegen hineingegriffen."

In solchen Sätzen kündigte sich schon das Urtheil Oldenbergs über die ganze moderne volkswirthschaftliche Entwickelung nach dem „Industriestaat" hin an. Im Unterschied zu den in den weitesten Kreisen des Publikums verbreiteten, auch bei Staatsmännern und den volkswirthschaftlichen Theoretikern bisher noch meist vorherrschenden Ansichten, daß die skizzirte Entwickelung eben so segensreich wie durch die Verhältnisse einmal nothwendig sei, daß in ihr sich der wahre wirthschaftliche Fortschritt dokumentire, vertrat Oldenberg die gerade entgegengesetzte Meinung. Er suchte zu zeigen, daß sehr Vieles von Dem, was man volkswirthschaftlichen „Fortschritt" nenne, so gewisse Veränderungen in den Konsumtionen, vermehrter Verbrauch gewisser Genußmittel u. s. w., im Grunde gar kein oder ein unwesentlicher Fortschritt, vielfach ein Nachtheil sei; daß die materielle Verbesserung der Lage der Massen der Bevölkerung überschätzt werde; daß zahlreiche und schwere wirthschaftliche, soziale, sittliche Nachtheile für alle Kreise der Bevölkerung mit dieser Entwickelung verbunden seien, in der Art der Arbeit, der davon abhängigen Lebensweise, des Erwerbes von Einkommen und Vermögen, in der Vertheilung des Volkseinkommens unter die Berufsklassen, in der rastlosen Hast in allen Lebensverhältnissen. Vor Allem aber: die ganze Entwickelung beruhe jetzt schon auf einer völlig unsicheren Grundlage, diese werde nothwendig selbst jeden Tag unsicherer und die Zukunft sei daher völlig prekär. Ja, es drohe da bei längerem Fortgehen auf dem bisherigen Wege nothwendig einmal, und zwar in nicht allzu langer Zeit, der sichere Ruin.

In diesen Ausführungen, die auch den breitesten Raum in dem Vortrage einnahmen, lag der Kern und zugleich der Punkt, welcher am Meisten Opposition gefunden hat. Oldenberg wies darauf hin, wie in dem herrschen-

den Wirthschaftsystem eben nun Alles auf die Dauer davon abhänge, ob das Inland, hier speziell Deutschland, stets auf einen gesicherten, immer größeren Bezug von Nahrungmitteln und Rohstoffen aus dem Auslande und zur Bezahlung dieses Bezuges auf einen ebenfalls gesicherten, immer größeren und hinlänglich lohnenden Absatz von Fabrikaten nach dem Auslande rechnen könne. Theils nach allgemeinen Erwägungen und deduktiven Raisonnements, theils und namentlich auf Grund eines großen statistischen und sonstigen Thatsachenmaterials bezüglich der Produktion- und Handelsverhältnisse, der Preise, der Löhne, des Lebensbedarfes der unteren arbeitenden Klassen in verschiedenen Ländern, kam Oldenberg zu pessimistischen Schlüssen für die Zukunft einer industriestaatlichen Entwickelung wie der britischen und wie vollends der deutschen Volkswirthschaft, die unvermeidlich unter manchen erheblich ungünstigeren Bedingungen als die britische arbeitet. Namentlich die voraussichtliche Abnahme des Bedarfes an Produkten für gewisse Zweige der Arbeit, z. B. für Eisenbahnwesen, die steigende internationale Konkurrenz der Industrieländer, die raschen industriellen Fortschritte bisher noch zurückstehender Länder (Nordamerika, Rußland, Ostasien u. a. m.), die unsere europäischen Fabrikate bald nicht mehr in so großem Umfange brauchen würden, weil sie sie selbst herstellten und dann begönnen, uns auf dritten Märkten und im eigenen Gebiet Konkurrenz zu machen — wie es England ja an Deutschland und dem Kontinent überhaupt, die heutigen Industriestaaten an Nordamerika, Rußland, Indien, Japan schon erlebten —; die immer mehr hervortretende Konkurrenz von Ländern und Völkern billigen Arbeitlohnes und niedrigen Bedürfnißstandes der arbeitenden Klassen (Ostasien!), eine Konkurrenz, der gegenüber es eine Illusion sei, zu wähnen, durch intensivere Arbeit und qualifizirt höhere Arbeitleistung gut bezahlter Arbeiter in den hochentwickelten Industriestaaten könne man sie überwinden, — diese und ähnliche Argumente dienten zur Stützung der allerdings sehr pessimistischen Prognose für die zukünftige Gestaltung des Wirthschaftlebens der heutigen großen Industriestaaten. Auch die Unsicherheit eines lohnenden Bezuges und selbst des Bezuges überhaupt von agrarischen Nahrungmitteln in weiterer Zukunft hob Oldenberg, landläufigen gegentheiligen optimistischen Ansichten gegenüber, wo immer nur an die heutige Kornplethora auf dem Weltmarkt gedacht wird, hervor. Wie hier auf die Dauer die über die „Nahrungquellen der Welt" verfügenden Länder und Völker doch eben die Macht in Händen hätten und den der Nahrungmittel bedürfenden Industrieländern den Zugang zum Brotkorb erschweren, selbst verweigern könnten, ja, bei eigener weiterer Entwickelung und ihr entsprechendem Eigenbedarf ihn verweigern müßten, wurde ebenfalls angedeutet. Oldenbergs Schluß war daher in der That ein stark pessimistischer für unsere neuere Wirthschaftentwickelung und,

ohne daß Dies von ihm in dem Vortrage näher ausgeführt wurde, gab sich die Hinneigung zu der Forderung kund, sich in der Alternative zwischen „kosmopolitischer Exportpolitik mit einem gewissen romantischen, kaufmännisch-abenteuerlichen Reiz" auf der einen Seite und „auf Selbstbeschränkung gegründeter nationaler Unabhängigkeit" auf der anderen Seite mehr für die zweite zu entscheiden.

Dieser Vortrag hat schon auf dem Kongreß eine lebhafte Diskussion hervorgerufen und nachher auch in der Presse zu mancherlei Erörterungen Anlaß geboten. Es mag auf diese Nachwirkungen hier ein Blick geworfen werden, da die ganze Frage an sich von allgemeinem Interesse ist.

Ein Coaetane und persönlicher Freund Oldenbergs, Professor Max Weber, jetzt in Heidelberg, griff die Behandlungweise des Themas, die Ausführungen und Schlußziehungen, die pessimistische, rein kritische Tendenz heftig an. Der frühere Sozialdemokrat, jetzige National-Soziale, Schriftsteller Max Lorenz in Leipzig, setzte diese Angriffe fort und führte sie noch nach anderen Seiten aus. Ich trat dagegen für Oldenberg entschieden ein, sagte, daß ich selten einen nach der scharfen Logik der Beweisführung und nach seinen in Hauptpunkten unwiderleglichen Ausführungen so hoch stehenden Vortrag gehört hätte und eigentlich meinem jungen berliner Kollegen in seiner Grundauffassung und seinem kritischen Schluß durchaus beistimmte.

Der von seinen Gegnern Oldenberg gemachte Vorwurf lautete, er habe eben nur eine Kritik, nur etwas Negatives, gegeben. Diese Kritik, meinten die Gegner, sei grundfalsch, Weber nannte sie eine „in fast allen Punkten unglückliche" (was ich durchaus bestreite). Aber selbst wenn sie richtig oder richtiger sei: eine solche bloße Kritik reiche nicht aus, sie sei, meinte Weber, nur dann berechtigt, wenn hinter ihr positive Ideale ständen und wenn ein Kritiker einen besseren Weg zu zeigen vermöge oder wenigstens zu erkennen glaube. Eine positive Seite solcher Erörterungen gebe es aber gar nicht, es fehle Oldenberg in dem selben Maße an positiven Zukunftidealen, wie seine Stärke in der Kritik liege.

Der Eindruck des Vortrages auf dem Kongreß war wohl ziemlich allgemein ein pessimistischer. Auch der ruhige und maßvolle Präsident des Kongresses, Landesökonomierath Nobbe, hatte ihn. Er sprach gleich nach dem Schluß des Vortrages von einem „Banne", unter dem er nach diesem Vortrage stehe und der ihn fragen ließe: Was nun? Er behalte sich daher für eine spätere Tagung des Kongresses vor, die Frage einmal zur Behandlung zu stellen: „Was ist zu thun, um den Gefahren unseres wirthschaftlichen Entwickelungsganges, so weit sie von den Vertretern der Volkswirthschaft gemeinsam anerkannt werden, entgegenzuwirken?" Doch hatte gerade schon die scharf gegensätzliche Auffassung von Oldenberg und mir auf der einen und Weber

und Lorenz auf der anderen Seite auf dem Kongreß selbst gezeigt, daß über den Kern des Vortrages die Ansichten erheblich auseinandergingen. Als der Vorsitzende, nachdem Oldenberg auf die ihn gewordenen Angriffe noch geantwortet hatte, der Uebung des Kongresses gemäß, die Meinungen zusammenfassen wollte, wenn die an der Diskussion betheiligten Redner zustimmten, widersprach Professor Weber. Daher unterblieb die Fassung einer Resolution.

Seit einer Reihe von Wochen liegt nun der Vortrag gedruckt vor.*) Wie man sich auch zu der Frage stelle: ich kann auch hier nur wiederholen, der Vortrag war ganz vorzüglich. Er kann jetzt, nebst der sich daran knüpfenden Diskussion, allen Denen zum Studium empfohlen werden, die sich in einer der wichtigsten Fragen des wirthschaftlichen Lebens unseres Volkes und anderer moderner Kulturvölker orientiren und ein selbständiges Urtheil bilden wollen. Ein Urtheil namentlich auch unabhängig von den Parteiurtheilen der öffentlichen Presse. In dieser Hinsicht lohnt es, zur Charakteristik solcher Vorgänge einen Blick auf die Aufnahme dieses Vortrages in der Presse zu werfen. In Oldenbergs Aufdeckung der eminenten, bereits spürbaren und sicher immer stärker hervortretenden Gefahren, die Entwickelung der Volkswirthschaft, die Beschäftigung und Ernährung immer größerer Theile der Bevölkerung immer mehr auf die Einfuhr wohlfeiler Nahrungmittel und Rohstoffe, unter Verkümmerung der heimischen Landwirthschaft, und auf die Ausfuhr von Fabrikaten unter hypertrophischer Entfaltung der Industrie und des Städtewesens zu stützen, erkannte die agrarische Presse und die ihr beistimmende konservative an und für sich mit Recht Auffassungen, die sich mit den ihrigen berührten und mehrfach ähnlich von ihr vertreten werden, besonders was das Ungesunde, Gefährliche und Unsichere solcher Entwickelung betraf. Daher lebhafte Zustimmung, zum Theil lautes Lob für den jungen ausgezeichneten Nationalökonomen, der so trefflich die Diagnose und Prognose zu stellen wisse. So urtheilte die Kreuzzeitung, die Korrespondenz des Bundes der Landwirthe und selbst Blätter bis in die Reihen der freikonservativen, Stumms Geist folgenden Zeitungen hinein ließen, wenn auch halb schüchtern, ein anerkennendes Wort hören, auch Blätter, die sonst an dem Geschrei gegen die „Kathedersozialisten" sich gern betheiligen. Andere Zeitungen standen reservirter. Selbst Naumanns „Zeit" hat eine mehr ablehnende Haltung eingenommen, in der Konsequenz ihrer ganzen Stellung in der sozialen Frage, die freilich nach meiner Ansicht auf der unrichtigen Ueberschätzung der Nothwendigkeit und des Werthes der vermeintlich auch im Arbeiterinteresse liegenden „Industriestaatsentwickelung"

*) Separatausgabe, mit einem kurzen Nachwort des Verfassers, unter dem Titel: „Deutschland als Industriestaat" (Göttingen bei Vandenhoeck & Ruprecht, 1897, 45 Seiten). „Verhandlungen des achten evangelisch-sozialen Kongresses zu Leipzig" (eb. S. 64—104 Vortrag, S. 105—128 Diskussion).

und auf der falschen Neigung beruht, in Allem, was gegen diese Entwickelung gesagt wird, „ostelbische", „großgrundbesitzerliche", „agrarische" Tendenzen zu wittern, wie sie mir und Oldenberg sicher fremd sind, wenn ich auch den ökonomischen, sozialen und politischen Werth eines agrarischen Großgrundbesitzes viel günstiger beurtheile als meine verehrten Freunde von der „Zeit" und als Männer wie Max Weber und Paul Göhre. Heftig wandte sich gegen Oldenberg und gelegentlich auch nebenbei gegen mich, weil ich ihn unterstützt hatte, eine ganze Reihe anderer Blätter, namentlich kapitalistischer, großindustrielle, merkantile und Börseninteressen vertretender, zumal als die agrarisch-konservative Presse sich der Beweisführungen Oldenbergs bemächtigte. An gehässigen Insinuationen, an Verdächtigungen, an Hohn und Spott hat es dabei wieder nicht gefehlt, — auf die „weltfremden Theoretiker", die „Stubengelehrten", die „unwissenden Doktrinäre", die „verbohrten Kathedersozialisten" und wie die Liebenswürdigkeiten alle lauten, an die uns ja die Presse vom Schlage der „Post", der „Berliner Neuesten Nachrichten", der „Hamburger Nachrichten", der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" e tutti quanti gewöhnt haben. Diesmal war es namentlich wieder die biedere Kölnerin, die losfuhr mit Hohn und Spott, um von Neuem zu beweisen, daß sie eine volkswirthschaftliche Frage nie anders als aus dem engen Gesichtswinkel ihres rheinischen großindustriellen Unternehmerthumes behandeln kann, von dem freilich alles Das besonders gilt, was Oldenberg von der Kurzsichtigkeit des Kapitals und dem „Fortwursteln" blos von einem zum anderen Tage sagt. Auch die Warnungen „nach oben", solche „unklare" Köpfe und „bloße Theoretiker" wie Dr. Oldenberg nicht zu akademischen Lehrern der Nationalökonomie zu machen, ertönten jetzt wieder in der selben Weise, wie wir sie jüngst so anmuthig nach der Parole Ehren-Stumms zu hören bekommen haben. Selbst die National-Zeitung glaubte mit Rücksicht auf den auch von ihr abgelehnten Inhalt des Vortrages, dem Kultusministerium den Rath ertheilen zu dürfen, solche jungen Männer wie Oldenberg erst „ausreifen" zu lassen, bevor es sie zu Professoren ernenne. Die bevorstehende Ernennung Oldenbergs für Marburg war bereits in die Oeffentlichkeit gedrungen. Ein starkes Stück, nach einem solchen geistvollen, inhaltreichen und durchdachten Vortrag einen jungen (übrigens immerhin dreiunddreißig Jahre zählenden) Gelehrten, der bereits über sechs Jahre als Privatdozent an der berliner Universität eine tüchtige Wirksamkeit entfaltet hatte, des Mangels an Reife zu beschuldigen, weil er eben wesentlich andere als die landläufigen und von der wirthschaftlich liberalen Presse vertretenen Auffassungen verkündete. Oldenberg ist ein allerdings vorwiegend kritisch begabter Kopf; eine solche Eigenschaft wird kein Urtheilsfähiger als einen Mangel ansehen, der einen Gelehrten unfähig macht, eine akademische Professur zu bekleiden. Er ist auch,

im erfreulichen Unterschied zu vielen anderen jüngeren Fachmännern, kein einseitiger Parteigänger einer der gelehrten methodischen Schulrichtungen, sondern von geistiger Unabhängigkeit und Selbständigkeit auch seinen Lehrern gegenüber, übrigens ein bienenfleißiger, gewissenhafter und höchst sorgfältiger Gelehrter, wie seine werthvollen zahlreichen literarischen Arbeiten beweisen, die bei allen Sachverständigen Anerkennung gefunden haben. Und ein solcher Mann muß sich „Mangel an Reife" insinuiren lassen, weil er in trefflicher Begründung Ansichten vertritt, die in gewissen Kreisen und in einer gewissen Presse unpopulär sind und da für falsch gelten! Daß Dr. Oldenberg Niemandem zu Liebe — auch nicht den Agrariern — und Niemandem zu Leide gesprochen hat, versteht sich für Jeden, der ihn kennt, von selbst. Es ergiebt sich auch aus jedem Satze seines Vortrages und wird von ihm selbst zum Ueberfluß, nachdem er die freundlichen wie feindlichen Stimmen der Presse vernommen, im Nachwort zu seinem gedruckten Vortrag noch besonders hervorgehoben: „Die wirthschaftliche Konsequenz der vorgetragenen Auffassung," so sagt er hier, „ist weder eine agrarische im Sinne irgend welcher Interessengruppe, noch auch nur eindeutig. Sie fordert für unsere volkswirthschaftliche Zukunft Unabhängigkeit."*)

---

*) Lob und Tadel der politischen und wirthschaftlichen Parteipresse, die Oldenberg nach seinem Vortrage zu Theil geworden sind, zeigen, nebenbei bemerkt, auch einmal an einem guten Beispiel, was daraus werden würde, wenn, offen kundgegebenen neueren Forderungen von Parlamentariern und Zeitungsstimmen gemäß, akademische Lehrämter, Professuren in wissenschaftlichen Fächern, die näher mit dem öffentlichen Leben zusammenhängen — gegenwärtig namentlich Nationalökonomie, aber auch öffentliches Recht, politische Geschichte, gewisse Zweige der Philosophie, der Theologie — nach den Wünschen solcher Stimmen besetzt würden. Die Einen nennen nach seinem Vortrage Oldenberg besonders qualifizirt, die Anderen besonders ungeeignet! Wird den Einen gewillfahrt, so ist es nur billig, daß die Anderen einen Mann entgegengesetzter, ihnen sympathischer Stellungnahme zu praktischen Fragen der Wirthschaft-, Sozial-, Finanzpolitik u. s. w. zum Professor ernannt bekommen. Dann wird also nicht mehr die — natürlich salvo errore — trotz allem behaupteten akademischen Richtung- und persönlichem Koteriewesen doch im Ganzen bisher maßgebende Beurtheilung unparteiischer und kompetenter Sachverständiger über die wissenschaftliche Qualifikation und Lehrfähigkeit eines Kandidaten und neben dieser von den Fakultäten ausgehenden Beurtheilung oder unter Umständen auch unabhängig von dieser das unbefangen prüfende und entscheidende Urtheil der Ministerialinstanz für akademische Berufungen und Ernennungen in jenen Fächern maßgebend, sondern das Urtheil von Kreisen und Personen, die nur danach sehen, wie ein Mann sich zu ihren Interessen und den diesen entspringenden und entsprechenden Meinungen verhält! Wie dann die Besetzungen ausfallen würden, ist klar und sollten am Wenigsten Leute verkennen, denen an Unabhängigkeit der Gesinnung,

Und damit fordert Oldenberg Etwas, das nun nach den neuesten Vorgängen, der Kündigung des englischen Handelsvertrages, dem Erlaß des nordamerikanischen Dingley-Tarifs, vollends eine demnächst ernstlichst auf die politische Tagesordnung zu stellende praktische Frage wird. Das ist aber überhaupt für jeden einsichtigen und unbefangenen Politiker wie Theoretiker, Staatsmann wie Gelehrten eine der wichtigsten Fragen der Volkswirthschaftpolitik, schon deshalb, weil ihre Entscheidung auch für die Sozial- und die allgemeine Staatspolitik von größter Bedeutung ist. Das kann doch kein ruhig Urtheilender seit der wachsenden agrarischen Nothlage, den steigenden Schwierigkeiten der industriellen und, wenigstens beginnend, schon auch der

---

Forschung und Lehre der Universitätlehrer, worauf die ganze Blüthe der deutschen Universitäten in erster Linie beruht, doch sonst gelegen ist. Welche Gefahr der Züchterei eines akademischen Streberthumes hier auch sich entwickeln könnte, ist nicht minder klar, wenn sich junge Gelehrte z. B. bald bei einflußreichen Freihändlern, bald bei solchen Schutzzöllnern, bald bei arbeiterfreundlichen, bald bei arbeiterfeindlichen Geschäftsleuten und Parlamentariern Liebkind machen müßten, um leichter und besser akademische Karriere zu machen. Das wäre das Ende der Unabhängigkeit der deutschen Wissenschaft, der akademischen Lehrfreiheit, der Rangstellung der deutschen Universitäten unter den ähnlichen Anstalten in der Welt. Jede solche Zumuthung an eine Unterrichtsverwaltung müßte daher doch von Jedem, der es mit der Freiheit der Wissenschaft und mit unseren Universitäten gut meint, auf das Schärfste abgewiesen werden. Die Konsequenz wäre außerdem die wunderbare, daß, um allen großen wirthschaft- und sozialpolitischen Gegensätzen, wie billig, doch gleichmäßige Würdigung zu Theil werden zu lassen, etwa im Gebiet der Nationalökonomie ein Dutzend oder mehr Lehrstellen geschaffen und immer mindestens doppelt besetzt würden, z. B. je mit einem Freihändler und einem Schutzzöllner, einem Gewerbefreiheitler und einem Zunftliebhaber, einem Agrarpolitiker für und einem gegen den Großgrundbesitz, einem Beurtheiler der Arbeiterfrage nach Stumms Dogma und einem Vertreter gewerkvereinlicher Anschauungen, einem Goldmonometallisten und einem Bimetallisten u. s. w. u. s. w. Auf etwas Aehnliches wie diese Forderung, die akademischen Lehrer nach wirthschaftlichen und sozialen Parteiauffassungen zu ernennen und sie auf deren Vertretung einzuschwören, läuft auch die neuerliche famose Forderung hinaus, für wissenschaftliche Lehrämter „erfahrene Praktiker“ zu ernennen, d. h. Leute, die im besten Fall — und je mehr sie tüchtige Praktiker waren, desto mehr — in einer einzelnen praktischen Spezialfrage zu Hause sind, in allen übrigen Gebieten des Faches um so weniger, wo sie dann doch sich Rath einholen müßten — in der ominösen „theoretischen“ Literatur. Ein Versicherung- oder Bank- oder Börsen- oder gewerblicher oder landwirthschaftlicher Praktiker hat als akademischer Lehrer doch noch andere Dinge zu behandeln als seine eigene Spezialität, die ihn in einem größeren akademischen Kolleg vielleicht 1 bis 2 Stunden von 40 bis 80 Stunden zu beschäftigen hat! Selbst diese Forderung ist neuerdings aber beifällig aufgenommen worden.

agrarischen Arbeiterfrage mehr verkennen. Auch die Einsicht hat sich doch neuerdings schon immer mehr verbreitet, an welche schwierigen und beständig schwieriger werdenden und immer schwerer zu erfüllenden Bedingungen die nothwendig immer weitere Ausdehnung des Fabrikatenexportes und der dafür arbeitenden Industrie geknüpft ist und welche bedenklichen und ebenfalls beständig bedenklicher werdenden Folgen diese Entwickelung mit sich bringt.

Ich habe mich auf dem Kongreß auf die Seite Oldenbergs gestellt und thue es jetzt auch hier, weil ich mir seit lange ähnliche Ansichten über die gerühmte Entwickelung zum Industriestaat gebildet habe, damit auch schon früher mehrfach öffentlich in Schrift und Wort hervorgetreten bin und mir in der an den Vortrag sich anschließenden Debatte namentlich mein verehrter Kollege Dr. Weber dem Vortrage und dem Vortragenden Unrecht zu thun schien. Auch in der „Zukunft" habe ich schon am achten September 1894 in einem kleinen Aufsatz „Industriestaat und Agrarstaat" ähnlich wie jetzt Oldenberg das Thema behandelt und bin zu ziemlich gleichen Schlüssen wie er gekommen. Oldenberg hat, übrigens vollständig unabhängig hiervon, auf Grund selbständiger und tiefgründiger Studien und scharfer Gedankenarbeit seine Ansichten gebildet und in dem Vortrage entwickelt, auch dem Gegenstande manche andere Seite abgewonnen und vor Allem mit einer — nur für einen Vortrag etwas zu großen, deshalb diesen etwas zu sehr ausdehnenden — Fülle von Einzelheiten, statistischen Daten u. s. w. seine Auffassungen näher begründet. Ich kann nicht zugeben, daß es Weber gelungen sei, in irgend einem für den Kern der Frage entscheidenden Punkte die Auffassungen und die ganzen Beweisführungen Oldenbergs zu widerlegen. In der sich anschließenden Preßpolemik, die ich aus Interesse an der Sache etwas näher, wenn auch natürlich nicht vollständig verfolgt und vorhin bereits zur Genüge charakterisirt habe, ist meistens nicht einmal von einem ernstlichen Versuch der Widerlegung die Rede. Das gilt z. B. auch von einem langen Leitartikel der Kölnischen Zeitung. Eine solche Behandlung unbequemer Gegner und unliebsamer Anschauungen genügt ja dem Zeitungpublikum und den Interessengruppen, denen dabei zum Munde geredet wird.

Das Problem selbst ist, wie ich es schon bezeichnete, heute ein Grundproblem der Wirthschaftpolitik; denn in der That, die ihm zu Theil werdende Lösung — so die gegenwärtige, wo man durchaus auf der Bahn der Weiterentwickelung zum Industriestaat sich bewegt — ist von geradezu entscheidender Bedeutung für die Gestaltung der gesammten nationalen Produktion, die Art und Höhe ihres Ertrages und dessen Vertheilung unter die Bevölkerung. Dadurch wird sie aber weiter von entscheidender Bedeutung für die sozialen Verhältnisse, die ganze Gesellschaftverfassung, schließlich für die Staatsverfassung selbst und für die nationale Kultur überhaupt. In diesem Zusammen-

hang aufgefaßt, tritt das Problem aber auch in unmittelbare Beziehung zu dem letzten und schwierigsten volkswirthschaftlichen und sozialen Problem, — zu dem Bevölkerungproblem. Insbesondere wird hier die schwierige Frage nach den volkswirthschaftlichen und produktiontechnischen Bedingungen berührt, unter denen eine immer weitere Zunahme der Bevölkerung in einem gegebenen Staats- und Volkswirthschaftgebiete, namentlich in einem alten, längst vollständig besiedelten, ohne freien Grund und Boden, im nationalen Gesammtinteresse und in demjenigen der Kulturentwickelung allein für zulässig, weil für heilsam und schließlich selbst nur für dauernd möglich gelten kann.

In Oldenbergs Vortrage wird dieser Zusammenhang der Frage vom Industriestaat mit dem Bevölkerungproblem wohl auch berührt, aber nicht weiter verfolgt, auch, wie ich vorhin angab, die übliche Erklärung der Entwickelung zum Industriestaat hin aus der Volksvermehrung und der Nothwendigkeit, für diese industrielle Erwerbsquellen zu eröffnen, mehr abgelehnt. Ich kann mich in diesem Punkt Oldenbergs Auffassung nicht ganz anschließen, wie ich Das auch in der Debatte schon angedeutet habe. Ich sehe hier auch eine Lücke in der Beweisführung Oldenbergs. Doch konnte ich in Leipzig und will auch hier diese Seite der Frage jetzt nicht näher verfolgen, erlaube mir aber, mich dafür auf die breiteren Ausführungen über den Zusammenhang des industriestaatlichen mit dem Bevölkerungproblem in der dritten Auflage meiner Grundlegung der politischen Oekonomie (1893 I. S. 640 ff.) zu beziehen. Dort habe ich die Illusionen, daß man durch die Exportindustrie über die Bedenken der immer weiteren Volksvermehrung in unseren alten Kulturländern hinwegkomme, zu enthüllen und zu zerstören gesucht. Jedenfalls liegen hier aber einmal wieder große Aufgaben der wissenschaftlichen Nationalökonomie vor, an denen, wie an so manchen ähnlichen, die lediglich „deskriptive" Nationalökonomie, der mein Freund und Kollege Hasbach neulich hier das Wort redete, vorbeigeht, die sich aber freilich auch mit deren Methode nicht bewältigen lassen. In der Ansicht von der Nothwendigkeit, eine besondere volkswirthschaftliche und soziale Bevölkerunglehre, zugleich als Fundament der Nationalökonomie und einiger ihrer Hauptlehren (so der Lehre von der Vertheilung des Produktionertrages und der Einkommenbildung), zu entwickeln und diese Lehre dann auch in das System der Lehrpläne und Kurse aufzunehmen, stimme ich den Ausführungen des Dr. A. Tille bei, dessen bezügliches Programm (Zukunft Nr. 48, S. 379) vollste Beachtung verdient. In meiner Grundlegung habe ich versucht, die Beziehungen zwischen Volkswirthschaft und Bevölkerung mit besonderer Rücksicht auf das Vertheilungproblem näher zu entwickeln (I, Buch 4).

Gegen Oldenberg ist, wie schon bemerkt, besonders der Vorwurf erhoben worden, er beschränke sich in der Behandlung des von ihm erörterten Themas lediglich auf eine Kritik der neueren industriestaatlichen Entwickelung,

womit nichts gewonnen werde. Wirklich nichts? Mir scheint dieser ganze Vorwurf falsch. Er betrifft aber einen Prinzipienpunkt wissenschaftlicher Behandlung praktischer Fragen, über den daher hier noch ein Wort gestattet sei.

Allerdings, wie Oldenberg im Eingang seines Vortrages selbst hervorhebt, hat ein solches Thema eigentlich zwei Theile, einen negativen, kritischen und einen positiven, dort im vorliegenden Falle die kritische Beleuchtung der Bahn unserer gegenwärtigen volkswirthschaftlichen Entwickelung, hier die Aufstellung eines positiven Programmes, das die Mittel und Wege zu einer Gesundung im Einzelnen zu zeigen hat. Oldenberg hat, zum Theil nur aus äußeren Gründen, weil schon der erste Theil in seiner Behandlung das übliche Maß eines Kongreßvortrages erheblich überschritt (er hat $2^1/_2$ Stunden gedauert) nur die Kritik gegeben, nicht auch im Detail das positive Reformprogramm. Er entschädigte aber dafür durch den Gedanken- und Thatsachenreichthum des kritischen Theiles und liefert implizite, zum Schluß auch ausdrücklich durch Hervorhebung des leitenden Zielpunktes für ein positives Programm, auch wichtige Fingerzeige für eine andere Wirthschaftpolitik als die bisher befolgte. Selbst angenommen, nach Webers Behauptung, aber keineswegs zugegeben, die Kritik sei in den Hauptpunkten unrichtig: ist es überhaupt ein wissenschaftlich und praktisch richtiger Einwand, eine bloße Kritik habe keinen Werth, wenn man nicht andere und bessere Wege vorschlage und begründe? Es handelt sich in solchen Fällen doch immer um drei Aufgaben, um die Diagnose der Entwickelungen, Vorgänge und Zustände um die aus dieser Diagnose folgende Prognose für die Weiterentwickelung und um das Dem gemäß anzuwendende therapeutische Verfahren. Ob die zuletzt genannte Aufgabe überhaupt eine solche der Wissenschaft sei, wird vielfach bestritten, so in den Naturwissenschaften und der Medizin, auf nationalökonomischem Gebiete namentlich von einseitigen Vertretern der historischen und deskriptiven Richtung. Ich vindizire die Aufgabe mit für unsere Wissenschaft.*) Aber wir Alle sind sonst darüber einig, daß Diagnose und Prognose in Thematen wie dem besprochenen die voranstehenden Hauptaufgaben sind. Und nun soll eine eminente Leistung in der Lösung dieser Aufgaben, wie die Oldenbergs, auf einmal keinen Werth haben und nichts bedeuten?! Sie hat einen hohen selbständigen Werth, ganz unabhängig von der therapeutischen Frage. Aber auch für diese —: sind Diagnose und Prognose nicht gerade Das, was als unbedingte Voraussetzung von der Wissenschaft und von einer rationell, nicht lediglich routinemäßig vorgehenden Praxis verlangt werden muß, um

*) Es handelt sich hier um wichtige allgemeine Fragen der nationalökonomischen Methodologie, für die ich mich auf meine näheren Ausführungen in der dritten Auflage meiner Grundlegung der politischen Oekonomie zur Begründung der angedeuteten Ansicht beziehe. (I, S. 144 bis 164.)

auch mit an die Frage des Heilverfahrens herantreten zu können? Der erwähnte Vorwurf der gegnerischen Presse gegen Oldenberg nimmt mich nicht weiter Wunder; daß ihn aber auch Weber erhebt, verstehe ich nicht.

Streitig kann daher immer nur sein, ob eine solche, der industriestaatlichen Entwickelung der Volkswirthschaft ablehnend gegenüberstehende Kritik richtig ist. Selbst wenn diese Entwickelung nicht abgeändert werden könnte oder einer solchen Abänderung andere entscheidende Bedenken entgegenständen, man also sagen müßte: wohl oder übel, es läßt sich nicht anders machen, bewiese Das so wenig die Unrichtigkeit jener Kritik wie deren Werthlosigkeit. Denn immer bliebe der Gewinn, daß optimistische Illusionen, wie sie hier so verbreitet sind, zerstört, falsche Befriedigung an einer solchen Entwickelung widerlegt, den Bedenken und Gefahren dabei klar ins Auge gesehen würde. Ist Das nicht, wie wissenschaftlich für das Erkennen, so praktisch für das Prüfen, Wollen, Handeln von großem Werth? Der kritische Zweifel, richtig begründet, ist immer und überall der erste Schritt zu neuem Streben, Suchen, Wollen, Handeln, bei der Erforschung der Wahrheit in der Wissenschaft wie bei der Beschäftigung mit und Lösung von Aufgaben in der Praxis. Und dieser kritische Zweifel an der Richtigkeit und dem Segen unserer modernen industriestaatlichen Entwickelung ist durch Oldenbergs Vortrag in eminenter Weise begründet worden. Damit darf ich, glaube ich, diesem Vortrag auch eine hoch bedeutsame praktische Tragweite zuschreiben.

Für das praktische wirthschaftpolitische, namentlich das darin mit enthaltene handelspolitische Problem, welches hier vorliegt, dreht sich die Hauptfrage um die dauernde Konkurrenzfähigkeit der Industrie eines Landes auf fremden Märkten. Diese Fähigkeit muß stark genug sein, um bei stetig zunehmender heimischer Bevölkerung, die nicht in der heimischen Landwirthschaft beschäftigt wird, die Garantie auch eines stetig sich vermehrenden und hinlänglich lohnend bleibenden Absatzes der Fabrikate im Auslande zu verbürgen. Schon bisherige Thatsachen und selbst, ja gerade solche aus der neueren britischen Industrie- und Handelsgeschichte, aber auch mancherlei ähnliche aus der deutschen wie französischen und derjenigen anderer Industrie- und Fabrikatenexportländer, zeigen unverkennbar, wie diese Bürgschaft dauernder industrieller Konkurrenzfähigkeit und Steigerung lohnenden Fabrikatenexportes in der neueren Entwickelung der Dinge wenigstens nicht gewährt werden kann: nach dem Bruch des britischen Industrie- und Handelsmonopols auf dem Weltmarkte, nach der allgemeineren industriellen Entwickelung anderer Länder, nach der, wenn auch erst beginnenden ostasiatischen industriellen Konkurrenz — wohl der ernsteste Punkt von allen! — und nach der handelspolitischen Absperrung großer Wirthschaftgebiete gegen zollfreien oder niedrig bezollten Fabrikatenimport. Beweis dafür u. A. die im Ganzen seit anderthalb

Jahrzehnten sich zeigende Stabilität, selbst zeitweise starke Verminderung des Werthes und mehrfach auch der Waarenmengen des britischen Exports heimischer Produkte, worüber vorübergehende spekulative Steigerungen (wie von 1888 bis 1890 und wieder von 1895 bis 1897) nicht täuschen können, zumal sie regelmäßig um so größere Rückschläge zur Folge haben. Beweis noch mehr dafür die Analyse des Exportes in einzelnen Zweigen, gerade auch von britischen Stapelprodukten, wie Baumwollgarn und Baumwollwaaren, Eisen und Eisenwaaren, an beiden maßgebenden Größen, den Gewichtsmengen und, bei den meist sinkenden Preisen, mehr noch den Werthmengen gemessen. Die in der amtlichen britischen Handelsstatistik übliche Berechnung der Kopfquoten des Aus-(und Ein-)fuhrwerthes zeigt das Alles noch besonders deutlich, wobei man stets zu bedenken hat, daß ein Land mit industriestaatlicher Entwickelung und steigender Bevölkerung eigentlich immer höhere Export- und Importwerth-Kopfquoten zeigen müßte, während die ersten wenigstens im Ganzen eher zurückgehen als steigen, von kurzen Perioden günstiger Konjunkturen abgesehen. Aber auch die deutsche Handelsstatistik wird vielfach zu optimistisch zu Gunsten unserer „industriestaatlichen“ Entwickelung ausgelegt. Unser Fabrikatenexport steigt keineswegs so allgemein, zeigt wie in England in wichtigen Hauptartikeln Stagnation oder Rückgang, wegen nachlassenden Bedarfes oder wachsender Industrie in den bisherigen Absatzländern, oder weil man hier und dort von anderen, neuen Konkurrenten geschlagen wird (Japan, Nordamerika). Oldenberg hat dafür manche drastische Belege gegeben und andere ließen sich leicht hinzufügen. Doch würde Das für diesmal zu weit führen. Ich will nur bemerken, daß M. Webers Hinweis auf die Thatsache, unser internationaler Hauptkonkurrent, Großbritannien, nehme uns ein Fünftel des Werthes unseres Waarenexportes (im Spezialhandel) ab, was Oldenbergs Darlegungen und Befürchtungen widerlegen soll, bei Licht besehen nicht allzu viel Werth als solcher Widerlegungbeweis hat. Dazu braucht man nicht einmal darauf hinzuweisen, daß gewisse Theile des deutschen Exportes nach Großbritannien nicht allein in diesem Lande bleiben. Man betrachte nur die einzelnen Theile dieses Exportes und bedenke, um welche geringfügigen Werthbeträge es sich dabei in den meisten Fällen handelt. Der weitaus wichtigste einzelne Artikel, den uns England neuerdings abnimmt, ist unser deutscher exportprämiirter Rübenzucker, den wir eben bei diesem System den Engländern zum Theil schenken. Wie prekär ein solcher Export ist, wie sehr er von der fremden Handels- und Zollpolitik abhängt, erleben wir ja gerade wieder an unserem Zuckergeschäft mit Nordamerika und werden wir sofort an dem englischen erleben, wenn Großbritannien etwa zu Zuckerzöllen zurückkehren oder wenn unser Prämiensystem modifizirt oder gar aufgegeben werden würde.

Es bleibt vollständig wahr: größere Unabhängigkeit unserer heimischen Volkswirthschaft vom Auslande muß die Parole werden. Darin haben auch die Agrarier vollkommen Recht, vollends, wo es sich um die Erhaltung der wirthschaftlichen Leistungfähigkeit unserer heimischen Landwirthschaft und — was damit allerdings nicht zusammenfällt, aber dennoch eng damit zusammenhängt — auch unserer Landwirthe und ländlichen Grundbesitzer handelt. So weit aber die industriellen Exportinteressen ein wirklich allgemeines volkswirthschaftliches Interesse darstellen — was nicht in jeder Hinsicht ohne Weiteres anzunehmen ist —, sind sie freilich unter den gegebenen Umständen zu pflegen und zu sichern durch eine entschlossene und von voller Kenntniß der Dinge getragene Handels- und Zollpolitik, auch in den Vertragsverhandlungen mit dem Auslande, und — last but not least — durch eine Stärkung der maritimen Rüstung des Deutschen Reichs, ohne die vollends eine „industriestaatliche" Entwickelung mit Fabrikatenexport und Nahrungmittelimport in der Luft schwebt. Das sollten doch gerade die Eiferer für diese Entwickelung am Wenigsten verkennen.

Professor Dr. Adolph Wagner.



Ein Sieg der Armenier.

Am siebenten August nach europäischer Rechnung haben die Armenier einen entscheidenden Sieg über ihren schlimmsten Gegner in der Türkei, den kaiserlich türkischen Heerführer und Kurdenfürsten Schareo, errungen. Dieser Fürst wohnte im türkischen Distrikt Achbak, nicht weit von der persischen Grenze, er herrschte über die Marsig, den wildesten Stamm unter den Kurden dieser Gegend des Wanbezirkes. Schareo und seine Kurden, die nun vernichtet sind, haben im vorigen Sommer allein in einem Thal 800 Armenier niedergemetzelt, die auf der Flucht von Wan nach Persien waren. Zum Lohn für dieses Heldenstück schenkte ihm der Sultan ein kostbares Schwert, das sich jetzt ebenfalls in den Händen der Armenier befindet. Ich habe es selbst dort gesehen. Der englische Konsul und der russische Agent in Wan hatten diesen 800 Armeniern, die sich in der Stadt tapfer ihres Lebens wehrten, den Rath gegeben, die Stadt freiwillig zu verlassen, dann würden die Metzeleien sofort aufhören; sie sollten freien Abzug nach Persien haben und waren thöricht genug, diesem Rath zu folgen. Die totmüden Menschen, die sich sieben Tage lang vertheidigt hatten und nun ohne

Proviant und ausreichende Vertheidigungmittel waren, wurden von der Müdigkeit und vom Schlafe überwältigt und von den Kurden der Reihe nach abgeschlachtet.

Es giebt unter den Armeniern drei reformistische Gruppen; revolutionär möchte ich sie nicht nennen, da Das die Sache nicht trifft, denn diese drei Gruppen wollen kein selbständiges armenisches Königreich oder Aehnliches, sondern nur Durchführung des im Berliner Vertrag Versprochenen. Mit Recht schrieb der französische Gesandte in Konstantinopel an seine Regirung, daß die Türken die Reformer zu Revolutionären stempeln wollen, ohne daß sie es sind. Diese drei Gruppen führen die Namen: Hendschagian, Armenagan und Taschnagsagian, d. h. die Verbündeten; diese dritte Gruppe ist die stärkste. Von diesen drei Gruppen gingen seit jener Metzelei von Zeit zu Zeit kleine Abtheilungen nach Wan, um ihre Volksgenossen zu schützen. Damit wurde aber natürlich nichts Beträchtliches erreicht. Deshalb beschloß man schon im vorigen Winter, eine größere Unternehmung ins Werk zu setzen, damit die armenische Frage in Europa nicht wieder in Vergessenheit gerathe; auch wollte man die Kurden bestrafen und von weiteren Metzeleien abschrecken. Man begann sich zu rüsten, zu organisiren und Kriegsmaterial herbeizuschaffen. Der ursprüngliche Plan ging dahin, im Juni auszuziehen, da die Kurden zu dieser Zeit noch im Thal und nicht in den Bergen, also leichter zugänglich waren; und zwar wollte man gleich gegen die wildesten unter den Kurden, die schon erwähnten Marsigs und ihren Führer Schareo ziehen. Aber Allerlei kam dazwischen, so daß man warten mußte; dadurch wurde die Lage sehr erschwert. Man mußte sich auf drei Feinde gefaßt machen: die Kurden auf persischem Gebiet, dann die türkischen Kurden und drittens türkische Regirungtruppen. Aber man ließ alle Bedenken fallen und schritt zur That. Mit den persischen Kurden wollte man nicht handgemein werden, um die persische Regirung nicht zum Feind zu haben, deshalb war äußerste Vorsicht beim Auszug nöthig, deshalb wählte man auch die Nachtzeit; in zwei Nächten gelangte man glücklich in aller Stille, ohne daß Jemand Etwas bemerkt hätte, durch die Linien der persischen Kurden auf türkisches Gebiet. Am Tage versteckte man sich in den Bergen.

Die Expedition bestand aus 300 Leuten; unter ihnen waren 25 Reiter. Der Auszug geschah geordnet wie bei preußischem Militär; ich habe ihn mit angesehen. Die Mannschaft setzte sich meist aus älteren Leuten zusammen, die manche harte Probe bestanden hatten. Gefurchte, ernste Gesichter, markige Gestalten. Ich hatte mir das Material viel schlechter vorgestellt. Die Männer erinnerten an die tiroler Freiheithelden; breitbrüstige, sehnige und gedrungene Gestalten. Viele von ihnen hatten in den Metzeleien Frau, Kinder, Brüder, Eltern verloren. Man merkte sofort, hier handelte es sich nicht um einen kindischen, leichtsinnigen Streich, sondern um eine ernste Sache. Vor dem Auszug wurden freiwillige Gottesdienste abgehalten und den Leuten ihre Aufgabe geschildert. Für die Nation, für die Kirche, für eine gerechte Sache zögen sie zu Feld. Besonders ergreifend war ein nächtlicher Feldgottesdienst in einem großen Garten. Auf dem Feldaltar lag die Bibel, das Kreuz, Flinte, Dolch, eine große und viele kleine Fahnen. Dieser Gottesdienst bestand aus einer Predigt, einer Totenmesse für die 800 Niedergemetzelten des vorigen Jahres und der Vereidigung der Soldaten. Jeder Soldat trat vor den Altar und erhob den Zeige- und den Mittelfinger. Die Eidesformel lautete: „Im Namen Gottes und des Vaterlandes! Wir geloben und versprechen, daß

wir armenischen Freiwilligen unser Leben opfern wollen für die gerechte Sache unseres Volkes, daß wir nie unser Vaterland, unsere Waffen, unsere Sache verrathen und im Stiche lassen wollen, daß wir allen Anordnungen gehorsam sein und strenge Disziplin halten werden."

Am Morgen des dritten Tages konnte man mit den Fernrohren schon das feindliche Lager erblicken. Nach der Rekognoszirung versammelten sich die Leute an einem alten, heiligen Platz der Armenier. Es war gegen Abend, kurz vor Sonnenuntergang. Alle knieten nieder und sprachen das Apostolikum. Zwei Priester gehörten zu der Schaar. Der eine war noch auf der Rekognoszirung, der andere, bewaffnet, das Kreuz in der Rechten, das Priesterbarett auf dem Haupt — andere priesterliche Kleider hatte er nicht —, reichte den Truppen das Abendmahl. Zum besseren Verständniß sei bemerkt, daß in der armenischen Kirche nicht, wie bei uns, Brot und Wein besonders gereicht werden. Das Brot wird vielmehr in den Wein gelegt und dann das mit Wein durchtränkte Brot gereicht. Was übrig bleibt von dem weindurchtränkten Brot, wird für Krankenabendmahle zurückgelegt. Nun ist es erlaubt, bei Sterbenden, die nicht mehr im Stande sind, zu schlucken, statt ihnen das Brot zu geben, es in Wasser zu legen und die Sterbenden von diesem Wasser, in dem das weingetränkte Stück Brot liegt, trinken zu lassen. So machte es der Priester auch hier, denn, sagte er zu mir, es sind ja auch Sterbende. Jeder trank mit Begeisterung, um, treu seiner christlichen Religion, für sein Vaterland zu sterben. Zuerst tranken die Infanteristen, dann die Reiter. Manche waren unter ihnen, die seit vielen Jahren kein Abendmahl mehr genommen hatten; gerade sie zeigten die größte Ehrfurcht. Eigentlich mußte der spendende Priester nach armenischem Ritus zuerst niederknien und vor einem anderen Priester das Sündenbekenntniß ablegen und absolvirt werden. Da aber der andere Priester fehlte, so kniete er zuletzt nieder, legte vor den versammelten Truppen das Sündenregister ab, ließ sich von ihnen absolviren und nahm dann selbst das Abendmahl. Darauf bestieg er sein Pferd und enthüllte das Kreuz der Taschnagsagian, daß Alle es sahen, — und Aller Gesichter erhellten sich. Die Spitze dieses Kreuzes bildet eine Lanze, der eine Arm hat die Form eines Hammers, der andere die eines Spaten. Zwei Strahlen rechts und links, der eine in Gestalt eines Dolches, der andere in Gestalt einer Flinte. In der Mitte des Kreuzes befindet sich ein Schild; darauf steht: „Berliner Vertrag, Artikel 61." Das Kreuz ist von Holz, der Schild von Kupfer, die übrigen Insignien sind ebenfalls in Metall getrieben. Es war ein ergreifender Anblick: das Kreuz in der erhobenen Rechten des bewaffneten Priesters, beleuchtet von den Strahlen der untergehenden Sonne.

Nun hielt der Priester eine Ansprache vom Pferd herab: „Bis jetzt nannte man Euch Haiduken, Räuber, ich aber nenne Euch Erstlinge der armenischen Armee. Das Gelöbniß, das Ihr abgelegt, das Versprechen, das Ihr gegeben, und all das Andere, — es geschah zum ersten Male in der Geschichte unseres Volkes. Was wir wollen, ist Euch bei anderen Gelegenheiten gesagt worden. Es ist überflüssig, es jetzt zu wiederholen. Ich mache Euch nur darauf aufmerksam, daß heute zum ersten Male das Taschnagsagiankreuz vor Euren Augen enthüllt worden ist. Blickt gen Westen: da seht Ihr die zerstörten Heiligthümer und Kirchen, da seht Ihr Eure Brüder, die man gewaltsam zu Mohammedanern gemacht hat. Auch sie sehen Euch und hören den Waffenlärm. Auch die zer-

störten Städte, die schmählich geschändeten Jungfrauen, das verwüstete Vaterland blickt auf Euch, begrüßt Euch voll Hoffnung, hat neuen Muth für die Zukunft. Ihr steht auf einem Platz, wo die Gebeine Eurer Märtyrer begraben liegen, der Helden der Vorzeit; die unterdrückten Brüder von heute und die zukünftigen Geschlechter erwarten von Euch, daß Ihr nun ihre Hoffnungen krönt. Ein unschuldiges, hilfloses Lämmlein aus der Gewalt eines furchtbaren Drachen zu erretten, war die heilige Pflicht des christlichen, mächtigen Europa. Es hat gesprochen und verheißen, uns zu erlösen, aber es hat den Fuß auf uns gesetzt, den Drachen wider uns gehetzt und zugelassen, daß er uns unter die Füße tritt. Die traurige Lage des Vaterlandes, eine heilige Pflicht hat Euch gerufen und vor das Thor des Feindes gebracht. Ihr seid Wenige gegen eine gewaltige Macht. Denkt nicht daran! Eure geringe Zahl wird für den Feind furchtbar sein, weil Ihr mit einer heiligen Idee gewaffnet seid. Zu Euch steht Gott und auf Euch hoffen die freigesinnten Männer aller Länder. Ihr seid 300 Leute. Denkt daran, daß Rom zu schwach war gegen den König Perseus. Aber 300 Leute mit Mucius Scaevola haben Rom befreit. Auch der König David hatte nur 300 Männer um sich, — und was hat er mit ihnen für sein Vaterland erreicht! 300 Leute hatte unser Prinz David Beg von Karabach, der 70000 Perser und Türken besiegte. Auch Ihr seid nur 300, aber auch Ihr werdet siegen. Ich bin sicher, daß es Euch mit Gottes Hilfe und durch Euren Muth gelingen wird. Es glänzt das Taschnagsagiankreuz in den Strahlen der untergehenden Sonne, die Fahnen wehen, die Waffen blinken, Euer Geist lodert aufwärts, Helden der Christenheit und des Vaterlandes!"

Darauf sang man gemeinsam den Psalm, den der armenische König Warsan Mamagian und sein Priester Revontian im fünften Jahrhundert in ihren Kriegen gegen die Perser anzustimmen pflegten: „Herr, richte, die mich richten. Kämpfe mit Denen, die gegen mich kämpfen. Nimm Deine Waffen und Deinen Schild und komm, mir zu helfen. Ziehe Dein Schwert gegen meine Verfolger. Vernichte sie und sage meiner Seele, daß Dein Heil ist bei mir." Die Sonne war untergegangen. Der Priester trat mit Fahne und Kreuz vor die Truppen, — und vorwärts ging es. Zuerst die Infanterie, dann die Reiter. Bald kam man auf einen Berg, von wo man zu den Positionen der Feinde gelangen konnte. Die schwarzen Kurdenzelte lagen vor ihnen. Nur zwei weiße Zelte sah man, die Schareos und seiner nächsten Umgebung. Der Feind war sehr zahlreich und in guten Stellungen. Vor sich hatte er einen Fluß, an dem die Zelte lagen, hinter sich Berge. Um nicht umzingelt zu werden, zog man die Truppen weit auseinander. Zehn Leute wurden bestimmt, zwei Hügel zu besetzen, andere zehn nahmen weiter unten näher dem feindlichen Lager Stellung, dann marschirte die Masse, da es zum Angriff noch zu früh war, in ein enges Thal, wo man wartete, denn gegen Morgen sollte der Angriff gewagt werden. Langsam, mit aller Vorsicht und in größter Stille, schlich man vorwärts, bis Alles mit Fahne und Kreuz dicht am Lager war. Jede unnöthige Bewegung war streng verboten, Alles ging dank der guten Disziplin und der Tüchtigkeit der Truppen glücklich von Statten. So wurde es endlich Morgen, der Feind ward wach und erkannte die Armenier. Fidai! schrieen sich die Kurden zu und rüsteten sich zum Kampf. Fidai bezeichnet Einen, der sich opfert; die Kurden nennen so die armenischen Revolutionäre. Nun gaben die Kurden einen Alarmschuß ab. Da be-

fahl der armenische Befehlshaber, mit einer Salve zu antworten. Damit war der Kampf eröffnet, — ein hartnäckiger Kampf. Aber gerade der Widerstand der Kurden begeisterte die Armenier, daß sie mit lautem Hurrah auf die Zelte losgingen. Der Priester wickelte sein Kreuz ein, band es sich auf den Rücken und fing auch an zu kämpfen. Nach etwa zweistündigem Kampf war der Sieg der Armenier entschieden. Plündern war verboten. Jedem, der Frauen und Kinder verletzte, drohte Todesstrafe. Nur beim Salvenabgeben wurden einige Frauen und Kinder verwundet und getötet. Die Anderen hatten freien Abzug. Die Zelte wurden verbrannt. Da die Thiere sich noch nicht auf der Weide, sondern bei den Zelten befanden, wurden auch zahlreiche Pferde, Schafe und Rinder getötet. Flinten und Dolche durften mitgenommen werden. Natürlich galt der Kampf ganz besonders den beiden weißen Zelten Schareos, bei dem auch, wie sich später herausstellte, ein türkischer Major und eine Anzahl anderer türkischer Häuptlinge zu Besuch war. Als man in diese Zelte drang, sah man Schareo im Hemd, die Patronentasche auf der nackten Brust, tot auf seinem Lager sitzen. Der türkische Major, an der Stirn getroffen, war ebenfalls tot. Zwei Armenier, die Schareo genau kannten, bestätigten seinen Tod. In die Hände der Armenier fielen sein Schwert, sein Amtshut, die Schärpe, der Firman, durch den der Sultan ihn zum Kommandeur ernannt hatte, und seine Orden, der Osmanjeorden und der Medjidjeorden. In dem Kampf fielen nur vier Armenier, dagegen Hunderte auf kurdischer Seite. Nur wenige Leute aus den entfernteren Zelten entkamen. Inzwischen nahten sich unzählige Kurdenhorden und auch eine Abtheilung regulärer türkischer Truppen, so daß die Armenier wieder Stellung nehmen mußten. Es wurde hell und man sah die Kurden von allen Seiten herbeieilen. Die Reiter vertheidigten und deckten mit großer Tapferkeit den Rückzug. Es fielen weitere vier Armenier und sieben wurden verwundet, doch so, daß sie noch marschfähig waren. Anderen, die im Lauf des Tages schwer verwundet worden waren, half man auf die Pferde und konnte sie so mit sich führen. Tausend Kurden hielten die Armenier umzingelt, sie schossen viel, aber trafen wenig, während die Armenier noch Viele töteten und verwundeten. Die zehn Leute, die dem Lager am Nächsten waren, hatten sich nicht mehr zurückziehen können. Sie wurden umzingelt und hatten einen schweren Stand; drei von ihnen fielen, die sieben anderen schlugen sich in der Nacht durch. In der Nacht haben dann auch die übrigen Armenier, die gute Wegführer hatten, sich durch die Kurdenmassen durchgeschlagen, da sie wegen Mangels an Proviant ihre Positionen nicht mehr zu behaupten vermocht hatten. Sie zerstreuten sich in die Gebirge.

So war der Sieg der Armenier bei Achbak. Man kann darüber streiten, ob die That und ihre Folgen der armenischen Sache nützlich sein werden, vor Allem in den Augen Europas. Man wird aber zugeben müssen — was man sonst gern leugnet —: es giebt auch tapfere Armenier. Der türkische Vicekonsul der Provinz, wo der Sieg erfochten wurde, ein schlauer Fuchs, sprengte, obwohl er am Ort der That noch gar nicht gewesen war, das Gerücht aus, die Armenier hätten mit ungeheurer Grausamkeit an den Frauen und Kindern gehandelt. Es ist sogar wahrscheinlich, daß seine Kurden noch nachträglich an den Toten allerlei Grausamkeiten verübt haben werden, um sie den Armeniern in die Schuhe zu schieben. Deshalb erkläre ich hier ausdrücklich, daß diese Behauptungen unwahr sind.

Kalassar. Hans Fischer.



Kartell-Gesetze.*)

Die Regirung hat dem österreichischen Abgeordnetenhause in den letzten Tagen des Monates Mai 1897, kurz bevor das Haus wegen der bekannten turbulenten Szenen, die sich abgespielt hatten, geschlossen wurde, den Entwurf eines Kartell-Gesetzes vorgelegt. Die österreichische Regirung ist nicht die erste, die gegenüber der Kartellbewegung Stellung nimmt, denn bekanntlich haben die Regirungen verschiedener Staaten der nordamerikanischen Union den Versuch gemacht, mit ihren Anti-Trust-Gesetzen dieser Bewegung Herr zu werden, und eben so hat die russische Regirung — allerdings in einer dem amerikanischen Vorgange entgegengesetzten Richtung — es unternommen, die „Normirovka", das russische Zuckerkartell, zu regeln. Allein die österreichische Regirung darf sich — um es gleich rund heraus zu sagen — nach meinem Dafürhalten rühmen, die Kartellfrage am richtigen Ende angefaßt zu haben, weil sie weder, wie die amerikanischen Regirungen, die Kartelle verbieten, noch sich, wie die russische Regirung, darauf beschränken will, ein einziges Kartell zu reglementiren, sondern die Absicht hat, die Kartelle im Allgemeinen der Staatsaufsicht zu unterwerfen.

Freilich, wenn ich sage, daß die österreichische Regirung die Absicht hat, „die Kartelle im Allgemeinen" der Staatsaufsicht zu unterwerfen, so bedarf dieses Wort für die nächste Zukunft einer Einschränkung. Der vorliegende Entwurf (§ 1) beabsichtigt nämlich, zunächst nur die Kartelle der Staatsaufsicht zu unterwerfen, die den Zweck verfolgen, „durch solidarisches Vorgehen" (der Unternehmer), „insbesondere durch einverständliche Beschränkung oder Beseitigung des freien Wettbewerbes auf die Produktion-, Preis- oder Absatzverhältnisse solcher Verbrauchsgegenstände bestimmend einzuwirken, die, wie Zucker, Branntwein, Bier, Mineralöl, Salz, einer mit der industriellen Produktion in enger Verbindung stehenden indirekten Abgabe unterliegen." Der dem Entwurfe beigegebene Motivenbericht scheut sich nicht, offen einzugestehen, daß der Grund dieser Beschränkung ein rein fiskalischer ist. „Diese kritische Sonderung" (d. h. der verschiedenen Arten der Kartelle) „ergab, daß sich die Nachtheile der Kartelle nirgends so fühlbar gemacht haben wie bei gewissen Massenartikeln des täglichen Verbrauches, die einer mit der industriellen Produktion in enger Verbindung stehenden indirekten Abgabe unterliegen. Hier zeigte es sich mit voller Deutlichkeit, daß die Kartelle die Verwirklichung der steuerpolitischen Zwecke, die für die Höhe des

---

*) Nr. 188 der Beilagen zu den stenographischen Protokollen des österreichischen Abgeordnetenhauses, XII. Session, 1897, „Gesetz vom . . . über Kartelle in Beziehung auf Verbrauchsgegenstände, die einer mit der industriellen Produktion in enger Verbindung stehenden indirekten Abgabe unterliegen."

Steuersatzes bestimmter indirekter Abgaben maßgebend sind, ernstlich gefährden können, ja, auf diesen Gebieten wichtige Interessen des Staatsschatzes und breiter konsumirender Schichten der Bevölkerung bereits empfindlich beeinträchtigt haben." Das heißt also mit anderen Worten: die Regirung, die weiß, daß die mit einer Konsumabgabe belegten Artikel durch diese Abgabe vertheuert werden, und ferner weiß, daß in Folge dieser Vertheuerung der Konsum der fraglichen Artikel an sich schon eine Einschränkung erfährt, befürchtet, daß der Preis dieser Artikel durch ein Kartell noch weiter in die Höhe getrieben werden, daß in Folge Dessen der Konsum eine neue Einschränkung erfahren und daß dadurch ein Ausfall an der betreffenden Konsumsteuer herbeigeführt werden könnte.

Doch ist der Grund dieser Beschränkung meines Erachtens vollständig gleichgiltig und ich halte die Beschränkung selbst — die, wie mir von glaubwürdigster Seite privatim mitgetheilt wird, auf die spezielle Initiative des Finanzministers, Ritters von Bilinski, zurückzuführen ist — für eine sehr weise Maßregel. Wir Bewohner des europäischen Festlandes sind nämlich gewöhnt, immer generell zu denken, und glauben, sehr vernünftig zu handeln, wenn wir dort, wo uns eine Reform wünschenswerth erscheint, sofort das ganze Gebiet reformiren, d. h. also, bildlich gesprochen, wenn wir, sobald uns der Schuh an einer Stelle drückt, sofort den ganzen Schuh wegwerfen und einen neuen anfertigen lassen. Die praktischen Engländer, die in dieser Beziehung weit weniger „denken" als wir, begnügen sich, sobald sie der Schuh an einer Stelle drückt, den Schuh an der betreffenden Stelle aufzuschneiden und einen Flick aufzusetzen. Der Schuh (d. h. das Gesetz) sieht dann allerdings weniger „schön" aus, hat aber dafür den Vortheil, daß er bequem sitzt, während wir immer riskiren, daß uns der „schöne" und logisch regelrecht ausgebaute neue Gesetzes-Schuh nunmehr an einer anderen Stelle drücken wird. Speziell im vorliegenden Falle, wo es sich um die gesetzliche Regelung des Kartellwesens handelt, steht die Staatsverwaltung einem absoluten Novum gegenüber, es liegt daher die Gefahr vor, daß die Gesetzgebung, selbst wenn sie mit der größten Behutsamkeit verfährt, einen Mißgriff begeht, der sich später bitter rächt. Die Gesetzgebung muß in einem solchen Falle leise tastend vorgehen und ich halte es aus diesem Grunde, wie gesagt, für eine weise Selbstbeschränkung, wenn die Regirung, der auf diesem Gebiet jegliche — eigene wie fremde — Erfahrung fehlt, nicht daran geht, das gesammte Kartellwesen zu regeln, sondern sich begnügt, ein vergleichsweise eng umschriebenes Gebiet herauszugreifen und vorläufig nur die Kartelle der Staatsaufsicht zu unterwerfen, die es mit konsumsteuerpflichtigen Artikeln zu thun haben. Wenn die österreichische Regirung nach einigen Jahren mit den der Staatsaufsicht unterworfenen Kartellen genügende Erfahrungen gesammelt hat, so wird sie das Gesetz auch auf die übrigen Kartelle ausdehnen können.

Was nun die Stellung der Kartelle im Allgemeinen in Oesterreich anbelangt, so darf man wohl sagen, daß sie — wie ziemlich in den meisten Staaten — eigentlich in der Luft schweben. Nach unserem österreichischen Koalitiongesetz vom siebenten April 1870 sind nämlich die Koalitionen sowohl der Arbeiter wie der Arbeitgeber nicht mehr verboten, aber sie sind rechtlich unverbindlich. Hierbei ist es aber überdies noch fraglich, wie weit diese Unverbindlichkeit reicht, d. h. welche Theile eines Kartellvertrages nach dem Wortlaute des Koalitiongesetzes als verbindlich und welche als unverbindlich anzusehen sind. Diesem unhaltbaren Zustande soll durch das Gesetz ein Ende bereitet werden und sollen Kartelle, die sich auf konsumsteuerpflichtige Artikel beziehen, als giltig und rechtsverbindlich anerkannt werden, jedoch unter den folgenden zwei Einschränkungen: Erstens muß jedes derartige Kartell sich ein notariell beurkundetes Statut geben, in dem speziell auch die sämmtlichen Mitglieder des Kartells namentlich aufgeführt sein müssen. Eine beglaubigte Abschrift dieses Statutes ist längstens binnen acht Tagen dem Finanzministerium zu überreichen und erst nach Ablauf einer weiteren Frist von vierzehn Tagen (vom Tage der eingereichten Anzeige an gerechnet) darf die Wirksamkeit des Kartelles beginnen. Das Selbe gilt von jeder Aenderung des Statutes und von jedem Wechsel der Kartell-Mitglieder. Kartellbeschlüsse, die eine Festsetzung der Preise, der Produktionmengen, der Einkaufs- oder Absatzverhältnisse zum Zweck haben, sind sogleich, spätestens aber einen Tag nach der Fassung des Beschlusses, dem Finanzministerium anzuzeigen. Zweitens erstreckt sich die staatliche Anerkennung oder die Rechtswirksamkeit des Kartelles nur auf seine „Verabredungen über die Waarenpreise". Bezüglich etwa vorhandener sonstiger Vereinbarungen der Kartellmitglieder bleiben die Bestimmungen des Koalitiongesetzes in Kraft. Wenn also beispielsweise die Mitglieder des Kartelles sich verabredeten, solidarisch gegenüber ihren Arbeitern zu deren Nachtheil vorzugehen, so wäre eine solche Verabredung nicht nur nach dem geltenden Koalitiongesetz ungiltig, sondern das Finanzministerium hätte das Verbot des Kartelles auszusprechen und es könnte überdies mit empfindlichen Arrest- oder Geldstrafen gegen die Kartellmitglieder vorgegangen werden.

Die staatlich anerkannten Kartelle unterliegen der Staatsaufsicht, die durch das Finanzministerium ausgeübt wird. Zu diesem Zweck ist das Finanzministerium berechtigt, in alle auf das Kartell sich beziehenden Bücher und Geschäftsaufzeichnungen des Kartelles und der kartellirten Betriebe Einsicht zu nehmen und von den Leitern und Geschäftsführern des Kartelles sowie von den betheiligten Unternehmern Auskünfte über dessen sämmtliche Geschäftsbeziehungen sowohl nach außen als gegenüber seinen Mitgliedern zu verlangen. Natürlich erstreckt sich jedoch diese Pflicht zur Ertheilung von Auskünften nicht auf die etwa geheim gehaltenen technischen Einrichtungen und Verfahrensweisen.

Das Finanzministerium hat das Recht, die Ausführung von Kartellbeschlüssen, die sich auf die Festsetzung der Preise, der Produktionmengen, der Einkaufs- oder Absatzverhältnisse beziehen, zu untersagen, wenn diese Beschlüsse geeignet sind, in einer durch die objektive wirthschaftliche Sachlage des betreffenden Industriezweiges (namentlich durch die jeweilig für die Preisbildung und die Konkurrenzverhältnisse oder sonst für die Konjunktur maßgebenden Umstände) nicht begründeten und das Erträgniß der betreffenden Konsumsteuer oder die Steuer- oder die Konsumtionkraft der Bevölkerung offenbar schädigenden Weise die Preise einer Waare oder Leistung zum Nachtheil der Abnehmer oder Besteller zu steigern oder zum Nachtheil der Erzeuger oder Leistenden herabzudrücken. Eben so kann der Bestand eines Kartelles selbst und die Abänderung eines Kartellstatutes untersagt werden, wenn das Kartell einen der eben erwähnten Zwecke verfolgt. Ob diese Voraussetzungen vorhanden seien, hat das Finanzministerium auf Grund einer sorgfältigen Prüfung nach freiem Ermessen zu beurtheilen. Untersagt es auf Grund des gegenwärtigen Gesetzes den Bestand eines Kartelles oder die Abänderung eines Kartellstatutes oder einen der als gesetzwidrig bezeichneten Kartellbeschlüsse, so ist der Bestand des Kartelles, sei es überhaupt, sei es auf Grund der untersagten Abänderung des Kartellstatutes, verboten und die vom Verbot betroffenen Kartellbeschlüsse verlieren ihre Giltigkeit. Das Finanzministerium darf der Leitung eines Kartelles stets die Leistung einer Kaution auftragen, deren Höhe mit Rücksicht auf den Umfang der kartellirten Betriebe bis zum Betrage von 200 000 Gulden festgesetzt werden kann.

Auf die Nichtbefolgung oder Uebertretung der Vorschriften des vorliegenden Gesetzes und der Anordnungen der Behörden sind empfindliche Strafen gesetzt; sie sind theils Ordnungstrafen, theils kriminelle Strafen. Ordnungstrafen, die eventuell bis auf 5000 Gulden steigen können, sind gesetzt auf die Unterlassung der vorgeschriebenen Anzeigen oder auf die Verweigerung der von der Staatsverwaltung geforderten Auskünfte. Bei wiederholter Verweigerung solcher Auskünfte darf das Finanzministerium auch den Fortbestand des Kartelles untersagen. Kompetent zur Verhängung der Ordnungstrafe ist die politische Landesbehörde (Statthalterei oder Landesregirung), in deren Sprengel die Ordnungwidrigkeit begangen wurde. Die Ordnungstrafen fließen in den Staatsschatz und für ihre Einbringung haftet in erster Reihe die etwa gestellte Kaution. Der kriminellen Bestrafung (als „Vergehen“), die eventuell bis zu Arrest von sechs Monaten und bis auf 10 000 Gulden steigen kann, unterliegt: Wer wissentlich oder aus grober Fahrlässigkeit unwahre Anzeigen erstattet oder unwahre Auskünfte ertheilt; wer entgegen dem staatlichen Verbot oder vor Ablauf der erwähnten vierzehntägigen Frist (vor deren Ablauf ein Kartell seine Thätigkeit nicht beginnen darf) sich an der Wirksamkeit eines Kartelles

betheiligt; wer einen staatlich untersagten Kartellbeschluß ausführt; wer sich an einem Kartell betheiligt, das auf Grund eines nicht zur Anzeige gebrachten Statutes, oder ohne die Bestimmungen des Statutes zu beobachten, oder mit anderen als den im Statut enthaltenen Kartellvereinbarungen, oder ohne jedes Statut in Wirksamkeit getreten ist; wer als Mitglied eines Kartelles sich an der Fassung oder Ausführung von solchen Beschlüssen betheiligt, die den Kartellen nach § 3 des Entwurfes zu fassen verboten ist. Wie bereits hervorgehoben wurde, dürfen die Kartelle nur solche Beschlüsse fassen, die auf die Festsetzung der Preise ihrer Artikel, die Produktionmenge u. s. w. Bezug nehmen, nicht aber Beschlüsse, die auf die Herabsetzung der Arbeitlöhne, der Preise der Rohstoffe u. s. w. abzielen. Die Judikatur über diese als „Vergehen" kriminell zu bestrafenden Handlungen der Kartell-Theilnehmer steht den ordentlichen Gerichten zu.

Zur Unterstützung des Finanzministeriums bei der Durchführung der ihm durch dieses Gesetz zugewiesenen Aufgaben wird eine besondere, unter dem Vorsitz des Finanzministers stehende Kommission von zwölf Mitgliedern gebildet. Der Finanzminister ernennt die Mitglieder dieser Kommission zur Hälfte aus den Beamten des Finanzministeriums und der übrigen betheiligten Ministerien und zur anderen Hälfte „aus dem Kreise anderer Fachmänner" (die Motive zum § 10 fügen hinzu: „aus den Kreisen der wirthschaftlichen Interessenten oder der kartellirten Unternehmer selbst, dann aus den Kreisen sonstiger erfahrener Praktiker sowie aus den Männern der Wissenschaft"); doch dürfen Organe des ausübenden Steuerdienstes nicht Mitglieder der Kommission sein. Das Finanzministerium hat vor jeder die Untersagung eines Kartelles oder eines Kartellbeschlusses aussprechenden Entscheidung das Gutachten der Kommission einzuholen. Von solchen Entscheidungen abgesehen, kann das Finanzministerium der Kommission die Ausübung der Staatsaufsicht über die Kartelle im Sinne dieses Gesetzes übertragen. Zur Erfüllung der Aufgaben der Staatsaufsicht kann das Finanzministerium oder die Kommission, wenn sie mit der Staatsaufsicht betraut wurde, besondere Kommissionäre vorübergehend oder dauernd bestellen. Das heißt also mit anderen Worten: zur Durchführung der Staatsaufsicht wird eigentlich ein besonderes „Kartellamt" errichtet oder, präziser ausgedrückt, vorläufig nur eine „Kommission" im Finanzministerium, aber eine Kommission, die voraussichtlich bald zu einem selbständigen „Kartellamte" ausgestaltet werden wird.

Legt man sich nun die Frage nach der Bedeutung des neuen Gesetzes vor, so scheint es mir zunächst ganz unzweifelhaft, daß die Staatsverwaltung geradezu gezwungen ist, gegenüber den Kartellen, die heute fast alle Gebiete der Produktion umfassen, Stellung zu nehmen. Die Kartelle sind meines Erachtens das nothwendige Resultat des anarchischen Charakters unserer indi-

vidualistisch organisirten Volkswirthschaft. Die geradezu ungeheure Konkurrenz, die auf allen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens herrscht, mußte schließlich mit mathematischer Nothwendigkeit zu dem Ergebniß führen, daß die einzelnen Produzenten den Versuch unternahmen, sich unter einander zu verständigen, um Ordnung in das Chaos zu bringen, d. h. um die Produktion wenigstens einigermaßen dem Bedarf anzupassen und um die Konkurrenz unter den Produzenten einzudämmen. Insofern also steckt in den Kartellen ein unbestritten gesunder und vernünftiger Gedanke. Daneben aber liegt eine nicht unbedeutende Gefahr, die nämlich, daß die kartellirten Unternehmer ihren Produktionzweig geradezu monopolisiren und nun ihre Macht mißbrauchen, um die Preise ihres Artikels ungebührlich hoch zu stellen und die Konsumenten auszubeuten. Aber es besteht auch die andere Gefahr, daß die kartellirten Unternehmer ihre Monopolstellung mißbrauchen, um die Arbeitlöhne und eventuell auch die Preise der Rohstoffe ungebührlich hinunterzudrücken. Dieser eben so unbestreitbar vorhandenen großen Gefahr gilt es zu begegnen und aus diesem Grunde bleibt der Staatsverwaltung schließlich gar kein anderer Ausweg übrig, als den Kartellen gegenüber Stellung zu nehmen. Das kann auf dreifache Weise geschehen: auf dem Wege des Strafrechtes, auf dem des Civilrechtes und auf dem des Verwaltungrechtes.

Was nun den ersten Weg anbelangt, den Versuch, den Kartellen mit dem Strafgesetz beizukommen, so ist er der älteste. Die meisten der älteren Strafgesetze der verschiedenen Staaten erklären nämlich Verabredungen von Gewerbsleuten und Fabrikunternehmern, betreffend die Festsetzung der Waarenpreise oder Arbeitlöhne zum Nachtheile des Publikums oder der Arbeiter, oder betreffend das Zurückhalten der Waaren, um eine Preissteigerung zu erzwingen, für eine strafbare Uebertretung. Auch sind in der neuesten Zeit, wie erwähnt wurde, mehrere nordamerikanische Staaten mit Strafgesetzen gegen die dortigen Trusts vorgegangen. Allen diesen Gesetzen liegt ein gesunder Gedanke zu Grunde, aber der Effekt dieser Gesetze war ein sehr fragwürdiger, — aus dem einfachen Grunde, weil es ganz unmöglich ist, den Begriff der strafbaren Verabredung mit Worten klar zu umschreiben; es liegt jedesmal die Gefahr vor, daß die gesetzliche Definition der strafbaren Verabredung zu eng oder zu weit ausfällt. Wird die Grenze zu eng gezogen, so wird eine ganze Reihe solcher Verabredungen straffrei bleiben; wird sie zu weit gezogen, so riskirt man, daß jedes harmlose Gespräch zweier Unternehmer oder zweier Arbeiter schon eine kriminelle Bestrafung nach sich zieht. Der letzte und eigentliche Grund der Unmöglichkeit, den Begriff der strafbaren Verabredung in unzweideutiger Weise zu definiren, liegt aber meines Erachtens darin, daß es ganz unzulässig ist, einer Mehrheit von Personen zu verbieten, Das zu thun, was jeder Einzelne für seine Person ungestraft thun darf. Wenn der Einzelne

z. B. ungestraft erklären darf, daß er unter so und so vielen Gulden pro Tag nicht arbeiten will, — mit welchem Rechte will man es als eine strafbare Handlung erklären, wenn 2 oder 20 oder 200 oder 2000 Personen erklären, daß sie einen Lohn von so und so vielen Gulden pro Tag beanspruchen? Trotzdem möchte ich den Gedanken einer eventuellen strafgesetzlichen Verfolgung der Koalitionen nicht unbedingt von der Hand weisen; nur muß man hierbei von einem anderen Standpunkt ausgehen. Meines Erachtens hat Hitschmann (in seinem in Wien gehaltenen Vortrage „Kartelle und Staatsgewalt", Wien, 1897, Verlag von Moritz Perles) diesen richtigen Standpunkt angedeutet. Nach Hitschmann kann man mittels des Strafgesetzes den Kartellen nur auf zwei Wegen beikommen. Erstens wäre es denkbar, daß man das System der freien Konkurrenz, auf das unsere heutige Wirthschaftordnung gebaut ist, gewissermaßen zum Staatsgrundgesetze unserer wirthschaftlichen Organisation erklärt. Geschähe Das, so würden sich die Kartelle als ein Versuch darstellen, dieses wirthschaftliche Grundgesetz zu durchbrechen, und sie wären somit strafbar. So richtig dieser Gedanke theoretisch auch ist, so bedarf es doch keiner weiteren Auseinandersetzung, daß es schwer fallen dürfte, in der Praxis mit ihm durchzukommen. Zweitens wäre es möglich, die bestehenden modernen Wuchergesetze auf die Kartelle auszudehnen und sie dann als strafbar zu verfolgen, wenn sie sich als eine wucherische Ausbeutung der Konsumenten oder der Arbeiter oder der Rohproduzenten darstellen.

Ferner wurde der Versuch unternommen, die Kartelle durch die Civilrechtsgesetzgebung in Schranken zu halten. Diesen Standpunkt nimmt die Koalitiongesetzgebung der meisten Staaten und so auch die österreichische ein, die zwar die Kartelle gestattet, sie aber für rechtsunverbindlich erklärt. Der dem Entwurf beigegebene Motivenbericht bezeichnet den Werth dieser Gesetzesbestimmungen als einen recht fragwürdigen, erstens, weil es bei der Textirung des Gesetzes zweifelhaft ist, welcher Theil der Kartell-Verabredung rechtsgiltig ist, welcher nicht; dann aber, weil die Kartelle trotz ihrer Rechtsungiltigkeit doch bestehen. Treue und Glaube erweisen sich eben mitunter mächtiger als das Gesetz.

Der dritte Weg endlich, das Kartellwesen zu regeln, ist der verwaltungrechtliche und diesen schlägt der österreichische Entwurf ein. Den Kartellen wird die staatliche Anerkennung gewährt, aber dafür müssen sie sich die staatliche Aufsicht und die Oberleitung gefallen lassen. Ich halte diesen Weg, den ich schon in meiner Ende 1882 erschienenen Schrift: „Die Kartelle. Ein Beitrag zur Frage der Organisation der Volkswirthschaft" (Innsbruck, 1883) befürwortet habe, für den richtigen. Der Grundgedanke der Kartelle — Ordnung in das Chaos der heutigen Produktion zu bringen und die Produktion wenigstens einigermaßen dem Bedarf anzupassen — ist nämlich, Das müssen selbst die enragirtesten Gegner der Kartelle zugestehen, ein gesunder und unbedingt richtiger.

Auch sind die Kartelle, wie deren Vorkommen auf allen Gebieten der Produktion in der ganzen Kulturwelt beweist, ein nothwendiges Resultat des bisherigen Entwickelungsganges unserer Volkswirthschaft. Solche Erscheinungen lassen sich nicht verbieten, sondern müssen anerkannt werden. Müssen sie aber anerkannt werden, dann kann die Aufgabe der Staatsgewalt nur sein, den gesunden Kern herauszuschälen und für die Gesammtheit zu verwerthen und die gefährlichen Auswüchse nach Thunlichkeit zu beschneiden. Die Gefahr nun, die in den Kartellen steckt, ist eine dreifache: es steht zu befürchten, daß sie das Publikum, daß sie die Produzenten der Roh- und Hilfsstoffe oder Werkzeuge und daß sie die Arbeiter ausbeuten. Die zweite Gefahr wäre ich geneigt, am Geringsten zu veranschlagen, denn hier stehen Unternehmer Unternehmern, also gleichwerthige Faktoren einander gegenüber, und wenn die Produzenten des fertigen Genußartikels kartelliren, so können die Produzenten der Roh- oder der Hilfsstoffe oder der Werkzeuge oder Maschinen auch kartelliren und thun es bekanntlich auch. Hier also scheint mir eine staatliche Intervention am Wenigsten dringend geboten, obwohl sie auch nicht ausgeschlossen ist. Bedenklicher scheint mir die erste Eventualität, nämlich die Gefahr der Ausbeutung des Publikums durch die Kartelle, weil das vielköpfige Ungeheuer, genannt „Publikum“, bis zu einem gewissen Grade am Wenigsten im Stande ist, sich gegen eine ungerechtfertigte Preissteigerung selbst zu schützen. Freilich verhält es sich mit dem Publikum ganz eigenthümlich. Es ist bis zu einem gewissen Grade von einer unendlichen Langmuth und Geduld und läßt sich Alles bieten; reißt ihm aber einmal der Geduldfaden, dann braust sein Unmuth mit so elementarer Gewalt auf, daß er jeden Widerstand hinwegfegt. Der Schlußeffekt einer Ausbeutung des Publikums durch die Kartelle kann also nicht zweifelhaft sein: die empörte öffentliche Meinung würde die Kartelle wie Spreu hinwegfegen, — aber freilich würde bis dahin noch ziemlich viel Wasser den Rhein oder die Donau hinabfließen. Hier müßte wohl die Staatsgewalt regelnd eingreifen und darüber wachen, daß die Kartellpreise nicht ungerechtfertigt hoch angesetzt werden.

Die dritte Gefahr endlich, die Möglichkeit der Ausbeutung der Arbeiter durch die kartellirten Unternehmer, wird von allen Seiten als die drohendste hingestellt und jedesmal als Schreckgespenst an die Wand gemalt. Daß diese Möglichkeit thatsächlich vorliegt, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden; aber in meinen Augen sind die Kartelle weit weniger ein Gebilde, das die Arbeiterfrage nothwendig verschärfen muß, als vielmehr ein ganz eminentes Mittel, die Arbeiterfrage zu „lösen“, sofern überhaupt von einer „Lösung“ der sozialen Frage gesprochen werden darf. Freilich müßte der Staat ein offenes Auge haben und mit eiserner Hand die Kartelle dem Gemeinwohl dienstbar machen. Das Wesen der Arbeiterfrage besteht doch nur in

der unsicheren Lage des Arbeiters, also darin, daß der Arbeiter gedungen wird, so lange er arbeiten kann, und daß er wie eine ausgepreßte Citrone auf die Straße geworfen wird, wenn er durch Krankheit oder Alter zur Arbeit unfähig wird. Das ist unstreitig im höchsten Grade beklagenswerth, aber eben so unstreitig ist es im höchsten Grade ungerecht, dafür die heutigen Unternehmer verantwortlich machen zu wollen. Nicht die Unternehmer, die doch auch Menschen sind und zum weitaus größeren Theile ein warm fühlendes Herz in der Brust tragen, sondern wir Alle, die wir an unserer heutigen Wirthschaftordnung nichts ändern wollen, tragen die Schuld an dieser menschenunwürdigen Behandlung des Arbeiters. Um nämlich die Segnungen der „freien Konkurrenz“ uneingeschränkt zu genießen, lassen wir den Unternehmer auf seine Gefahr und Kosten produziren; wir lassen den Mann das ganze Risiko der Produktion uneingeschränkt tragen, und wenn er von einem Zweiten rücksichtlos niederkonkurrirt wird, so zucken wir vornehm-kühl die Achseln und sagen uns: „Ja, — warum war der Mann nicht klüger?“ Mit einem Worte: der Unternehmer ist heute in dem rücksichtlosesten Konkurrenzkampfe ausschließlich auf sich gestellt und weiß nie, ob er morgen noch aufrecht dastehen wird. Und ein Mensch in dieser Lage, der nicht einmal für seine eigene Existenz einstehen kann, soll für seine, oft nach Hunderten oder Tausenden zählenden Arbeiter einstehen und ihnen eine gesicherte Lebensstellung verbürgen!

Will man den Arbeiter sicherstellen, so muß man vorher dem Unternehmer eine gesicherte Stellung schaffen; und der Weg hierzu ist das Kartell. Das Risiko, das mit dem selbständigen Betriebe eines Unternehmens verbunden ist, ist ja nicht nothwendig mit ihm verbunden, sondern besteht lediglich darin, daß der Unternehmer A. fortwährend befürchten muß, es könnte ihm seine Kundschaft von dem Unternehmer B. oder C. abwendig gemacht werden. Aber die Gesammtheit der Unternehmer einer bestimmten Branche hat die unbedingte Sicherheit, daß sie ihre Produkte absetzen wird, so lange der betreffende Artikel vom Publikum überhaupt begehrt wird und so lange die Produktion den Begehr nicht übersteigt. Dieses Ziel wollen die Kartelle erreichen: sie wollen die Produktion dem Bedarf anpassen und jedem einzelnen Produzenten seinen verhältnißmäßigen Antheil an der Gesammtproduktion sichern. Die Lösung dieser — an sich gar nicht einmal schwierigen — Aufgabe kann aber den Kartellen nur dann gelingen, wenn sie vom Staat als rechtskräftige und ihre Theilnehmer bindende Institutionen anerkannt und eventuell mit gewissen weitgehenden Rechten ausgestattet werden. Geschähe Das und wollte die Staatsverwaltung den Kartellen Rechte zugestehen, so könnte sie ihnen umgekehrt auch Pflichten auferlegen und die erste dieser Pflichten müßte sein, die Arbeiter für Lebenszeit mit dem Anspruch auf steigendes Gehalt, auf Avancement, auf Alters- und Wittwenpension anzustellen, kurz:

die Arbeiter so zu stellen, wie die Beamten gestellt sind. Damit wäre der ganzen Arbeiterfrage der Boden unter den Füßen weggezogen. Daß der Staat Derartiges sehr wohl erreichen kann, beweist die Entwickelung des Eisenbahnwesens in Frankreich, wo die Regirung einen überaus wichtigen Theil des Wirthschaftlebens der Thätigkeit großer Gesellschaften überlassen, aber gleichzeitig es verstanden hat, diese großen Gesellschaften zu überwachen und sie zu zwingen, ihre Sonderinteressen dem Gemeinwohl unterzuordnen.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwächter.



Boccaccio.

Der Erde größter Reiz liegt im Kontrast.
Wie groß hat diese Weisheit jeder Zone
Italiens alter Novellist erfaßt
In seinem Meisterwerk Dekamerone!

Denn um sein allzu buntes Narrenfest
Von Haß und Liebe, List und dummen Streichen
Schuf er den Rahmen jener schwarzen Pest,
Die halb Florenz begraben unter Leichen.

Umringt von Wehgeheul und Chlorgestank,
Den Tod vor Augen und dem Tod zum Hohne
Erzählt noch Jeder einen lust'gen Schwank,
Zehnmal die Reihe um: Dekamerone.

Was mahnt mich doch an jene krause Zeit,
Die Tod und Leben wob von einer Spule,
Betracht ich mir die Malereien heut
Von unsrer symbolistisch neuen Schule?

In unsrer Zeit der klaren Forscherthat
Gebiert das Hirn der Künstler wieder Engel
Und jedes Dämchen der Millionenstadt
Wird abgebildet mit dem Lilienstengel.

Der Erde feinster Reiz ist der Kontrast.
Und wer geschmacklos nennt die Lilienkrone,
Ist leider selber so geschmacklos fast
Wie ohne Pest Boccaccios Dekamerone.

Kory Towska.



Wer weiß?*)

Gott im Himmel! Also endlich soll ich niederschreiben, was ich erlebt habe! Werde ich es können? Soll ich es wagen? Es ist so seltsam, so unglaublich, so unbegreiflich, . . . so verrückt!

Wenn ich des Gesehenen nicht ganz sicher wäre, sicher, daß keine Täuschung in meiner Urtheilskraft möglich ist, kein Irrthum in den von mir festgestellten Thatsachen, keine Lücke in der festen Folge meiner Beobachtungen, so würde ich einfach glauben, daß ich an Halluzinationen leide, daß ich das Opfer einer seltsamen Vision bin . . . Uebrigens: wer weiß?

Ich bin jetzt in einer Heilanstalt; aber ich bin freiwillig hierhergekommen, aus Klugheit, aus Furcht. Ein Einziger kennt meine Geschichte: der Arzt.

Ich werde sie also aufschreiben. Ich weiß eigentlich nicht: warum? Vielleicht, um mich von ihr zu befreien, denn ich fühle sie in mir wie einen unerträglichen Albdruck.

Hier ist sie:

Ich habe immer für mich allein gelebt. Ich war ein Träumer, auf meine Art ein Philosoph in der Einsamkeit, gutmüthig, mit dem Geringsten zufrieden, ohne Groll gegen die Menschen und ohne Haß gegen den Himmel. Ich lebte immer allein, weil die Nähe anderer Menschen mir ein gewisses Unbehagen einflößt. Ich werde Das schwerlich erklären können. Ich sträube mich ja nicht, Leute zu sehen, mit Freunden zu plaudern und zu diniren; aber wenn ich sie längere Zeit bei mir habe, so ermüden mich selbst die Vertrautesten, ihr Gerede fällt mir auf die Nerven und ich empfinde eine wachsende, peinigende Ungeduld, sie endlich fortgehen zu sehen oder selbst fortzugehen und allein zu sein. Dieser Drang ist mehr als ein Bedürfniß, er ist eine unwiderstehliche Nothwendigkeit. Und wenn die Leute, mit denen ich zusammen bin, noch länger bleiben würden, wenn ich ihnen noch länger — nicht lauschen, aber mindestens — zuhören müßte, so würde mir gewiß Etwas zustoßen. Was? Ja, wer Das wüßte? Vielleicht eine Ohnmacht? . . . Wahrscheinlich!

Ich bin so gern allein, daß ich nicht einmal die Nachbarschaft anderer menschlichen Wesen ertrage, die unter meinem Dache schlafen. Ich kann nicht in Paris wohnen, weil ich da langsam stürbe. Ich sterbe seelisch; das Gewimmel quält meinen Körper und meine Nerven, mich beunruhigt die riesige, wibbelnde und kribbelnde Menge, die um mich lebt, selbst wenn sie schläft. Ihr Schlaf ist mir noch schrecklicher als ihr Reden. Ich kann mich niemals niederlegen, wenn ich weiß oder wittere, daß hinter einer Wand schlafende Wesen sind.

Warum bin ich so? Wer weiß? Der Grund ist vielleicht sehr einfach: mich langweilt bald Alles, was nicht in mir vorgeht. Aehnlich gehts vielen Leuten.

Es giebt zwei Menschenarten auf unserer Erde. Da sind erstens die Menschen,

---

*) Diese Skizze soll mit anderen, vom Herrn Paul Linsemann übersetzt, im nächsten Quartal unter dem Gesammttitel „Zwecklose Schönheit“ bei Freund & Jeckel in Berlin erscheinen.

die andere Leute nöthig haben, die sich von diesen Anderen zerstreuen, beschäftigen, beruhigen lassen und die die Einsamkeit ermüdet, wie die Besteigung eines Gletschers oder die Durchwanderung einer Wüste. Die zweite Art umfaßt die Menschen, die das Mitleben der Anderen ermüdet, langweilt, belästigt, während die Einsamkeit sie beruhigt, sie in der Freiheit und Laune ihrer Gedanken erquickt. Es ist ein physisches Phänomen. Die Einen sind geschaffen, um nach außen, die Anderen, um sozusagen innerlich zu leben. Ich habe für die Außenwelt nur eine kurze und rasch erschöpfte Geduld, und wenn sie ihre Grenze erreicht, emfinde ich in meinem ganzen Körper und in meiner Seele ein unerträgliches Unbehagen.

Daher kommt es, daß ich an leblosen Dingen hänge ... oder vielmehr: hing. Sie bekamen für mich eine Wichtigkeit, als ob sie lebendig wären, und mein Haus ist — oder wurde — eine Welt, in der ich ein thätiges Einsiedlerleben führte, inmitten von zahllosen Gegenständen, Möbeln und Bibelots, die meinen Augen gefielen. Ich hatte es nach und nach damit gefüllt und geschmückt. Ich fühlte mich darin zufrieden und sehr glücklich, wie in den Armen einer geliebten Frau, deren gewohnte Zärtlichkeit ein stilles und süßes Bedürfniß geworden ist. Ich hatte das Haus in einem schönen Garten bauen lassen, der es von der Straße absperrte. Dicht bei einer Stadt stand es, wo ich Gesellschaften finden konnte, wenn ich manchmal dennoch den Wunsch danach spürte. Meine Dienstboten schliefen in einem vom Hause entfernten Nebenbau am Ende des Küchengartens, den eine große Mauer umgab.

Die dunkle Hülle der Nacht, in der Stille meiner einsamen, unter den Blättern der großen Bäume begrabenen Behausung, war für mich so beruhigend, so gut und wohlthätig, daß ich jeden Abend, um sie noch länger zu genießen, Stunden lang zögerte, mich ins Bett zu legen.

Eines Abends war „Sigurd" im Theater aufgeführt worden. Ich hörte das schöne und phantasievolle musikalische Drama zum ersten Male und es gefiel mir. Ich ging zu Fuß nach Hause, in schnellem Schritt, den Kopf von Melodien erfüllt und vor den Augen noch die schönen Bilder der Bühne. Es war schon Nacht und so dunkel, daß ich kaum die Landstraße deutlich erkennen konnte und mehr als einmal beinahe in den Chausseegraben gestürzt wäre. Vom Zollhäuschen bis zu mir ists ungefähr ein Kilometer, vielleicht ein Bischen mehr, etwa zwanzig Minuten gemächlich zu gehen. Es war ein Uhr, eins oder halbzwei. Der Himmel erhellte sich etwas vor mir und die Mondsichel erschien, der trübe Mond im letzten Viertel. Das erste Viertel, das zwischen vier und fünf abends aufsteigt, ist klar, heiter und silbern glänzend, das andere, das sich um Mitternacht zeigt, ist röthlich, trüb und schreckhaft, — die Mondsichel beim Hexensabbath. Alle Nachtschwärmer haben diese Beobachtung gemacht. Das erste Viertel, und wäre es schmal wie ein Faden, wirft ein feines, heiteres Licht, das das Herz erfreut, und zeichnet auf den Boden bestimmte Schatten, das letzte verbreitet kaum ein ersterbendes Licht, so trüb, daß es nicht einmal Schatten wirft.

Ich sah in der Ferne die dunkle Masse meines Gartens. Ich weiß nicht, warum mir der Gedanke, einzutreten, so unbehaglich war. Ich verzögerte meine Schritte. Das beruhigte mich ... Die große Gruppe der Bäume sah aus wie ein Grab, in dem mein Haus eingesargt lag.

Ich öffnete die Gartenthür und trat in die lange Sykomoren-Allee

ein, die ans Haus führte. Sie ist bogenförmig gewölbt wie ein hoher Tunnel. Ich ging zwischen den dichten Büschen dahin und an den Rasenflecken vorbei, auf denen die Blumenbeete im dämmerigen Licht ovale Flecke von unbestimmter Farbe zeichneten. Als ich mich dem Hause näherte, befiel mich eine merkwürdige Unruhe. Ich stand still. Nichts ließ sich hören. Nicht einmal ein Windhauch in den Blättern. „Was hab' ich denn nur?" dachte ich. Seit zehn Jahren komme ich so nach Hause zurück, ohne je die mindeste Unruhe empfunden zu haben. Ich hatte keine Furcht. Ich habe niemals in der Nacht Furcht gehabt. Der Anblick eines Menschen, eines Strolches, eines Diebes würde mich in solche Wuth versetzt haben, daß ich mich, ohne zu besinnen, auf ihn gestürzt hätte. Auch war ich bewaffnet. Ich hatte meinen Revolver bei mir. Aber ich griff jetzt nicht danach, denn ich wollte diesen plötzlichen Anfall von Furcht bekämpfen.

Was war es? Eine Ahnung? Die geheimnißvolle Ahnung, die sich der Sinne der Menschen bemächtigt, wenn sie das Unerklärliche kommen sehen?

Vielleicht? . . . Wer weiß?

Je näher ich an das Haus kam, desto stärker wurde das Zittern, und als ich davor stand, vor dem Hause mit den geschlossenen Fensterläden, fühlte ich, daß ich einige Minuten warten mußte, bevor ich die Thür öffnete und eintrat. Ich setzte mich also auf eine Bank unter den Fenstern meines Salons. Ich blieb da, das Haupt gegen die Mauer gelehnt und die Augen auf die Schatten der Bäume gerichtet. Ich war noch immer unruhig.

Während der ersten Augenblicke bemerkte ich nichts Ungewöhnliches um mich her. Ich hatte ein Bischen Sausen in den Ohren, aber Das passirt mir öfters. Es kommt mir zuweilen vor, als hörte ich Züge vorübersausen oder Glocken läuten oder Schritte einer großen Menge.

Bald wurde das Geräusch bestimmter und war deutlicher zu vernehmen. Ich hatte mich getäuscht. Es war nicht das gewöhnliche Pochen des Blutes in meinen Adern, das in den Ohren diese Geräusche erzeugte, sondern ein ganz bestimmter Lärm, zunächst noch verworren, der unzweifelhaft aus dem Innern meines Hauses kam.

Ich konnte durch die Mauer einen fortwährenden Lärm hören. Nicht eigentlich Lärm, sondern mehr eine Bewegung, ein reges Hin- und Herrücken vieler Gegenstände. Als ob man all meine Möbel rückte und leise durcheinander schöbe.

Ich zweifelte noch eine Weile, ob mich mein Ohr nicht täuschte. Aber als ich es an einen Fensterladen legte, um das seltsame Geräusch aus meiner Wohnung besser zu hören, wurde es mir ganz sicher, daß in meiner Wohnung etwas Merkwürdiges und Unbegreifliches vor sich ging. Ich hatte keine Furcht, aber ich war — wie soll ich es nur ausdrücken? — ganz erstaunt und bestürzt. Ich spannte meinen Revolver nicht, ich ahnte, daß ich ihn nicht nöthig hätte. Ich wartete.

Ich wartete lange. Ich konnte mich zu nichts entschließen. Ich sah ganz klar, aber ich war in einer wahnsinnigen Unruhe.

Ich wartete, ich horchte immer auf das Geräusch, das laut und immer lauter wurde, das zeitweise ganz heftig zunahm und ein ungeduldiges, zorniges Getöse zu werden schien, — ein unheimlicher Tumult.

Plötzlich ergriff ich, da ich mich meiner Feigheit schämte, mein Schlüsselbund, suchte den, den ich brauchte, schob ihn in das Schloß, drehte zweimal um,

stieß die Thür mit aller Gewalt auf und warf sie heftig ins Schloß. Der Stoß dröhnte wie ein Flintenschluß und auf diesen Knall antwortete vom Dach bis zum Keller meiner Wohnung ein furchtbarer Lärm. Es war so plötzlich, so schrecklich, so betäubend, daß ich einige Schritte zurückprallte; obwohl ich noch immer wußte, daß es nutzlos war, zog ich meinen Revolver aus seinem Futteral.

Ich wartete noch einige Augenblicke. Ich vernahm jetzt ein ganz ungewöhnliches Stampfen auf den Stufen meiner Treppe, auf den Fußböden, auf den Teppichen, — ein Stampfen nicht von menschlichem Schuhwerk, sondern von Krücken, von Holzkrücken und Eisenkrücken, die wie Cymbeln klangen. Und da bemerkte ich plötzlich auf der Schwelle meiner Thür einen Fauteuil, meinen großen Fauteuil, in dem ich zu lesen pflege und der nun ganz gemüthlich hinausschlenderte. Er ging durch den Garten. Andere folgten ihm: die aus meinem Salon, dann die niedrigen Chaiselongues, die sich wie Krokodile auf ihren kurzen Beinen hinschleppten, dann alle meine Stühle, die wie Ziegen sprangen, und endlich die kleinen Tabourets, die wie Kaninchen hüpften.

Welcher Schreck! ... Ich drückte mich in ein Gebüsch, wo ich zusammengekauert dastand und immer wieder auf den Auszug meiner Möbel starrte, denn sie wanderten alle aus, eins nach dem anderen, schnell oder langsam, je nach ihrem Umfang und Gewicht. Mein Flügel, mein großer Flügel, im Galopp wie ein stolzer Renner; dabei ein Geräusch von Musik in der Flanke. Die kleinen Gegenstände glitten wie Ameisen über den Sand, die Bürsten, die Kristallflaschen und Schaalen, in denen das Mondlicht phosphoreszirend schimmerte. Die Stoffdraperien wälzten sich dahin und breiteten sich in den Pfützen aus wie Meerschnecken. Ich sah meinen Schreibtisch verschwinden, ein seltenes Möbel aus dem vorigen Jahrhundert, das alle Briefe barg, die ich je empfangen, die ganze Geschichte meines Herzens, ... eine alte Geschichte, an der ich so lange gelitten hatte. Auch Photographien waren drin.

Plötzlich hatte ich keine Furcht mehr; ich stürzte mich auf ihn und packte ihn, wie man einen Dieb packt, wie man eine fliehende Frau festhält, — aber er eilte unaufhaltsam weiter, und trotz meinen Anstrengungen, trotz meiner zornigen Kraft konnte ich nicht einmal seinen Schritt verlangsamen. Da ich dieser furchtbaren Macht nicht Widerstand leisten konnte, kniete ich nieder, um ihn zu hemmen. Da warf er mich um, schleifte mich mit ... und schon begannen die Möbel, die ihm folgten, über mich hinwegzuschreiten; sie traten auf meine Beine und quetschten sie. Als ich den Schreibtisch losgelassen hatte, sprengten die anderen über meinen Körper, wie eine Kavallerieschwadron über einen gestürzten Soldaten.

Halb war ich schon toll vor Schreck; so schleppte ich mich endlich aus der großen Allee und barg mich wieder unter den Bäumen. Ich sah von da die kleinsten Gegenstände verschwinden, die kleinsten und geringsten, die ich fast gar nicht mehr kannte. Dann hörte ich von Weitem in meiner Wohnung, die jetzt hallte wie die leeren Häuser, einen furchtbaren Lärm, als ob Thüren zugeschlagen würden. Sie klappten nach einander zu, bis endlich auch die des Flurs, die ich halb geöffnet hatte — zu dem Auszug, ich Thor —, als letzte ins Schloß fiel.

Ich lief davon, auf die Stadt zu, und gewann meine Kaltblütigkeit erst in den Straßen wieder, wo ich einige verspätete Nachtschwärmer traf. Ich läutete an der Thür eines Hotels, wo ich bekannt war. Ich hatte mit den Händen

meine bestaubten Kleider abgeklopft und erzählte, daß ich mein Schlüsselbund verloren hätte, auch den Schlüssel zum Gemüsegarten, wo meine Dienstboten in einem besonderen Hause schlafen, hinter einer Einzäunung, die meine Früchte und Gemüse vor dem Besuch der Diebe schützen sollte.

Ich vergrub mich in die Kissen des Bettes, das man mir gab, bis an die Nasenspitze. Aber ich konnte nicht schlafen und erwartete unter starkem Herzklopfen den Tag. Ich hatte Auftrag gegeben, man solle mich schon vor Tagesanbruch wecken. Um sieben Uhr morgens klopfte mein Kammerdiener an die Thür.

Er sah ganz bestürzt aus.

„Heute Nacht ist ein großes Unglück passirt, gnädiger Herr."

„Was denn?"

„Das ganze Mobiliar des gnädigen Herrn ist gestohlen worden. Alles, sogar die Kleinigkeiten."

Die Nachricht stimmte mich vergnügt. Warum? ... Wer wills erklären? Ich beherrschte mich, war sicher, daß ich Niemandem von Dem, was ich gesehen, Etwas sagen, daß ich es verbergen und in meinem Bewußtsein wie ein furchtbares Geheimniß einscharren würde.

„Es sind gewiß die selben Kerle, die mir meine Schlüssel gestohlen haben," sagte ich. „Wir wollen gleich die Polizei benachrichtigen. Ich stehe sofort auf und werde Sie dort in einigen Minuten treffen."

Die Untersuchung dauerte fünf Monate. Man entdeckte nichts, man fand nicht das kleinste meiner Bibelots, nicht die geringste Spur von den Dieben. Ja, — wenn ich gesagt hätte, was ich wußte! Wenn ich gesagt hätte ... Man würde mich und nicht die Räuber eingesperrt haben, mich, einen Menschen, der solche Dinge gesehen zu haben glaubt .... Ich mußte schweigen. Mein Haus aber habe ich nicht wieder möblirt. Er wäre wohl recht unnütz gewesen. Die Sache würde immer von Neuem angefangen haben. Ich wollte dorthin nicht zurückkehren. Ich kehrte auch wirklich nicht zurück. Ich sah das Haus nicht wieder.

Ich zog nach Paris, ins Hotel. Ich konsultirte Aerzte über meinen Nervenzustand, der mich mehr als je seit jener entsetzlichen Nacht beunruhigte. Sie riethen mir, auf Reisen zu gehen. Ich folgte ihrem Rath.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich fing mit einem Ausflug nach Italien an. Die Sonne that mir gut. Sechs Monate hindurch irrte ich von Genua nach Venedig, von Venedig nach Florenz, von Florenz nach Rom, von Rom nach Neapel. Dann durchstreifte ich Sizilien, das die Natur und die reizvollen Bauwerke, die Reliquien, die Griechen und Normannen zurückgelassen haben, so herrlich schmücken. Ich fuhr nach Afrika hinüber, durchkreuzte friedlich die große, stille, gelbe Wüste, wo die Kameele, Gazellen und Araber umherstreifen, wo in leichter und klarer Luft kein Spuk, weder bei Nacht noch bei Tag, umgeht.

Ich landete in Marseille; und trotz der provençalischen Heiterkeit stimmte mich das nicht mehr so helle Himmelslicht trüb. Als ich meinen Fuß auf unseren Kontinent setzte, hatte ich die seltsame Empfindung eines Kranken, der sich geheilt glaubt und den nun ein dumpfer Schmerz plötzlich lehrt, daß die Wurzel des Leidens noch nicht ausgejätet ist.

Ich kehrte nach Paris zurück. Nach einem Monat langweilte ich mich dort. Es war im Herbst; vor dem Winter wollte ich noch einen Ausflug durch die Normandie machen, die ich nicht kannte. Ich fing selbstverständlich mit Rouen an und streifte acht Tage lang zerstreut und entzückt in dieser mittelalterlichen Stadt umher, in diesem gewaltigen Museum großartiger gothischer Denkmale.

Eines Abends, gegen vier Uhr, als ich in eine ganz merkwürdige Straße mich verirrte, wo ein schwarzer Wasserlauf, das eau de Robec, fließt, wurde meine Aufmerksamkeit, die völlig auf die bizarre, antike Physiognomie der Häuser gerichtet war, plötzlich durch den Anblick einer Reihe von Antiquitäten-Läden abgelenkt, die neben einander lagen. Sie hatten ihren Unterschlupf gut gewählt; solche schmutzigen Antiquitäten-Trödler paßten in diese phantastische Straße, über dem finsteren Wasserarm und unter den spitzen Ziegel- und Schieferdächern, auf denen noch die Wetterfahnen aus alter Zeit knirschten.

In den schmutzigen Läden thürmten sich geschnitzte Truhen, Fayencen aus Rouen, Nevers und Moustiers, bemalte Statuen, andere aus Eichenholz, Christusbilder, Muttergottesbilder, Heiligenbilder, Kirchenschmuck, Meßgewänder, Chorröcke, sogar heilige Gefäße und ein altes Tabernakel von vergoldetem Holz, aus dem der liebe Gott ausgezogen war. Merkwürdig: diese Höhlen in diesen hohen Häusern, vom Keller bis zum Giebel mit Gegenständen aller Art gefüllt, deren Dasein beendet schien, die ihre natürlichen Besitzer überleben, ihr Jahrhundert, ihre Moden, um als Kuriositäten von neuen Generationen gekauft zu werden!

Meine alte Zärtlichkeit für Bibelots erwachte in dieser Antiquitätenstadt. Ich ging von Laden zu Laden, mit zwei Sprüngen über die Brücken aus vier schmutzigen Planken setzend, die über das stinkende eau de Robec gelegt sind.

Da, plötzlich, ... Herr im Himmel! Einer meiner schönsten Schränke erscheint mir an der Thür eines Gewölbes, das von Geräth ganz versperrt ist und wie der Eingang zu den Katakomben einer Begräbnißstätte für alte Möbel aussieht. An allen Gliedern zitternd, trat ich heran. Ich zitterte so, daß ich ihn nicht einmal zu berühren wagte. Endlich wage ichs, strecke die Hand aus: er ists! ... Ein Schrank Louis XIII., einzig in seiner Art und unverkennbar für Jeden, der ihn auch nur ein einziges Mal sah. Als meine Blicke weiter schweiften, in die dunkleren Tiefen dieser Höhle, bemerkte ich drei meiner gestickten Fauteuils, dann, noch weiter hinten, meine beiden Henri II.-Tische, die so selten waren, daß man aus Paris zu mir kam, um sie zu sehen.

Man kann sich meine Erregung denken.

Ich schritt weiter, vom Schreck gelähmt, aber ich schritt weiter, denn ich bin nicht feig. Ich schritt vorwärts wie ein Ritter aus den finsteren Zeiten, der in einen verhexten Ort eindrang. Auf Schritt und Tritt fand ich all Das wieder, was mir gehörte, meine Lustres, meine Bücher, meine Bilder, meine Stoffe, meine Waffen, — kurz, Alles, ... nur nicht den Schreibtisch mit meinen Briefen. Den sah ich nirgends. Ich ging in den Keller hinab, ich ging in die oberen Stockwerke hinauf. Ich war allein. Ich rief. Niemand antwortete. Ich war allein. Niemand war in diesem großen, labyrinthartigen Hause.

Die Nacht brach herein und ich mußte mich in der Dunkelheit auf einen meiner Stühle setzen, denn ich wollte nicht fortgehen. Von Zeit zu Zeit schrie ich: „Holla! Holla! Hier ist Jemand!“

Ich war schon mehr als eine Stunde da, als ich Schritte hörte, leichte, langsame Schritte; ich weiß heute noch nicht, woher sie kamen. Ich wollte schon davon laufen, aber ich nahm mich zusammen und rief von Neuem. Da bemerkte ich auch ein Licht in dem Zimmer nebenan.

„Wer ist da?" fragte eine Stimme.

„Ein Käufer," antwortete ich.

„Es ist spät. Um diese Zeit —"

„Ich warte schon seit mehr als einer Stunde."

„Sie können morgen wieder kommen."

„Morgen bin ich nicht mehr in Rouen."

Ich wagte nicht, weiter zu gehen, und er kam nicht. Ich sah das Licht seiner Lampe eine Tapisserie bescheinen, wo zwei Engel über den auf einem Schlachtfelde Gefallenen schweben. Sie gehörte mir auch.

„Nun: kommen Sie?" fing ich wieder an.

„Ich erwarte Sie," kam die Antwort."

Ich erhob mich und ging zu ihm.

In der Mitte eines großen Zimmers stand ein kleiner Mann, ganz klein und sehr dick, wie eine Spukgestalt, . . . eine schreckliche Spukgestalt.

Er hatte einen spärlichen, ungepflegten Bart von hellgetupften, gelblichen Haaren. Aber kein Haar auf dem Kopfe. Keins? Da er sein Licht ausgestreckt mir entgegenhielt, um mich zu sehen, schien mir sein Schädel wie ein kleiner Mond in diesem großen Raum, der ebenfalls mit alten Möbeln vollgepfropft war. Das Gesicht war runzlig und aufgedunsen, die Augen fast gar nicht zu sehen.

Ich kaufte drei Stühle, die mir gehörten, und bezahlte dafür einen hohen Preis. Dann gab ich die Nummer meines Hotelzimmers an. Sie sollten am nächsten Morgen vor neun Uhr geliefert werden.

Ich ging. Er begleitete mich sehr höflich bis an die Thür. Ich lief auf das Polizeibureau, wo ich dem Kommissar von meinem gestohlenen Mobiliar und von der Entdeckung, die ich eben gemacht hatte, erzählte.

Er fragte, während er das Protokoll aufnahm, telegraphisch bei dem Gericht an, das meine Diebstahlssache untersucht hatte, und bat mich, die Antwort abzuwarten. Ein Stunde darauf kam sie und war für mich völlig zufriedenstellend.

„Ich werde den Mann arretiren lassen und gleich ein Verhör anstellen," sagte er. „Er könnte am Ende Verdacht geschöpft und Das, was Ihnen gehört, bei Seite geschafft haben. Sie können ja jetzt diniren und in zwei Stunden wiederkommen. Ich werde dann hier ein neues Verhör mit ihm vor Ihnen anstellen."

„Sehr gern, mein Herr. Ich danke Ihnen sehr."

Ich dinirte in meinem Hotel und speiste mit mehr Appetit, als ich vermuthet hatte. Ich war sogar recht zufrieden. Man würde ihn schon fassen!

Zwei Stunden später ging ich wieder auf das Polizeibureau, wo der Beamte mich erwartete.

„Man hat Ihren Mann nicht auffinden können," sagte er. „Meine Leute haben ihn nicht verhaften können." Ich war einer Ohnmacht nah.

„Aber . . . Sie haben doch sein Haus gefunden?" fragte ich.

„Gewiß. Es wird sogar bis zu seiner Rückkehr überwacht. Aber er ist verschwunden.“

„Verschwunden?“

„Verschwunden. Er bringt gewöhnlich seine Abende bei seiner Nachbarin zu, auch einer Trödlerin, einer alten Hexe, der Wittwe Bidoin. Sie hat ihn heute nicht gesehen und kann über ihn keine Auskunft geben. Man muß bis morgen warten.“

Ich ging. Wie finster und schreckhaft die Straßen von Rouen mir vorkamen! ... Ich schlief sehr schlecht und hatte Albdrücken.

Da ich nicht zu unruhig oder ungeduldig aussehen wollte, wartete ich am anderen Morgen bis zehn Uhr, ehe ich auf die Polizei ging. Der Trödler war noch nicht zum Vorschein gekommen. Sein Laden blieb verschlossen.

„Ich habe alle nöthigen Schritte veranlaßt,“ sagte der Kommissar. „Das Gericht ist von der Sache benachrichtigt. Wir werden jetzt zusammen nach dem Laden gehen und ihn aufbrechen lassen. Sie werden mir Alles angeben, was Ihnen gehört.“

Ein Wagen brachte uns hin. Polizisten standen mit einem Schlosser vor der Thür des Ladens, die nun geöffnet wurde.

Ich sah beim Eintreten weder meinen Schrank, noch meine Fauteuils, noch meine Tische, — nichts, gar nichts von Alledem, womit mein Haus möblirt gewesen war. Und doch konnte ich am Abend vorher nicht einen Schritt thun, ohne auf eine meiner Sachen zu stoßen.

Der Kommissar war ganz überrascht und sah mich zuerst mißtrauisch an.

„Herr Gott, — das Verschwinden dieser Möbel trifft ganz sonderbar mit dem des Trödlers zusammen,“ sagte ich.

Er lächelte: „Das ist wahr. Es war Unrecht von Ihnen, die Bibelots, die Ihnen gehörten, gestern zu kaufen und zu bezahlen. Das hat ihn aufmerksam gemacht.“

„Was mir unfaßbar erscheint, ist, daß an allen Stellen, wo gestern meine Möbel standen, heute andere stehen.“

„Oh,“ meinte der Kommissar, „er hat die ganze Nacht Zeit gehabt, sie fortzuschaffen und zu ersetzen. Er hat gewiß Helfershelfer gehabt. Das Haus muß mit den Nachbarhäusern in Verbindung stehen. Fürchten Sie nichts, ich werde mich sehr angelegentlich mit der Sache befassen. Der Spitzbube wird uns nicht lange entgehen, da wir seine Höhle überwachen.“

— —

Mein Herz, mein Herz, mein armes Herz, ... wie es schlug!

— —

Ich blieb zwei Wochen in Rouen. Der Mensch kam nicht zurück. Natürlich! Wer sollte auch diesem Menschen in den Weg treten und ihn fassen? ...

Am Anfang der dritten Woche, früh morgens, empfing ich von meinem Gärtner, dem Wächter meines ausgeplünderten Hauses, das seitdem leer stand, folgenden seltsamen Brief:

„Gnädiger Herr,

„Ich habe die Ehre, dem gnädigen Herrn mitzutheilen, daß in der vergangenen Nacht Etwas passirt ist, das Niemand begreift! Und die Polizei eben so wenig

wie wir. Alle Möbel sind wieder angekommen, alle ohne Ausnahme, auch die ganz kleinen Sachen. Das Haus sieht jetzt wieder so aus wie am Abend vor dem Diebstahl. Die Geschichte ist, um verrückt zu werden! Sie hat sich in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend zugetragen. Die Wege sind aufgewühlt, als ob man Alles vom Gartenthor bis zur Hausthür gezogen hätte. So sah es auch an dem Tage aus, wo die Möbel verschwanden.

Wir erwarten den gnädigen Herrn.

Ihr ergebenster Diener
Philippe Raudin.

Nein, nein und dreimal nein! Ich werde nicht zurückkehren.

Ich trug den Brief zu dem Kommissar.

„Sehr geschickt zurückerstattet," meinte er. „Schweigen wir zunächst darüber. Wir werden unseren Mann schon dieser Tage abfassen."

— —

Aber man hat ihn nicht gefaßt. Nein. Sie haben ihn nicht gefaßt, — und ich zittere jetzt vor ihm, als ob ein wildes Tier hinter mir losgelassen wäre . . . Nicht zu finden! Es ist nicht zu finden, dies Monstrum mit dem Mondschädel . . . Man wird den Mann niemals fassen. Er wird nie in sein Haus zurückkehren. Was liegt ihm daran?

Und ich kann ihm begegnen und Das will ich nicht.

Ich will nicht, ich will nicht, ich will nicht!

Und wenn er zurückkehrt, wenn er seinen Laden wieder betritt, wer könnte beweisen, daß meine Möbel bei ihm waren? Gegen ihn ist nur mein Zeugniß und ich fühle, mein Zeugniß würde verdächtig klingen.

Nein! Diese Existenz war nicht länger möglich. Auch konnte ich das Geheimniß nicht bewahren. Ich konnte nicht mehr so leben wie alle anderen Menschen, mit der Furcht, daß ähnliche Dinge von Neuem beginnen könnten. Ich habe also den Doktor aufgesucht, der diese Heilanstalt leitet und habe ihm Alles erzählt.

Als er mich lange ausgeforscht hatte, fragte er:

„Würden Sie einwilligen, einige Zeit hier zu bleiben?"

„Sehr gern."

„Sie sind vermögend?"

„Ja."

„Wollen Sie einen Pavillon für sich?"

„Gern."

„Wollen Sie Freunde empfangen?"

„Nein, nein, Niemand! Der Mann aus Rouen könnte wagen, mich bis hierher zu verfolgen . . ."

— —

Und ich bin allein geblieben, ganz allein, seit drei Monaten. Ich bin beinahe ruhig. Ich habe nur eine Furcht . . . Wenn der Trödler verrückt würde . . . und wenn man ihn in dieses Asyl brächte . . . Nicht einmal mehr in den Gefängnissen ist man sicher. . . .

Guy de Maupassant.



Gummi.

Das brasilianische Eisenbahngeschäft der Diskontogesellschaft ist zwar etwas in den Hintergrund getreten, seit in Venezuela Zahlungschwierigkeiten entstanden sind; über kurz oder lang wird aber unsere Finanz und Industrie Brasilien doch näher rücken, das, wie neulich hier schon erwähnt wurde, zwei heute unentbehrliche Naturprodukte hat: Kaffee und Gummi. Die Gummifabrikation hat sich so beträchtlich vergrößert, daß unser Arbeitmarkt immer mehr damit rechnen muß.

Drei Viertel der Weltproduktion des Gummis sollen noch heute aus Brasilien stammen. Freilich sind auch auf Madagaskar schon seit einem Vierteljahrhundert größere Bassins eingerichtet, Borneo liefert — oft allerdings stark verunreinigten — Gummi, in den Rentabilitätberechnungen unserer Kolonien ist von Gummi die Rede und auf der brüsseler Ausstellung war vorzüglicher Kongogummi zu sehen. Ueberhaupt haben die Ausstellungen in diesem Punkt Manches geleistet; schon die wiener vom Jahre 1873 brachte so gute Brasil-Qualitäten zum Vorschein, daß der Kommissar mit der Bitte um Proben förmlich bestürmt wurde. Mit einem Zusatz von Zinnober wurden damals täuschende Korallenimitationen zu Stande gebracht. Für einen ungeheuren Bedarf ist aber das Wichtigste stets die Massenproduktion und die kann, wie gesagt, einstweilen nur Brasilien liefern. Früher gingen die Proben nach London, auch die deutschen Einkäufer reisten meist dorthin oder ließen durch den Broker kaufen; jetzt schicken unsere großen Fabriken ihre Waarenkenner oft direkt nach dem Ursprungslande. Weil sie Sand, Kraut u. s. w. zusetzen, stehen die Pflanzer und Händler drüben zwar noch immer in dem Ruf der Unzuverlässigkeit, aber die Verhältnisse haben sich doch schon etwas gebessert: die Verkäufer von Paragummi wissen jetzt, daß es ihnen Vortheil bringt, wenn ihre Waare als solid gilt. Noch immer wird aber das Produkt, statt nach dem Gewicht, nach dem Prozentsatz berechnet, da die landesüblichen Verunreinigungen erst durch ein besonderes Verfahren beseitigt werden müssen.

Dieser gereinigte Gummi ist aber so theuer, daß er ohne Beimischung ähnlicher Substanzen meist überhaupt nicht mehr zur Fabrikation gelangt, besonders, seit mehr Hartgummi verwendet wird. Zunächst hat man es mit einer plastischen Substanz wie Lehm oder Thon zu thun, die praktisch aber erst verwerthet werden kann, wenn ihr in unseren Fabriken reiner Schwefel beigemengt und eine kürzere oder längere Erhitzung eingetreten ist. Trotz der Zunahme der Rohproduktion sollen selbst unsere bedeutendsten Etablissements nach Quantität und Preis nicht annähernd genug fabriziren können, wenn sie nicht Surrogate beimischen. Deshalb hängt auch der gute Ruf und die Leistungfähigkeit solcher Fabriken, die ja stets Chemiker haben, von der Menge und Qualität der zugesetzten Surrogate ab. Als ich einmal ein Elektrizitätwerk besuchte, machte der Vertreter einer Gummifabrik gerade eine Offerte, die um die Hälfte billiger als gewöhnlich war; er wurde zu meinem Erstaunen trotzdem abgewiesen. Auf meine Frage nach den Gründen wurde mir ausführlich geschildert, wie leicht schlechte Fabrikate brüchig werden und welche Betriebsstörungen daraus entstehen können. Von gutem Hartgummi soll verlangt werden: absolute Widerstandsfähigkeit gegen verdünnte Säuren und verdünnte Alkalien, ferner Unveränderlichkeit unter dem Einfluß von Kälte und Hitze innerhalb der normalen Grenzen. Da nun die Erfahrung lehrt, daß starke Surro-

gate weder in ihren physikalischen noch in ihren chemischen Eigenschaften befriedigen, so werden Fabriken von Rang zur Fabrikation nur solche Abfälle benutzen, die noch ziemlich viel Gummi enthalten. Natürlich werden auch umfangreiche Hartgummigegenstände, z. B. Accumulatorenkasten besseren Genres, ein Rohprodukt verlangen, dem Hartgummistaub, etwa aus der Kammfabrikation, beigemengt ist. Kämme werden vielfach gesägt, ergeben also Sägemehl. Weniger „anständige", also billiger liefernde Etablissements nehmen Beschwerungmittel wie Schwerspat, die den Hartgummi brüchig machen und allerlei Unannehmlichkeiten zur Folge haben.

Das elektrotechnische Isolirmaterial aus Hartgummi und Weichgummi gilt namentlich für Kabel als unersetzlich. Ein transatlantisches Kabel besteht bekanntlich aus einer „Seele" von Kupferdrähten, die mit Lagen von vulkanisirtem, geschwefeltem Gummi umgeben ist. Man kann sich denken, welchen kolossalen Zugkräften, welchen plötzlichen mechanischen Einflüssen ein Kabel im Meeresboden ausgesetzt ist; man begreift deshalb auch den Werth eines Gummis, der nicht reißt und nicht bricht. Nur das allerbeste Material ist da zu brauchen. Auch die Kabel für Kraft und Licht erfordern enorme und sehr gute Gummimengen. Auf diesem Gebiet war die Firma Siemens & Halske lange Alleinherrscher; heute kommen neben ihr noch Felten & Guillaume in Mülheim am Rhein in Betracht, die den Kupferpreis mit diktiren sollen und Schuckert als ihren größten Kabelabnehmer mit finanziren halfen, ferner Häuser in Berlin, Köln, Dortmund und Siemens Brothers in London. Frankreichs Produktion ist nicht bedeutend. In den Vereinigten Staaten begnügt man sich meist mit dem sehr großen Gewinn an gezogenem Kupfer. Die Kabelfabrikation erfordert langjährige Erfahrung; man versichert mich, daß es da kaum eine Literatur gebe, weil die Geschäftsgeheimnisse nicht preisgegeben werden. Neuerdings sind in Berlin und Offenbach Fabriken entstanden, die nur Maschinen zur Anfertigung von Kabeln herstellen, wie Spulen- und Spinnmaschinen, — natürlich nur zu Lichtzwecken, während die Kabel für transatlantische Verbindungen, Telegraphie und Telephonie völlig tadellos sein müssen und deshalb noch immer auf zwei oder drei Firmen beschränkt bleiben. Nackte Kupferdrähte ohne Gummi würden oberirdisch genügen, aber gegen solche Leitungen, die das Auge ärgern, wird die Opposition bekanntlich immer stärker. Ungleich geringer würde der Gummibedarf werden, wenn die kupfernen Drähte jemals durch silberne ersetzt werden könnten, denn da Silber doppelt so gut leitet, braucht es nur die halbe Dicke und auch die Gummiumlage könnte im entsprechenden Verhältniß vermindert werden. Einstweilen freilich kostet das im Werth gesunkene Silber noch immer 150 Mark per Kilo, gezogenes Kupfer dagegen nur 2 Mark. Allerdings brauchte man das Silber nur zu 75 Mark zu rechnen, da ja die doppelte Stärke der Leitung nur etwa die Hälfte des Kupfermaterials erfordern würde. Der Aufschwung der Elektrotechnik läßt natürlich neue Kabelwerke entstehen, z. B. das der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft in Berlin. Die Konkurrenz hat diesen Artikel so verbilligt, daß man jetzt selbst bei kleineren Centralen sich Kabel leistet, die früher acht- bis zehnmal theurer als Luftleitung waren, jetzt aber nur noch sechsmal theurer sein sollen. Die Kabelfabriken brauchen ein großes Personal zur Beaufsichtigung der komplizirten Maschinen; zwar wächst auch dort die automatische Fabrikation, aber die Zahl der Hände wird, weil die Betriebe stets vergrößert werden, doch nicht geringer.

Einen außerordentlichen Vortheil hat das Radfahren der Gummindustrie gebracht. Man muß bedenken, daß die Pneumatics erst seit etwa sechs Jahren eingeführt sind. Jetzt beschäftigen sich zahlreiche Gummifabriken überhaupt nur noch mit diesem Artikel. Solche Fabriken findet man besonders in Frankfurt, Hannover und Wien. Für Pneumatics wird viel reiner Gummi gebraucht; Das macht für ein Fahrrad 40 Mark im Detail, also 20 Mark für den Reifen. Diese Summe muß aber fast alljährlich hineingesteckt werden, so oft ist die Erneuerung nöthig. Wenn man also den regelmäßigen Jahresbedarf eines Fahrrades an Gummi mit 40 Mark für das Publikum anzunehmen hat und diesen Betrag mit den vielen Hunderttausenden von Fahrrädern multiplizirt, so läßt sich schon daraus die ungeheure Vermehrung des Gummibedarfes erklären. Den Hauptverdienst dabei scheinen aber die Fahrradfabrikanten als Zwischenhändler selbst einzustecken; doch betheiligen diese Fabriken sich auch gern direkt an der Gummiproduktion, — wie es über kurz oder lang die Elektrizitätwerke auch thun werden. Die größten Pneumaticfabriken sind in Amerika, dann folgt in weitem Abstand England.

Von anderen wichtigen Artikeln der Gummibranche seien die chirurgischen erwähnt, die in London, Paris und München ihre Hauptwerkstätten haben. Den größten Absatz finden aber wohl die leicht zu reinigenden Gummikämme. Hauptfabrikationstätten sind Hamburg, Mannheim, Hannover, Edinburg. Büffelhornkämme sind eben theurer. Viel verlangt werden natürlich auch noch immer Schläuche, über deren verschlechterte Qualität aber häufig geklagt wird; es soll heutzutage schwer sein, annähernd befriedigende Schläuche zu Wasser-, Heiz- und Verbindungzwecken zu bekommen. Auch wird mir die chemische Analyse dabei als recht schwierig geschildert. Beim Weichgummi soll das beste Erkennungmittel das geringere spezifische Gewicht sein, die Schlauheit der Fälscher weiß sich aber auch da zu helfen. Für Gummischuhe bleibt Petersburg der Hauptexportplatz. Gummimäntel kamen früher viel aus England und Amerika, aber ihre Verwendung hat aus Gesundheitrücksichten sehr nachgelassen. Große Gummimengen werden auch in Spielzeug, das ja nicht lange zu halten pflegt, vor Allem für Gummibälle, verbraucht; hier kommt es hauptsächlich darauf an, daß der Stoff völlig giftfrei ist. Was für Flaschenverschlüsse, Saugapparate, Billardbanden, Luftballons und Taucherwerkzeuge an Gummi gebraucht wird, ist allgemein bekannt. Gummibänder werden weniger als früher verwandt. Von den Imprägnirungmitteln enthalten viele Gummi, weil dieser Zusatz Farbe und Lack gegen Witterungeinflüsse u. s. w. schützt.

Am Theuersten sind bei der Gummifabrikation die Formen. Für die meisten Gegenstände müssen sehr genau gearbeitete Formen vorhanden sein und dazu sind viele Maschinen nöthig. Da der Gummi seine Form nur durch Hitze und feste Umgrenzung erhält, so sind z. B. für hundert gleich große Gegenstände, die gleichzeitig fabrizirt werden sollen, auch hundert Formen nöthig. Das erklärt auch, weshalb man oft auf ein neues Modell Wochen lang warten muß.

Die Chemiker, die in Gummi geübt sind, sollen an den Fingern zu zählen sein. Die Chemie sucht eifrig nach einem völligen Ersatz für Gummi. Das sonst so brauchbare Celluloid ist zu feuergefährlich, während Gummi nur schwer brennt. Bisher ist ein Ersatz noch nicht gefunden; wird er eines Tages entdeckt, dann dürfte auch mit einem Schlage die wilde Spekulation in Gummi aufhören. Pluto.



Notizbuch.

Ueber die letzten Kaisermanöver ist Manches geschrieben und mehr noch gemurmelt worden. Schon seit etwa sieben Jahren sickert aus dem engen Kreise der Sachverständigen mählich die Meinung in die erschreckten Massen, die großen Manöver dienten zu einem beträchtlichen Theil nur noch dekorativen Zwecken, Lebende Bilder nähmen in ihrem Verlauf einen beinahe beängstigend breiten Raum ein und der praktische Nutzen dieser kostspieligen Uebungen, zu denen immer zahlreichere Truppenkörper herangezogen werden, habe sich dadurch in bedauerlich schnellem Tempo verringert. Im Reichstag hat Herr Bebel früher einmal tadelnd erwähnt, daß seit ein paar Jahren in den großen Manövern mit Vorliebe gewaltige Kavalleriemassen gegen die Infanterie losgelassen werden, obwohl diese Strategie in einem wirklichen, nicht nur scheinbaren Kriege sicher zu einer Abschlachtung von Rossen und Reitern führen und nicht die mindeste Hoffnung auf einen militärischen Erfolg lassen würde. Herr Bebel hat als Kritiker unseres Heerwesens nun zwar noch keine Lorbern gepflückt und seine Anklagen und Beschwerden sind in gerichtlicher Beleuchtung recht häufig als unhaltbar erwiesen worden; seine Ansicht über den Werth gewisser Kavallerieattaquen scheint aber, wie man jetzt in Privatgesprächen recht oft hören kann, auch von besseren Strategen getheilt zu werden. Die Feuerwirkung der Infanterie ist bei dem großen Ziel, das selbst schwache Kavalleriekörper bieten, heutzutage so verheerend, daß jeder Reiterangriff auf geordnetes und wehrfähiges Fußvolk zu einem Todesritt wird; eine Kavallerieattaque kann nur dann zu einem Erfolge führen, wenn die angegriffene Infanterie sich schon völlig verschossen oder durch eine Panik die Willenskraft verloren hat, die ihr den Gebrauch des Gewehres ermöglicht. Darüber besteht bei den Sachverständigen kaum irgend ein Zweifel; und gerade deshalb sind sie über die Hartnäckigkeit erstaunt, womit in den Kaisermanövern große Kavallerieattaquen auch gegen durchaus wehrfähige Infanteriekörper unternommen werden. Manöver sollen ein möglichst ähnliches Bild des Krieges, seiner Gefahren und Vertheidigungmittel bieten. Wenn man nun sieht und hört, daß immer wieder Evolutionen angeordnet werden, die im Kriege unwirksam bleiben oder gar verhängnißvoll werden müßten, dann entsteht nicht nur bei bösartigen Nörglern die ernste Befürchtung, daß auch auf diesem gefährlichen Gebiet die dekorative Augenblickswirkung höher geschätzt wird, als es im Interesse der Sache wünschenswerth wäre. Eine in den sicheren Tod reitende Kavalleriebrigade, deren Führer auf einem Schimmel sitzt — während der weithin leuchtende Schimmel, weil er den Reiter als Zielpunkt leicht erkennbar macht, in einer wirklichen Schlacht längst nicht mehr erscheint —, mag dem Auge ein schönes Bild bieten; aber die Manöver haben ja nicht den Zweck, Theatergepränge und Balletszenen vorzuführen. Den Sinn der Reiterangriffe bei Eylau, Waterloo, Mars-la-Tour und Reichshofen kann auch der Laie verstehen; die Bedeutung der neulich bei Homburg vorgeführten Kavallerieattaque ist selbst sachkundigen Offizieren unverständlich geblieben. Wenn man bedenkt, wie lästig so ungeheure Militärkörper den Ortschaften sind, die für ihre Uebungen das Gelände hergeben müssen, welcher Flurschaden durch riesige Reitermassen angerichtet wird und wie viel Mühe und Kosten nachher die Taxen und Entschädigungen machen, dann wird man wünschen müssen, daß so ernste Dinge auch ernsthaft und nüchtern behandelt werden ... Man hört auch noch schlimmere Befürchtungen von militärisch erfahrenen Leuten aus-

sprechen; sie sagen, auf dem Schlachtfelde, wo oft das innere Gleichgewicht, der kühle Kopf und die Zeit zu ruhiger Erwägung der Lage fehlt, könne am Ende mancher nicht ganz selbständige und in der Schule des Krieges erwachsene Führer zu den Mitteln greifen, deren scheinbar erfolgreiche Anwendung er im Manöver beobachtet hat, und durch solche Irrthümer könne die Wehrkraft unseres Vaterlandes empfindlich beeinträchtigt werden. Die Furcht, die Kaisermanöver, auf die in einem nationalliberalen Blatte schon das böse Wort Prunkmanöver angewandt worden ist, möchten auf die Dauer mehr Verwirrung als Nutzen bringen, ist nun einmal verbreitet und die verantwortlichen Leiter des deutschen Heerwesens sollten dafür sorgen, daß sie bald und für immer mit der Wurzel beseitigt wird. Früher wußte Jeder, auch der sozialdemokratische Arbeiter, daß in der deutschen Armee mit nüchterner Zähigkeit und mit vorsichtiger Klugheit gearbeitet wird und daß täuschender Schein in diesem ehernen Gefüge keine Stätte hat; es wäre ein nie wieder zu ersetzender Verlust, wenn nun auch diese Zuversicht schwinden und im Sinn des Volkes mißtrauischem Zweifel Platz machen würde.

* * *

In einem Manöverbericht, der das Verweilen des Kaisers und seiner Gäste auf den kaichener Höhen schilderte, konnte der deutsche Patriot frohen Sinnes in der Kölnischen Zeitung neulich die folgenden Sätze lesen: „Bald darauf wurde dem Kaiser, der eine Cigarette rauchte, die Ankunft der Kaiserin gemeldet. Kaiser Wilhelm ritt dem von der Leibgarde der Kaiserin geleiteten Wagen entgegen und entbot der Königin von Italien und seiner Gemahlin herzlichen Gruß. Als der Kaiser, zur Seite der Königin reitend, die Aufstellung des kaiserlichen Wagens anordnete, stürzte einer der vielen hundert Neugierigen, der sein Augenmerk nur auf die Allerhöchsten Herrschaften und nicht auf das den Weg füllende Schlammmeer gerichtet hatte, in Folge eines Fehltrittes vornüber mit Kopf und Händen dicht vor dem Kaiser in die dicke Brühe. Als der Gestürzte sich aus dem Schlammbad erhob und, mehr einem wandelnden Schmutzhaufen als einem Menschen ähnlich, selbst lachend über sein Mißgeschick mit erhobenen Armen davonlief, mußte auch der Kaiser herzlich lachen über das tragikomische Bild, das sich ihm bot Ehe der Kaiser den hohen Frauen entgegenritt, warf er den Rest der Cigarette weg: wie eine Heerde Wilder stürzten die Umstehenden darauf los und ein Bauersmann war so glücklich, das Endchen zu erhaschen. Von mehreren herbeieilenden Engländern erstand einer, ein Raritätensammler, den Cigarettenrest von dem Manne für einige Goldstücke." Manches Jahr ist verstrichen, seit Treitschke seine sächsischen Landsleute höhnte, weil sie an „läppischen Anekdoten über gnädige Aeußerungen der ‚Herrschaften'" Vergnügen fänden. Hätte der deutsche Prophet länger gelebt, dann hätte er gesehen, daß die Eigenschaft, die er für einen üblen Zug des alten Sachsenthumes hielt, in den modernsten Theilen seines geliebten Preußenlandes unter noch viel häßlicheren Formen fühlbar werden kann. Schlimmeres als den ekelen Hordenkampf um den Cigarettenstummel des Kaisers wird man selbst auf den dunkelsten Blättern der Geschichte des byzantinischen Niederganges schwerlich finden. Vielleicht aber kommt es bei uns bald noch so weit, daß treue Unterthanen gierig aufschlürfen, was die Allerhöchsten ausgespieen haben, und das widrige Bild des Speichelleckens holde Wirklichkeit wird.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.